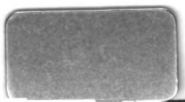
NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08170383 1

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

*I

Illu

Digitized by Google

Die
Illustrirte Welt.

Blätter

aus

Natur und Leben, Wissenschaft und Kunst

zur

Unterhaltung und Belehrung

für die Familie.

Erster Jahrgang.

Preis des Jahrgangs:
2 Thlr. — 3 fl. 36 kr. rh.

1853.

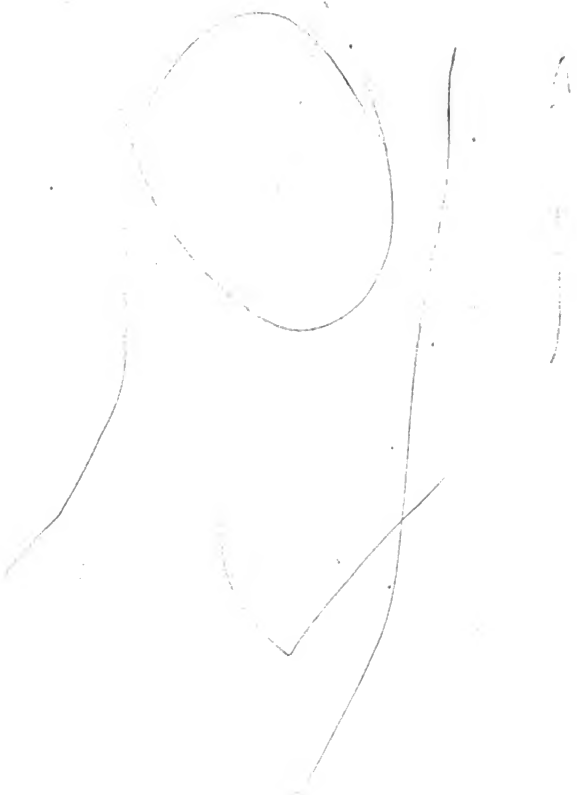
Preis des Monatsheftes:
5 Sgr. — 18 kr. rh.

Stuttgart.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

Digitized by Google

217241B



Digitized by Google

An die Leser!

Der erste Jahrgang unsrer Zeitschrift liegt vollendet vor uns. Der Muth, mit dem wir im Vertrauen auf die schöne Sache, wie auf die künstlerischen und literarischen Kräfte, die uns zu Gebote standen, das Werk begannen, ist durch die große, und selbst unsre weitesten Erwartungen übertreffende, Theilnahme, die es überall, in der Heimath, wie in der Fremde, gefunden, erhöht und gestärkt worden. Wir haben, so viel in unsern Kräften stand, den Plan festgehalten und durchgeführt, den wir in unsrem Prospekte entwickelten und uns durch den Erfolg überzeugt, daß wir mit diesem Plane die Wünsche und Bedürfnisse des großen Publikums richtig erfaßt: er wird uns daher auch künftig Maaß und Ziel sein. Den ganzen Stoff, der im Prospekte angedeutet lag, in einem Jahrgang zu erschöpfen, ist unmöglich und wird uns auch von keinem unserer freundlichen Leser zugemuthet werden wollen. Unsre Aufgabe ist vielmehr eine „fortlaufende Encyclopädie", nicht eine abgeschlossene, und was heute nicht seine Erledigung finden kann, wird sie morgen finden. Denjenigen Fächern und denjenigen Ländern, welche im vorliegenden Jahrgang noch nicht die gebührende Berücksichtigung zu Theil werden konnte, soll unser Augenmerk im kommenden Jahrgang besonders gewidmet sein und wir hoffen, das lebendige Interesse, das man dem schenkte, was wir gaben, für das zu erhalten, was wir bringen werden. Im Hinblick auf die künstlerischen, wie literarischen Arbeiten, die bereits vorliegen, dürfen wir getrost versprechen, in Zukunft noch Schöneres zu bieten, als uns bisher zu geben vergönnt war. Um der „Illustrirten Welt" den vollen Werth einer Encyclopädie zu geben, haben wir sie mit zwei umfassenden und genauen Registern ausgestattet, die dem Leser eine bequeme Handhabe bieten werden.

Freudig und vertrauensvoll blicken wir in die Zukunft unseres Unternehmens: möge der wohlwollende Leser ihm treu bleiben, wie wir unsere Aufgabe mit „strenger Treue gegen das Publikum und treuer Strenge gegen uns" zu erfüllen streben werden.

Die Redaction.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Illuſtrirte Welt.

Blätter aus Natur und Leben, Wiſſenſchaft und Kunſt.

Zur Unterhaltung und Belehrung

für die Familie.

1. Erſter Jahrgang. 1853.

Der Winter im Norden.

Digitized by Google

Prospect.

Die ganze Welt in Bild und Wort, für's Auge, für den Geist, für's Herz, für Alle und Jeden! so lautet das Motto unserer neuen Zeitschrift, die in reichem Wechsel Altes und Neues, Vergangenheit und Gegenwart, aus allen Zonen und Ländern, vom fernen Westen bis zum fernen Osten, vom kalten Norden bis zum heißen Süden, durch die tüchtigsten Kräfte der Kunst und Wissenschaft unterstützt, an den Blicken des freundlichen Lesers vorüberziehen lassen wird.

Was immer die Aufmerksamkeit und die Theilnahme des wißbegierigen, für das Schöne und Gute empfänglichen Menschen fesseln kann, was dem Geiste Stoff zum ernsten Nachdenken oder zu unterhaltender Plauderei, im öffentlichen Leben, wie am häuslichen Herde bietet, was unser Herz bilden, unser Wissen erweitern kann, — werden wir durch gediegene und ansprechende Bilder lebendig und anschaulich darstellen, durch erschöpfenden und unterhaltenden Text klar und verständlich schildern.

Wie die großen Erfindungen der gewaltig schaffenden Gegenwart, Eisenbahnen und Dampfschiffe, uns mit Riesenschnelligkeit und mit den kleinsten Kosten nach allen Enden der Welt führen, wohin unser Geist und unser Herz sich nur sehnen mag, so werden wir durch das rasche Wort und Bild die ganze Welt in Ruhestunden dem Leser vor die staunenden Augen zaubern und selbst den schwächsten Mitteln Rechnung tragen, da die Welt für Alle, für Reich und Arm, für Groß und Klein geöffnet werden soll, wenn wir die Aufgabe unserer Zeit richtig erfaßt haben.

Die Kenntnisse, die wir aus großer Männer Forschungen in Natur und Leben, in Wissenschaft und Kunst gewonnen, sollen Gemeingut werden — und dazu mit dem ganzen Aufwande der bedeutenden Kräfte, über die wir gebieten können, beizutragen, ist der Zweck dieser Blätter, die zu gleicher Zeit anregen und zerstreuen, Unterhaltung in der Belehrung, Belehrung in der Unterhaltung bieten werden, um dem Geiste ebenso nützlich, als dem Herzen erfreulich zu sein.

Diesen großen Zweck zu erreichen, den wir in seiner hohen Bedeutung in's Auge gefaßt, genügte nicht die flüchtige Idee, nicht der bloße „gute Gedanke", nein, wir begründen das ganze Unternehmen auf einen lange vorbereiteten, wohlüberlegten Plan, den wir mit strenger Treue gegenüber dem Publikum und treuer Strenge gegen uns festhalten werden.

Dieser Plan beabsichtigt die Fächer des für Alle interessanten menschlichen Wissens, in periodischer Wiederkehr der einzelnen Stoffe in den Kreis der Besprechung zu ziehen.

Um die Reichhaltigkeit dieses Plans recht anschaulich zu machen, nennen wir die ganze Reihe der Wissenszweige, die wir behandeln und des Unterhaltungsstoffes, den wir dem Ganzen einweben:

Naturwissenschaft;

Naturkunde (Zoologie, Botanik, Mineralogie);

Geschichte (Weltgeschichte, Biographie);

Geographie (Länder- und Völkerkunde, Reisen- und Sittenbilder);

Kunst im Alterthum und Neuzeit (Baukunst, Bildhauerei, Malerei, Musik und Dichtkunst);

Handel und Wandel (Agrikultur, Technik, Industrie, Weltverkehr, Productenkunde und Haushalt, mit besonderer Rücksicht auf die Frauenwelt);

Erzählungen, Lebensweisheit in Aussprüchen großer Männer;

Kleine Blätter aus Natur und Leben.

Springt die Reichhaltigkeit aus dieser Uebersicht ins Auge, so wird das Interesse jedes Einzelnen durch die regelmäßige Wiederkehr der Fächer angeregt, und der Leser jedes Standes, jedes Alters kann mit Sicherheit auf den reichsten Stoff für seine besonderen Lieblingsstudien und Lieblingsunterhaltungen zählen. Wir aber werden es uns zur Aufgabe machen, alle Nationen, alle Zeiten mit gleicher Liebe zu behandeln und die deutsche Gründlichkeit überall durchblicken zu lassen, ohne in den Ton trockner Belehrung zu verfallen: Alles soll im Gegentheil die vollen, markigen Formen des frischen Lebens tragen, in welchem Bestreben wir durch den Reichthum der Bilder unterstützt werden, für welche die tüchtigsten Kräfte des In- und Auslandes gewonnen sind. Bild und Wort sollen sich gegenseitig ergänzen: kein Bild ohne das erklärende Wort als den schmückenden, unentbehrlichen Rahmen unserem Werke einverleibt werden.

In der Form aber wird uns Klarheit und strenge Sittlichkeit zur Hauptrichtschnur dienen, damit jeder Vater, jede Mutter unsere Blätter mit Ruhe in die Hände der Kinder jedes Alters und Geschlechtes legen könne und „die illustrirte Welt" die Lieblingslektüre jedes Hauses, jeder Familie werde, in welcher sie sich eingebürgert, ja daß man von Woche zu Woche, von Blatt zu Blatt begierig erwarte, was wir bringen, und endlich die einzelnen Nummern wie einen köstlichen Schatz des Wissens und der Unterhaltung sammle: kurz, wir wollen — wir werden uns so interessant und angenehm machen, daß wir ein unentbehrlicher Gast bleiben, wo man uns nur einmal freundlich aufgenommen.

Um aber an allen Thüren anklopfen zu können, machen wir so bescheidene Ansprüche, daß selbst der, dem die Mittel zu solchen Ausgaben sonst versagt sind, unser Blatt wird kaufen können, während wir keine Opfer, keine Kosten scheuen, um der Belehrung und Unterhaltung unserer freundlichen Leser den reichhaltigsten, mannigfaltigsten und anziehendsten Stoff, geschmückt mit den schönsten Bildern, zu bieten. An Muth bei unserer großen Aufgabe kann es uns nicht fehlen, wenn wir auf die künstlerischen und schriftstellerischen Kräfte hinblicken, die mit der ganzen Summe ihres Talentes und Wissens uns jeden Augenblick zu Gebote stehen.

Nur Eure Theilnahme, freundliche Leser, erbitten wir uns, daß der Erfolg das schöne Werk mit seinem Segen kröne!

Digitized by Google

Der Winter im Norden.

Zum ersten Bilde.

Die Erde ruht unter einem weißen Teppich; die Tannenzweige biegen sich unter der Last des Schnees, der die Hügel zu Alabasterfelsen macht; die gefesselten Wasser haben ihre Stimme verloren; der Himmel hat die Farbe des Stahles angenommen und die Luft scheint seine Schärfe zu haben.

Für die Länder des Nordens ist der Winter die Zeit der Reisen und der Feste. Er unterbricht die Arbeit und gönnt Jedem freie Muße. Er wirft eine Eisbrücke über die Flüße, er ebnet die Hügel, er nivellirt die Thäler; überall öffnen sich Wege, welche die Entfernungen abkürzen. Seht, wie alles lebendig wird, wie die Schlitten die eisige Ebene nach allen Richtungen durchkreuzen. Selbst der Knabe, der die Schrittschuhe an hat, scheint die Siebenmeilenstiefel des Märchenzwerges gefunden zu haben.

Einer jedoch hat sie sich wieder losgeschnallt. Seine Hand kehrte den mit Schnee bedeckten Boden; er sammelt trockene Aeste auf einen Haufen und eine lustige Flamme lodert durch die Rauchwirbel.

Bei diesem Anblick hält ein Schlitten; zwei in Pelz gekleidete Frauen steigen aus; sie tragen in ihren Armen ein zartes Geschöpf, dem die Kälte die Wangen entfärbt, die Augen geröthet, während es unter den reichen Kleidern schauert. Als es das Feuer gewahr wird, stößt es einen Freudenschrei aus, streckt die Händchen aus und lächelt dem jungen Bauern zu, der die Flamme anfacht.

Auf dem Schnee kniend zerbricht dieser die mit Reif bedeckten Zweige und lacht bei seiner Arbeit. Für ihn, der immer dem rauhen Wechsel der Witterung ausgesetzt ist, hat die Kälte nichts verletzendes.

Er freut sich des jubelnden Kindes und noch ehe er für das reiche Geschenk der edeln Frauen gedankt, fliegt der glänzende Schlitten über die glatte Bahn davon.

Der Strohhut.

Erzählung mit Bild.

Wo geht der Alte und der Knabe mit entblößtem Haupte hin? Die Landschaft, die sie umgibt, nennt uns deutlich ihr Vaterland, und man erkennt in der romantischen Gegend, die vor unserem Blicke liegt, eines jener Schweizerthäler, in welchen zwischen ungeheuren Felsenmassen ein stiller See schlummert. Während ich, mit dem Auge auf dem lieblichen Gemälde ruhend, diese Blätter schreibe, fühle ich das Herz vor Freude schlagen und die Augen sich mit Thränen füllen; denn dieser See, diese Tannen gemahnen mich an schöne Tage, die nicht wiederkehren!

Mein Reisebegleiter hatte sich niedergelassen, um zu zeichnen; seine Kreide erfaßte im Vorübergehen diesen Alten, der, die Hand auf die Schulter des Enkels gestützt, langsam den steilen Pfad hinaufstieg, den Ihr vor Euch seht. Ich folgte dem Greise und dem Kinde, die in einem freundlichen Gespräche begriffen schienen. Ich horchte mit großer Aufmerksamkeit, um den schwierigen Schweizer Dialect zu verstehen.

Unter den Vorzügen des Landlebens darf das Privilegium, das es den Großältern gibt, ihr Alter mit der Erziehung der Kinder zu erheitern, nicht gering angeschlagen werden. In Städten trennt die Schule sehr häufig das Kind vom Großvater; aber ihr Arm reicht nicht so weit, um es auch den einsam an den Abhängen der Berge ruhenden, weit zerstreuten Hütten streitig zu machen. Während die Aeltern das ferne Land bebauen, oder die Heerden auf den Höhen weiden, hütet der Großvater das Haus und die junge Familie, und versieht dies Amt mit einer liebevollen Zärtlichkeit, die man vom rauhen Alpenbewohner kaum erwartet.

Später, im Verlauf der Zeiten wird der Großvater Schulmeister, in der ganzen Ausdehnung des Wortes. Wie er das Kind an der Hand die Abhänge hinabgeführt, so leitet er nun mit Vorsicht die erwachende Vernunft auf dem Wege des Lebens, eine nicht minder gefahrvolle Bahn, auf der jeder falsche Schritt in unermeßliche Untiefen stürzen kann.

Der Alte, dem wir gefolgt sind, hat sich mit dem Knaben in ein Gespräch eingelassen, bei dem mich die Antworten des Großvaters nicht weniger in Staunen setzten, als die Fragen des Kindes.

„Nun, wenn Du mein Großvater bist, wer war dann der Deine?"

„Das war Johann Conrad Tiedlitz, ein braver Mann, Du darfst es glauben."

„Und sein Großvater, das war gewiß Vater Adam?"

„Es ist noch weit, mein Kind, von Johann Conrad Tiedlitz bis zu unsrem Vater Adam. Siehst Du die Blätter, die an der Rothbuche hängen? Nicht weniger sind's Jahre von meinem Großvater bis hinauf zum Urvater des menschlichen Geschlechts!"

„Und der erste Mensch hatte keinen Vater?"

„Gott hat ihn mit seinen Händen geschaffen."

„Das muß schön sein, ein Kind Gottes zu sein."

„Mein Sohn, jeder Mensch, wenn er klug und weise ist, kann im Geiste ein Kind Gottes sein und so müssen auch wir wünschen, eines zu werden."

„Man kann ein Kind Gottes werden? Wie das?"

„Wie in der heiligen Schrift geschrieben steht: wenn wir uns reinigen von unsern Sünden, wenn wir die bösen Begierden unterdrücken, wenn wir einen ganz neuen Menschen anziehen: dann werden wir dem Leben wiedergeboren und dieses Leben hat uns Gott gegeben."

„Dann, lieber Großvater, bist Du gewiß zweimal geboren, denn Du bist gut und weise, wie Abraham selbst."

„Kind, wenn Du mir ins Herz blicken könntest, wie Gott, würdest Du nicht so sprechen."

So lautete das Gespräch der beiden armen Landleute, Dessen, der einst die Heerde gehütet und Dessen, der sie künftig hüten sollte. Ich trat zu ihnen und grüßte sie freundlich. Obgleich die Jahreszeit schon ziemlich vorgeschritten, war es doch noch außerordentlich heiß um Mittag, namentlich auf diesem Bergrücken, der der vollen Gluth der Sonnenstrahlen ausgesetzt war. Ich drückte den beiden Wanderern mein Erstaunen darüber aus, sie entblößten Hauptes zu sehen. Der Knabe deutete mit der Hand nach einem Gegenstand in der Ferne, den ich jedoch nicht unterscheiden konnte. Der Alte blieb stehen und sah mir fest ins Auge, als wollte er prüfen, ob ich wohl in der Stimmung sei, seine Erzählung anzuhören. Das Resultat dieser Prüfung schien günstig für mich auszufallen, denn der Alte befriedigte ohne Zögern meine Neugierde. Während wir unsern Weg fortsetzten, begann er folgendermaßen:

„Vor drei Jahren, mein Herr, war's ein Tag wie heute, nur blies ein starker Wind; ich war allein zu Hause mit dem kleinen Conrad."

„Dem guten Knaben hier?"

„Ja, mein Herr. Bemerkten Sie ein beinahe neues Haus, das letzte, das Sie beim Heraufsteigen sehen mußten?"

Digitized by Google

„Allerdings habe ich es bemerkt. Ein Mann war damit beschäftigt, einen Tannenbaum zu behauen.“

„Das ist mein Sohn, den Sie gesehen. Nun gut, ich saß vor dem Haus, das heißt, an dem Orte, wo es damals stand. Conrad war einige Schritte von mir entfernt, er spielte am Brunnen und ich, alter Knabe, freute mich über seine Freude. Der Ort ist dem Winde sehr stark ausgesetzt. Ich rief Conrad zu: Drücke Deinen Hut tiefer ins Gesicht; der Wind nimmt ihn sonst mit sich fort. Er aber war zu sehr damit beschäftigt, ein kleines Segelschiffchen, das wir zusammen gemacht, in dem Troge schwimmen zu lassen. Der Wind schlug die Barke um, das Kind schimpfte über den Freudenstörer; und im Augenblick, als ich nach der andern Seite sah, hörte ich einen Schrei. Ich glaubte zum Mindesten, das Kind sei in den Trog gefallen: dem war aber nicht so; der Strohhut, ein ganz neuer Hut, den er von Muhme Gertrud zum Geschenk erhalten, flog wie ein Sperber durch die Luft, und ein Hut, der davonfliegt, ist hier zu Lande bald außer dem Bereich der Hand.

„Conrads Hut nahm seinen Weg ins Thal hinab. Das Kind lief ihm nach und schrie aus Leibeskräften: ich lief dem Kinde nach und rief ihm, bis es mich hörte, worauf wir mit einander den Fußpfad hinabstiegen. Während wir an einem jähen Abhang hingingen, wo wir den Flüchtling zu finden hofften, hörten wir das Rollen eines Donners; ich erhob die Augen zum Himmel: nirgends eine Wolke. Was ist das? sagte ich zu Conrad. Er war so sehr mit seinem Hute beschäftigt, daß er nichts gehört hatte. Ich konnte seine Zerstreuung begreifen, er sah nämlich tief unten den Wanderer von Dornen angehalten. Wir mußten einen großen Umweg machen, um zu ihm zu kommen; glücklicherweise erreichten wir ihn, ehe er seinen Ruheplatz geändert. Conrad ergriff ihn, zankte ihn tüchtig aus und setzte ihn mit größerer Vorsicht, als zuvor, auf seinen Kopf.

„Du hast mich tüchtig laufen lassen, sagte ich zu dem Kleinen; ich bin zu sehr ermüdet, um mich sogleich wieder auf den Weg zu machen; wir wollen uns hier ein wenig setzen. Zwei Stunden lang saßen wir dort, ohne selbst zu wissen, wie rasch die Zeit verflossen.“

„Damals hast Du mir die Geschichte vom Tobias erzählt.“

„Ja wohl. Aber während wir unten so ruhig saßen, ahnten wir nicht, was oben bei uns vorging. Endlich machten wir uns wieder auf den Weg. Als wir hinaufstiegen, waren wir sehr erstaunt, plötzlich die Lärmglocke zu hören. Was ist das? sagte ich zu Conrad. Sollte es in der Umgegend brennen? Ich bemerkte nirgends eine Röthe. Als wir aber um die letzte Wendung bogen, sahen wir ... Ach, mein Herr, eine Lawine hatte unser Haus bedeckt und war an ihm geborsten. Eine Menge Menschen arbeiteten, um den Schnee wegzuschaffen, während ein wirres Geschrei durch ihre Reihen lief. Ich begriff sogleich, daß man uns unter dem Schnee vermuthete. Wir riefen aus allen Kräften: wir machten Zeichen, ich mit meiner wollenen Mütze und Conrad mit seinem Strohhut; es war verlorene Mühe, denn die guten Leute waren zu emsig beschäftigt. Erst als wir ganz nahe gekommen, bemerkte man uns. Conrad mußte sich, sozusagen, auf seinen Vater werfen, um ihm begreiflich zu machen, daß wir auf wunderbare Weise gerettet worden.

„Sie können sich denken, was das für eine Freude war. Der Vater, die Mutter, die Nachbarn umringten uns; man dachte nicht mehr an das arme Haus, das ganz zertrümmert lag; das Vieh war glücklicher Weise auf der

Digitized by Google

Weide. Was ſoll ich ſagen? Wir verloren nicht mal die Katze, denn ſie fand ſich zwei Tage ſpäter unter dem Stroh; dieſe Thiere haben freilich ein zäheres Leben als wir. Wir bauten das Haus wieder auf, was uns keine Koſten machte, denn die ganze Nachbarſchaft wollte Hand ans Werk legen. Es iſt, wie Sie geſehen, das neuſte und ſchönſte in der Umgegend. Wir haben's überdieß jetzt unter den Schutz eines Felſen geſtellt, und wenn wieder etwas Aehnliches geſchieht, ſo brauchen wir nicht mehr den Strohhut, um uns zu retten."

„Ich verehre," ſagte ich zu dem Alten, „die Güte der Vorſehung und ſegne ſie; aber noch immer weiß ich nicht, warum Ihr . . ."

„Warum wir jedes Jahr am ſelben Tage ihr in jener Kapelle danken?"

„Ich verſtehe," antwortete ich; „und Ihr geht entblößten Hauptes zum Andenken an den davongeflogenen Hut."

„Das iſts; wir gehen heute zum dritten Male hinauf."

„Mein Kind," ſagte ich zu dem kleinen Conrad, „möchteſt Du noch oft Deinen Großvater auf dieſem Weg begleiten dürfen."

Mein Reiſegeſellſchafter hatte ſich, nachdem er ſeine Skizze vollendet, an uns angeſchloſſen, und machte nun für den kleinen Conrad eine Copie. Das Kind, das noch nie etwas ſo Schönes geſehen, ſah es mit ſeinen großen blauen Augen voll Entzücken an und ſagte endlich:

„Großvater, das ſchöne Bild hängen wir neben Deinem Bette in dem Rahmen des Spiegels auf, der an jenem Tag von der Lawine zertrümmert wurde." —

Der Chimborazo.

Wer nie Gebirge erſten Ranges geſehen, kann ſich keine Vorſtellung von den ſchillernden und goldigen Farben machen, von welchen die höchſten Gipfel der Erde erſtrahlen. Nur durch dieſen Anblick wird häufig das Auge über die ungeheuren Unebenheiten des Erdballs aufgeklärt. In der Schätzung der Höhe und Entfernung getäuſcht, würde

Digitized by Google

man leicht diese Berge mit andern minder hohen verwechseln, wenn nicht diese Art himmlischen Schimmers verkündete, daß ihre Spitze sich in die höchsten Regionen taucht.

Einen solchen Anblick gewährt der Chimborazo. Nicht ohne Grund konnte der berühmte Reisende, der, einer der Ersten, ihn der Bewunderung Europas schilderte, in seinem poetischen Enthusiasmus schreiben: „Er erhebt sich über die ganze Kette der Anden, wie der majestätische Dom von St. Peter, das Werk des Michel Angelo, über die antiken Kunstwerke, die das Capitol umgeben!“

Der Chimborazo, welcher eine Höhe von 20,100 Fuß hat, galt einst als der größte Berg in der Reihe der Anden. Humboldt glaubte anfänglich, daß er die höchste Spitze des Erdballs überrage; aber lange Zeit, nachdem der Davalaghiri, dieser Riese unter den Bergen des Himalaya, einen Ruf bekommen, den die Berechnungen der Wissenschaft rechtfertigten, wurde nachgewiesen, daß der Chimborazo selbst in dem System der Anden nur einen zweiten Rang einnehme.

Der Name des Berges, von welchem wir eine Abbildung geben, ist zusammengesetzt und bedeutet nach Humboldt in der alten Sprache von Quito: der „Schnee des Chimbo“. Wenn man den interessanten Mittheilungen Don Juan de Velascos folgt, so bildete Chimbo unter der Herrschaft der Stris, einen Theil der dreizehn südlichen Staaten; verschiedene Stämme durchzogen die glühenden Regionen, die sich am Fuße des Berges hinstrecken oder besetzten die gemäßigten Theile des Berges selbst. Man nennt die Ajancotos, die Chaparotos, die Chimas, die Guanujos und die Guarandas.

Alle diese Völkerschaften waren verschwunden, als der berühmteste Reisende unserer Zeit am 22. Juni 1802 die Spitze des Berges bestieg. „Wir versuchten in gerader Richtung mitten durch den Schnee auf der südlichen Seite des Abhangs die Spitze des Chimborazo zu ersteigen. Der Punkt, auf dem wir anhielten, um die Magnetnadel zu beobachten, schien höher zu sein, als alle die, bis zu welchen bisher Menschen auf einem Bergrücken gekommen waren; er überragt um 3498 Fuß die Spitze des Montblanc, welche der gelehrteste und unerschrockenste Reisende, E. v. Saussure, zu besteigen das Glück hatte, nachdem er noch weit größere Schwierigkeiten, als wir, überwunden. Diese gefahrvollen Unternehmungen, die gewöhnlich das Interesse des Publikums in hohem Maße erregen, haben unendlich wenig Nutzen für den Fortschritt der Wissenschaften, da sich der Reisende auf einem mit Schnee bedeckten Boden befindet, in einer Luftschichte, deren chemische Mischung dieselbe ist, wie die der niedern Regionen und endlich in einer Lage, welche nicht mit der Genauigkeit Forschungen anstellen läßt, die in wissenschaftlichen Dingen erforderlich ist.“

Zwei Jahre später besuchte der Verfasser der „Ansichten der Cordilleras“, einer der bedeutendsten Gelehrten von Bolivia, Don Francisco José de Caldas, die vom Chimborazo beherrschten Gegenden und brachte als Ausbeute die interessantesten Beobachtungen zurück, die freilich mehr sein Vaterland bereicherten, als seinen Ruf verbreiteten. In den lebendigen Schilderungeu Caldas', in den genauen Gemälden, welche der Semenario de Santa Fe de Bogota gibt, muß man diese Berge studiren, um sich ein Bild des elenden Lebens der Indianer zu machen. Aus diesem schönen Buch kann man sich einen klaren Begriff von schrecklichen Nevadas, einem Meteore bilden, dessen furchtbare Gewalt sich namentlich im Juni, Juli und August geltend macht. In dieser Zeit wehen stürmische Winde, welche von Osten kommen und durch das Thal hinbrausen; doppelt heftig werden sie, wenn sie die hohen Gipfel der Berge umsausen; sie sind stets von dichten Wolken begleitet, die sich in den höheren Regionen immer fester zusammenballen und eine große Schranke auf den Seiten der Cordilleren bilden. In den Mittelregionen fällt ununterbrochen ein feiner Regen, der die Bäche anschwellt und Ursache der häufigen Ueberschwemmungen ist. In den höchsten Regionen tritt ein leichter Graupenhagel an die Stelle des Regens und bedeckt die Berge oft mit einer sechs Fuß dicken Lage. Gegen die Spitze zu, wo die Vegetation aufhört, verwandelt sich der Hagel in reichlich herabfallende Schneeflocken, die bisweilen die ganze höhere Partie des Berges bedecken. Der Schnee, oder wenn man lieber will, das Eis, das den Reisenden überall umgibt und seine Schritte hemmt, indem es ihm bis an die Mitte des Körpers geht, der eisige Wind, der über sein Gesicht streicht, die Wolke, die die Dunkelheit verdoppelt, alles hindert die Bewegung und führt eine Erschlaffung herbei, die sehr häufig den Tod zur Folge hat.

Die Forschungen des unglücklichen Francisco de Caldas, der seine politischen Ansichten mit dem Märtyrertod besiegelte, vervollständigte einer der bedeutendsten Gelehrten unserer Zeit durch eine Reihe von interessanten Beobachtungen.

Als Boussingault seine großen Reisen in Bolivia beendet hatte, wollte er dies Land nicht verlassen, ohne den riesenhaften Berg bestiegen zu haben, der damals noch für den größten unter den Cordilleren galt. Er bestieg ihn zweimal, am 14. und 16. December 1831. Bei der ersten Besteigung schien der Weg anfangs leicht zugänglich, bot jedoch bald unübersteigliche Hindernisse, und die Expedition hatte nicht den gewünschten Erfolg; die zweite dagegen wurde von dem schönsten Erfolge gekrönt; sie wurde auf dem Wege vorgenommen, welchen A. v. Humboldt betreten. Um die Besteigung vornehmen zu können, hatte Hr. Boussingault die günstigste Jahreszeit gewählt und nur wenige Leute mit sich genommen. Oberst-Hall mußte ihn bei seinen Beobachtungen unterstützen und ein Neger, der Träger des leichten Gepäckes, voranwandern. Tiefes Stillschweigen hatte der gewandte Beobachter seinen beiden Begleitern und sich selbst auferlegt. Die schwierige Besteigung des Cotopari hatte ihn gelehrt, daß eines der wichtigsten Momente des Gelingens solcher Reisen das Schweigen ist; trotz dieser Vorsicht und des festesten Entschlusses, diesmal keinem Hindernisse zu weichen, hatte sich nach Verlauf von fünf und dreiviertel Stunden eine tiefe Entmuthigung der Reisenden bemächtigt, und doch waren sie bis jetzt erst in eine Höhe von 18,126 Fuß gekommen. Bei ihrer Besteigung im Jahre 1802 waren Humboldt und Bonpland bereits höher gestiegen. Aber die Begeisterung für die Sache ließ sie nach kurzem Aufenthalt ihren Weg wieder aufnehmen. Trotz der Wirkung eines zu starken Lichtes, die eine Abhäutung des Gesichtes und Entzündung der Augen bei Boussingault zur Folge hatte, trotz der Schwierigkeiten, welche ein weicher Schnee von 3 bis 4 Zoll bot, ein Schnee, der das glatte Eis bedeckte, in welchem der Neger Stufen aushauen mußte, kamen die Reisenden nach einer Stunde voll Angst und Gefahr am Fuße eines Prismas von Trachyt an, das von einer Schneekuppel bedeckt, die Spitze des Chimborazo bildet. Hier mußten sie innehalten und der gelehrte Franzose sagt uns in wenigen Zeilen, was vielleicht nie ein Mensch vor ihm gesehen:

„Der Ruheplatz, auf welchem wir angekommen, hatte nur wenige Schritte im Umfang. Von allen Seiten gähn-

Digitized by Google

ten Abgründe; unsre Umgebungen boten den bizarrsten Anblick. Die dunkle Farbe des Felsen contrastirte aufs stärkste mit der blendenden Weiße des Schnees; große Eisstalakiten schienen über unsrem Kopfe zu glänzen; es sah, wie ein prachtvoller Wasserfall aus, der so eben zu Eis geworden. Das Wetter war herrlich, man gewahrte nur einige kleine Wolken im Westen, die Luft war vollkommen ruhig; unser Blick umfaßte einen unermeßlichen Raum; die Lage war wunderbar neu; wir hatten das Gefühl der glänzendsten Belohnung unsrer Mühe. Wir waren 19,080 Fuß über der Meeresfläche, die höchste Höhe, die die Menschen bis jetzt erstiegen."

In diesen wenigen Zeilen ist die ganze Größe der Empfindung, die den Menschen in solcher Lage ergreift, so einfach als schön ausgesprochen. Boussignault hat seine Forschungen bis ins einzelste Detail mitgetheilt; nirgends sind die Erscheinungen solcher Bergbesteigungen so klar dargelegt: so das Wachsen der Pulsschläge, die bei den beiden Europäern bis auf 106 gestiegen waren; der Freudenrausch, der einer solchen Besteigung folgt und den der gelehrte Franzose an seinen Freunden beobachtete, während er das Bild dieser Eishölle, wie er es nannte, entwarf; die Abschwächung des Tons, die so groß war, daß die Stimme des Obersten und des Negers nicht mehr gehört wurden und man selbst die Schläge des Hammers kaum mehr vernahm. Die Färbung des Himmels wechselt ins Unendliche, denn während bei der Besteigung vom 16. Dezember das Firmament keine tiefere Färbung hatte, als die in Quito beobachtete, hatte sie der gelehrte Reisende bei der großen Eisebene von Antisana schwarz wie Tinte gesehen. Eine andere Thatsache geht aus dieser Arbeit Boussignaults hervor; es ist dies die Veränderung in der Constitution des Menschen, welche lange auf den Hochebenen des Erdballs leben. Während Saussure bei seiner Besteigung eine große Unbehaglichkeit empfand, während man ferner weiß, daß die spanischen Eroberer nicht ohne Unterleibsbeschwerden die Anden bestiegen, hatten unsre drei Reisenden nicht die geringste Empfindung dieser Art.

Die letzten im Interesse der Wissenschaft unternommenen Besteigungen sind die des französischen Consuls in Quito Jules Bourrier; sie fanden in den Jahren 1849 und 1850 statt und wurden vom besten Erfolge gekrönt. Unter anderem Merkwürdigen, was uns Bourrier mittheilt, behauptet er, von allen Säugethieren nur die Stiere bis zu den Grenzen der Vegetation aufsteigen gesehen zu haben; die Hirsche kommen ihnen am nächsten. Unter den Vögeln bewohnen der Condor und der Kolibri diese Regionen.

Der Casuar von Neuholland.

Dieser große Vogel, von dem wir umstehend eine Abbildung geben, führt eigentlich mit Unrecht den Namen Casuar, denn obgleich er mit dem indischen Vogel dieses Namens eine gewisse Aehnlichkeit in der äußern Gestalt hat, unterscheidet er sich doch von ihm durch wesentliche zoologische Merkmale: seinen Kopf krönt nicht der hornartige Helm, den man bei dem indischen Casuar bemerkt; ihm fehlt der zweilappige Anhang oder die fleischigen Auswüchse, die am Hals des Letzteren hängen, sein Schnabel ist herabgedrückt, das heißt nach vorne zu abgeplattet; er ist größer und endlich ist sein Vaterland ein anderes: man trifft ihn nicht wie den Letzteren auf den Inseln des indischen Archipel, er bewohnt, wie sein Gattungsname es schon sagt, Neuholland, wo man ihn besonders in Botany-Bay und Port Jackson findet. Die englischen Colonisten dieses Landes gaben ihm den Namen Emu, im Gegensatze zu Emew, womit sie den indischen Casuar bezeichnen, den man sonst den gehelmten Casuar nennt; die Wissenschaft wird nicht lange mit einem dritten Namen auf sich warten lassen.

Die Aehnlichkeiten in der äußern Form zwischen diesem Vogel und dem indischen Casuar sind hauptsächlich folgende: er hat den Wuchs und die Haltung des amerikanischen Strauses: er besitzt drei Zehen; sein Kopf ist mit etwas krausen Federn bedeckt, welche am Halse sehr licht sind, um die bläuliche, stellenweise purpurne Farbe einer drüsigen Haut unterscheiden zu lassen. Der Schnabel ist schwarz, das Innere an den Seiten gezahnt; die Flügel sind ungemein kurz, sogar noch kürzer, als beim indischen Casuar; sie ermangeln der Schwungfedern und der Stacheln, welche sonst diese kurzfederigen Steltläufer unterscheiden. Das Gefieder ist von bräunlichem Grau und besteht beinahe am ganzen Körper aus langen Fäden mit kurzen Bartharaen, welche paarweise aus einem Röhrchen hervorwachsen. Die kleinen sind mit einem der Länge nach gestreiften Flaume von brauner und schmutzig weißer Farbe bedeckt.

Man weiß noch sehr wenig von den Gewohnheiten dieses großen Steltzenläufers; er nährt sich hauptsächlich von zarten Früchten und frischen Kräutern. Man sagt, daß er in seiner Heimath sehr menschenscheu ist und schneller läuft, als ein Windhund. Sonst machte man sehr häufig Jagd auf ihn, denn sein Fleisch scheint weniger schlecht, als das des Emew; es ähnelt dem des Ochsen und die Einwohner des Landes nährten sich davon.

Jetzt scheint diese Vogelgattung ziemlich weit zurückgedrängt und an den Orten, wo man sie sonst in Menge fand, selten geworden zu sein. Man bezahlt deshalb auch lebendige Exemplare zu hohen Preisen. Das schöne Paar, das der Jardin des plantes in Paris besitzt, ist stets Gegenstand der Aufmerksamkeit aller Besucher.

Das größte der Thiere, welche unser Bild darstellt, ist das Männchen, das seit fünfzehn Jahren in Paris ist; das Weibchen besitzt die Sammlung erst seit drei Jahren; es hat beinahe dasselbe Gefieder und dieselbe Größe, wie das Männchen. Im Jahre wirft es eilf bis zwölf Eier, ein Drittel kleiner, als die des Strauses und von schönem, dunklem Smaragdgrün mit hellgrauen Pünktchen. Das Weibchen scheint nicht die mindeste Sorgfalt für sie zu haben; kaum sind sie gelegt, so verläßt es sie; das Männchen dagegen widmet ihnen alle Sorgfalt; es legt sie vorsichtig in einem Strohneste nach der Größe zurecht und läßt sich Niemand ihnen nähern: keinen Augenblick entfernt es sich von ihnen und brütet sie somit ganz allein aus. Diese Brut dauert nicht weniger als siebenzig Tage, während welcher der Casuar nicht die mindeste Nahrung zu sich nimmt, obgleich er sonst zuweilen eine außerordentliche Gefräßigkeit an den Tag legt. Von neun Eiern, welche der pariser Casuar brütete, sind drei ausgeschlüpft. Eines der drei wurde von der Mutter unschuldigerweise zerquetscht; die beiden andern sind munter und wachsen sehr rasch; sie nähren sich, wie die Alten, von Brot, kleinen Gemüseschößlingen und Salat, den sie besonders lieben. Wir haben sie mit dem Männchen allein abgebildet, denn das Weibchen mußte wegen der Heißzier, mit der es sich auf seine Nahrung stürzte und der Gleichgültigkeit gegen die Jungen während des Zeichnens entfernt werden.

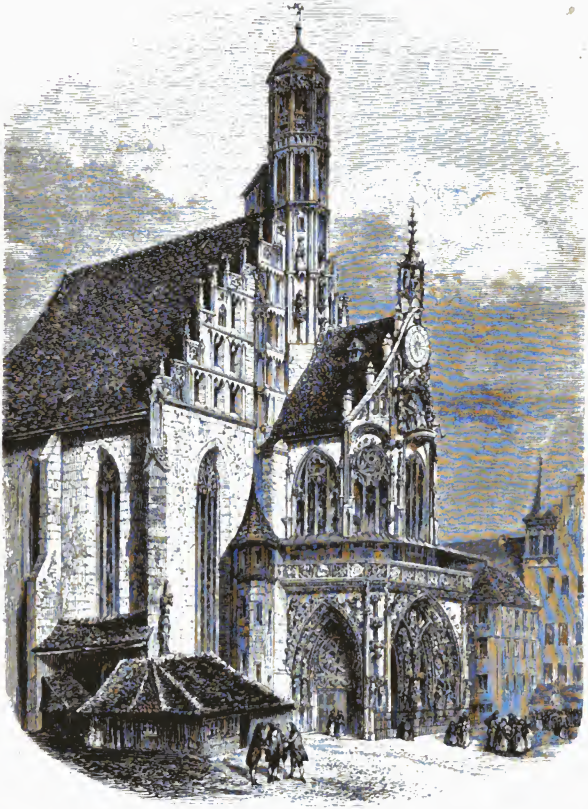
Digitized by Google

Wenn diese Mittheilungen einiges Interesse haben, so ist wohl der Hauptgrund der, daß sie sich auf eine der merkwürdigsten Vogelgattungen beziehen, die man kennt und die vielleicht einst ganz aus der Schöpfung verschwinden wird, je mehr die Civilisation vordringt, wie jene großen fossilen Thiere verschwunden sind, von denen wir unsern Lesern gelegentlich einige Bilder vorführen werden.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawson & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Die Frauenkirche in Nürnberg.



Nürnberg iſt vom Standpunkte der Kunſt aus, eine herrliche Stadt, in der uns das fünfzehnte Jahrhundert in lebendiger Friſche entgegentritt. Die Zahl ſeiner Kirchen gemahnt an ſeine einſtige Größe. Doch ſind nicht alle gleich merkwürdig und bedeutend; die berühmteſten ſind ohne Zweifel die von St. Lorenz und St. Sebaldus; die eine mit dem herrlichen Portale und Sacramentshäuschen von Meiſter Adam Kraz, die andere mit dem Grabmal des heiligen Sebald von Peter Viſcher, dem großen Erzgießer. Die dritte der nennenswerthen Kirchen, die wir hier vor den Blick des Leſers legen, iſt die Frauenkirche auf dem Marktplatz, welche aus dem vierzehnten Jahrhundert ſtammt. Die Zeichnungen zu dem ſchönen Bau und dieſer ſelbſt wurden unter der Regierung Karl IV. ausgeführt und 1361 vollendet. Die Kirche hat eine prachtvolle Façade im edelſten gothiſchen Style mit reichem Bildwerk von Sebaldus Schonhofer, im Innern Arbeiten von A. Kraz, dem ſie auch den köſtlichen kleinen Thurm verdankt, der ſich über dem Portal erhebt und ihr Frontiſpiz bildet. Lange Zeit diente die Kirche weltlichen Zwecken, iſt jedoch ſeit 1816 dem katholiſchen Gottesdienſt zurückgegeben. Das Innere ſtrotzt von reichen, vielleicht zu bun-

ten Farben. Ueber dem Portale befindet sich eine künstliche Uhr, das sogenannte Männleinläuten, mit dem Mechanismus, daß auf den Schlag Zwölf sich die sieben Kurfürsten um Kaiser Karl IV. in Bewegung setzen. Diese Uhr geht jedoch leider nicht mehr.

Die Mischung von griechischer und gothischer Architektur, die sich in der Frauenkirche zeigt, macht sie doppelt interessant in einer Stadt, die an Kunstwerken reiner Formen so reich ist.

Die Frau des indischen Jägers.

Erzählung.

Tom Cooper war ein ächter nordamerikanischer Trapper. Leicht, aber kräftig gebaut, mit kühnem, gehärtetem, aber schönem Gesichte, sicherer und unermüdlicher Hand, war er für das Leben des Jägers wie geschaffen. Seit vielen Jahren wußte er nicht, was eine Heimath ist und lebte wie die Thiere, auf die er Jagd machte, von einem Ort zum andern wandernd, um die Spur des Wildes zu verfolgen. Alle, die Tom kannten, waren deßhalb sehr erstaunt, ihn plötzlich mit einer jungen Frau sich drei Meilen von der Farm eines Pflanzers niederlassen zu sehen. Die Einen bedauerten das arme junge Geschöpf, das ein so einsames Leben zu führen verurtheilt war, während die Andern sagten: „Wenn sie thöricht genug war, ihn zu heirathen, so ist es ihre eigne Schuld." Beinahe vier Monate blieb Tom zu Hause und beschäftigte sich damit, die alte Hütte, die er zu ihrer Wohnung bestimmt hatte, behaglicher zu machen. Er steckte ein kleines Stück Land rings um die Hütte aus und Susanne hoffte, er werde sich nun als Ansiedler ruhig niederlassen. Aber diese glücklichen Träume verschwanden ebenso rasch wieder, denn sobald dies geschehen, begann er sein irrendes Leben wieder und war oft ganze Wochen abwesend, während welcher er seine Frau allein, wenn auch nicht ohne Schutz ließ, denn seit seiner Verheirathung mußte der alte Nero, sein Lieblingshund, immer als ihr Wächter zu Hause bleiben. Es war ein edles Thier — eine Kreuzung des alten schottischen Jagdhundes mit dem Schweißhunde. Er würde den Indianer ebensogut, als das Rothwild und den Bären gejagt haben, was, wie Tom sagte, „als ein Beweis gelten könne, daß die Rothhaut eine Art Wildpret sei: sonst würde das unvernünftige Thier nicht Jagd auf sie machen, während es sich um den Weißen nichts kümmere."

An einem klaren, kalten Morgen wurde Susanne durch einen starken Lärm geweckt, welchem ein heftiges Bellen Nero's folgte. Sie erinnerte sich, daß sie ihn am Abend zuvor wie gewöhnlich in das Haus geschlossen. Vermuthend, er werde einen einsamen Wolf oder Bären wittern, der auf Raub ausgehe, kümmerte sie sich nicht weiter darum; wenige Augenblicke später jedoch hörte sie einen schrillen, wilden Schrei, der ihr das Blut in den Adern erstarren machte. Von ihrem Bette aufspringen, ihre Kleider umwerfen, und aus der Hütte eilen, war das Werk einer Minute. Sie glaubte zu ahnen, wessen Spur der Hund verfolge. Schrecklicke Gedanken durchkreuzten ihren Sinn: sie rief Nero mit lauter Stimme und zu ihrer Freude stürzte er aus dem dicken Gehölz hervor. Als der Hund näher kam, sah sie, daß er nur mit Mühe gehen konnte und ein großes schwarzes Geschöpf in seinem Maule trug. Die Sinne schwanden ihr: sie fühlte einen kalten Schauer durch ihre Glieder rieseln. Aber Susanne war die Tochter eines Jägers und ihr ganzes Leben lang gewöhnt gewesen, Zeuge von Gefahren und Schrecken zu sein: in dieser Schule hatte sie die natürliche Aengstlichkeit ihres Characters beherrschen gelernt. Mit großer Anstrengung hatte sie sich wieder gefaßt, als Nero zu ihren Füßen ein kleines indianisches Kind von drei bis vier Jahren niederlegte. Sie beugte sich zu ihm hinab, aber es war regungslos; sie legte die Hand auf die kleine nackte Brust; das Herz hatte aufgehört zu schlagen — es war todt. Man sah die tiefen Spuren der Zähne des Hundes, der übrige Körper war unverletzt. Der alte Nero hatte die großen hellen Augen auf die Herrin geheftet, als erwartete er, für seine That belobt zu werden und schien erstaunt, als er in ihr erschrockenes Antlitz blickte. Aber Susanne stieß ihn von sich und das stolze Thier, das einen Indianer wie ein Wild niedergeworfen hätte, kroch demüthig zu den Füßen der jungen Frau heran. Susanne trug den kleinen Leichnam sanft in ihren Armen nach der Hütte und legte ihn in ihr eigen Bett. In ihrer ersten Anregung ergriff sie ein geladenes Gewehr, das über dem Kamine hing, um den Hund niederzuschießen; aber sie fühlte, daß sie es nicht könne, denn in ihrem einsamen Leben erschien ihr das treue Thier wie ein theurer und gewiegter Freund, der sie liebte und bewachte, wie einen köstlichen Schatz, welcher ihm anvertraut worden. Auch dachte sie daran, was ihr Gatte sagen würde, wenn er bei seiner Heimkehr den alten Kameraden todt fände. Susanne hatte Tom nie zornig werden sehen. Ihr hatte er nichts als Freundlichkeit gezeigt; aber sie fürchtete ihn eben so sehr, als sie ihn liebte, denn es glühte ein Feuer in seinen Augen, das von tiefen und wilden Leidenschaften zeugte, die in seiner Brust begraben lagen, und sie wußte, daß ein ganzer Indianerstamm gegen seinen Lieblingshund leicht in die Wagschale fallen würde.

Nachdem sie Nero fest angebunden, durchsuchte Susanne mit schwerem Herzen die nächste Umgebung der Hütte. An verschiedenen Plätzen bemerkte sie die Spuren eines kleinen Fußes, der jedoch nicht so klein war, daß er einem Kinde hätte angehören können. Die Spuren waren tief eingedrückt und schienen nicht von dem leichten elastischen Tritte einer Indianerin zu kommen. Aus diesem Umstande schloß Susanne, daß die Frau ihr Kind getragen, als sie von dem Hunde angegriffen worden. Nichts deutete darauf hin, warum sie der Hütte so nahe gekommen: wahrscheinlich war die Hoffnung auf einen kleinen Raub die Ursache gewesen. Susanne wagte es nicht, sich weit vom Hause zu entfernen und suchte das Fenster oder vielmehr das Loch, wo das Fenster gewesen, zu versperren, denn der gewaltige Hund hatte in seinem Laufe den ganzen Rahmen ausgehoben und das Glas in Stücke zerschlagen. Als dies gethan, grub Susanne ein Grab und legte den kleinen Indianerknaben hinein. Sie machte es ganz nahe bei der Hütte, denn sie konnte den Gedanken nicht ertragen, daß Wölfe die zarten Glieder ausscharren und hier wolle sie, daß die Leiche sicher sei. Am folgenden Morgen kehrte Tom heim. Er hatte wenig Glück gehabt und wollte in einigen Tagen nach der entgegengesetzten Richtung auf die Jagd gehen.

„Susanne," sagte er, als er ihre traurige Geschichte gehört, „ich wünschte, du hättest das Kind dort gelassen, wo es der Hund getödtet; die Indianerin wird sicher ihr Kind suchen und es ist schrecklich, wenn sie es nicht findet. Die Rothhäute werden sich ganz gewiß an uns rächen, während sie's sonst wohl für einen unglücklichen Zufall gehalten hätten."

Digitized by Google

„Weßhalb glaubst du, daß die arme Frau hierher kam?“ sagte Susanne. „Ich sah niemals eine Indianerin so nahe bei unsrer Hütte.“

Ein dunkler Schatten flog über die Stirne ihres Gatten. Er antwortete nicht; nur als sie ihre Frage wiederholte, sagte er ärgerlich: „Wie kann ich's wissen? Du könntest mich ebensogut nach den Gründen eines Bären, als eines Indianers fragen.“

Tom blieb lange genug zu Hause, um das zerbrochene Fenster auszubessern und ein kleines Stück Land mit indischem Korn zu bepflanzen; dann begab er sich wieder auf die Jagd und sagte, sie dürfe seine Rückkehr nicht vor einem Monat erwarten. „Wenn die Indianerin wieder des Weges kommt,“ fügte er hinzu, „so gib ihr, was du von entbehrlichen Lebensmitteln hast; sie wird freilich wohl nicht kommen, denn die Indianer sind außerordentlich stolz.“ Susanne erstaunte über das Interesse, das er an der Frau nahm, und gedachte oft des finstern Blickes und Toms Schweigen über diesen Gegenstand. Sie wußte nicht, daß er auf seinem letzten Jagdausflug einen Indianer, der ihn beobachtete, als er einige Häute verbarg, die er bei seiner Rückkehr holen wollte, ebenso unbarmherzig, wie einen Wolf niederschoß. Als Tom wieder an den Ort kam, war der Leichnam verschwunden und in dem weichen feuchten Boden gewahrte man die Fußspuren einer Indianerin und ihres Kindes. Nun schmerzte ihn seine That; er dachte an den Kummer der armen Wittwe und wie schwer es ihr werden würde, zu leben, bis sie zu ihrem Stamme gelangte, der ferne am Fuß der Felsengebirge wohnte: und der Gedanke, daß sie durch ihn auch noch ihr Kind verloren, erweckte Gefühle in ihm, die seine Brust noch nie bewegten. Er dachte daran, daß ein Gott Rothe und Weiße geschaffen — und wie manchen Indianer sein niemals fehlendes Rohr in die Ewigkeit geschickt, und vielleicht waren diese weit mehr für ihr schönes Jagdleben geschaffen, als er für den Himmel der Weißen. In dieser Stimmung schien ihm jedes Wort seiner Gattin ein Vorwurf und er war froh, wieder allein mit seiner Flinte und seinen Hunden im Walde zu sein.

Am dritten Tage nach Toms Weggang saß Susanne gegen Abend bei der Arbeit, als sie plötzlich an der Thüre etwas kratzen und winseln hörte; Nero, der neben ihr lag, bellte nicht, sondern sprang nach der Thüre und blöckte die Zähne, was er gewöhnlich that, wenn er sich freute. Susanne öffnete und zu ihrem großen Erstaunen traten die beiden Hunde, die ihr Gatte mit sich genommen, in die Hütte. Sie schienen ganz erschöpft zu sein und waren von Schmutz überzogen. Anfangs glaubte sie, Tom habe ein Wild in der Nähe erlegt und bringe ihr eine frische Gabe für den Heerd: aber er war nirgends zu finden. Sie verließ eilends die Hütte und erreichte athemlos und durch die übermäßige Anstrengung erschöpft die Wohnung des Pflanzers. John Wilton und seine drei Söhne kamen soeben von der Ausstockung zurück, als Susanne in ihre wohnliche Küche trat: ihr langes schwarzes Haar, das auf die Schultern herabhing und ihre wilden und mit Blut unterlaufenen Augen gaben ihrer Erscheinung das unheimliche Aussehen einer Wahnsinnigen. Mit wenigen unzusammenhängenden Worten erklärte sie ihnen die Ursache ihres furchtbaren Schreckens und bat sie, sogleich mit ihr aufzubrechen, um ihren Gatten zu suchen. Sie setzten ihr vergeblich auseinander, daß es nutzlos wäre, um diese Stunde Nachforschungen anzustellen und unmöglich, eine Spur in der Dunkelheit zu verfolgen. Sie aber sagte, „dann wolle sie selbst und allein gehen, sie werde ihn sicher finden.“ Die Farmer sahen sich zuletzt genöthigt, Gewalt zu brauchen, um sie zu verhindern, daß sie das Haus verließ.

Am nächsten Morgen saßen bei Tagesanbruch Wilton und seine beiden Söhne zu Pferd und waren im Begriffe, wegzureiten: sie wollten Nero mitnehmen, aber nichts vermochte ihn, seine Herrin zu verlassen; er leistete einige Zeit passiven Widerstand, bis einer von den jungen Leuten einen Strick um seinen Hals zu schlingen und ihn mit sich fortzuziehen suchte: da hatte seine Geduld ein Ende; er sprang auf seinen Peiniger los, warf ihn zu Boden und würde ihn erdrosselt haben, wenn Susanne nicht zugegen gewesen. Da sie einsahen, daß es nicht möglich sei, Nero mitzunehmen, ritten sie ohne ihn weg, waren aber erst wenige Meilen weit gekommen, als er und seine Herrin an ihrer Seite erschienen. Sie baten Susanne, zurückzukehren, sprachen ihr von den Mühseligkeiten, die sie ertragen müßte und daß sie sie nur hindere. Es half nichts: sie hatte nur eine Antwort: „Ich bin eines Jägers Tochter und eines Jägers Weib.“ Sie sagte, da sie wohl gewußt, wie wichtig Nero bei ihren Nachforschungen sei, habe sie ins Geheim ein Pferd genommen und sei ihnen gefolgt.

So ritten sie denn alle vier nach Tom Coopers Hütte und führten, nachdem sie abgesessen, ihre Pferde durch den Wald, indem sie die Spur im niedergetretenen Grase verfolgten, was nur an das Leben in der Wildniß gewöhnte Menschen im Stande sind. Zu Nacht legten sie sich auf den Boden, nur mit ihren dicken Bärenfellen bedeckt; für Susanne bereiteten sie ein Bett von trockenem Gras; aber sie weigerte sich, es zu benützen, indem sie sagte, es sei ihre Pflicht, die gleichen Mühseligkeiten, wie sie zu ertragen. Sie hatte auch seit ihrem Weggang nicht die leiseste Ungeduld an den Tag gelegt. Obwohl zart und fein gebaut, schien sie doch keinen Augenblick ermüdet: ihr ganzes Wesen beherrschte nur ein sehnsüchtiges Gefühl — den Leichnam ihres Gatten zu finden; denn sie hatte vom ersten Augenblicke an darauf verzichtet, ihn je wieder lebendig zu sehen. Dieser Wunsch ließ sie alles andere übersehen und vergessen. Früh am andern Morgen waren sie wieder auf dem Wege. Gegen Mittag, als sie über einen kleinen Bach setzten, stürzte der Hund plötzlich von ihnen weg und verlor sich im Dickicht. Anfangs glaubten sie, er werde die Fährte eines Rothwildes oder Bären gefunden haben; aber ein langes, unheimliches Geheul sagte ihnen bald die traurige Wahrheit, denn unfern von dem Bache lag das treue Thier auf der Leiche seines Herrn, dessen Herz von einem indischen Pfeile durchbohrt war.

(Schluß folgt.)

Blätter aus dem Buche der Weisheit.

Das höchste Glück ist das, welches unsre Mängel verbessert und unsre Fehler ausgleicht.

Erfüllte Pflicht empfindet sich immer noch als Schuld, weil man sich nie ganz genug gethan.

Das Lob sollst du verdienen, aber fliehen.

In den Werken des Menschen, wie in denen der Natur sind eigentlich die Absichten vorzüglich der Aufmerksamkeit werth.

Digitized by Google

Sierra Nevada

Der Maulthiertreiber (el arriero) ist gegenwärtig in Spanien vielleicht der Einzige, den man noch mit der Guitarre in der Hand oder auf dem Rücken einherwandern sieht. Das goldene Zeitalter der Serenaden unter den Balconen ist längst vorüber; es ist nur noch eine vom Theater erhaltene Tradition. Die Figaros und Almavivas sind Personen der Comödie geworden. Der Maulthiertreiber allein, der häufig auf den steilsten und einsamsten Wegen dahinzieht und der Zerstreuung bedarf, hat sich seinen gurgelnden Gesang, begleitet von dem Klang der Saiten, bewahrt. Halb auf dem Maulthier liegend, wie ihn unser Bild zeigt, steigt er die Abhänge hinauf oder hinab und singt seine kleinen Lieder (cantarillos), die er zu Ehren seiner Schönen, bisweilen auch seines Maulthieres improvisirt.

Das obige Bild stellt einen Abhang der Sierra Nevada vor unsern Blick. Ein mozo de mulas (Maulthiertreiber) zieht an der Spitze der kleinen Caravane singend und spielend voran. Der Abhang ist so schroff und der Fels so senkrecht, — denn wir können das keinen Weg nennen, — daß man zittert, wenn man sieht, welche Freiheit die Reisenden ihren Thieren lassen. Die Maulthiere haben buchstäblich den Zügel auf dem Hals; und doch gähnt der Abgrund neben ihnen, ein Abgrund von einigen hundert Fuß Tiefe; ein einziger falscher Schritt und sie stürzen hinab. Aber im Hochgebirge ist es das Thier, das den Menschen führt. Die Maulthiere sind so sehr an diese gefährlichen Wege gewöhnt, daß sie besser wissen, wohin sie den Fuß zu setzen haben, als ihre Führer. Das Maulthier ist eigensinnig und hartnäckig; es rechtfertigt das Sprüchwort voll-

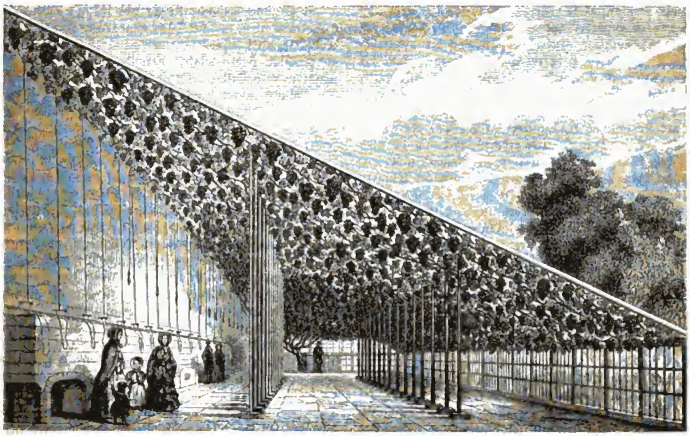
Digitized by Google

kommen: „Wenn man es spornt, so bleibt es stehen; wenn man es schlägt, so legt es sich; wenn man den Zügel erfaßt, so schlägt es den Galopp an; man muß es deßhalb gewähren lassen.“ Und man kann stets sicher sein, daß es am besten weiß, was zu thun ist.

Auf diesen malerischen, aber schauerlichen Wegen der Sierra sind sie ein unentbehrliches Bedürfniß; denn sie sind vielleicht die einzigen Thiere, welche mit dieser Last auf dem Rücken festen Fuß fassen können. Man sieht zuweilen auch Pferde, von jener kleinen sehnigen und ausdauernden andalusischen Race; aber die Reiter sind dann gewöhnlich Ausländer. Der Fremde ist natürlich ängstlich mit diesen Maulthieren. Er wagt es wegen ihrer Halsstarrigkeit und der unbeschränkten Freiheit, die man ihnen gewähren muß, nicht, sich ihnen anzuvertrauen. Aber, wie gesagt, auf diesen gefährlichen Reisen bieten sie weit größere Sicherheit als die Pferde. Das Geschirr ist übrigens bei beiden ganz dasselbe. Der Sattel besteht gewöhnlich aus zwei bis drei dicken, doppelt zusammengelegten Decken, bisweilen auch aus einer Art gepolsterten Kissens, um das Schneidende der Wirbelbeine des Thieres abzuschwächen und dem Reisenden die Möglichkeit zu geben, sich querüber zu setzen. An jeder Seite hängen statt der Steigbügel hölzerne Tröge, die den Rattenfallen ziemlich ähnlich sind. Das Kopfgeschirr ist mit einer solchen Masse von Zierrath und Troddeln beladen, daß man das Profil des Thieres kaum unterscheiden kann. Bisweilen ist der Sattel, wie unser Bild zeigt, durch eine Art doppelsitzigen Saumsessels von starken Weiden ersetzt, in welchem zwei Passagiere Platz haben. Der Führer zieht auf einem Maulthiere voran oder geht noch häufiger zu Fuß neben her, die Guitarre in der Hand, den Carabiner auf der Schulter und das Pulverhorn an der Seite. Nichts ist interessanter als eine solche Reise. Von Zeit zu Zeit begegnet man Reihen kleiner Esel, die von dem Hochgebirge herabkommen und Schneelasten tragen, welche sie nach Granada für das Bedürfniß des Tages bringen; denn die Gipfel der Sierra Nevada (Schneegebirgskette) sind immer mit Schnee bedeckt. Selbst der Reisende, der es weiß, und sich in diese Gegenden wagt, ist erstaunt, im Anblick von Afrika, in der heißesten Gegend der spanischen Halbinsel, sich plötzlich in ein sibirisches Klima versetzt zu sehen.

Der Mulhacen ist die höchste Spitze der Gebirgskette. Er erreicht beinahe die Höhe des Pik von Teneriffa d. h. 12,182 Fuß. Nach ihm kommt der Picacho de Veleta, der nur 140 Fuß weniger hoch ist.

Die Weinlaube von Hampton-Court.



Man erzählt, daß der Kardinal Wolsey zur Zeit seiner höchsten Macht sich einen seines Ranges würdigen Pallast bauen wollte; da er jedoch ebensosehr die Gesundheit dort wieder zu finden, als die Freuden eines langen Lebens zu genießen wünschte, so forderte er die berühmtesten Aerzte Englands auf, ihm den gesundesten Ort in einem Umkreis von zwanzig Meilen um London zu nennen. Ueber eine so wichtige Frage glaubten die englischen Aerzte den Rath und Beistand der berühmtesten Doctoren Paduas in Anspruch nehmen zu müssen und nach den genauesten Forschungen kam man endlich darin überein, daß innerhalb der bezeichneten Grenzen das Kirchspiel von Hampton in der Grafschaft Middlesex, zwölf Meilen von London, derjenige Ort sei, wo sich die gesundeste Luft, der reichste Boden und das reinste Wasser finde. Im Vertrauen auf diesen Bericht, miethete der Kardinal sogleich auf neunundneunzig Jahre das Schloß von Hampton, das damals den Johannitern von Jerusalem gehörte, und erbaute den berühmten Pallast, der jetzt unter dem Namen Hampton-Court bekannt ist.

Unsere Absicht geht nicht dahin, dieses prachtvolle Bauwerk zu beschreiben, das wegen seiner architectonischen

Originalität, der Kunstschätze, die es umschließt, und der historischen Erinnerungen, die sich daran knüpfen, einen besondern Platz in unsern Blättern verdient. Wir wollen den Leser heute nur mit einer Merkwürdigkeit der großen Gärten von Hampton-Court, nämlich mit der berühmten Weinlaube welche für die bedeutendste in Europa gilt, bekannt machen. Der einzige Stock, welcher die Laube bildet, wurde 1768 gepflanzt, er ist 120 englische Fuß lang und der Umfang des Stammes, drei Fuß über dem Boden, beträgt 30 Zoll. Seine Frucht ist eine schwarze Traube, die sogenannte Hamburger Traube, welche in einzelnen Jahren so reichlich wächst, daß man schon mehr als 2500 Stück pflückte; sie werden ausschließlich für die königliche Tafel verwendet, was jedoch nicht soviel sagen will, als seien sie ein königliches Essen, denn wir zweifeln sehr, daß diese im warmen Hause getriebene Traube den Wohlgeschmack der südfranzösischen Frucht hat.

Der Sclavenmarkt in New-Orleans.

Die Einwohner von New-Orleans gehören verschiedenen Völkerstämmen an, sprechen verschiedene Sprachen und leben in abgesonderten Theilen der Stadt. Die eine Classe spricht französisch, hat französische Sitten, französisch gebaute Häuser, französische Hôtels und französische Namen für ihre Straßen. Eine andere Classe spricht beständig englisch und ist entweder aus England, oder sie stammt von englischen Familien. Endlich existirt noch die arbeitende schwarze Bevölkerung (oder Sclaven) von afrikanischer Race. Die meisten derselben sind ganz schwarz mit platter Nase, dicken Lippen und dem wolligen Haar, das diesem Volke eigenthümlich ist. Das Klima ist ihnen sehr zuträglich und sie scheinen kräftig, stark, gesund und glücklich zu sein. Sie sind alle in Amerika geboren, aber von ächt afrikanischem Blut. Jeden Tag werden hier Sclaven zu Markte gebracht, bisweilen wechseln Hunderte in wenigen Stunden ihren Besitzer. Für den Europäer ist es ein schrecklicher Anblick. Aber die Sachen stehen so, daß man es nicht wagen dürfte, sich darüber ungünstig auszusprechen, ohne sich Unannehmlichkeiten auszusetzen; denn die meisten Leute, Männer wie Frauen, glauben ein wirkliches Recht zu haben, den Gesetzen dieser westlichen Staaten gemäß zu handeln und Männer, Frauen und Kinder, die sie für eine Sache ansehen, zu kaufen und zu verkaufen.

Ein junger Mann wird auf die Auktionsterrasse gerufen; er sieht sich ruhig um und scheint sich wenig um das zu kümmern, was mit ihm vorgeht.

„Komm, mein hübscher junger Bursche!“ sagt Mr. Beard, ein kleiner, dicker Mann mit rothem Gesicht — der beste Auktionär am Orte. „So! Nun, meine Freunde, Sie sehen, er ist so stark, wie ein Elephant, und so fleißig und lebhaft, wie ein Araber. Wie heißt Du, Junge?“

„Samson, Sir.“ (Sclaven haben nie Zunamen.)

„Nun, meine Herren, wie viel soll ich sagen für diesen feingewachsenen, gesunden, kräftigen, jungen Mann, Samson? Ein herrlicher Name für den Jungen — bezeichnend für alle seine Eigenschaften. Nun, meine Herren, machen Sie ein Gebot — ein Gebot — ein Gebot!“ — „500 Dollar.“ — „Danke, 500 Dollar ist zum ersten Male geboten für einen der feinsten, prächtigsten Burschen, die ich je verkaufte. Jugend, Gesundheit, Kraft und Charakter, alles spricht zu seinen Gunsten. Ich versichere Sie, er ist 1200 Dollar im Augenblicke werth. Betrachten Sie diesen Bau, die Glieder, Brust, Haltung! 600 Dollar sind geboten — 600 — 600 — 600! Verdoppeln Sie, meine Freunde!“ „650.“ „Danke; 650 — 650!“ „750!“ „So, das läßt sich hören.“ „800.“ „800 geboten!“ „900 — 900; nun, meine Freunde! Meine Herren, Sie haben nie mehr eine solche Gelegenheit — 900 zum ersten Male! 900 zum zweiten Male, 900 — 900 — 900!“ „950“ — „960.“ „960 — 960 — 960!“ „1000!“ „Nun, meine Herren, es sind nur 1000 Dollar für diesen werthvollen, prächtigen jungen Mann geboten, der frei von allen Fehlern, Krankheiten und Gebrechen ist, wie es das Gesetz vorschreibt? Nun, meine Herren, sind Sie zu Ende? Sie werden ihn doch nicht um diesen Preis abgehen lassen? Aber ich kann nicht warten. Sind Sie fertig? 1000 zum ersten, 1000 zum zweiten und 1000 zum dritten Male! Mr. Jefferson, er gehört Ihnen! Samson, hier ist Dein Herr!“ und Samson wird weggeführt ins Elend oder in eine glückliche Zukunft, zu Mißbrauch oder zu freundlicher Behandlung, wie es der Zufall will. Was auch kommen mag, es gibt keine Rettung für ihn.

Die Summe war 2400 Gulden, da der Dollar hier gewöhnlich mit 2 fl. 24 kr. berechnet wird. Wir sehen später noch einige Mädchen und junge Frauen auf dieselbe Weise verkaufen.

„Komm herauf, Lucy! Nun, meine Herren, hier haben wir ein feines Exemplar von einer guten Sclavin — sie ist jung, gesund, fleißig und thätig: kann kochen, waschen, plätten, und bei Tische aufwarten. Sie ist unserer Aufmerksamkeit besonders empfohlen; auch wird für die gesetzmäßige Fehlerlosigkeit garantirt.“ Die arme Lucy wurde zu 600 Dollar verkauft. Beides waren hohe Preise. Die Männer unter dreißig werden gewöhnlich für 1640 Gulden bis 1920 Gulden verkauft. Die Weiber unter dreißig für 960 bis 1080 Gulden. Was über vierzig Jahre alt ist, hat nicht mehr den halben Werth.

Menschen, wie diejenigen, von welchen so eben die Rede war, machen sich wenig daraus, wenn sie verkauft werden. Die meisten, oder wenigstens viele werden gekauft, um sie wieder als Diener in Familien zu vermiethen; manche haben wohl auch gute Plätze und werden im Bereich der nächsten Straßen zu verschiedenen Dienstleistungen verwendet. Ein ganz anderes Ansehen hat jedoch der Verkauf von Sclaven, die zu einer Pflanzung gehören. Ihr ehemaliger Herr, der sie freundlich behandelte, ist vielleicht gestorben oder hat sie im Stiche gelassen; und nun fünfzig oder sechzig dieser Sclaven auf den Markt bringen zu sehen, ist ein grauenhafter Anblick. Alle, Jung und Alt, sind unter den gleichen Verhältnissen geboren und haben sich liebgewonnen. Sie denken an die glückliche Pflanzung zurück, an die hübsch gebauten kleinen, hölzernen, weißgewaschenen Häuschen, die die Wohnung und den Garten ihres Herrn umgaben, an die Zusammenkünfte der Sommerabende, wo sie Banjo spielten, die Lieder ihrer Heimath sangen und mit leichtem Fuße und noch leichterem Herzen ihre reizenden Nationaltänze tanzten; denn ein Neger mit einem guten Herrn ist außerordentlich glücklich; gut gekleidet, wohl genährt, mit einer erträglichen Wohnung ist er der beste Arbeiter. Aber jetzt sollen sie verkauft und von einander getrennt werden. Sie stehen in Reihen auf dem Auktionsmarkt, bereit, sich von jeder rauhen Hand untersuchen, ihre Muskeln betühlen, ihre Gestalt, ihre Größe, ihre Stärke und ihr gesundes Aussehen beurtheilen und den Mund mit Finger und Daumen öffnen zu lassen, um ihre Zähne zu besichtigen. Man sieht einen Mann und eine Frau von

Digitized by Google

mittlerem Alter beisammen stehen; ihre Augen sind feucht, sie sehen ängstlich um sich her — wahre Bilder der Hülflosigkeit. Sie wissen, daß das schreckliche Urtheil der Trennung in zehn Minuten über sie und die kleine Familie ausgesprochen werden wird, die sie umringt; aber sie können das Urtheil nicht ändern. Die Söhne und Töchter, wohl wissend, was ihrer hart, klammern sich mit thränenvollen Augen und schmerzvollem Herzen fest an einander, während die jungen Lieblinge, in bewußtloser Unschuld, sich an den Kleidern ergötzen, in die man sie heute gesteckt, um ihre Erscheinung glänzender zu machen und ihren Werth zu erhöhen; und sie blicken vergnügt in das bunte Treiben des Marktes, wie Kinder, die sich über das Gepränge eines Leichenbegängnisses, das glänzende Geschirr der Pferde und die Straußenfedern auf dem Leichenwagen freuen, der vielleicht die theuren Ueberreste eines Familienugliedes zu Grabe führt. — Endlich werden die Sclaven aufgerufen und wenn auch Mann und Frau beisammen bleiben, so werden doch die Kinder von ihnen genommen und in verschiedene Gegenden verkauft; und wenn die Mutter mit Augen voll Thränen auf die scheidenden Kinder blickt, so weiß sie, daß sie in wenigen Jahren vielleicht selbst verurtheilt sind, denselben Kampf durchzukämpfen. —

Christoph Columbus.

Wenn man über den Geburtsort, das Alter und die ersten Lebensjahre der meisten berühmten Männer im Unklaren ist, so trägt davon nicht allein der Mangel an sichern Urkunden, sondern ihre Berühmtheit selbst die Schuld. Sie ruft die Ansprüche rivalisirender Städte und tausende von sich widersprechenden Beweisen der Biographen, die bestimmte Interessen und Neigungen befriedigen, hervor.

Christoph Columbus ist ein Beweis, in welche Verwirrung biographische Studien gerathen können. Statt über seine Familie und Kindheit aufzuklären, mehrten sie nur die Zweifel und machen die Ergründung der Wahrheit beinahe zur Unmöglichkeit. So ist der berühmte Seemann, der Amerika entdeckte, nach den Einen zu Cuccaro, im Herzogthum Montferrat, im J. 1441 geboren; nach verschiedenen Andern erblickte er das Licht der Welt im J. 1435 oder 1436 in Genua oder in einem Dorfe der Umgegend. Die Eltern sind bald reiche Tuchfabrikanten, bald wieder arme Wollkämmer. Man darf jedoch nach den Studien, welche Columbus machte, annehmen, daß sie sich in nicht ganz schlechten Umständen befunden und den Werth der Erziehung zu schätzen wußten; denn las Casas, der eifrige Studien über Columbus machte und mehre seiner Handschreiben besaß, erklärt, „er habe so gut geschrieben, daß er von dieser Kunst hätte leben können; auch sei er in der Arithmetik, der Zeichenkunst und Malerei auf Pergament sehr geübt gewesen."

Er scheint einige Zeit in Pavia studirt zu haben, wo sich damals die Hauptschule der Lombardei befand; hier lernte er Latein und die nöthigen Schiffswissenschaften.

Eine große Bewegung hatte sich zu jener Zeit aller Geister bemächtigt. Die Wissenschaften, die lange Zeit in den Klöstern verschlossen gewesen, begannen in die Welt zu dringen; die Blicke wandten sich von den theologischen Streitigkeiten ab und den wiederausgegrabenen Schätzen des Alterthums und den Entdeckungen der Neuzeit zu. Ein neuer Hauch durchwehte die Welt. Man konnte sagen, die Völker fühlten sich zu einer großen Mission berufen. Die Wissenschaften, die Thatsachen, die Volksüberlieferung, alles verband sich, um an das Dasein großer unbekannter Länder glauben zu lassen. Die Atlantis stieg langsam aus den Nebeln des Meeres auf und gestaltete sich immer deutlicher vor den Augen der Welt. Man sprach von Piroguentrümmern aus unbekanntem Holz, die am Ufer gesammelt worden, von Lissaboner Schiffern, die aus einem fernen Lande mit Gold und Gewürz zurückgekommen; man erzählte sich die Legende von einer auf den Azoren aufgefundenen Statue, welche den Arm nach dem Meere ausstreckte, als wollte sie auf eine neue Welt deuten, die sich aus dem Geschichtskreis verloren. Diese Ahnung einer großen Entdeckung bewegte die ganze Welt und alle Seefahrer richteten die Augen nach jenen undurchforschten Meeren, wo sich ein großes Geheimniß barg, das sie nicht zu ergründen wagten.

Christoph Columbus theilte die allgemeine Bewegung. Das Studium der Geographie und die kosmographischen Kenntnisse, die er in Pavia erworben, hatten diese Aufregung genährt und seinen ahnungsvollen Anschauungen eine solidere Grundlage gegeben. Die Beobachtungen alter Piloten und ihre Erzählungen, die er sorgfältig sammelte, bestärkten ihn in seinen Vermuthungen.

Er erklärt selbst, daß er von seinem vierzehnten Jahre an Seereisen gemacht. Zwei Männer seines Namens zeichneten sich im Krieg und zur See aus, die zwar mit seiner Familie verwandt gewesen, die man jedoch von seinem Vater unterscheiden muß. Ein solches Zusammentreffen hat natürlicherweise mehre Biographen getäuscht und das Dunkel vermehrt, das über der Geschichte seiner ersten Jahre schwebt.

Es ist dagegen ausgemacht, daß Christoph Columbus an dem Kampf des Herzogs von Anjou um die Krone von Neapel Theil nahm und daß er lange auf dem mittelländischen Meere umherschiffte. Er selbst sagt, daß er die Insel Skio besucht.

Chaufepié erklärt, daß Columbus im Jahre 1474 mehre genuesische Schiffe commandirte, die im Dienste Ludwig XI. standen, und daß er zwei spanische Schiffe wegnahm, was einen sehr lebhaften Streit mit Ferdinand hervorrief. Bossi erwähnt eines Briefes, in welchem zwei Lombarden erzählten, daß sie bei der Bewachung der Insel Cypern ein Schiff in Sicht kommen sahen, das ein gewisser Columbus commandirte; es ist jedoch wahrscheinlich, daß sich beide Thatsachen auf den alten Admiral Colomb beziehen, dessen Fernando erwähnt, und unter dessen Befehl Christoph damals zur See gewesen.

Wie dem auch sei, diese Expeditionen zur See ließen Christoph reiche Erfahrungen in der Schifffahrt sammeln und gaben ihm die Mittel für seinen großen Plan an die Hand. Die Anschauung einer Globuscharte, auf welcher die eine Halbkugel ohne Festland angenommen wurde, mehre andere Beobachtungen, die Mittheilungen einiger Seefahrer, das Beispiel der Portugiesen, und endlich jener ahnungsvolle Scharfblick des Genies, der nichts anderes ist, als die Fähigkeit, die für die Menge unsichtbaren Beziehungen lebhafter zu erfassen, alles drängte ihn darauf hin, die Entdeckung des Theils von Indien zu versuchen, „der sich, nach seiner Meinung, über die andere Halbkugel ausdehnen mußte."

Seine ersten Versuche hätten sicher einen minder von der Wahrheit seiner Anschauungen überzeugten Geist entmuthigt. Man weiß, daß er, von seinen Landsleuten, die er um Schiffe bat, als Narr verschrieen, sich an Johann II., König von Portugal wandte, der seine Dienste jedoch gleichfalls

Digitized by Google

zurückwies. Der Hof von Spanien zeigte sich ebensowenig geneigt. Er mußte bitten, warten, den Einfluß der großen Herren und der Geistlichkeit aufbieten. Das Volk selbst zeigte wenig Sympathie für den genuesischen Piloten, und

Cogoletto, der Geburtsort von Christoph Columbus.

wenn er durch die Straßen ging, schlugen sich die Kinder an die Stirne und lachten um sich zu sagen, daß der Fremde ein Narr sei.

Eine Frau, die Königin Isabella, fand indessen einiges Interesse an Columbus Planen; sie lieferte einen Theil der für die Expedition nöthigen Fonds, bestimmte die Titel und Privilegien, welche dem Genueser lohnen sollten, wenn er landete: und die drei kleinen Schiffe, welche der alten Welt durch die Entdeckung der neuen eine gänzlich veränderte Gestaltung gaben, gingen unter Segel, ohne selbst Denen große Hoffnung einzuflößen, welche sie auf die Entdeckung aussandten.

Das letzte Wohnhaus von Christoph Columbus in Sevilla.

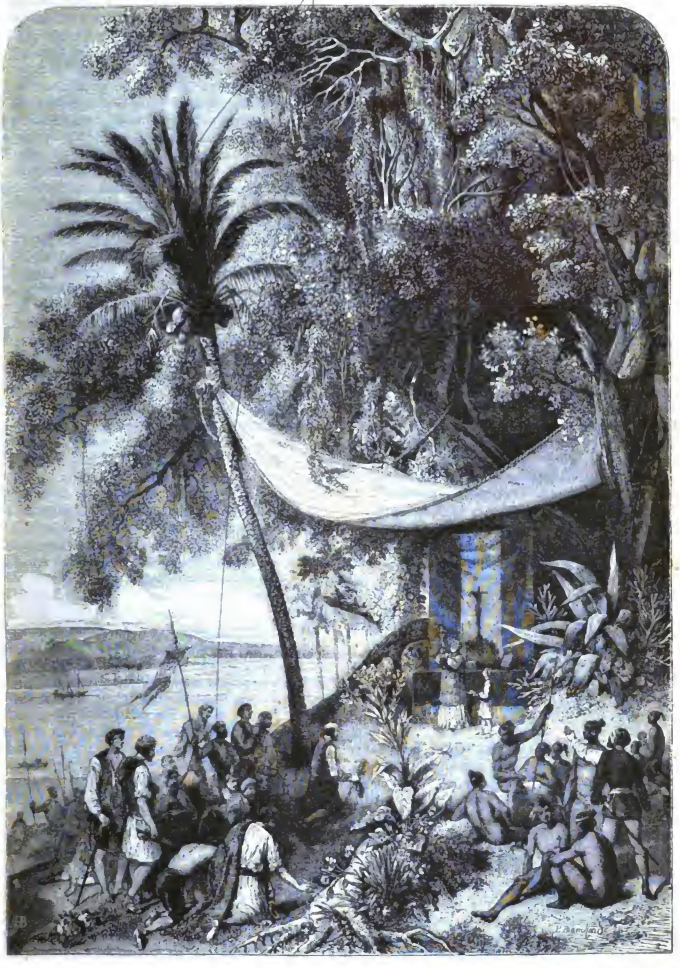
Columbus allein trug das Bewußtsein seiner Sendung und fühlte die Kraft in sich, sie zu erfüllen.

Unsere beiden Bilder zeigen den Geburts- und Sterbeort des muthigsten Seefahrers aller Zeiten.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawson & Comp. in Paris

Digitized by Google

Die erste Messe in Amerika.



Für die Geschichte ist es von höchster Bedeutung, wenn bei der Besitznahme eines Landes das erobernde Volk den ersten Eintritt mit einer religiösen Ceremonie heiligt; es ist ein Akt der Civilisation dieses Volkes. Denn das religiöse Band ist unzweifelhaft das stärkste, das die Gesellschaft kennt. Keine Nation war mächtig und einig, ohne die Gemeinschaft des Glaubens. Je schärfer dieser ausgeprägt, je übereinstimmender er mit der ganzen Denk- und Gefühls-

Digitized by Google

weise des Volkes ist, und je leichter der Civilisation durch ihn der Weg gebahnt wird, desto kräftiger und rascher wird sich das nationale Element entwickeln. Wenn die christlichen Völker sich mit Glück immer mehr der Weltherrschaft bemächtigen, so danken sie diesen Fortschritt und diese Macht einzig und allein der höheren Geistigkeit ihres religiösen Glaubens.

Wir finden unsre Behauptungen durch die wilden Stämme von Amerika und die schwarzen Völkerschaften von Afrika bestätigt. Der Mangel einer klar ausgeprägten Nationalität, die Herrschaft der individuellen Laune bei den Glaubenshandlungen haben überall das soziale Band sich fester zu schlingen verhindert. Die Interessen, die Neigungen, die historischen Ueberlieferungen verbinden da und dort, aber die große nationale Einigung fehlt überall.

Bezeichnend ist daher die Stellung, welche der Künstler auf unsrem Bilde den Indianern gibt, die zum ersten Male eine Messe hören. Jedes andere civilisirte Volk, welches auch sein Glaube sein möchte, würde die hohe Bedeutung dieser religiösen Handlung begreifen, während nicht einmal die Neugierde ihre Theilnahme an diese Scene fesselt; die Ceremonie hat für sie keinen Sinn; sie erwarten das Ende, ohne den Vorgang zu begreifen zu suchen.

Die Feier, welche Blancard so glücklich in diesem Bilde dargestellt, bezieht sich auf die zweite Reise Christoph Columbus' (er scheint auf die erste Expedition keine Geistlichen mitgenommen zu haben). Der berühmte genuesische Pilote landete in Cuba und ließ die erste Messe an einem Orte lesen, den die Tradition noch heute zu bezeichnen weiß. Der friedliche Akt wurde auf einer der Promenaden von Habana vollzogen, wo jetzt eine Kapelle steht.

Die Kostüme, welche der Künstler den Matrosen gegeben, sind die noch heute in Spanien üblichen. Eines derselben ist das valenzianische, dessen ernste Einfachheit von seiner Alterthümlichkeit zeugt. Bei diesem Costüm ist die rothe, gestreifte Manta von arabischem Ursprung; das Camisol von Schaaffell ohne Aermel findet sich in allen Gegenden, wo die Römer geherrscht.

Die Composition dieses Bildes ist eines der französischen Schule angehörenden Künstlers würdig.

Die Frau eines indischen Jägers.

(Schluß.)

Der Mörder hatte es offenbar wegen der Hunde nicht gewagt, näher zu kommen, denn der Leichnam lag noch da, wie er gefallen, — nicht mal die Flinte war geraubt. Keine andere Spur von Indianern war zu entdecken, als die eines leichten Fußes, den man sogleich für den der Indianerin hielt. Susanne zeigte keinen Schmerz bei dem Anblick des Leichnams; sie behauptete dieselbe erzwungene Ruhe und schien getröstet, daß man ihn gefunden hatte. Der alte Wiltou blieb bei ihr, um die Ueberreste des theuren Gatten zu bestatten, und seine beiden Söhne machten sich wieder auf den Weg, um die Spur zu verfolgen, die sie bald auf die offnen Prairien führte, und wo sie in dem hohen dichten Gras leicht zu finden war. Sie ritten den ganzen Nachmittag fort. Am andern Morgen bei Tagesanbruch waren sie wieder zu Pferde und verfolgten die Spur bis zu den Ufern eines breiten, aber seichten Flusses. Dort sahen sie die Ueberreste eines Feuers. Einer der Brüder steckte die Hand in die Asche, welche noch warm war. Sie setzten über den Fluß; in dem weichen Sande des andern Ufers sahen sie wieder die Spuren des kleinen Fußes. Dann aber gingen sie verloren, denn das hohe Gras war von einem jener furchtbaren Feuer verzehrt worden, die so häufig Verwüstungen in den Ebenen der Prairien anrichten; in dem niedern zarten Grase war es selbst für das Auge des Indianers unmöglich, eine Spur zu verfolgen. Sie waren im Begriff, ihre Nachforschungen einzustellen, als Richard, der Jüngere von Beiden, seines Bruders Aufmerksamkeit auf Nero lenkte, der aus eignem Antrieb seine Herrin verlassen, um sie zu begleiten, als ob er ahnte, was ihre Absicht sei. Der Hund trabte vor und zurück, indem er mit der Nase auf dem Boden die Spur der Indianer auszuschnuppern suchte. Edward lachte über seinen Bruder und deutete auf die Fährte eines Thieres, das, um zu trinken, an den Fluß gekommen war. Endlich willigte er ein, Nero zu folgen, der Anfangs langsam durch die Prairie fortsuchte. Seine Schritte wurden jedoch immer rascher, bis er an einem Orte, wo das Gras dichter als anderwärts wuchs, die Nase emporhielt, und laut bellend mit so wilden Sprüngen vorwärts eilte, daß sie, obgleich wohl beritten, große Mühe hatten, Schritt mit ihm zu halten. Er brachte sie bald an den Saum eines andern Waldes, wo sie die Pferde, die ihnen hier nichts mehr nützen, an einen Baum banden und zu Fuß weiter marschirten. Sie verloren den Hund aus dem Gesichte, hörten jedoch von Zeit zu Zeit noch sein lautes Gebell aus der Ferne. Endlich glaubten sie es wieder näher, aber nicht mehr so laut zu hören; sie gingen in der Richtung des Schalles fort, bis sie Nero, der nun nicht mehr wie ein wohlgezogener Hund bellte, sondern wie ein wildes Thier brüllte, mit seinen Vorderpfoten gegen den Stamm eines Baumes gestemmt, sitzen fanden. Sie sahen an dem Baume hinauf, sie konnten jedoch nichts entdecken; endlich aber bemerkte Edward ein großes Loch ungefähr in der Mitte des Stammes. „Da stehe, ich hatte Recht", sagte er, „es ist nichts, als ein Bär; aber wir wollen doch das Thier zu erlegen suchen, das uns so viel Mühe gemacht."

Sie begannen sogleich den Baum mit ihren Aexten zu fällen. Er wankte bereits, als ein dunkler Gegenstand, den sie in dem schwachen Zwielichte nicht unterscheiden konnten, aus seinem Verstecke hervorkroch, bis an das Ende eines Astes fortkletterte und von da auf den nächsten Baum sprang. Sie richteten die Flinten in die Höhe und feuerten zu gleicher Zeit, als zu ihrem Erstaunen statt eines Bären eine junge Indianerin mit wildem Schrei herabstürzte. Sie eilten nach dem Ort, wo diese bewegungslos lag und trugen sie an das Ende des Waldes, wo sie diesen Morgen von den Pferden gestiegen. Richard hob sie auf sein Pferd und sprang selbst in den Sattel, indem er den beinahe leblosen Körper vor sich legte. Das arme Geschöpf sprach kein Wort. Mehrmals hielten sie an, in der Meinung, sie sei todt: der Puls allein sagte ihnen, daß der Geist der irdischen Hülle noch nicht entflohen. Als sie den Fluß erreichten, über den sie früher gesetzt, wuschen sie die Wunden und besprützten ihr Gesicht mit Wasser. Dies schien sie zu beleben; und als Richard sie wieder in seine Arme nahm, um sie auf sein Pferd zu legen, glaubte er sie auf Irokesisch: „Gerächt!" murmeln zu hören. Es war ein seltsamer Anblick, diese beiden muthigen Männer so ängstlich besorgt um das Wesen zu sehen, das sie vor wenigen Stunden hatten ermorden wollen; sie suchten mit großer Sorgfalt das Blut zu stillen,

Digitized by Google

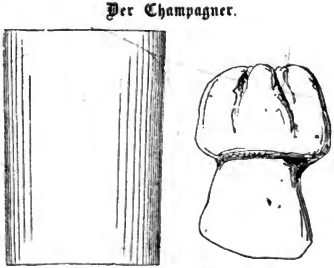
das aus den Wunden floß, die sie ihr geschlagen. Es hätte ihnen Sünde geschienen, die Indianerin sterben zu lassen; aber sie bereuten nicht, ihr diese Wunden beigebracht zu haben und hätten es wohl gerne gesehen, wenn sie tödtlich gewesen; aber sie würden einen verwundeten Feind, selbst einen indischen Krieger, nicht getödtet haben, wie viel weniger eine Frau. Sie setzten ihren Marsch bis Mitternacht fort und gönnten dann ihren müden Pferden Ruhe. Nachdem sie die Indianerin in ihre Bärenhäute gehüllt, legten sie sich selbst ohne andere Bedeckung, als ihre Kleider, nieder. Sie hatten sich reichlich mit Mundvorrath versehen, da sie nicht wußten, wann sie wieder heimkehren würden: Brod und getrocknetes Wildpret und der Branntwein, der noch in ihren Flaschen war, wurde mit der Gefangenen getheilt. Am Abend des folgenden Tages erreichten sie des Trappers Hütte, wo sie nicht wenig erstaunt waren, Susanne zu finden. Sie sagte ihnen, wie sehr John Wilton sie gebeten, bei ihnen zu bleiben, so könne sie es doch nicht über sich gewinnen, den Ort zu verlassen, wo alles sie an den erinnere, an den zu denken jetzt ihr einziger Trost bleibe und daß, so lange Nero bei ihr sei, sie nichts fürchte. Sie hatten nicht nöthig, ihre traurige Geschichte zu erzählen, — Susanne ahnte alles nur zu wohl. Sie bat sie, die Indianerin bei ihr zu lassen: „Ihr habt Niemand", sagte sie, „der sie pflegen und warten könnte, wie ich; auch wäre es nicht Recht, wenn ich euch eine solche Last auferlegte." Obwohl sie nicht Willens waren, ihr die schreckliche Qual der Pflege der Mörderin ihres Mannes aufzubürden, so mußten sie doch gestehen, daß sie Recht habe, und da sie sahen, wie ernstlich sie es wünsche, willigten sie endlich ein, die Indianerin ihrer Sorge anzuvertrauen.

Viele Wochen pflegte Susanne ihre Feindin so zärtlich, als wäre es ihre Schwester. Anfangs lag sie ganz bewegungslos da und sprach selten, dann verfiel sie in ein Delirium und raste wie eine Wahnsinnige. Susanne konnte natürlicherweise nicht verstehen, was sie sagte, aber sie wandte sich oft schaudernd ab, wenn die Indianerin sich vom Bette zu erheben suchte und ihre Arme bewegte, als spannte sie einen Bogen; dann schrie sie wieder laut und bedeckte sich ängstlich mit den Kleidern, indem sie in ihrem Delirium alle Schrecken wiederholte, die sie durchlebt. Nach und nach kehrte ihre Vernunft wieder: sie erholte sich allmählig, schien jedoch unruhig und unglücklich und konnte den Anblick Nero's nicht ertragen. Der erste Beweis der wiederkehrenden Vernunft, den sie gezeigt, war das laute Aufschreien des Schreckens, als er einst seiner Herrin in das Zimmer folgte, wo sie lag. — Eines Morgens vermißte sie sie; sie suchte in der Hütte, aber sie war fort, ohne von ihrer freundlichen Wohlthäterin Abschied genommen zu haben.

Wenige Jahre später hörte Susanne Cooper eines Nachts heftiges Klopfen an der Thüre, das mehrmals und immer stärker wiederholt wurde, bis sie öffnen konnte. Sie fragte, wer noch so spät in der Nacht klopfe. Einige unverständliche Worte in irokesischem Dialekte waren die Antwort und Susanne konnnte sich Glück wünschen, gefragt zu haben, ehe sie öffnete. Als sie jedoch wieder lauschte, hörte sie deutlich die nämliche Stimme sagen: „Rasch! Rasch!" und erkannte in ihr die Indianerin, die sie gepflegt. Die Thüre wurde augenblicklich geöffnet und die Indianerin stürzte in die Hütte, ergriff Susanna am Arm und machte ein Zeichen, daß sie ihr folgen solle. Sie war zu sehr aufgeregt, um sich der wenigen englischen Worte zu erinnern, die sie während ihres Aufenthaltes bei der weißen Frau aufgefaßt. Sie drückte jedoch ihre Meinung mit der dem Mienenspiel der Indianer eigenthümlichen Klarheit aus und zog Susanne aus der Hütte fort. Sie hatten kaum den Saum des Waldes erreicht, als sie das Geschrei der Indianer hörten. Nachdem die Führerin ein Stück Weges mit Susanne in dem Walde gegangen war, verließ sie sie. Beinahe vier Stunden lag sie dort, halb todt vor Kälte und Angst, nicht wagend, ihr Versteck zu verlassen. Sie sah die Flammen der Wohnung, wo sie so manche einsame Stunden verlebt, über den Bäumen emporsteigen und hörte das schrille Geheul der heimkehrenden Indianer. Nero, der neben ihr lag, erhob sich plötzlich und bellte laut. Schleichend kam eine dunkle Gestalt durch die Bäume nach dem Orte, wo sie lag. Sie gab sich für verloren; aber es war die Indianerin, die zu ihr kam, und einen Beutel mit Geld zu ihren Füßen niedorfallen ließ. Der Rest der Ersparnisse ihres Mannes. Das dankbare Geschöpf wußte, wo er aufbewahrt wurde und während die Indianer damit beschäftigt waren, die Flinten und andre ihnen wichtige Dinge zu untersuchen, hatte sie ihn unbemerkt fortgetragen. Sie machte mit dem Arme eine Bewegung, umanzudeuten, daß Alles ruhig sei und deutete in der Richtung von Wiltons Haus. Damit war sie unter den Bäumen verschwunden.

Susanne erreichte die Hütte des Squatters bei Tagesanbruch. Kaum hatten Wilton und seine Söhne die traurige Geschichte vernommen, als sie nach dem Orte der That eilten. Nichts war übrig, als ein Aschenhaufen. Höchstens drei bis vier Indianer hatten diese Verwüstung angerichtet; da jedoch ein mächtiger Stamm in der Nähe schwärmte, wäre es zu verwegen gewesen, sie zu verfolgen. Von dieser Zeit an lebte Susanna bei den Wiltons. Sie war dem alten Manne eine Tochter, eine Schwester den Söhnen, welche oft sagten: „Die Indianer hätten ihnen keinen größern Dienst erweisen können, als indem sie Susanne Coopers Hütte niedergebrannt."

Der Champagner.

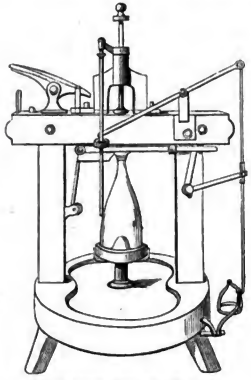


Neuer Kork. Kork aus der Flasche.

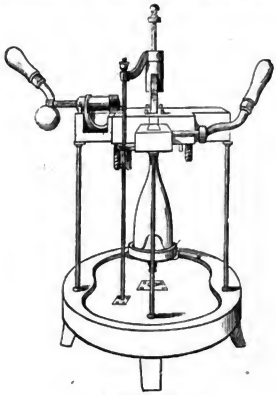
Die Champagne cultivirt beinahe ausschließlich die schwarze Traube in ihren verschiedenen Schattirungen von pineau, noirci und pur noir. In diesem Lande, wie überall, ist der Boden selbst und die mehr oder minder glückliche Lage des Weinbergs das, was die Qualität des Weines macht. Andere Orte mögen vortrefflichen mousstrenden Wein erzeugen; aber nur die Champagne produzirt Champagner.

Digitized by Google

Der Weinstock wird dort beinahe ebenso behandelt, wie überall. Im Monat Februar beschneidet man ihn über den Augen. Sind einzelne Stellen kahl, so erhält man die Rebstöcke in ihrer ganzen Länge, um sie zu verjüngen.



Verkorkungsmaschine von Maurice.



Andere Maschine.

Man macht zwei bis drei neue Rebstöcke daraus, indem man die noch am Mutterstock befindlichen Reben in Gruben seitwärts des Stockes einbiegt, mit Erde umgibt und mit Dünger bedeckt. Dies nennt man Absenkung; die Arbeit selbst wird im April oder Mai vorgenommen. Im Monat März nach der Beschneidung folgt die erste Hacke, bei welcher das Erdreich um den Weinstock aufgelockert wird. Darauf muß man aufbrechen, d. h. die unbrauchbaren Schosse und

Die Verkorker und Pfahlbinder.

die Spitzen der Reben wegschaffen. Ist der Trieb lang genug, so steckt man die Pfähle in die Erde und bindet die Rebe daran. Im Juni folgt eine zweite Ausbrechung. Da um diese Zeit die Traube ausgewachsen ist, so schneidet man die Wipfel des Triebes ab, wodurch der Saft nach der Traube hinabgetrieben wird. Im Monat Juli endlich findet eine dritte Ausbrechung statt.

Bei dem Sammeln der Trauben wenden die Wein-

Digitized by Google

bergbesitzer, welche einen guten Wein produciren wollen, die größte Vorsicht an. Sie wählen die Trauben Stück für Stück aus. Die, welche zu groß sind oder nicht die nöthige Reife erlangt haben, werden auf die Seite gelegt. Die an-

Faßkeller.

dern, sorgfältig auf Hürden gelegt, werden von Lastthieren nach der Kelter gebracht, wo sie augenblicklich ausgepreßt werden, denn es ist von großer Wichtigkeit, daß der Farbstoff, der der Hülse anhängt, sich in dem Safte auflöse. Sobald der Abfluß schwächer wird, beeilt man sich, den Treſter rings um die Plattform der Presse abzuschneiden, das Abgeschnittene wieder aufzulegen und eine neue Pressung vorzunehmen. Man wiederholt diese Operation noch einmal

Flaschenkeller.

und das Erzeugniß dieser drei Pressungen ist die Bütte. Nach diesen drei Pressungen legt man den Treſter noch zweimal auf und gewinnt dadurch einen röthlichen Wein für den häuslichen Gebrauch. Da der ausgepreßte Treſter noch eine ziemlich große Quantität Saft in den noch nicht zerrissenen Zellen enthält, so mischt man ihn mit den Bütten rothen Weines, indem man ihn mit denselben austritt. Der erste Gährungstrieb zerreißt vollends das Gewebe der Trauben,

Digitized by Google

befördert das Ausfließen des Saftes und der Färbstoff, der im Treſter weit reicher vorhanden iſt, als in der nicht ausgedrückten Traube, gibt dem rothen Wein eine dunklere Färbung.

Nach der dritten Preſſung läßt man den Moſt in einer eigens dazu beſtimmten Kufe vierundzwanzig Stunden lang ſtehen. Dieſes Verfahren hat den Zweck, dem Wein die Schärfe zu nehmen. Dann wird er in Fäſſer geſchüttet, die man jedoch nur zu drei Vierteln füllt. Nun tritt die Gährung ein.

Man gewährt der Gährung ungefähr vierzehn Tage, indem man den hydrauliſchen Spunden auf das Faß ſetzt. Nach dieſer Zeit füllt man die Fäſſer voll, verſtopft ſie ſorgfältig, und befeſtigt ſogar den Spunden mit einem Stücke Reifen, den man durch ihn ſteckt und auf den Dauben annagelt.

Im folgenden Januar läßt man ihn ab und ſchreitet dann zur erſten Schönung mit Hauſenblaſe. Vierzig Tage ſpäter nimmt man die zweite Schönung vor. Bisweilen, wenn der Hefen zu reichlich iſt, muß man dieſes Verfahren zum dritten Male vornehmen.

Im Monat April und Anfang Mai's zieht man ihn in Flaſchen ab. Zuvor jedoch wird in jede der Flaſchen etwas Liqueur, ungefähr drei Hundertel des ganzen Inhalts der Flaſche, gebracht. Man nennt Liqueur eine Art Syrup, die man bereitet, indem man Candiszucker in flüſſigem weißen Weine zu gleichen Theilen zergehen läßt.

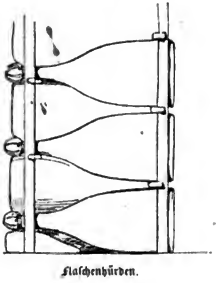
Für die Verzapfung in Flaſchen hat man vier Arten von Arbeiter; den Weinablaſſer, den Verkorker, den Schnurbinder und den Drahtbinder. Man hat mehre Maſchinen erfunden, um den Verkorker in ſeiner Arbeit zu unterſtützen; die von Maurice, von welcher wir ein Bild mittheilen, iſt ohne Widerſpruch die beſte von allen; ſie ſtößt den Kork ganz gerade in die Flaſche. Die Binder bedienen ſich gewöhnlich eines Inſtrumentes, des Calbotin, das ſie zwiſchen die Füße ſtecken, um die Flaſche feſtzuhalten.

Wenn die Bouteillen gefüllt, verkorkt und gebunden ſind, neigt man den Hals derſelben in einem Winkel von 20 Graden, damit der Schleim und Hefen ſich an dem Korke anſetze. Nach acht oder zehn Tagen vergrößert man die Neigung bis zu 45 Graden; nach Verfluß von weiteren drei Tagen hebt man den Boden der Bouteille noch mehr; die Flaſchen kommen dadurch in eine vertikale Richtung, der Kork iſt abwärts gerichtet. Dann nimmt ein gewandter Arbeiter eine nach der andern unter den Arm und zieht langſam den Kork heraus, an welchem ſich der Schleim angeſetzt. Während er einen Theil der Flaſchen halb geöffnet ſtehen läßt, zieht er den Schleim aus; und ſobald die Korke wieder eingepreßt ſind, beginnt die Arbeit der doppelten Verbindung, nachdem man zuvor noch eine neue Doſis Liqueur in die Flaſche gegoſſen. Man muß häufig, um einen gut mouſſirenden und flüſſigen Wein zu gewinnen, drei bis vier Monate ſpäter dieſes ſchwierige Verfahren wiederholen.

Der Champagner, der auf dieſe Weiſe zubereitet wurde, iſt gewöhnlich nach achtzehn bis dreißig Monaten trinkbar, je nachdem die Gährung raſcher oder langſamer vor ſich gegangen.

Unter den Gründen, die den Preis dieſes Weines hoch zu halten zwingen, iſt außer den bedeutenden Koſten der Behandlung, einer der wichtigſten der, daß durch das häufige Zerſpringen der Flaſchen ein großer Theil des Gewinnes wieder verloren geht. Im Durchſchnitt zerſpringen nämlich von 100 Champagnerflaſchen 33 durch die Gährung.

Die mitgetheilten Bilder geben von dem ganzen Verfahren bei der Behandlung des gewonnenen Weins und der Aufbewahrung eine lebendige Anſchauung.



Flaſchenbürden.

Malergeſchichten.

I.

Cimabue und Giotto.

Cimabue wurde 1240 in Florenz geboren und zeigte ſchon in früher Jugend ein großes Talent für die Zeichenkunſt. Als er das Glück hatte, die Werke einiger griechiſchen Maler zu ſehen, erwachte in ihm der lebhafte Wunſch, unter ihnen zu ſtudiren; ſein Wunſch wurde erfüllt und er verfolgte ſeinen Beruf mit ſolchem Eifer, daß er ſeine Lehrer bald übertraf. Seine Werke begründeten in Florenz eine Schule, welche der Wiederbelebung des Geſchmackes den Weg bahnte. Cimabue lebte ſechzig Jahre und ſtarb im Jahre 1300. Eine Epiſode aus ſeinem Leben führt zur Geſchichte ſeines Nachfolgers.

Im Jahre 1276 lebte ungefähr vierzig Meilen von Florenz in der Stadt Vespignano ein armer Taglöhner Namens Bondone. Dieſer Mann hatte einen Sohn, den er in der gewöhnlichen Unwiſſenheit der niedern Claſſen aufwachſen ließ. Aber die außerordentlichen Fähigkeiten des Knaben, ſo unausgebildet ſie waren, und ſeine erſtaunliche Auffaſſungsgabe und Lebhaftigkeit machten ihn zum Liebling ſeines Vaters und der nächſten Umgebung. Im zehnten Jahre ſchon vertraute ihm der Vater eine Heerde an. Nun ſtreifte der kleine glückliche Knabe über Berg und Thal mit ſeiner luſtigen Schaar und unterhielt ſich damit, im Graſe liegend, die Umgebung, wie es der Zufall und ſeine Phantaſie eben wollte, auf große flache Steine oder in den Sand und die weiche Erde zu zeichnen. Sein Pinſel war der Hirtenſtab oder ein ſcharfer Stein, ſein Hauptmodell das Schaaf, das er in ſeinen verſchiedenen Lagen und Stellungen abbildete.

Eines Tages, als der Hirte inmitten ſeiner Heerde lag und eifrig damit beſchäftigt war, etwas auf den Stein zu zeichnen, kam ein Wanderer des Weges. Erſtaunt über die große Aufmerkſamkeit des Knaben auf ſeine Arbeit, und die unbewußte Anmuth ſeiner Haltung, hielt der Fremde an und betrachtete das Bild. Es war die Skizze eines Schaafes, das mit ſolch' keckem Griffel und

Digitized by Google

solcher Naturwahrheit gezeichnet war, daß der Wanderer höchlich darüber erstaunte.

„Wessen Sohn bist du?“ fragte er neugierig.

Der erschrockene Knabe sah dem Fragenden verwundert in das Antlitz. „Mein Vater heißt Bondone und ist Taglöhner; ich bin sein kleiner Giotto, edler Herr“, erwiederte der Knabe.

„Nun denn, kleiner Giotto, würdest du wohl mit mir gehen und bei mir bleiben: Du solltest Schafe, Pferde, ja wohl gar Menschen bei mir zeichnen lernen?“

Die Augen des Kleinen leuchteten vor Freude. „Ich will mit Euch gehen, wohin Ihr wollt, wenn ich das lernen kann. Aber“, fügte er hinzu, und ein Gedanke, der ihm durch den Sinn ging, machte ihn die Farbe wechseln, „ich muß erst meinen Vater fragen; ich kann's nicht ohne seine Erlaubniß thun.“

„Das ist recht, mein Knabe, wir wollen ihn mit einander aufsuchen“, sagte der Fremde. Es war der Maler Cimabue.

Groß war das Erstaunen des alten Bondone über den unerwarteten Vorschlag; aber er sah, wie sehr sein Sohn es wünschte, wenn er es auch nicht aussprach, und gab seine Zustimmung. Er begleitete seinen Knaben nach Florenz und ließ ihn dort unter dem Schutze des Malers.

Die Fortschritte seines Zöglings übertrafen die Erwartungen Cimabues. In der Darstellung der Natur ließ Giotto bald seinen Meister, dem immer noch die harten Formen der spätern griechischen Kunst anklebten, weit hinter sich. Eines Morgens kam der Künstler in sein Atelier und sah, bei der Betrachtung eines halbvollendeten Kopfes, eine Fliege, die auf der Nase saß. Cimabue wollte sie verjagen und gewahrte nun erst, daß sie gemalt war.

„Wer hat das gethan?“ rief er halb ärgerlich, halb erfreut.

Giotto kroch zitternd aus einer Ecke hervor und gestand seinen Fehler. Aber der Meister empfing ihn mit Lob statt mit Tadel, denn er liebte die Kunst zu sehr, um dem Talente des Schülers zu zürnen, wenn sein Scherz auch gegen ihn gerichtet war.

Als Giotto älter wurde, verbreitete sich sein Ruf weit und breit. Papst Benedict IX. schickte eines Tages Abgesandte zu ihm; sie traten in das Atelier des Künstlers und theilten ihm das Verlangen des Papstes mit, welcher den Plan zu einer Kirche von ihm wünschte, denn Giotto war, wie die meisten Künstler jener Zeiten, ebensowohl Architect, als Maler. Er nahm ein Blatt Papier, stemmte den Ellbogen in die Seite, um seine Hand fester zu machen und zog augenblicklich einen vollkommenen Kreis.

„Sagt Seiner Heiligkeit, daß dies mein Plan sei“, rief er; und trotz aller Gegenvorstellungen weigerte sich Giotto, einen andern zu machen. Papst Benedict war ein gelehrter Mann; er sah, daß Giotto das beste Beispiel der Vollendung in seiner Kunst gegeben, ließ ihn nach Rom kommen und ehrte und belohnte ihn. „Rund wie Giotto's Kreis“ wurde ein italienisches Sprüchwort. Giotto war, wie diese Geschichten bezeugen, ein munterer und spaßhafter Mann.

Die Talente Giotto's gewannen ihm den Schutz der Großen des Landes. Er besuchte nach und nach Padua, Verona und Ferrara. In der letztern Stadt malte er eine Zeitlang für den Fürsten von Este. Zu dieser Zeit hörte Dante von Giotto und lud ihn nach Ravenna, dem damaligen Aufenthalt des verbannten Florentiners, ein. Dort malte er gleichfalls längere Zeit und schloß eine innige Freundschaft mit Dante. Der arme Schaafhirte von Vespignano stand jetzt auf dem Zenith seines Ruhmes. Er, der in den Kreisen der italienischen Edeln aufgenommen war, genoß die Freundschaft der talentvollsten Männer jenes Zeitalters — Dante's, Boccaccio's und Petrarca's — und bewundert von allen nahm er eine wirklich beneidenswerthe Stellung ein. Seine Freunde schätzten ihn ebenso sehr wegen seines Characters, als wegen seines Talentes; und sein Biograph Vasari sagt: „Er war ein ebenso guter Christ, als ein ausgezeichneter Maler.“ Giotto starb zu Mailand im Jahre 1336 und sein prachtvolles Begräbniß war ein Zeugniß, wie hoch ihn die Mitwelt schätzte.

Die Mal'aria.

Wer weiß nicht, daß Rom im Juli und August zu einem verpesteten Kirchhofe, zu einer arabischen Wüste wird? Soviel man aber auch von der berüchtigten Aria cativa oder Mal'aria und den Fieberseuchen in der Sonnenhitze hört, so stellt man sich's doch nicht immer so ganz vor, wie es ist. Man fabelt immer noch etwas von italienischem Himmel, und weiß nicht, daß er blaß, wiewohl Monate lang unbewölkt, nur von erstickenden Sirroccodünsten überzogen ist; daß man an den Straßen hin auch nicht einen grünen Grashalm mehr sieht, Bäume und Büsche dürr, staubig und sonnenverbrannt sind; und das Bild des üppigen Südens, das der Fremde in der Phantasie hat, in das einer Einöde verwandelt ist. Von einem tüchtigen Sirroccotage vollends, wo man in allen Sehnen erschlafft, und selbst in seinen gelstigen Functionen gehemmt, den Abend in Schweiß und Sonnendampf, in dicker, qualmender Luft, fast ohne Athem, verseufzt, davon hat man in den gesunden Klimaten unsres Vaterlandes keinen Begriff. Im August darf man jeden Tag, den man ohne Fieber verlebt hat, als gewonnen, als eine dem schrecklichen Klima abgerungene Beute ansehen; man zählt die Tage, man ist jeden Augenblick gefaßt, daß eine Terzana (Wechselfieber) komme, denn der Appetit fehlt allen insgesammt; man besinnt sich bei jedem Schritt, man schließt des Nachts die Fenster, als ob der Tod hereinkäme; es ist kein Haus, wo nicht ein Kranker darniederliegt, allenthalben wird China verschluckt, jeder klagt dem andern sein Leiden; der Ehemann bleibt selbst der Ehefrau fern, alle öffentlichen Collegien und Geschäfte haben aufgehört, zwei auch drei Monate lang erquickt kein Tropfen Regen, kein Gewitter. Die Straßen sind leer, kaum sieht man da und dort noch ein abgebleichtes Gesicht und fürchtet immer, daß die Hitze bis zu 30 Graden steige. Kommt gar der afrikanische Wind, so sind alle sieben Hügel von Dampf, Nebel und Staub bedeckt, Häuser und Berge sind aschgrau, alle Farbe hat sich verloren, der Himmel ist fahl, und die Sonne wittert nur schwach durch den entsetzlichen Qualm, in welchem man schöne Stunden verstöhnt.

Diese geheime und mörderische Kraft der Natur, die wie ein unsichtbares Fluidum nach allen Seiten hinströmt, und wie ein schleichendes Gift tödtet, ist für die Wissenschaft noch heute ein Geheimniß. Im Jahre 1775 war man zu der Ueberzeugung gekommen, daß die pontinischen Sümpfe Ursache der verpesteten Luft seien; man trocknete sie aus, aber die schlechte Luft hat sich vermehrt, statt

Digitized by Google

vermindert. Beim ersten Regen verschwindet die schlechte Luft. Es scheint somit die Trockenheit weit mehr als die Nässe die Schuld an dieser wunderbaren Erscheinung zu tragen.

Ein Blick auf unser Bild versetzt uns lebendig in die Augusttage Roms. Eine italienische Familie, welche die Pest flieht oder sie vielmehr mit sich führt: das Fieber verzehrt diese jungen Frauen und entfärbt ihr Gesicht; das Gift der schlechten Luft schleicht durch ihre Adern; die Atmosphäre ist drückend und schlaff; der Tiber wälzt sich langsam dahin, das Ruder durchfurcht mit Mühe die gelben Wellen. Kein Geräusch, kein Gesang; der Mund ist stumm, der matte Blick sucht Hoffnung aus den Augen des Andern

Die Mal'aria. (Die verpestete Luft.)

zu schöpfen. Warum so lange gezögert? Im letzten Monate galt es zu flieh'n. — Aber die Arbeit zu unterbrechen! Sich zu entfernen ohne andern Grund, als die Furcht vor Gefahr, wie die Reisenden oder die römischen Reichen! War das möglich? Was hätte die Nachbarschaft gesagt? Das Gewissen hätte gemurrt! So lange die Arme noch die Kraft hatten, der Nothwendigkeit zu gehorchen, so lange man noch ein Lächeln um Ginevras Lippen spielen sah, so lange sie von dem Uebel verschont schien, wagte niemand zu klagen; als aber das arme Kind eines Morgens mehrmals den Kopf hob und wieder matt zurück sinken ließ, als die schwache und verschleierte Stimme unwillkürlich ihr Leiden verrieth, da rief't du, arme Mutter: „Zur Tiber, in die Barke! fliehen wir! retten wir unsre Ginevra!" Und der Vater, die Brüder, die Schwestern gehorchten, ohne zu antworten. Wie sie stumm und bang neben einander sitzen; die verpestete Luft umgibt sie noch immer; aber Geduld, wie langsam auch die Flucht vor sich geht, jeder Ruderschlag bringt euch weiter. Die sieben Hügel verschwinden nach und nach am Horizonte, der Abend bricht herein: bald wird ein frischer Windhauch, ein reiner Himmel den bekümmerten Herzen wieder Muth einflößen; haben sie die römische Wüste hinter sich, erfreut der Blick auf grüne Ufer ihr Auge, athmet Ginevra reine gesunde Luft, so wird auch das Vertrauen wiederkehren. Was bedarf es, das Köpfchen einer jungen Blume wieder zu heben? Einen Sonnenstrahl. Ihr die Frische wieder zu geben? Einen Thautropfen. Gott ist gut und alle Herzen erheben ihre Bitten zu ihm! Er wird sie erhören und kehrt das Lächeln auf die Lippen Ginevras wieder, so wird ein Jauchzen der Freude und Dankbarkeit sich der Brust der Familie entringen!

Blätter aus dem Buche der Weisheit.

Wahrheitsliebe zeigt sich darin, daß man überall das Gute zu finden und zu schätzen weiß.

In der Welt kommts nicht darauf an, daß man die Menschen kenne, sondern daß man im Augenblick klüger sei, als der vor uns Stehende. Alle Jahrmärkte und Marktschreier geben davon Zeugniß.

Wenn der Mensch alles leisten soll, was man von ihm fordert, so muß er sich für mehr halten, als er ist.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Zu beziehen durch Lauffen & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Der Gießbach.

Der Reiſende, der die Alpen in der ſchönen Jahreszeit beſuchte und ſie durch Zufall im Winter wiederſähe, würde ſie kaum mehr erkennen, und ſich unter dem Einfluß eines Zaubers glauben, von welchem die alten Sagen ſo viel erzählen. Alles würde ihm todt und verſteinert in dieſen Einöden erſcheinen, die er voll Leben und Bewegung verlaſſen. Keine Herde weidet mehr am Abhange der Berge, kein Bach rieſelt über das weiche Moos, ſelbſt der Gießbach iſt an ſeinen Felſen gefeſſelt und ſeine letzten Wellen, wie ungeheure Kerzen herabhängend, harren des Stabs der Fee, der ihren Zauber bricht und ihnen die Freiheit wiedergibt. Ueberall tiefes Schweigen, kein Murmeln in den unter dem Schnee ruhenden Wäldern.

Alle Berge, von einem weißen Teppich bedeckt, ſind ſich näher gerückt; die Entfernungen aufgehoben; die höchſten Spitzen, auf denen der ewige Schnee ruht, kaum mehr zu unterſcheiden. Die Seen, deren durchſichtige Waſſer mit ihren leuchtenden Reflexen die Landſchaft belebten, ſchlafen, düſter und ſchwarz, in ernſtem Contraſte mit ihrem eiſigen Gürtel.

Seltſames Schauſpiel, das uns wie die Wüſte auf uns ſelbſt zurückwirft! Hat man ſich aber an dieſes düſtere Schauſpiel gewöhnt, ſo wird man einen um ſo tieferen Reiz darin finden. Der Rauch, der zwiſchen den vom Schnee gebeugten Tannen emporſteigt, kündigt uns Wohnungen von Menſchen und die unermüdliche Thätigkeit des häuslichen

Lebens an. Dies gastfreundliche Zeichen lockt Euch; Ihr geht zwischen zwei Schneemauern dahin, auf einem Wege, der mühsam bis zum Dorfe gebahnt ist. Um jedes Haus werden die Schneemassen sorgfältig weggeschafft, die Verbindungswege zwischen den Häusern und der Scheuer, dem Stall, dem Holzschoppen an jedem Tage von neuem hergestellt; ein Pfad führt zur Schule, zum Gemeindehaus, zur Kirche, zum Friedhof; denn inmitten des Schlafes der Erde wacht die menschliche Thätigkeit, die Sorge, das Bedürfniß des Geistes und der Religion.

Jedes Haus ist wie eine Arche Noah's mit Allem versehen. Bittet die kluge Bäurin, daß sie Euch ihre Schränke und Truhen öffne. Ihr werdet neben den kostbaren Colonialwaaren, die der schweizer Aelpler in großer Masse verbraucht, neben dem Brot, das in gewissen Gegenden für das ganze Jahr gebacken wird, eine sorgfältig mit Aufschriften versehene Apotheke finden, die im rechten Augenblick ihre vortrefflichen Dienste leistet. Zudem ist immer noch im Dorfe ein Haus, das auch in dieser Richtung besser versehen ist, als jedes andere — es ist das Pfarrhaus, wo man Heilung für den Körper, wie für die Seele findet.

Bisweilen erwacht das Dorf aus seinem Winterschlaf. Die Glocke ruft die kleine Gemeinde zum Gottesdienst oder die Kinder zur Schule. Diese sammeln sich nach der Arbeit auf einzelnen Plätzen, um an das collossale Werk eines Schneemanns zu gehen, oder mit kleinen Schlitten die Abhänge hinabzufahren und diese Sisyphusarbeit hundert und aber hundert Male zu wiederholen, ohne zu ermüden.

In tiefen Thälern sieht man die Sonne während mehrer Wintermonate nicht. Ein um so erhebenderer Anblick, wenn das belebende Gestirn zum ersten Male wieder über dem Scheitel der Berge leuchtete!

Man würde sich kaum eine richtige Vorstellung von dem Winter in den Alpen bilden können, wenn wir die wunderbaren Wirkungen mit Schweigen übergingen, welche das Licht bisweilen hervorbringt. Wenn ein heiterer Abend die Berge röthet, ist das Schauspiel noch weit prachtvoller und staunenerregender, als in den schönen Tagen des Sommers. Das lebhafteste Roth und die wärmsten Töne treten an die Stelle des matten und düsteren Weiß; die Seen leuchten von glühenden Farben; das ganze Schauspiel gleicht einem großen Brande, der bis in die Eingeweide der Erde dringt; die Wälder, die Felsen blenden das Auge, und die Dämpfe in der Luft umsäumen sich mit dem tiefsten Purpur. Dann senkt sich der Schatten in die Thäler und in wenigen Augenblicken verwandelt sich diese Szene voll Leben und Wärme in das kalte Bild des Todes.

Mancherlei Erscheinungen, die man den Polargegenden vorbehalten glaubt, treten uns in diesen stillen Thälern entgegen. — Nicht minder reich als die Natur, ist jedoch das häusliche Leben des Aelplers.

Diese Mutter, die so ruhig an dem Abgrunde mit ihren beiden Kindern dahinschreitet, dieser starre Winter, dieser dichte Schnee, der die Zweige der Tannen bricht, ruft uns eine Geschichte aus den Bergen ins Gedächtniß zurück.

Der Vater war mit seinen beiden Knaben, von denen der eine fünfzehn Jahre, der andere etwas jünger war, in die Stadt gegangen. Man befand sich im Monat November. Der Vater, der noch einige wichtige Geschäfte zu besorgen hatte, ehe er sich wieder auf den Heimweg machte, schickte seine Söhne voraus. Unterwegs überraschte sie ein Sturm. Der Schnee fiel immer dichter, peitschte ihnen das Gesicht und blendete sie. Sie hatten Mühe, den Weg nicht zu verlieren. Der kleine Knabe, zitternd vor Angst und Kälte, verlor zuerst den Muth; der Aeltere suchte ihn, so gut er konnte, zu ermuntern und zog ihn mit Gewalt fort. Endlich, mehr seinen Willen als seine Kraft zu Rathe ziehend, nahm er ihn auf die Schultern, und machte noch eine kurze Strecke mit seiner Last.

Wäre er dem Dorfe weniger nahe gewesen, so würde er wohl wieder umgekehrt haben; aber er war nur eine halbe Stunde von seinem Hause; er glaubte deßhalb besser daran zu thun, vorwärts zu gehen. Endlich aber war seine Kraft erschöpft, er sank mit seinem Bruder zu Boden, und wollte sich, an der Rettung verzweifelnd, mit ihm begraben.

Der Kleine aber rief keck: „Was machst Du, Nicolaus? Suche Hilfe im Dorfe, Du rettest Dich vielleicht und mich!“ Da trug der Aeltere, der indessen ein Loch in einem Felsen am Wege entdeckt, seinen Bruder dorthin, und steckte, um den Ort kenntlich zu machen, ein Kirschbäumchen, das ihm sein Vater zu tragen gegeben, in den Schnee, worauf er mit raschen Schritten dem Dorfe zu ging.

Der Vater, durch das schlechte Wetter beunruhigt, hatte sich eilends auf den Weg gemacht. Er folgte den Kindern in der Entfernung von einer Stunde; seine Unruhe stieg mit jedem Augenblicke. Er urtheilte nach der Beschwerlichkeit des Weges, wie viel seine Kinder wohl dulden müßten; auf dem ganzen Wege sah er sich nach allen Seiten um, da er befürchtete, sie möchten am Ende unter irgend einem Felsen oder Tannenbaum, unter dem sie Schutz gesucht, zurückbleiben.

Als er an den Ort kömmt, wo der Jüngere in seiner Höhle kauert, und vom Schnee schon ganz zugedeckt ist, sieht er durch Zufall das Kirschbäumchen und ergreift es mit Freuden, indem er sagt: „Gott sei gedankt; sie sind schon weiter; sie wollten mir das andeuten oder haben sie es gar weggeworfen, um leichter zu gehen.“ So schritt er mit dem Baume auf der Schulter weiter, nachdem er seinem Kinde auch noch die letzte Möglichkeit der Rettung genommen. Plötzlich ergreift es ihn instinktmäßig, er hält an und sagt: „Nein! das ist ein Nothzeichen; sie müssen dort sein!“ Er eilt zurück; . . . auf dem Platze angekommen, ruft er aus allen Kräften, er stampft mit den Füßen; keine Antwort. Das arme Kind hatte bereits das Bewußtsein verloren.

Endlich mit der Spitze seines Stockes umherjuchend, stößt er auf einen weichen und widerstandslosen Körper; er scharrt den Schnee weg und findet den armen hülflosen Kleinen. Der unglückliche Vater, der nur die Hälfte seines Verlustes gefunden zu haben glaubt, setzt seine Nachforschungen lange fort, während er das gefundene Kind in den Armen preßt, um es zu beleben. Vergeblich richtet er seine Fragen an das arme Wesen: es hat kein Gefühl mehr.

Endlich entschließt er sich voll Unruhe und Angst, den Ort zu verlassen, da er befürchtet, wenn er länger zögere, auch das nicht mehr retten zu können, was er gefunden. Er war aber noch nicht zur Hälfte des Weges, als er seinem älteren Sohn begegnet, der von einigen Nachbarn auf den Armen getragen wird. Nun klärte sich Alles auf, und von der ganzen wahrhaft ergreifenden Szene blieb ihnen nichts als die Erinnerung, da der kleine Knabe wieder zum Bewußtsein kam und sich bald ganz erholt hatte.

Digitized by Google

Der Schiffbau.

Erster Artikel.

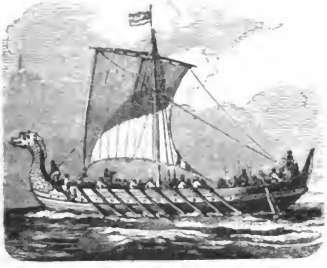
Von der halbbarbarischen Periode des Mittelalters bis herab auf unsere Tage, in welchen sich die Dampfschifffahrt ausbildete, hat der ganze Bau und das Tackelwerk mancherlei Veränderungen erlitten. Wir beabsichtigen im Nachfolgenden eine kurze Geschichte dieses Bau's zu geben und soweit es möglich die bedeutendsten Typen desselben aus früheren Jahrhunderten an dem Blick des Lesers vorüberzuführen. Wir können jedoch nicht weiter, als bis zum neunten Jahrhundert hinaufsteigen, wo wir zuerst einigen sicheren Daten über die scandinavischen Fahrzeuge begegnen. Vor dieser Zeit ist alles verwirrt und unklar, was uns überliefert worden. Wir wissen zwar, daß aus der alten dreiruderigen Galeere eine Art von Schiffen mit Rudern entstand, die seit dem fünften Jahrhundert unter dem Namen Dromo bekannt sind; aber es fehlen uns bestimmte Nachrichten über die Gestalt dieser Schiffe. Im sechsten Jahrhundert sprach der Kaiser Mauritius in einer Abhandlung über die Kriegskunst davon als von Schiffen, die hauptsächlich für den Seekrieg bestimmt waren. Drei Jahrhunderte später sagt der Kaiser Leo, der über denselben Gegenstand schreibt, daß der Dromo lang und breit ist und auf jeder Seite zwei Reihen Ruder über einander hat, jede Reihe mit fünfundzwanzig Ruderern; etwas Bestimmteres ist über den Bau dieser Fahrzeuge nicht zu ermitteln. Indessen wissen wir noch, daß die Dromen sich in mehrere Unterarten theilen: es gab Chelanden und Pamphilen. Von den Letztern hört man noch im vierzehnten Jahrhundert. Beide Unterarten waren jedoch nicht sehr verschieden von einander.

Was die normannischen Schiffe des neunten bis zwölften Jahrhunderts betrifft, so nennen wir zuerst den Drakar (Drachen), der einem Drachen glich, wie die Pristis der Alten einem Wallfisch; das heißt an der Spitze seines Vordertheils war die Gestalt eines Drachen in Holz geschnitzt und auch im ganzen Bau hatte das Schiff etwas, was an dieses Thier erinnerte. Nicht alle „Drachen" waren von der nämlichen Größe. In den Chroniken jener Zeit ist von Olaf Trygvâson's Drachen als von dem Riesen unter den scandinavischen Schiffen die Rede. Man hatte nie etwas Schöneres, Größeres und Imposanteres durch Masse und Ausschmückung gesehen. Es hatte vierunddreißig Ruder auf jeder Seite. Wenn die Ueberlieferung glaubwürdig ist, so mochte es so lang sein, wie die großen Galeeren des sechszehnten Jahrhunderts. Ein Schiff, wie man sieht, von großer Bedeutung; denn die Galeeren von sechsundzwanzig Rudern hatten nur 130 Fuß Länge. Die Dragos sollten im Stande sein, einem stürmischeren Meere, als dem mittelländischen, zu widerstehen; sie hatten deßhalb breite Flanken und ein großes Hintertheil, um das Gleichgewicht auf dem Wasser sicherer zu machen; auch hatten sie einen platten Boden und gingen nicht tief im Wasser. Außer dem Drakar besaßen die Scandinavier den Sektar (Schlangenschiff), der zwanzig Ruderbänke hatte. Seine Gestalt wich unbedeutend von der des Drachen ab. Es war nur weniger hoch, weniger lang und weniger breit. Alle normannischen Schiffe waren vorne und hinten gleich. Einige Kriegsschiffe indessen hatten am Vordertheil einen kleinen eigenthümlichen Bau, dem man den Namen Castell gab. Dieses Castell war eine kleine Plattform mit Schießscharten, auf welche sich die Schützen und Schleuderer aufstellten. Es wäre schwierig, genau zu sagen, wie die innere Einrichtung der scandinavischen Schiffe beschaffen gewesen. Die kleinsten waren ohne Zweifel nicht mit Verdecken versehen. Die größeren dagegen hatten wohl ein Verdeck wie die Galeeren und unter diesem Verdeck einen nach den Bedürfnissen als Zimmer, Magazine und Pferdeställe eingetheilten Schiffsraum. Die scandinavischen Schiffe hatten nur einen Mast mit Flügeln und vier bis fünf Wandtauen. Ihr Segelwerk bestand aus einem viereckigen Segel, das an ein mit Schoten an den untern Enden versehenes Raa gebunden war. Das Segel wurde durch Zeitaue an dem Raa aufgezogen. Das Raa hatte ein Hißtau, das an der Spitze des Mastes durch ein Loch ging. Das Steuerruder endlich war eine Schaufel, ein breites Ruder mit einem Krückengriff, das hinten rechts und links am Schiff angebracht war. Die Anker der Normannen waren beinahe wie die unsrigen, aber sie hatten nicht den bei uns üblichen Ankerstock von Holz oder Eisen.

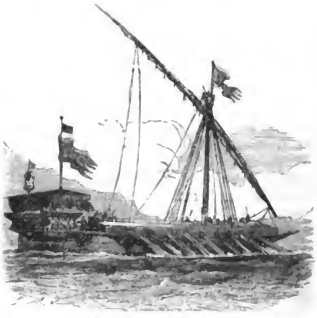
Im zwölften Jahrhundert finden wir die Galeen, eine Art Galeeren, die, nach Wenesalf, nur kleine leichte Dromos waren, hauptsächlich für das rasche Fahren gebaut und nur mit einer Ruderbank versehen. Der genannte Schriftsteller sagt wörtlich: „Was die Alten Liburna nannten, nennen die Neuern Galee. Es ist ein flaches Schiff, an dem Hinterdeck mit einem großen unbeweglichen Holzbalken versehen, den man gewöhnlich Calcar (Sporn) nennt und mit welchem die Galeee die feindlichen Schiffe durchbohrt, auf die sie stößt." Eine kleinere Galee war die Galione, die noch kürzer und noch schneller segelnd, das griechische Feuer besser zu schleudern im Stande war. Uebrigens machte das Durchbohren der Schiffe bald dem Kampf der Einzelnen Platz. Unter den Galeeren, welche später der Galea grossa ihre Entstehung gaben, indem sie breiter und bauchiger wurden, hatten einige zwei, andere drei Ruder auf derselben Bank. Man weiß sogar gewiß, daß es später, im sechszehnten Jahrhundert, welche gab, die noch stärker waren und bis zu fünf Rudern hatten, was kaum glaublich erscheint. Die Galeen besaßen nur einen Mast, der im Vordertheil des Schiffes angebracht war.

Im dreizehnten Jahrhundert zeigt die Flotte, welche der heilige Ludwig nach dem gelobten Lande führte, die wesentlichsten Veränderungen, die der Schiffsbau indessen erlitten. Ludwig konnte die achtzehnhundert Schiffe, aus welchen seine Flotte bestand, nur dadurch zusammenbringen, daß er zur Seemacht der benachbarten Staaten, unter anderen der Genueser und Venetianer, seine Zuflucht nahm. Die Miethverträge, welche er mit den Venetianern wegen mehrerer Schiffe schloß, machen uns mit den Einzelnheiten des Schiffes „Santa Maria" bekannt. Dieses Schiff hatte zwei Verdecke und zwei Masten. Es besaß zwei Kampanien über einander, zwei Fußbödden, zwei Oberläufe und eine Galerie von vier bis fünf Fuß zum Kampfe. Dieses mit hundertzehn Matrosen bemannte Schiff hatte 108 Fuß Länge. Dieselben Verträge geben uns noch von einem andern Fahrzeug „La rocca" Kenntniß. Obgleich etwas weniger lang, als die Santa Maria, war es stärker, da es breiter war. Es hatte zwei Steuer und zwei Masts, den einen am Hinterdeck, den andern in der Mitte; der Letztere war weniger stark und hoch, als der Erstere. Es hatte nur sechsundzwanzig Wandtaue, während das andere achtundzwanzig zählte. Das Segelwerk von beinahe allen Schiffen der Flotte war aus Baumwolle. Alle Segel waren dreieckig und die Hypothenusen an die Quersegel-

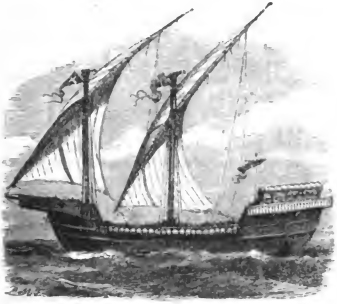
Digitized by Google



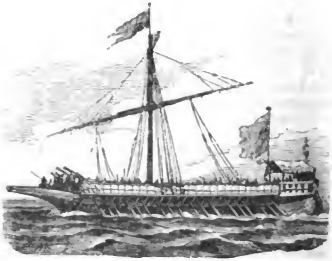
Zehntes Jahrhundert. Normanniſches Schiff.



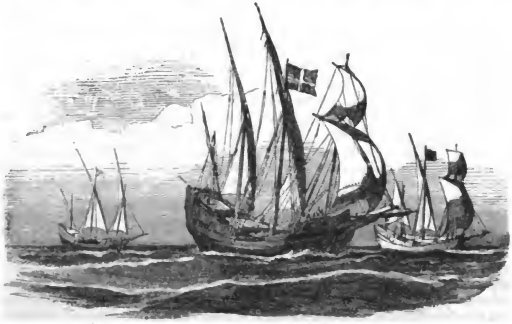
Zwölftes Jahrhundert. Galee.



Dreizehntes Jahrhundert. Schiff des heiligen Ludwig.

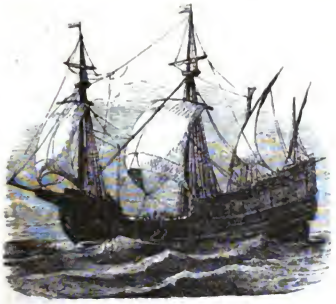


Dreizehntes Jahrhundert. Galee ohne Ruderlingen

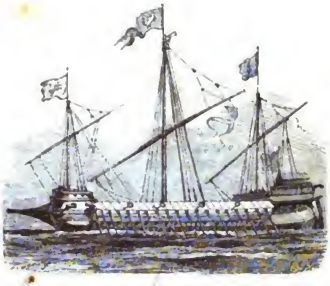


Fünfzehntes Jahrhundert. Schiff des Chriſtoph Columbus.

Digitized by Google



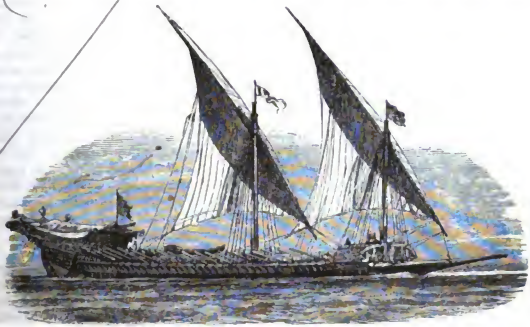
Fünfzehntes Jahrhundert. Carreque.



Sechszehntes Jahrhundert Venetianische Galeasse.

Sechszehntes Jahrhundert. Der Great Harry.

Siebenzehntes Jahrhundert. Flüte.



Siebenzehntes Jahrhundert. Galeere.

Digitized by Google

stange befestigt. Indessen darf nicht unerwähnt gelassen werden, daß einige Schriftsteller behaupteten, die Segel der Schiffe Ludwigs seien viereckig gewesen; doch ist ihre Ansicht wenig begründet. Auch müssen wir bemerken, daß wenn wir von den beiden venetianischen Schiffen sprachen, wir indirect damit auch den Bau der Schiffe aus den französischen und übrigen europäischen Häfen beschrieben haben. In dieser Periode glichen sich alle genuesischen, castilischen, französischen Schiffe; kennt man die Einen, so kennt man die Andern. Die Galeen des dreizehnten Jahrhunderts hatten sich gleichfalls etwas verändert. Feiner und schlanker gebaut, als die des vorangegangenen Jahrhunderts, bilden sie die Vorläufer der (im vierzehnten Jahrhundert) auftauchenden Galeeren. Diese schnellfahrenden Schiffe hatten auf beiden Seiten vierundzwanzig bis sechsundzwanzig Ruder und waren bisweilen hundertzwanzig Fuß lang. Nach ihrem Erscheinen verschwand die Pamphile, von der wir oben gesprochen, mehr und mehr.

Im vierzehnten Jahrhundert und auch im fünfzehnten und sechszehnten waren die bedeutendsten die Carrequen, Schiffe von beträchtlicher Tragfähigkeit; sie nahmen oft vierzehnhundert Tonnen ein. Im Jahre 1359 eaperten die Castilier eine venetianische Carreque, welche drei Verdecke hatte und deßhalb so hoch sein mußte, wie die größten Flüten des siebenzehnten Jahrhunderts. Im Jahre 1545 hatte eine französische Carreque, Le Carrequòn, welche für das schönste Schiff und für den besten Schnellsegler des atlantischen Meeres galt, eine Tragfähigkeit von achthundert Tonnen und hundert Stück Geschütz von allen Calibern als Kriegsausrüstung an Bord. Die Carrequen des vierzehnten Jahrhunderts hatten nur zwei Masten; im fünfzehnten bekamen sie drei, später vier. Anfangs besaßen sie drei Verdecke, zuletzt sieben. Das Vorder- und Hinterdeck war um drei bis vier Mannslängen höher, als der Oberlauf und bildete auf beiden Enden Castelle. Diese Castelle hatten je fünfunddreißig bis vierzig Kanonen.

Die Feuerschlünde wechselten ihre Stellung nur sehr wenig.

Die Galeasse, welche aus der Galea grossa entstanden, wie diese aus der Galer, hatte wie die Carreque und die andern Schiffe ein Castell am Vorder- und ein Castell am Hinterdeck. Auf dem vordern standen zwölf Kanonen in drei Lagen über einander, auf dem hintern nur zehn in zwei Lagen. Sie hatten zweiunddreißig Ruderbänke und zwischen jeder der Bänke einen Stropp mit einem Dullen. Die Galeasse hatte drei Masten und lateinische Segel. Die Venetianer bauten sie vorzüglich. Ihr berühmter Bucentaur gehörte dieser Art von Schiffen an.

Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, als Columbus seine Schiffe zu Palos ausrüstete, stellte er seine kleine Flotille aus lauter Caravellen zusammen. Den Namen Caravelle trugen anfangs einfache Barken; mit der Zeit aber wurde er auf größere, wenigstens ziemlich bedeutende Schiffe übergetragen. Die Caravelle hatte vier Masten: die des Vordertheils mit einem Raasegel, die des Hintertheils mit einem lateinischen Segel. Dieses Segelwerk gestattete der Caravelle alle Manoeuvres und sie war so rasch in ihren Bewegungen, als die berühmte französische Tartane zu ihrer Zeit. Sie drehte sich so gewandt, als würde sie mit dem kleinen Ruder regiert. Sie hatte nur ein Verdeck und konnte keine großen Lasten aufnehmen. Indeß, wenn auch die Caravellen des Columbus minder groß waren, als die, welche man später, am Ende des sechszehnten Jahrhunderts sah, so waren sie doch groß genug, um neunzig Mann und Lebensmittel zu einer langen Reise aufzunehmen. Das Schiff, auf welchem sich Columbus befand, hieß Santa Maria, die beiden andern La Pinta und La Nina. Eine Stelle aus dem Tagebuche des Columbus macht uns mit dem Segelwerke der Santa Maria bekannt: „.... Der Wind," sagt er, „wurde sanft und ich ließ deßhalb alle Segel des Schiffes aufziehen, das große Segel mit den beiden Reffen, den Fockmast, das Bogsprietsegel, das Vasausegel und das Marssegel." Die Caravellen hatten, wie alle großen Schiffe jener Zeit, ein Castell vorne und eines hinten. Sie machten im Durchschnitte zwei und eine halbe Meilen in der Stunde. Columbus brauchte nur fünfunddreißig Tage von Palos nach San Salvator, die noch heut zu Tage gewöhnlich für diese Fahrt berechnete Zeit.

Das sechszehnte Jahrhundert war eine Epoche des Fortschritts für die Marine; dazu hat namentlich England beigetragen. Die wichtige Erfindung der Stückpforten ist jedoch von dem Franzosen Descharges gemacht worden. Das Aufstellungssystem der Batterien hat sich seit jener Zeit nicht verändert und besteht heut zu Tage noch, wie ehedem. Die Historiker gaben sich große Mühe, um die Formen der Kriegsschiffe jener Zeit zu ermitteln: die geschriebenen und gezeichneten Documente sind indeß theils so confus, theils so mangelhaft in den Proportionen und der Perspective, daß es schwer hält, sich ein klares Bild zu machen. Da man jedoch von dem ersten großen Kriegsschiffe Englands, dem Great Harry, der 1503 in Portsmouth erbaut wurde, einige ächte Documente besitzt, so mag dieses Schiff eine ungefähre Anschauung der Marine des sechzehnten Jahrhunderts geben.

Aus den Küsten.

Erzählung.

In einem Dorfe des Thales von Sallanches, nahe dem Fuße des Mont Blanc, lebte der alte Bernhard mit seinen drei Söhnen. Eines Morgens lag er krank im Bette und harrte in heftiger Fieberhitze der Rückkehr seines Sohnes Johann, der den Arzt zu holen fortgegangen war. Endlich hörte man den Tritt eines Pferdes und bald darauf trat der Doctor ein. Er fragte den Kranken aus, fühlte seinen Puls, betrachtete die Zunge und sagte dann, die Wange des alten Mannes streichelnd: „Es hat nichts zu bedeuten, mein Freund — gar nichts!" Und sich umwendend, gab er den drei jungen Leuten, die mit offnem Munde und ängstlichem Blicke um das Bett her standen, ein Zeichen. Alle vier begaben sich nun in eine entfernte Ecke, der Doctor schüttelte den Kopf, schob die Unterlippe vor und sagte: „Es ist ein heftiger Anfall — ein sehr heftiger Fieberanfall. Die Krankheit hat den höchsten Grad erreicht. Die Krisis wird eintreten, und sobald sie im Abnehmen ist, muß er schwefelsaures Chinin haben."

„Was ist das, Herr Doctor?"

„Chinin, mein Lieber, ist eine sehr theure Arznei, die Ihr Euch in Sallanches verschaffen könnt. Zwischen den beiden Anfällen muß Euer Vater zum Mindesten für drei Franken einnehmen. Ich will das Recept schreiben. Du kannst lesen, Wilhelm?"

Digitized by Google

„Ja, Herr Doctor!"

„Und Du wirst dafür sorgen, daß er es einnimmt?"

„Gewiß."

Als der Arzt gegangen war, sahen sich Wilhelm, Peter und Johann in stummer Verlegenheit an. Ihr ganzes Vermögen bestand aus anderthalb Franken und die Arznei mußte doch augenblicklich herbeigeschafft werden.

„Hört mal," sagte Peter, „ich weiß ein Mittel, um uns aus den Bergen noch vor Nacht drei bis vier Fünffrankstücke zu holen."

„Aus den Bergen?"

„Ich entdeckte ein Adlernest in der Kluft eines furchtbaren Abhangs. In Sallanches wohnt ein Herr, der die jungen Adler mit Freuden kaufen würde; und nichts macht mich zittern, als das schreckliche Wagniß, sie aus dem Neste zu nehmen. Aber das alles ist nichts, wenn es unsres Vaters Leben gilt. Wir müssen sie in zwei Stunden haben."

„Ich will das Nest ausnehmen," sagte Wilhelm.

„Nein, nein, überlaßt es mir," rief Johann, „ich bin der Jüngste und Gewandteste."

„Ich habe das erste Recht an das Wagniß," warf Peter dazwischen, „denn ich war's, der es entdeckte."

„Nun," sagte Johann, „wir wollen das Loos ziehen. Schreibe drei Nummern Wilhelm, lege sie in meinen Hut und wer Eins zieht, wird das Nest ausnehmen."

Wilhelm schwärzte das Ende eines hölzernen Spanes im Feuer, zerriß eine alte Karte in drei Stücke, schrieb eins, zwei, drei darauf und warf sie in den Hut.

Wie die drei Herzen klopfen! Der alte Bernard lag noch immer im Fieber da und jeder seiner drei Söhne sehnte sich, sein Leben dran setzen zu dürfen, um das des Vaters zu retten.

Das Loos fiel auf Peter, der das Nest entdeckt hatte; er umarmte den kranken Mann.

„Wir werden nicht lange fort sein, Vater," sagte er, „aber wir müssen alle drei gehen."

„Was wollt Ihr thun?"

„Wir werden's Dir sagen, wenn wir zurück kommen."

Wilhelm nahm einen alten Säbel von der Wand, der Bernard gehört hatte, als er im Kriege gewesen; Johann suchte einen dicken Strick, wie ihn die Berghewohner zum Fällen der Bäume brauchen; und Peter kniete, als sie vor das Dorf gekommen waren, bei einem alten hölzernen Kreuze nieder, um ein inbrünstig Gebet zum Himmel zu senden.

Dann machten sie sich auf den Weg, und hatten bald den Rand des Abgrundes erreicht. Die Gefahr bestand nicht allein in der Möglichkeit mehrere hundert Fuß tief hinabzustürzen, sondern auch in dem Angriff, dessen sie von den Raubvögeln gewärtig sein mußten, welche den wilden Abgrund bewohnten.

Peter, der diesen Gefahren trotzen sollte, war ein athletischer junger Mann von zweiundzwanzig Jahren. Nachdem er berechnet hatte, wie tief er hinabsteigen mußte, befestigten die Brüder den Strick um seine Lenden und begannen ihn hinabzulassen. Den Säbel in der Hand, erreichte er glücklich die Spalte, welche das Nest barg. Es waren vier junge Adler von gelblich brauner Farbe darin und sein Herz pochte vor Freude bei diesem Anblick. Er nahm das Nest fest in seine linke Hand und rief seinen Brüdern jubelnd zu: „Ich habe sie, zieht mich hinauf!"

Schon als der erste Ruck mit dem Stricke gemacht wurde, sah sich Peter von zwei ungeheuren Adlern angegriffen, deren wildes Geschrei nur zu deutlich sagte, daß es die Alten der Nestlinge seien.

„Muth, Bruder!" „Vertheidige Dich!" „Fürchte nichts!"

Peter drückte das Nest an seine Brust, und schwang mit der rechten Hand den Säbel über dem Kopfe.

Nun begann ein schrecklicher Kampf, die Adler kreischten, die Jungen wimmerten und der muthige Savoyarde schrie und schwang sein Schwert. Er schlug die Vögel mit seiner Klinge ab, die blitzend die Luft durchzuckte, aber sie nur noch wüthender machte, und aus dem Felsen, den er bisweilen traf, stoben Feuerfunken.

Plötzlich fühlte er, daß der Strick, der ihn hielt, einen starken Ruck machte. Als er in die Höhe sah, gewahrte er, daß er ihn bei seinen Evolutionen mit dem Säbel zerhauen und die Schäfte zerrissen waren.

Peters wild aufgerissene Augen blieben einen Augenblick unbeweglich starr und schlossen sich dann vor Schrecken. Ein kalter Schauer rieselte durch seine Adern, er wollte das Nest und den Säbel fallen lassen.

In diesem Augenblick packte einer der Adler mit den Krallen seinen Kopf und drohte, ihm das Gesicht zu zerreißen. Der Savoyarde machte eine letzte Anstrengung und vertheidigte sich tapfer. Er dachte an seinen alten Vater und das flößte ihm Muth ein.

Immer höher stieg der Strick; freundliche Stimmen riefen ihm Worte der Ermuthigung und Triumphes zu, aber Peter konnte ihnen nicht antworten. Als er den Rand des Abgrundes erreichte, noch immer das Nest in seiner Hand haltend, war das Haar, das vor einer Stunde noch so schwarz gewesen, wie die Federn eines Raben, so weiß geworden, daß Wilhelm und Johann ihn kaum wieder erkannten.

Was hatte aber das zu bedeuten? Die jungen Adler waren von der seltensten und kostbarsten Art. Noch am selben Nachmittag wurden sie nach der Stadt getragen und verkauft. Der alte Bernard bekam die Arznei und noch manche andere nöthige Pflege. Der Doctor erklärte ihn nach wenigen Tagen außer aller Gefahr.

Für die Frauen.

I.

Unser Familienbuch wird den Frauen ein besonderes Blatt vorbehalten, das Bilder aus dem täglichen Leben des Hauses, wie aus den größeren Kreisen des geselligen Verkehrs, und Rath und Mahnung in ansprechender Form vor die Augen der freundlichen Leserinnen legen soll. Heute ist uns nicht mehr vergönnt, als die vielumfassenden, wichtigsten Grundsätze eines großen Oekonomen über die Führung eines gesegneten Haushaltes mitzutheilen, die, befolgt, für das Jahr, das wir beginnen, den reichsten Segen bringen werden.

Die Ausgaben, sagt unser Oekonom, müssen sich streng nach den Einnahmen und nach dem Etat richten, den man sich am Anfang des Jahres macht. — Nie lasse man sich über die Grenzen der Wohlanständigkeit durch die Sitten oder das Beispiel Anderer verlocken. — Man nehme nichts bei Kaufleuten auf Credit, sondern bezahle baar, was man kauft; das ist das Mittel, alles was sie haben, besser und wohlfeiler zu bekommen. — Man ge-

Digitized by Google

wöhne sich daran, es als eine Ungerechtigkeit zu betrachten, die Arbeiter und Diener auf das warten zu lassen, was man ihnen schuldig ist. „Wer Dir arbeitet, dem gib bald seinen Lohn; und halte niemand seinen verdienten Lohn vor," sagt schon Tobias. — Man mache sich regelmäßig jeden Monat seine Rechnung und schließe sie Ende jedes Jahres ohne Rest ab. — In dem Ausgabenetat, der immer den Einnahmen entsprechen muß, setze man oben an den Theil, der für die Armen bestimmt ist und ihnen gebührt. Das sicherste und bequemste Mittel, sich streng an diese Pflicht zu halten, ist, diese Vertheilung in dem Augenblicke vorzunehmen, in welchem man eine Einnahme macht und sie dann bei Seite zu legen. Denn die Freigebigkeit kostet weniger, wenn man Geld im Vorrath hat.

Die Diebskapelle.

Diese Kapelle liegt in der Nähe von Quito, am Rande des Abhangs von Jerusalem, in einer merkwürdigen und an abenteuerlichen Erinnerungen überreichen Gegend. Bei jedem Schritte in dieser berühmten Quebrada erzählt der Führer dem Reisenden eine düstere Legende, die dem indischen Aberglauben oder den Annalen des Verbrechens entnommen ist. Von diesen Erzählungen verdienen die am meisten Glauben, welche von den zahlreichen Diebstählen der Indier auf dem Gebirge und in den Wäldern berichten. Ein reicher Mann von originellem Charakter, so erzählt man, habe aus Mitleid mit diesen vom Elend zum Verbrechen verführten Indiern diese Diebskapelle erbaut, um für die Erlösung ihrer Seelen aus dem Fegfeuer Messen lesen zu lassen. Diese Erklärung des eigenthümlichen Namens, welchen das elegante kleine Oratorium trägt, ist jedoch weder die merkwürdigste, noch die populärste. Nach einer sehr beglaubigten Tradition, entfloh vor vielen Jahren ein Mönch aus einem reichen Kloster von Quito, warf seine Kutte weg, wechselte seinen Namen, machte sich unkenntlich und trat mit einem falschen Titel und ungeheuren Reichthümern in die große Welt; er umgab sich mit einem ungewöhnlichen Luxus, vergeudete das Gold in Unmasse und ließ allen seinen Leidenschaften den Zügel schießen. Dieses wilde Leben hatte jedoch bald seine Gesundheit untergraben; als er am Sterben war, ließ er einen Priester rufen und machte ihm das Geständniß, daß er vor Zeiten in dem Kloster eine Bildsäule der heiligen Jungfrau der kostbaren Steine beraubt, die sie geschmückt, indem er einen nach dem andern ausgebrochen und mit falschen Steinen ersetzt habe. Er fügte hinzu, daß er diese Steine von unschätzbarem Werthe unter einem Felsen des Abhangs von Jerusalem vergraben. Nach dieser Beichte starb er. Man begab sich nach jenem Abhange und fand am bezeichneten Orte noch eine große Anzahl von Diamanten. Zum Gedächtniß und zur Sühne dieses Kirchenraubs ward diese Kapelle erbaut.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawson & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Der Paradiesvogel.

Schwedische Legende von Schubert.

In alter Zeit lebte in einem Kloster des hohen Nordens ein Mönch, von sehr frommem Gemüth und dabei tief forschenden Geistes. Es war ihm der Lauf der Gestirne und die Sprache der Lebendigen im ganzen Reiche der Sichtbarkeit verständlich; er erkannte den Sinn und die Eigenschaften der Dinge an ihrer Gestalt. Bei einem solchen weit und tief gründenden Sinne stellte sich nicht selten auch die Unruhe des Weiterfragens und Forschens ein. Der Geist hatte den festen Ankergrund gefunden; die menschliche Vernunft warf Blasen auf und Schaum um den zu Boden gesunkenen Anker.

Einst, an einem Morgen, geht er, betend und sinnend

Digitized by Google

aus dem Kloster in einen benachbarten Wald. Es war Frühling und die Bäume blühten. Er betet voll Liebe und Andacht. Als aber das Gebet geendet, denkt er: „O mein Gott! es ist nun Frühling und bald folgt der Sommer und dann der Herbst. Da ist Abwechslung von Monat zu Monat. Deine Ewigkeit aber, sie ist unveränderlich dieselbe, — wie mag auch ein dich liebender Geist dieses „ewig dasselbe" ertragen und nicht vergehen.!"

Er geht, sinnend über dem Gedanken, der ihn schon sonst oft und viel beschäftigt, weiter und weiter in den Wald hinein. „Ja, sterben wollte ich gern, wäre nur noch, so lange ich im Fleische walle, der Gedanke deiner Ewigkeit klar und verständlich. Dein Anschauen ist süß, aber ewig, ohne Wechsel — wer erträgt den Gedanken; welches Sein erträgt ein solches unwandelbares Hinblicken nach Einem Mittelpunkt des Lebens und immer demselben, ohne die Zwischenspiele des Schlafens und Wachens, des Irrens und Wiederzurechtfindens, der Zerstreuung und Sammlung!"

Er geht sinnend und betend weiter. Und siehe, der Wald wird immer fremdartiger und veränderter. Statt der alten Eichen und Tannen kommt da ein Gebüsch von Myrthen, bald hernach ein Wald von Cedern, dann von Palmen. Der Mönch will stehen bleiben, sich fragen, ob alles nur ein Traum sei, aber ein Gesang zieht den zögernden Fuß weiter. Es ist der Gesang eines Vogels. Aus dem Wipfel einer Palme ertönt er und zu ihrem Fuße steht der Mönch endlich still, binanstaunend nach dem Vogel mit prächtigem Gefieder, dem singenden Paradiesvogel. Die Töne sind so trauernd, als klagten sie um ein Vergangenes und Verlorenes; dazwischen aber wieder so freudig, so selig, als sprächen sie von einer nun bald kommenden unvergänglichen Herrlichkeit der Kreaturen. Der Mönch horcht entzückt; es fließen ihm Thränen der Trauer und der Himmelssehnsucht über die Wangen.

Aber bald hat das Auge keine irdische Thräne mehr. Denn immer lieblicher, immer lebendiger weht eine Luft des Paradieses, immer lauter werden die Töne des Gesanges, welche von einer künftigen, ewig bleibenden Herrlichkeit der Kreaturen sprechen. Der Mönch horcht und schaut unverwandt nach dem Paradiesvogel hin.

Endlich, sich selber gewaltsam auffraffend, denkt er: „Siehe, es wird wohl schon einige Stunden sein, seitdem du da stehest und horchest. Der Weg ist noch weit: wohlauf, du willst für heute heimkehren nach deinem Kloster. Morgen wird ja der Vogel wieder singen und du kommst dann und hörst ihn."

Er geht, vertieft in ein süßes Schmecken der Freuden der Ewigkeit, von denen der Paradiesvogel gesungen, heimwärts, den Weg nach dem Kloster. Der Wald wird bald wieder der heimathliche, nordische, und statt der Palmen und Cedern kommen Eichen und Tannen.

Da ist denn der Rand des Waldes. Die Hügel sind noch dieselben, die Wasser der Erde haben noch denselben Lauf, das Kloster aber — nach so wenigen Stunden — es scheint ein ganz anderes. Täuschen sich die Augen, oder sind jetzt wirklich da Thürme, wo heute am Morgen noch keine waren? Das Dach und der Giebel, das Thor und die Fenster so ganz anders, als sie noch heute früh gewesen!

Er tritt nun ins Kloster. Lauter fremde Gesichter, die stumm ihn ansehen; er glaubt einen unheimlichen, spuckhaften Traum zu träumen, eilt hinauf nach seiner Zelle, um da sich zu sammeln und zu beruhigen. Aber wo diese Zelle einst war, da ist jetzt Gemäuer, keine Thür mehr hinein, noch Fenster. Erschrocken und fast unwillig kehrt er um. Er fragt die Mönche, die ihm nachgegangen wie einer fremden, bedenklichen Erscheinung: „Wo ist der Archimandrit Johannes?" — „Johannes," sagen die Mönche, „heißet unser Archimandrit nicht, er heißet Paulus Chrysostomus. Aber wer bist denn du, der hier in unser Kloster eingegangen, so vertraut, als sei er da zu Hause!"

„Wer ich bin," sagt der Mönch, „kennt ihr mich denn nicht? Erst heute Morgen ging ich ja von hier aus in den Wald; ich bin Petrus Forschegrund, euer Bruder." — „Petrus Forschegrund," sagt ein alter Mönch, „bist du der? Ich las in den alten Chroniken von einem Peter Forschegrund, der lebte vor tausend Jahren hier in unserm Kloster. Er kam aus fernem, südlichem Lande hierher. Er betete und forschte viel. Eines Morgens ging er aus in den Wald und kam nie wieder. Wärest du der — siehe, die Zeit ward seitdem eine andere, nur Gottes Erbarmen ist dasselbe."

Da hebt Petrus seine Hände betend empor: „O mein Gott!" betet er, „ich bebte in den Tagen meines Zweifels vor dem Gedanken deines ewigen Anschauens, ewigen, wechsellosen Genießens. Nun habe ich tausend Jahre nur den Gesang eines Vogels deines Paradieses gehört, welcher klagte, wie um etwas Verlorenes, und eine zukünftige Herrlichkeit verkündete. Und diese tausend Jahre sind mir vergangen wie etliche Stunden. Wie wird denn erst das Entzücken in dem Anschauen deines Angesichts selber, in dem Vernehmen deiner Nähe sein! O Ewigkeit, o Ewigkeit, dein Gedanke so süß, dem erwachten Geist so leicht! — Wohlan, ich habe hier nichts mehr zu schaffen mit dem Geschäft des Sehnens und Hoffens und Zweifelns. Denn mein Ohr hat schon gehört, mein Herz erfahren. Ich kehre zurück in den Wald zum Gesange des Vogels, der um das Verlorene klagt, aber auch von einer künftigen, ewigen Herrlichkeit singet!"

Da Petrus dieß gesagt, sinken die Hände und die Augen. Die Füße wollen sich noch bewegen, als möchten sie ihren Leib wieder hinaustragen durch den Wald der Eichen und Tannen in den der Cedern und Palmen, zum klagenden und dann freudig seligen Gesange des Paradiesvogels. Aber mit dieser letzten Bewegung sinkt auch der Leib, der nur noch im Traume des alt und längstvergangenen Lebens bestanden, zu Asche, und in den Hörenden Allen tönen die Worte: „O Ewigkeit, Ewigkeit," unvergeßlich nach.

Ja, es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes, ein Sabbath, hehr und heilig und ohne Aufhören.

Auf dem Vesuv.

Ich erhob mich zu früher Morgenstunde und fuhr mit dem ersten Zuge nach Portici. Der Leser muß nämlich wissen, daß in diesem Theile der Welt eine kleine bequeme Eisenbahn existirt, welche an dem lachenden Ufer der Bucht von Neapel hinführt und die Hauptstadt mit dem reizenden Badeorte von Castel-a-Mare verbindet. Auf dieser Eisenbahn bietet Portici den nächsten und angenehmsten Haltepunkt, um den Vesuv zu besuchen; eine andere, einige Meilen weiter entfernte Station ist Pompeji. Die alten Gebeine müssen sicher wieder aufleben, wenn man mit Dampf drüber hinfährt. Ich verließ den Wagen in Portici und begab mich in das benachbarte Dorf Resina, wo ich frühstückte. Die meisten der Vesuvführer wohnen hier, und während ich meine Eier zerbrach und meinen Kaffee schlürfte, stritt sich ein ganzer Haufen dieser Würdenträger draußen um den Besitz

Digitized by Google

meiner werthen Person. Ich streckte nach vollendetem Mahle meinen Kopf zum Fenster hinaus, um selbst die Wahl unter den Führern zu treffen, winkte einem, der der Klügste zu sein schien, und traf mit ihm die Uebereinkunft, für den Tag einen Piaster und das übliche Trinkgeld zu bezahlen. Ein Reisender in Italien, wie in jedem andern Lande, wird die Räder immer wohl geölt finden, wenn er die Erwartungen der Leute in solchen Kleinigkeiten nicht herabstimmt.

Um acht Uhr verließ ich auf den Rath meines Führers das Dorf Resina und begab mich auf den Weg nach dem Vesuv. Die Straße jenseits des Dorfes war ziemlich gut, bis wir an das ausgebreitete Bett eines Lavastromes kamen, der im Jahr 1849 seinen Weg aus dem Vulkane genommen. Der Ausdruck jenes Jahres richtete große Verwüstungen in den Weinbergen an, indem er die Stöcke verkohlte und die Fruchtbarkeit des Bodens einige Meilen im Umkreis des Berges vernichtete. Die Trauben, welche an diesen Abhängen gezogen werden, liefern einen ausgezeichneten Wein, der unter dem Namen Lacrymae Christi bekannt ist. Er hat einige Aehnlichkeit mit dem Champagner und wird zu hohen Preisen verkauft. Wir gingen oder stolperten vielmehr über diesen unfruchtbaren Landstrich hin und erreichten ungefähr nach anderthalb Stunden eine kleine Einsiedelei, wo die Reisenden das Vergnügen haben können, ihren Namen in ein Buch zu zeichnen und bei dem Einkauf einer Schachtel mit kleinen Granitstücken und anderem Gestein tüchtig geprellt zu werden. Auf dergleichen vielbesuchten Bergen ist stets etwas zu kaufen; auf dem Snowdon handeln sie mit gewobenen Strümpfen.

Etwas weiter unten steht das königliche Observatorium. Eine kleine Anzahl Soldaten ist hier zum Schutze der Reisenden stationirt — eine durchaus nicht überflüssige Vorsicht gegen Räuber — die Führer mit eingerechnet. Denn diese betrachten den Reisenden etwas zu sehr als ihre Beute. Ein anstrengender Marsch von einer Stunde brachte uns an den Fuß des Kegels, denn so wird der obere Theil des Berges in der Nähe der Oeffnung genannt. Bevor wir den Kegel zu besteigen wagten, da er am meisten Schwierigkeiten bietet, machten wir Halt und erquickten uns an Brod, Früchten und Wein, welche ein Mann uns bis an diesen Punkt nachgetragen. Ich muß bemerken, daß man bis hieher mit Pferden und Maulthieren reiten kann; da ich jedoch in der Schweiz hinlängliche Erfahrungen in dieser Richtung gemacht, und hier keine größeren Schwierigkeiten bei der Besteigung der Berge als dort fand, beschloß ich, freilich sehr gegen den Wunsch meines Führers, den ganzen Weg zu Fuße zu machen. Ich war jedoch nicht so klug, als ich zu sein glaubte, denn ich hatte der besondern Ermüdung, welche der Unterschied der Temperatur herbeiführen mußte, nicht hinlängliche Rechnung getragen; je höher wir jedoch stiegen, desto wohlthätiger wirkte die köstliche frische Luft, die von der Bai herausströmte und das Drückende der Sonnenhitze milderte. Der Wind war an dem Orte, wo wir hielten, um uns wieder durch Brod und Wein zu stärken, so kühl, daß wir froh waren, uns unter der Leeseite einer Felsenmasse bergen zu können. Nachdem wir dort ungefähr eine Stunde ausgeruht, erhoben wir uns und machten uns auf den beschwerlichen Weg. Die übliche Art, den Berg zu besteigen, ist die, noch zwei bis drei Extraführer mitzunehmen; der eine von ihnen schiebt hinten, während die andern vorne an einem Strick ziehen, der dem Reisenden um die Lenden gebunden wird. Angeregt und gekräftigt durch Wein und Brod, verschmähte ich dieses abscheuliche Verfahren, und statt den durch Asche und Staub gebahnten Weg einzuschlagen, der für Gassenkehrer ein höchst interessantes Studium böte, stieg ich muthig über das Lavageröll hinan; es war etwas steiler und wohl auch gefährlicher, denn ein Fall auf die rauhen Zacken der Lava würde die Haut mehr als geritzt und ein falscher Schritt einem sicher den Hals gebrochen haben. Kaltblütigkeit und ein fester Fuß sind in solchen Fällen von großer Wichtigkeit, auch darf man weder aufwärts noch abwärts sehen, sondern muß den Blick einfach geradeaus gerichtet haben und nur daran denken, wo man den Fuß am sichersten aufstemmen könne.

Endlich stand ich nach manchfacher Gefahr des Straucheln und Ausgleitens auf der wirklichen Höhe des Vesuvs. Die Oberfläche rings umher war sehr warm und von zahlreichen Rissen durchschnitten, aus welchen leichte Rauchwolken emporwirbelten. Wir begaben uns zuerst nach dem Krater von 1849 und gingen rings an dem Rande umher. Das Innere war mit einem Ueberzug von Schwefel in verschiedenen Schattirungen incrustirt, was einen eigenthümlichen Effekt machte, wenn die Sonne darauf schien; ein schwefelichter Dampf stieg daraus in die Höhe und hüllte uns in seinen lästigen Rauch. Wir begaben uns dann nach dem alten und großen Krater; hier war die Hitze des Bodens noch weit größer, so groß, daß sie durch dickgesohlte Schuhe drang und für die bloße Hand unerträglich wurde. An dieser Stelle machte mein Führer einige höchst interessante Experimente; das erste war, daß er einen Stab in einen der vielen Risse steckte und ihn sogleich wieder glühend herauszog. Das war offenbare Holzvergeudung. Das nächste Experiment hatte einen weit ökonomischeren und nützlicheren Charakter; der Führer kochte nämlich in einer der genannten Ritzen einige Eier, die er ganz unerwartet aus seiner Tasche hervorzog. Diese gekochten Eier aß ich, obwohl ich durchaus nicht hungrig war, da es einmal bei den Vulkanen Gebrauch ist, daß Eier in ihrem Krater gekocht werden, und es einem Reisenden schlecht bekommen möchte, wenn er den Vesuv ersteigen, irgend etwas auszuschlagen, was dieser alte Bursche zu seinem Vergnügen und zur Erquickung zu thun sich herbeiläßt.

Die Reisenden lassen sich gewöhnlich ohne Gefahr bis zu einer gewissen Tiefe in den Vulkan hinab; aber zur Zeit meines Besuches stieg der erstickende Schwefelrauch in dichteren Wolken als sonst aus dem Krater, so daß mir mein Führer von dem verwegenen Unternehmen abrathen zu müssen glaubte. Die Aussicht von der Spitze des Berges war großartig und erstreckte sich weit über die Bai mit den hübschen kleinen Städten, die sich an dem Ufer gelagert, ja bis zu den Inseln Capri, Ischia, Procida und den interessanten und classischen Gegenden der Bai von Baiä. Beinahe gerade unter uns zur Linken befand sich die Eisenbahnstation von Pompeji. Bei dem Anblick landeinwärts sahen wir, so weit das Auge reichte, die Gegend mit weißen Palästen und Häusern geschmückt, welche in dieser klaren und reinen Atmosphäre das ganze Jahr ihre helle Farbe behalten, ohne daß man sie jedes Frühjahr anstreichen müßte. Der Vesuv, welcher gewöhnlich als ein abgestumpfter Kegel abgebildet wird, ist in Wirklichkeit ein Berg, von welchem zwei verschiedene Kegel aufsteigen; der eine, aus welchem jener Lavastrom emporstieg, der Pompeji und Herculanum bedeckt, ist längst ausgeglüht und still geworden; der andere gibt dann und wann noch unheimliche Lebenszeichen von sich.

Ich blieb ungefähr eine Stunde auf dieser Höhe und traf dann Anstalten mich auf den Rückweg zu machen.

Digitized by Google

Wie dies Besteigen des Kegels durch die ungemeine Steilheit schwieriger ist, als das beinahe jedes andern Berges, so ist das Herabsteigen in gleichem Maße leichter. Man braucht eine gute Stunde zum Hinaufsteigen, aber nicht viel mehr als fünf Minuten, um wieder unten zu sein. Die Geschwindigkeit dieser Hinunterfahrt ist wirklich überraschend und gleicht mehr einem Fluge. Der Reisende hält sich in einem Winkel von etwa fünfzig Graden rückwärts und macht nun weitausgreifende Schritte oder Sätze. Bei jedem Schritte sinkt er tief in die Lava-Asche, so daß er unmöglich stürzen oder hinabrollen kann; das einzige Beängstigende liegt darin, daß man durchaus nicht anzuhalten vermag — bis man unten angekommen. Wenn diese Flucht durch Luft und Asche etwas eigenthümlich Amüsantes und Heiteres hat, so übt sie doch auf die Kleider nicht denselben wohlthätigen Einfluß aus. Mein Anzug war in greulichem Zustande, nur meine Schuhe, die freilich besonders für solche Zwecke gemacht worden, hatten nicht mehr gelitten, als daß sie etwas zurückgetreten waren.

Das Wilhelmsthor in Chartres.

Vor dem Jahre 1181 war Chartres nur mit Wällen befestigt. Peter von Lothringen, Nachfolger des Bischofs Thomas von Salisbury, Abt von Gelles und Saint Remy, erhielt von dem Grafen von Chartres die Erlaubniß, einen Theil der Stadt mit Mauern zu umgeben. Die ersten Arbeiten dehnten sich nur von dem Châtelettthor bis zum Saint-Michelthore aus; sie wurden in zwei Jahren vollendet. Peter von Lothringen starb 1182; sein Nachfolger Regnault de Mouffon setzte sein Werk fort. Ums Jahr 1185 begannen die Bewohner der untern Stadt Gräben zu ziehen und neue Wälle zu bauen, die in Verbindung mit den alten die Stadt vollständig einschlossen. Durch diese Arbeiten kamen nun auch die Kirche von St. André und die Abtei von St. Père innerhalb Etters. Der Graf von Chartres wollte seine früheren Rechte auf Erhebung eines Zolles nicht aufgeben und verlangte nun drei Sous für jeden Poincon Wein, der im Innern der Stadt verkauft wurde; aber die Wirthe von Chartres, die sich dieser Steuer entziehen und doch mit den Preisen nicht aufschlagen wollten, erhielten die Erlaubniß, das Maß der Pinte zu verkleinern, und konnten nun den alten Preis beibehalten. Aus Scherz oder Unwillen gab das Volk einem dicken Thurme, der um diese Zeit in der Nähe des Châtelletthores errichtet wurde, den Namen Courte-Pinte (kurze Pinte).

Die Befestigungswerke hatten sieben Thore: Drouaise, Saint-Jean, Châtelet, Epars, Saint-Michel, Morand und Guillaume. Das Letzte ist das besterhaltene und bedeutendste von Allen. Es macht einen imposanten Eindruck durch seine Massenhaftigkeit; auf beiden Seiten stehen runde Thürme, die durch eine Zwischenmauer verbunden sind, welche von

Digitized by Google

einer vorspringenden Gallerie mit Schießscharten und Mauerkränzen überbaut ist; unter dem Ohrgewölbe sieht man das Schutzgatter. Ehemals befand sich auf dem Thore eine kleine, den Heiligen Fiacre und Pantaleon geweihte Kapelle. Ums Jahr 1520 hatte ein Seiler seinen Sitz auf den Mauern aufgeschlagen, und die Gesellen benützten den Altar zum Eß- und Trinktische. Meister Jumeau, der Kaplan, beklagte sich darüber bei dem Rathe der Stadt und erhielt am 21. Juni 1524 die Erlaubniß, neben der Kapelle ein kleines Zimmer zu erbauen, das ihm als Wohnung dienen sollte. Die Kapelle des Guillaumethores verschwand gegen das Ende des letzten Jahrhunderts. Die in der Nähe des Thores sichtbare Kirche ist die berühmte Kathedrale, welche im Jahre 1836 theilweise abbrannte.

Junquera.

Junquera ist ein spanischer Flecken in dem östlichen Theile der Pyrenäen, unfern des Cap de Creus und dem Fort Bellegard. Es war ehemals ein Sumpf, wie dies sein Name schon besagt: Junquera, Binsenbusch, Ort mit Binsen. Die Feuchtigkeit ist verschwunden, um einer angenehmen Frische Platz zu machen, die die grünen Höhen, die Kastanien- und Haselnußbäume und ein kleiner Sturzbach, der Llobregat genannt, ringsum verbreiten. An den Ufern des Llobregat zieht sich ein langer Weg hin; der ganze Flecken hat kaum neunhundert Einwohner. Diese kleine Bevölkerung, welche ebenso arbeitsam ist als die der industriellen Mittelpunkte, kennt weder das Elend noch die Verheerungen der Städte. Sie sammelt die Haselnuß, das Korkholz, verarbeitet und verpackt sie in Säcke; die Haselnüsse und Korkstöpsel werden auf die leichten Fahrzeuge des Cap de la Selva de Abair geladen, die sie nach Barcelona bringen, wo alle schiffahrenden Nationen sich in die Waaren theilen und sie in die weite Welt vertreiben. Eine steinerne Brücke, ein alter Thurm und eine kleine Kirche sind die einzigen merkwürdigen Gebäude von Junquera. Der Wohlstand der Einwohner hat sie weder zu Luxus, noch zu Uebermuth verführt; man begnügt sich mit dem Glücke der Zufriedenheit und Einfachheit.

Flucht aus Corsarengefangenschaft.

Zwei Matrosen, ein Spanier und ein Franzose, waren in die Hände eines Corsaren gefallen und nach Algier als Sclaven gebracht worden. Antonio hieß der Spanier, Roger der Franzose. Sie wurden beide an denselben Herrn verkauft und zu denselben Dienstleistungen verwendet. Roger und Antonio fanden, daß die Freundschaft der größte, ja oft der einzige Trost der Unglücklichen ist. Sie theilten ihren Kummer, sie sprachen mit einander von ihren Freunden, ihrer Heimath. Sie unterhielten sich von den Freuden, die ihrer harrten, sollten sie je wieder das Licht der Freiheit genießen. In den Augenblicken des tiefsten Schmerzes weinte der Eine an der Brust des Andern und dieser Austausch der Liebe und Theilnahme ließ sie ihre

Digitized by Google

schwere Haft leichter ertragen und das Schreckliche ihrer Lage bisweilen vergessen. Die beiden Freunde wurden zur Anlegung eines Weges längs der Küste verwendet. Eines Tages hielt der Spanier plötzlich in seiner Arbeit inne, seine Arme sanken kraftlos an der Seite herab, er warf einen bangen Blick nach der See hinaus. „Mein Freund," sagte er zu Roger, „so oft ich diesen Hügel besteige und nach den blauen Wellen hinausblicke, die mich von dem kostbarsten Schatze auf Erden trennen, vergeht mein Herz vor Kummer und meine Ruhe ist dahin. Ich glaube mein geliebtes Weib und meine Kinder an dem Strande von Cadir zu sehen, wie sie die Arme ausstrecken und die Thränen des Schmerzes über meinen vermeintlichen Tod aus ihren Augen rollen." Antonio sah tief bewegt in die Ferne; und so oft er den Hügel hinanstieg und seinen melancholischen Blick über die weite Wasserwüste warf, die ihn von seiner Familie und seiner Heimath trennte, versiel er in jenes düstere Sinnen.

Eines Tages ergriff er in einem Ausbruch des Entzückens seinen Freund am Arme und rief voll Freude: „Roger, ich gewahre ein Schiff! Siehst du es nicht auch, dort in der Ferne? Es wird nicht in unsern Hafen einlaufen, da die schändliche Schurkerei dieses Volkes zu bekannt ist. Aber morgen wird es so nahe an uns vorüberkommen, daß wir versuchen müssen zu entfliehen, um unserem Elend ein Ende zu machen. Ja, Roger, wenn mich nicht Alles täuscht, wird es bis auf eine Meile nahen; und was hindert uns, uns von diesem Felsen in die See zu stürzen und einen Versuch zu wagen, es zu erreichen? Morgen sind wir frei oder wir gehen unter. Ist nicht selbst der Tod dieser schrecklichen Gefangenschaft vorzuziehen?" — „Wenn du entfliehen kannst," sagte Roger, „will ich mich in die Fügung der Vorsehung ergeben und meine Einsamkeit mit Geduld ertragen. Mein Leben wird mir freilich eine Bürde sein. Du weißt nicht, Antonio, wie theuer du mir geworden. Das Band der Freundschaft, das mich an dich bindet, kann nur durch den Tod zerrissen werden. Doch eine Bitte habe ich an dich, mein Freund, — suche meinen alten Vater auf; und wenn ihn der Kummer über meinen Verlust noch nicht ins Grab gebracht, so sage ihm, daß —" — „Ich will deinen Vater aufsuchen, mein theurer Roger, aber was hast du im Sinne? Glaubst du, ich könnte einen Moment glücklich sein, oder Leben und Freiheit hätten Werth für mich, wenn ich dich in Ketten zurückließe?" — „Antonio," sagte Roger traurig, „du weißt, ich kann nicht schwimmen." — „Ich weiß nichts, als daß du mein Freund bist," sagte der Spanier, ihn unterbrechend. „Ich kann dich nicht zurücklassen, fasse Muth, wir werden beide entkommen. Die Freundschaft wird meinen Armen Kraft verleihen. Du kannst dich an diesem Gürtel festhalten." — „Mein Antonio," sagte der Andere, „versuche mich nicht mit solchen Hoffnungen. Ich kann mich nicht freiwillig in eine Gefahr begeben, die den Untergang meines Freundes zur Folge haben müßte. Der bloße Gedanke macht mich schaudern. Meine Hände könnten dem Gürtel entschlüpfen, oder ich zöge dich gar mit mir in den Abgrund und wäre an deinem Tode Schuld. Genug, ich will bleiben, und die Strenge der Gefangenschaft wird durch das Bewußtsein gemildert werden, daß mein Freund der Freiheit wiedergeschenkt ist." — „Warum solche Gefahren ersinnen, mein Freund? Ich habe dir gesagt, daß die Freundschaft mir die Kraft eines Riesen geben wird. Mein Entschluß ist gefaßt; aber ich bemerke, die Aufseher beobachten uns, und einige unserer Leidensgenossen wären feig genug uns zu verrathen. Lebe wohl; ich höre das Signal zur Heimkehr; wir müssen uns trennen. Lebe wohl, mein theurer Roger; fasse Muth und denk' an Morgen."

Die beiden Freunde wurden mit den übrigen Sklaven in ihre Gemächer zurückgeführt und eingeschlossen. Antonios Seele war ganz erfüllt von seinem Plane. Er sah sich bereits auf dem mittelländischen Meere; er fühlte sich frei in seiner Heimath, und von Weib und Kind umringt. Ganz anders war es Roger zu Muthe; sein Herz quälten die schrecklichsten Ahnungen. Er war überzeugt, daß das Meer sie beide verschlingen würde; sein Freund sollte der Großmuth sein Leben zum Opfer bringen. „Nein," sagte der unglückliche Franzose, „ich will Antonios Vorschlag kein Gehör schenken; ich will seine Freundschaft nicht um den Preis seines Lebens erkaufen. Ohne mich wird er sicher entkommen und mein armer alter Vater wird wenigstens erfahren, daß ich lebe und daß ich seiner in Liebe gedenke. O warum kann ich nicht mehr thun? Warum kann ich nicht die Stütze seines Alters werden?" Am nächsten Morgen wurden die Sklaven nicht um die gewöhnliche Stunde zur Arbeit geführt. Der Spanier seufzte ungeduldig über diesen Verzug. Roger wußte nicht, ob er sich über den Umstand grämen oder freuen sollte. Endlich wurden sie hinausgeführt, aber der Herr beaufsichtigte heute selbst die Arbeiten, so daß sie es nicht wagten, mit einander zu sprechen, und sich nur durch Zeichen und Blicke einander verständlich machen konnten. Antonio sah nach Roger und seufzte. Bisweilen deutete er auf die See und forderte ihn durch Blicke auf, sich für das Wagniß bereit zu halten. Endlich kam der Abend und die beiden Freunde blieben ziemlich allein. „Laß' uns muthig die günstige Gelegenheit ergreifen," rief der Spanier, als er mit seinem Leidensgenossen das erste Wort wechseln konnte. „Nein, mein Freund," sagte der Andere, „ich werde nimmer zugeben, daß du dich einem gewissen Tode aussetzest. Lebe wohl, Antonio; lebe und sei glücklich. Lasse mich dich zum letzten Male umarmen. Rette dich, ich bitte dich; und vergiß nicht meinen Vater aufzusuchen, er muß jetzt alt und gebrechlich sein; tröste ihn; und wenn er in Noth ist —" hier konnte er nicht weiter sprechen; die Thränen erstickten seine Worte, während er an Antonios Halse hing. „Du weinst," sagte Antonio, „Thränen nützen nichts; Muth ists, was uns retten muß. Wenige Minuten, und wir sind verloren. So günstige Gelegenheit bietet sich uns niemals wieder. Wähle jetzt, — entweder du gehst mit mir, oder ein Sturz von dieser Felsenklippe macht meinem Leben ein Ende." Bei diesen Worten fiel der Franzose seinem Freunde zu Füßen, und ihn mit beiden Händen umfassend, bat er ihn mit vielen Thränen zu entfliehen und ihn zurückzulassen. Antonio benützte den Augenblick, schleppte ihn bis an die Spitze des Felsens und machte, seinen Freund unter dem Arme fassend, einen kühnen Sprung in die See. In wenigen Sekunden erschienen sie beide auf der Höhe der Wogen. Antonio suchte seinen Kameraden, der nun fest an seinen Gürtel hing, zu ermuthigen, während er mit all seiner Kraft dem Schiffe zusteuerte. Roger wollte sich anfangs zwar wieder losmachen, da er fühlte, wie sich sein Freund anstrengen mußte; als er jedoch das Schiff langsam fahren sah, begann er Muth zu fassen.

Die Bemannung des Schiffes hatte sie mit Staunen heranschwimmen sehen und beeilte sich, ihnen, soweit es in ihren Kräften stand, zu Hülfe zu kommen. Während dessen hatte man auch vom Ufer ein Boot ausgesandt, um die Flüchtlinge zu verfolgen. Der Aufseher der Sklaven hatte sie entdeckt, und knirschend vor Wuth sich selbst in ein Boot

Digitized by Google

geworfen. Sobald Roger sich verfolgt sah, füllte sich sein Herz mit banger Sorge für seinen Freund, dessen Kraft sich zu schwächen schien. Er ließ den Gürtel los und rief: „Wir sind verfolgt; rette dich und lasse mich." Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als er versank. Dies gab dem Spanier wieder Kraft und Muth, — und hinunterlauchend war er so glücklich, seinen Freund zu erfassen, ehe er zu Boden gesunken.

Als sie verschwanden, zog der Sklavenaufseher und seine Leute, die nicht wußten, was aus den Flüchtigen geworden, die Segel ein; und als sie wieder auf der Oberfläche erschienen, war das Boot, das zu ihrer Rettung ausgesandt worden, auch schon zur Hand. Man sah, wie Antonio seinen Freund mit dem einen Arm umfangen hielt, während er mit dem andern auf das Boot zusteuerte. Die Bemannung des Rettungsbootes strengte ihre ganze Kraft an, um die Flüchtlinge zu erreichen, ehe sie ermüdet unterjänken; die Corsaren hatten gleichfalls wieder die Ruder eingesetzt, um ihrer Gefangenen habhaft zu werden; aber vergeblich. Das Jujauchzen der Matrosen, die immer angestrengter ruderten, gab dem Muthe des Spaniers neue Spannkraft. Mit einer letzten verzweifelten Anstrengung gelang es ihm, das Boot zu erreichen. In wenigen Minuten waren beide Freunde hereingezogen und von ihren Feinden befreit. Aber die Lebenskraft Antonios war erschöpft, und mit dem Rufe „Helft meinem Freunde" sank er zu Boden. Roger war der Erste, der wieder zum Bewußtsein kam. Als er seine Augen öffnete und Antonio wie todt daliegen sah, warf er sich auf seinen geliebten Freund, umarmte ihn und eine Thränenfluth stürzte aus seinen Augen. „Mein Freund, mein Retter," rief er in seiner Angst, „ich bin an deinem Tode schuldig. Lieber Antonio, willst du mich nicht mehr hören, nicht mehr zu mir sprechen. Nimm mein elendes Leben, es hat keinen Werth für mich; ich habe meinen Freund gemordet." In seiner Verzweiflung ergriff er den Dolch eines der Matrosen und wollte ihn sich in die Brust stoßen; aber sie entrissen ihm den Stahl und suchten ihn zu beruhigen. Während sie zu dem Schiffe zurückkehrten, erzählte er ihnen sein Abenteuer. Aber immer warf er sich wieder auf seinen Freund und rief: „O laß mich sterben! — „O mein Freund, ich will dir folgen!" Da wandelte sich plötzlich seine Angst in laute Freude; während er sich an seinen Freund festklammerte und ihn mit Küssen und Thränen bedeckte, begann dieser Zeichen des wiederkehrenden Lebens zu geben. Roger war außer sich vor Glück und Wonne.

Die ganze Bemannung vereinigte sich, dem Spanier den nöthigen Beistand zu leisten. Endlich öffnete er seine Augen, und das Erste, worauf sein Blick fiel, war Roger. „Gott sei gedankt," sagte er mit freudigem Ausdruck, „du bist gerettet!" Als das Boot das Schiff erreichte, waren die beiden Freunde der Gegenstand der liebevollsten Theilnahme. Die ganze Schiffsmannschaft widmete ihnen die Aufmerksamkeit, die sie so sehr verdient hatten; selbst die rohesten Matrosen waren zu Thränen gerührt und suchten ihnen ihre Bewunderung an den Tag zu legen.

Das Schiff segelte nach Frankreich, wohin sie in wenigen Tagen kamen. Roger eilte mit seinem Retter in die Arme seines betagten Vaters, dessen Freude unausdrücklich war. Die Geschichte ging von Mund zu Mund, bis sie auch zu den Ohren des Königs kam, der von der Uneigennützigkeit der beiden Freunde so gerührt war, daß er Roger einen guten Posten gab und dem edlen Spanier ein Zeichen seiner Gnade und Achtung sandte. Antonio kehrte bald in seine Heimath, zurück wo er seine Frau und Familie, die seinen Verlust mit den heißesten Thränen beweinten und jede Hoffnung längst aufgegeben, unvermuthet überraschte.

Zwischen den Zähnen des Löwen.

Der Missionär Moffat erzählt: Wir waren einst auf der Jagd und hatten uns Nachts um ein Feuer gelagert, das von hohem Buschwerk umgeben war. Als das Feuer erlosch, sprang ein Löwe mitten unter uns, ergriff einen der Jäger und schleppte ihn ein Stück Weges fort. Wir andern, durch das Geräusch aufgeschreckt, griffen nach unsern Flinten und feuerten, da wir nicht wußten, daß einer von uns weggeschleppt worden, in der Richtung, woher das Geräusch kam. Eine Kugel verwundete glücklicherweise den Löwen, der, vor Schmerz brüllend, den Jäger losließ; dieser sprang auf und eilte mit Zurücklassung seines Mantels in unsere Mitte, indem er rief: „Schießt mich nicht," denn wir glaubten einen Augenblick, es sei der Löwe. Er zeigte zum Beweise der Wahrheit seiner Erzählung stets die tiefen Spuren der Zähne des Löwen.

Californisches Gold.

Das Goldstück, welches unser Bild vorstellt, wiegt 42 Unzen, 7 Quentchen und 8 Gran. Es ist von feinem Gold und wird die Unze zu 28 Thaler geschätzt. Das Stück enthält 828,5 Gold, 123,5 Silber und 3 Kupfer.

Ein irischer Matrose, Deserteur von einem Schiffe der amerikanischen Marine, fand es an den Ufern des Flusses Juba. Als Passagier eines Paketbootes kehrte der Matrose nach Europa zurück; mehrere Personen wollten ihm dieses Goldmuster abkaufen; ein französischer Consul trug jedoch den Sieg über seine Mitbewerber davon, indem er ihm, ohne zu unterjuchen, was das Goldgeschiebe werth sei, eine Kiste alten Kognaks dafür anbot. Der Irländer hatte schon zweimal, seiner Neigung zum Trinken fröhnend, beträchtliche Summen vergeudet, die er aus Californien gebracht.

Goldgeschiebe von dieser Größe sind selbst in Californien sehr selten. Wir bilden sie nur der Merkwürdigkeit wegen ab, und sind weit entfernt, sie als eine Lockspeise für die Habgier auftellen zu wollen. Es ist vielfach schon bewiesen worden, daß der rasche und leichte Vermögenserwerb in Californien zu den großen Ausnahmen gehört, die, einzeln erzählt, Manchen bethören. Als Beweis für diese Behauptung können wir den Bericht des Reisenden Hausmann anführen, der, nachdem er die Expedition nach China mitgemacht, zuletzt Californien besuchte.

„Das Klima von Hochcalifornien ist eines der unangenehmsten und ungesundesten. In San Francisco hat man an einem September- oder Oktobertage alle Jahreszeiten: Morgens Nebel, dann eine drückende Hitze, Nachmittags heftigen Wind und Abends eine Kälte, die zähneklappern macht. Im Innern des Landes ist die Temperatur im Sommer sehr heiß, und die Fieber richten dort große Verheerungen an; die Hälfte der Goldsucher ist im letzten Jahr davon befallen gewesen. Im Winter sind die Thäler überschwemmt, der größte Theil der Arbeiter flüchtet sich deßhalb in die Städte oder Dörfer, sobald die Regenzage beginnen.

Es gibt wohl kaum ein beschwerlicheres Geschäft, als das des Goldsuchers. In den trockenen Mienen, die in den höheren Gegenden liegen, muß man oft acht bis zehn Fuß

Digitized by Google

tief graben, ehe man auf Metall stößt, und viele Unglückliche erliegen dem Hunger, der Müdigkeit, der Krankheit, ehe sie auch nur ein kleines Stück gesehen. Andere bereichern sich wieder in wenigen Minuten. Es ist eine wahre Lotterie.

Viele Goldsucher sind durch die Noth so bedrängt, daß sie das Loch, das sie gegraben, sobald man aus bestimmten wohlbekannten Anzeichen Gold vermuthen kann, an Andere verkaufen.

In den feuchten Minen geht den Arbeitern häufig das Wasser bis an die Schenkel. Bisweilen leiten sie, um die Arbeit minder schwierig zu machen, die Flüßchen oder Flüsse durch Querfelsenbänke ab. Man wäscht gewöhnlich den Goldsand in zinnernen Waschbecken, denen man eine eigenthümliche Schwingung gibt. Die Maschinen zum Goldwaschen, welche nach dem System der Amalgamirung gemacht sind, kamen wegen des hohen Transportpreises bis jetzt wenig in Anwendung, denn der Transport kostet für eine Entfernung von acht bis zehn Stunden ein Fünffrankenstück für das Pfund.

Der Durchschnittserwerb eines Goldsuchers wurde im letzten Jahre auf 14 bis 18 Thaler geschätzt, wovon 3 bis 4 Thaler für die Unterhaltung abgezogen werden müssen. Selbst die kräftigsten Männer können die Arbeit in den Goldminen nicht länger als fünf Monate aushalten; es ergeben sich daher als jährlicher Gewinn eines sehr kräftigen Goldsuchers etwa 1300 Thaler, eine sehr geringe Summe, wenn man die Gefahren, Entbehrungen, Reisekosten und Ausgaben während des Winters in Betracht zieht.

Californien sollte deßhalb nur von folgenden Menschenklassen besucht werden:

Von Kapitalisten, die durch Bankspekulationen, Häuserbauten, Wechselgeschäfte und Ländereinkauf großen Gewinn ziehen können;

Von Handwerkern, wie Zimmerleuten, Schlossern, die dort leicht 22 bis 28 Thaler täglich verdienen können, von kleinen Krämern und Ackerbauern;

Und endlich von Menschen, die von Kindheit an die härteste Arbeit gewöhnt waren, und deren Gesundheit einem noch beschwerlicheren Leben, als dem der Galeerensklaven, nämlich dem des Goldsuchens, zu widerstehen vermag.

Den Gefahren, den tausenderlei Ungewißheiten des Goldsucherhandwerks werden sich bald die Taxen, Beschränkungen und Bedrückungen anschließen, welche die Amerikaner für ihre fremden Concurrenten vorbereiten. Bereits hat der Vertrag von Monterey die fremden Goldsucher mit einer Steuer belegt, und sicher ist diese Maaßregel nur der Vorläufer noch strengerer Bedrückungen der Fremden.

Kleine Blätter aus Natur und Leben.

Kaltes Wasser des Tigris. Bei der größten Sonnenhitze hat das Wasser des Tigris die Temperatur eines kalten Bades; die Bewohner des Ufers lassen deßhalb Gefäße an langen Stricken tief in den Strom hinab und ziehen sie mit einem Wasser gefüllt, das so kalt wie Eis ist, wieder herauf, denn die Wärme der Atmosphäre theilt sich dem Flußwasser nur an der Oberfläche mit.

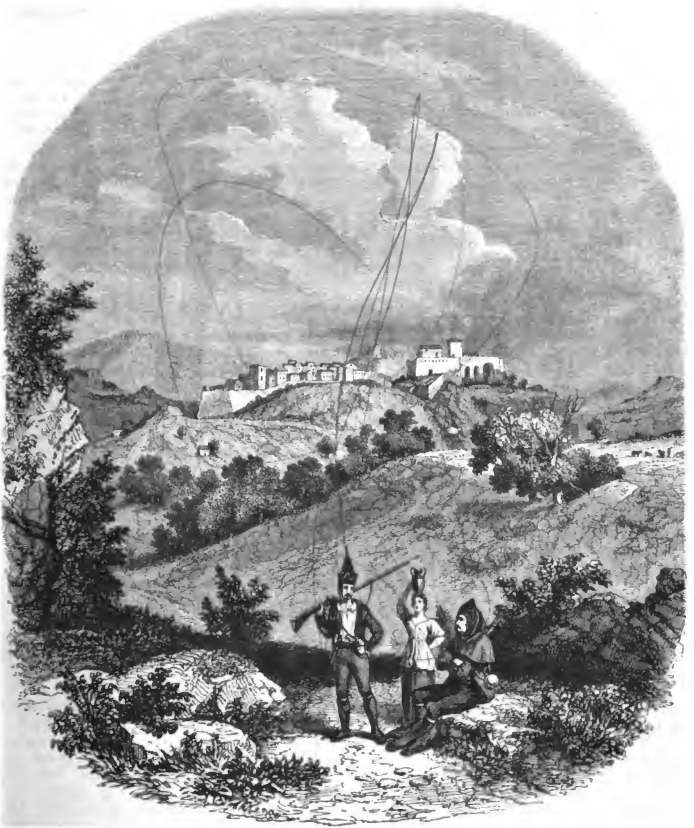
Wasser-Vogel-Netze. In der Umgebung von Jerusalem, wo das Wasser sehr selten ist, bedient man sich desselben als einer Schlinge zum Vogelfang. Man gießt es in die kleinen Höhlen der Felsen. Die armen Vögel, die es im Strahl der Sonne erglänzen sehen, stürzen sich in der Hoffnung einer Labung darauf, und sind in der Schlinge gefangen, ehe sie davon kosten konnten.

Namen der Monate bei den Indianern. Die Indianer beginnen das Jahr gewöhnlich beim Neumond, der der Tag- und Nachtgleiche des Frühlings folgt, also im Monat März. Sie nennen diesen Monat den Raupenmonat, weil um diese Zeit die Raupen aus den Baumrinden hervorkommen, wo sie überwintern. Den Monat April nennen sie den Pflanzenmonat; Mai, den Blumenmonat; Juni, den Monat des kalten Mondes; August, den Monat des Störs, weil man diesen Fisch im August sehr häufig findet; den September, Getreidemonat; den Oktober, den Reisemonat, weil die Indianer sich in diesem Monat auf die Jagd begeben; den November Bibermonat, weil diese fleißigen Thiere in demselben ihren Wintervorrath sammeln und sich in ihren Bau zurückziehen; den Dezember Jagdmonat; den Januar den kalten Monat; und den Februar den Schneemonat.

Redaction, Druck und Verlag von Conrad Hallberger in Stuttgart. Jude von Lawton & Comp. in London.

Digitized by Google

Die Insel Corsica.



Corte.

Die Insel Corsica, zwischen den Küsten von Genua und Sardinien, längs den römischen Staaten und Toskana gelegen, umfaßt ein Terrain von 178 Q.-M. Ihre Berge sind einen Theil des Jahres mit Schnee bedeckt. Der Monte Rotondo erhebt sich 9294 Fuß über die Meeresfläche. Schöne Wälder einer dieser Insel eigenthümlichen Pinie bedecken die Berge, auf welchen zahlreiche Flüßchen entspringen, die das Land bewässern. Mehrere derselben kommen aus kleinen Seen, die auf hohen Punkten liegen; die wichtigsten sind der Ino und der Greno; der Stagno di Diana, an den Ufern des Meeres auf der Ostseite, scheint der alte Hafen dieser römischen Stadt gewesen zu sein. Durch den Zusammenfluß in den Thälern bilden diese Bäche mehre größere Flüsse. Die bedeutendsten sind der Tavignano, der in der Nähe der Ruinen von Aleria mündet; der Golo, der bis Mariana strömt, und der Liamone, dessen Wasser auf der westlichen Seite des Monte Rotondo herabkommt. Am 1. Juni 1793 theilte der Nationalconvent Corsica in zwei Departements, die ihren Namen von diesen beiden Flüssen erhielten; später wurden sie unter dem Namen des Departements Corsica vereinigt.

Digitized by Google

Die Fruchtbarkeit Corsicas ist heutzutage nicht minder groß, als ehedem; ja man darf annehmen, daß sie noch gestiegen, da die Bevölkerung sich nicht so sehr ausgedehnt hat, um an das Ausrotten der Wälder gehen zu müssen, und man zur Ausfuhr des Holzes keine Veranlassung hatte.

Der Mangel an Wegen gestattet es jedoch nicht, aus dem trefflichen Bauholze der Wälder Nutzen zu ziehen, während die ungeheure Größe der Bäume und ihre Qualität einen lebhaften Handelsverkehr mit Europa begünstigen würde. Der Wald von Aytona, der der beträchtlichste ist, erzeugt namentlich Pinien von außerordentlicher Dicke, welche vom Fuße aus absterben; die französische Marine bringt welche von diesen Bäumen nach dem Hafen von Toulon, um sie für die Kriegsschiffe zu verwenden. Der Kastanienbaum erreicht eine enorme Dicke, ist außerordentlich fruchtbar und nährt einen Theil der Bevölkerung; die Eiche und der Korkbaum sind über die ganze Insel verbreitet, die Brachfelder mit Meerkirschenbäumen, Myrthenbäumen und duftenden Blumen bedeckt, in die die Corsen Feuer werfen, um den Boden kulturfähig zu machen, was bisweilen große Brände verursacht, die weit über die bestimmte Grenze ihre zerstörenden Flammen hinaustragen. Die auf der Insel wachsenden Fruchtbäume sind der Orangenbaum, der Citronenbaum, der Maulbeerbaum und der Olivenbaum. Die Seide, welche man in Corsica sammelt, liefert den Stoff für die Damast- und Sammtfabriken von Genua; in Lyon verarbeitet man sie in den Seidenfabriken. Die Olivenbäume wachsen ganz besonders reichlich und produzieren ein ausgezeichnetes Oel.

Der Wein des Cap Corsica ist berühmt; mit etwas mehr Industrie könnte man ihn so geschätzt als den von Spanien und Sicilien machen. Früchte und Küchengewächse sind ausgezeichnet; Tabak und Wolle würden vortrefflich gedeihen. Getreide ist sehr spärlich vorhanden, da die Faulheit der Einwohner kaum das pflanzt, was zum Leben nöthig ist. Jedes Jahr kommen 5 bis 6000 italienische, namentlich toskanische Arbeiter von dem Festlande, um das Land zu bebauen; wenn sie wieder nach der Heimath gehen, nehmen sie einen Theil der Produkte Corsicas und das Geld mit, das für das Wohl des Landes und der Einwohner so nützlich werden könnte.

Corsica erzeugt eine kleine Pferderasse, deren Feuer ersetzt, was die Natur ihnen an Kraft versagt; auf den Bergen und den schroffen Abhängen ist ihr Fuß so sicher, als der des Maulthiers.

Das wilde Schaf Corsicas, auch unter dem Namen Mouflon bekannt, wohnt auf den Spitzen der Berge, an den unzugänglichsten Orten; es stürzt mit unglaublicher Schnelligkeit von Fels zu Fels, wie das Reh der Alpen. Seine Gewandtheit und Muskelkraft ist so außerordentlich, sein Lauf so rasch, daß es durchaus unmöglich wäre es einzuholen, wenn es nicht häufig mitten auf der Flucht innehielte, um sich nach dem Jäger umzusehen. Das Land kennt keine schädlichen Vierfüßer, noch Reptilien; die Jagd ist ergiebig wie die Viehzucht.

Die Mineralogie des Landes ist äußerst interessant und würde für monumentalen Schmuck das reichste Material liefern: einfache Granite verschiedener Farben, Granite aus grünen und rothen Kügelchen zusammengesetzt, welche polirt einen sehr guten Effekt machen; endlich einen Marmor von hellem Grün, verde corsico genannt, der sich in der Kunst auf mannigfache Weise verwenden ließe und sich durch seine glänzenden und schillernden Tinten auszeichnet. Auch Salpeter und Alaun erzeugt das Land in großem Ueberfluß. Versuche, diese Reichthümer auszubeuten, scheitern leider an den unzulänglichen Wegen.

Die Metalle, welche man in Corsica findet, sind Silber, Kupfer, Blei und Eisen; das letztere muß nach den zahlreichen Pyriten, die aus den Sturzbächen herabrollen, und auch der rothen Bodenfarbe, die man sehr häufig findet, zu urtheilen, sehr reichlich vorhanden sein.

Die Insel Corsica hieß bei den Griechen Kyrnos. Seneca, welcher die Jahre seiner Verbannung hier verlebte, versichert, daß Cantabrer und Iberier in den ersten Zeiten sich auf der Insel niedergelassen. Später kamen die Phokäer, dann die Thusken, und nach dem zweiten punischen Kriege die Römer in den Besitz der Insel. Den Römern folgten die Gothen im Besitze Corsicas, diesen die Päpste, später Pipin, Karl der Große, Pisa, zuletzt Genua, das die Insel, der Unabhängigkeitskriege müde, an Ludwig XV. von Frankreich im Jahre 1768 abtrat. Nach einer kurzen Zwischenherrschaft der Engländer ging das Land wieder an Frankreich zurück, das seit 1796 im unbestrittenen Besitz desselben ist.

Die wichtigsten Städte des heutigen Corsica sind: Corte, im Mittelpunkte der Insel und am Zusammenfluß zweier Ströme gelegen, die vom Monte Rotondo herabkommen. Diese Stadt, von der wir auf der vorangehenden Seite eine Ansicht geben, ist durch die geographische Lage und die Rolle interessant, die es in den inneren Kriegen spielt; es war die Hauptstadt der Insel, ehe die Genueser den Regierungsort nach Bastia verlegten. Die Stadt ist amphitheatralisch gebaut, die Straßen sind krumm und steil, die Häuser jedoch zum Theile schön: eine Kaserne und ein befestigtes Schloß erheben sich auf einem die Stadt beherrschenden Felsen, und vertheidigen den einzigen Weg, der zwischen Ajaccio und Bastia erstirt. Das Territorium von Corte ist sehr beschränkt, und auf allen Seiten von abschüssigen Granitbergen umgeben.

Bastia, die bedeutendste Stadt der Insel, war die Hauptstadt unter der genuesischen Herrschaft; sie liegt am Fuße des Cap Corsica auf der Ostseite, gegenüber der Insel Elba, die man am Ende des Horizontes gewahrt; die Stadt ist sehr gut gebaut, besitzt einen kleinen, eingedammten Hafen, an dessen Ende die Franzosen einen Leuchtthurm errichtet. Die merkwürdigsten Gebäude der Stadt sind ein Schloß, das sich in der Mitte des Hafens auf Felsen erhebt, Kirchen im italienischen Renaissancestyle, und ein Schauspielhaus. Es ist der Hauptort einer Unterpräfektur und Sitz des Civilgerichts. Sein Territorium, das sich über das ganze Cap ausdehnt, erzeugt vortreffliche Weine und Oliven von ausgezeichneter Schönheit. Die Stadt verdankt ihren Ursprung wahrscheinlich der Zerstörung des von Marius gegründeten Mariana. Der Flecken Pescovato, einer der schönsten des Landes, liegt gleichfalls in der Nähe von Mariana.

Westlich von Bastia erhebt sich die Stadt Saint Florent, an einem Golfe gleichen Namens, westlich davon Calvi, ein sowohl durch die Natur, als durch die Mauern, die es umschließen, befestigter Punkt Corsicas. Die Stadt ist auf einem, beinahe ganz von Wasser umgebenen Berge erbaut. Im Mittelalter widerstand sie dem berühmten Barbarossa, und im Jahre 1794 hielt sie eine lange und ruhmvolle Belagerung der Engländer aus, die sie nur durch den Hunger erobern konnten.

Vico, zehn Meilen vom Meere entfernt, am Fuße

Digitized by Google

des Monte Rotondo, bietet wenig Interesse; der Berg ist jedoch von den malerischsten Gegenden umgeben, durch die man zu einer Mineralquelle in der Nähe des Liamone gelangt, welche während der Badesaison viele Kranke versammelt.

Im Süden des Kantons Vico öffnet sich ein prachtvoller Golf, der im Kleinen an Neapel gemahnt; es ist die Rhede von Ajaccio. Diese, durch die Geburt Napoleons berühmte Stadt, erhebt sich am Meeresgestade, auf der Nordseite des Golfes, und ist jetzt die Hauptstadt des Departements Corsica. Besser gebaut als Bastia, aber nicht so groß, ist Ajaccio weit günstiger situirt, namentlich für die Schiffe, die von Frankreich kommen; sein Hafen, der von dem Golfe gebildet wird, kann Kriegsschiffe aufnehmen und sie gegen alle Winde schützen. Die im zehnten Jahrhundert von den Sarazenen zerstörte und von den Bewohnern verlassene Stadt stand nicht ganz an demselben Orte; später wieder aufgebaut, wurde sie im sechzehnten Jahrhundert von dem Marschall Termes befestigt; er erbaute die Citadelle und die Mauern, welche die Stadt gegen Süden begrenzen. Die Quais sind schön und breit; in der Nähe befindet sich ein großer Marktplatz, von diesem aus führt eine schöne Straße, an deren Ende sich die Präfektur befindet, nach den Bergen. Die Aussicht, die wir geben, ist von der Anhöhe aufgenommen, welche die Stadt im Norden beherscht; sie dehnt sich über den Golf aus; die Hauptkirche mit dem Dom ist diejenige, in welcher Kaiser Napoleon getauft wurde; das Haus der Familie, wo er am 18. August 1769 geboren, liegt etwas davon entfernt auf einem kleinen mit Bäumen bepflanzten Platze. Eine in der Citadelle eingerichtete und auf besondere Weise construirte Mühle mit wagrechten Flügeln bildet einen runden Thurm, den man rechts von der Kirche sieht; links von der Wohnung des Präfekten, einem viereckigen Gebäude in der Mitte des Bildes, beginnt eine lange Straße, die sich bis an die Ufer des Golfes erstreckt. Schöne Privathäuser, Quellen am Fuße der Felsen, malerische Kapellen, eine reiche Vegetation machen die Promenaden in und um die Stadt für die Bewohner äußerst angenehm und anziehend. Von dem Berge, der diese Seite von Ajaccio beherrscht, hat man eine prachtvolle Aussicht. Auf der Hälfte des Weges erhebt sich das Landhaus der Familie Bonaparte, in welchem Napoleon seine Jugend verlebte.

Ajaccio ist ein angenehmer Aufenthalt; seine Umgebung produzirt sehr gute Weine und seine regelmäßige Temperatur würde auch den Anbau der Ackerfrüchte gestatten.

Ein kleines, verlassenes Dorf ist auf einer Anhöhe gelegen: etwas entfernter sieht man den Thurm, den die Genueser erbaut, und in welchem Napoleon 1793, als Chef eines Bataillons Nationalgarde, eine kleine Belagerung gegen die Insurgenten aushielt, welche damals Herren der Stadt waren. Er ging von Bastia aus an Bord einer Fregatte, begleitet von einem Volksrepräsentanten, nach Ajaccio, um sich des Capitello zu bemächtigen; ein drei Tage lang dauernder Sturm gestattete ihm jedoch nicht, sich mit seiner Mannschaft wieder auf das Meer zu wagen; er war deßhalb gezwungen, sich in dem Thurm zu verschanzen und gegen die Rebellen zu vertheidigen, die er endlich zum Gehorsam zwang.

Als er den Thurm verließ, wollte er ihn in die Luft sprengen; das Pulver vermochte aber nicht mehr als ihn zu spalten, und man sieht von der Ostseite den Riß, den es hervorgebracht. Dieser Thurm ist einer von denen, die am ganzen Ufer hin zur Abwehr der Angriffe der Barbaren errichtet wurden.

Südlich von Ajaccio besitzt Corsica noch zwei kleine Städte, Sartena und Bonifacio: die erstere liegt in dem Arrondissement von Tollano, die zweite am südlichen Ende der Insel. Bonifacio ist einer der besten militärischen Punkte Corsicas. Die Stadt ist auf einem schroffen in das Meer hinausstehenden Felsen erbaut und wird auf dieser Seite von der Natur vertheidigt; auf der Landseite ist sie von guten Festungswerken beschützt, denen man sich nur auf einem schroffen Wege nähern kann. Der Hafen der Stadt ist sicher und tief, seine Form länglich, wie ein Kanal; die Nachbarschaft Sardiniens könnte einen sehr nützlichen Handelspunkt daraus machen.

Von Bonifacio aus begannen sich die Genueser auf der Insel auszubreiten. Sie bemächtigten sich dieses Punktes durch Verrath; durch große Privilegien, die sie den Einwohnern vergönnten, wußten sie noch mehrere Städte für sich zu gewinnen. In einiger Entfernung von Bonifacio, auf der italienischen Seite, liegt Portovecchio, ein armes Dorf, das früher von einem Schlosse vertheidigt wurde; sein Hafen ist prachtvoll und der Einzige, den die Natur an der Ostseite gebildet; er könnte sehr leicht der Mittelpunkt eines großen Handels mit Italien und der Levante werden. Die Vernachlässigung dieses Punktes von Seiten der Regierung ist daran schuld, daß im Sommer die stehenden Wasser das Fieber verbreiten und die Bewohner in die Berge flüchten müssen.

Die Industrie Corsicas war zu allen Zeiten sehr gering: sie beschränkte sich im Alterthum auf den Weinbau, die Viehzucht und die Gerberei; dazu kommt die Einsammlung des Honigs und des Wachses, eine der Hauptbeschäftigungen der alten Corsen, wenn man die Tributzahlungen in diesem Stoffe bedenkt. Die Sieger verlangten bei der Unterwerfung 300,000 Pfund Wachs und verpflichteten die Besiegten, auch künftig jährlich eine bedeutende Masse zu liefern. Das mit aromatischen Kräutern bedeckte Land ist noch heute für die Bienenzucht sehr günstig.

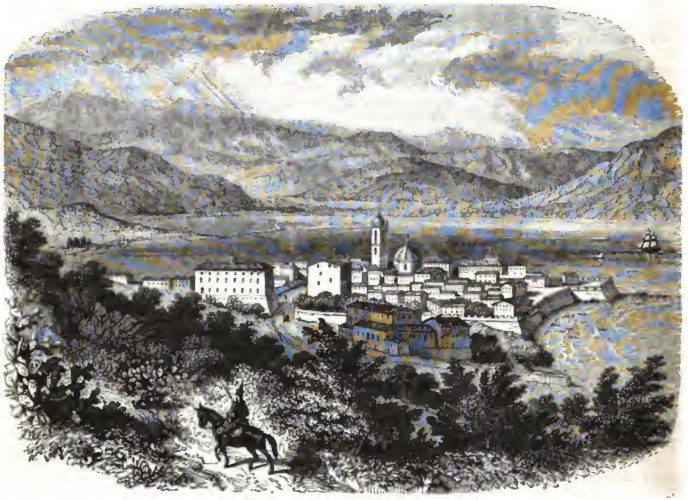
Die Corsen sind in unsern Tagen in der Industrie noch immer nicht weiter gekommen als ehemals: aus der braunen Wolle ihrer Schafe machen sie ein dickes Tuch für die Kleidung der Landleute; der Schläuche bedienen sie sich für die Aufbewahrung von Flüssigkeiten; sie kennen keinen Karren, überhaupt nichts, was den Verkehr erleichtert. Bastia ist der Hafen, in welchem die Weine und Häute verschifft werden. Die meisten Verbrauchsgegenstände werden auf kleinen französischen und italienischen Schiffen nach der Insel gebracht. Die Oel- und Mahlmühlen sind beinahe die einzigen fabrikartigen Einrichtungen, die man in Corsica findet. Die Einfachheit ihrer Construction deutet auf alten Ursprung hin.

Der Charakter der Corsen, jenes unbeugsame Wesen, hat sich seit dem Alterthum in keiner Weise geändert. Der lange Krieg gegen die Genueser und später gegen die Franzosen zeigt, wie wenig sie sich einem Joche beugen wollen. Verschmitzt, gewandt, nüchtern, voll Muth und Ehrgefühl, vereinigen sie alles in sich, was den guten Soldaten und den Offizier von Verdienst bildet. Der thätige und ehrenvolle Antheil, den sie an den Kriegen als Soldaten und Generale genommen, beweist dies zur Genüge. Es gibt ferner in ganz Europa vielleicht kein gastfreundlicheres, edelmüthigeres Volk. Der Hirte auf den Bergen, der

Digitized by Google

nichts besitzt und von einem Kastanienbrode lebt, das so hart ist, daß er es zwischen zwei Steinen in Stücke brechen muß, um es leichter in der hölzernen Schaale feucht zu machen, in welcher er die Milch seiner Schafe wärmt, — der Hirte bietet dem Reisenden in seiner elenden Hütte ein gastfreundliches Obdach und weigert sich, die Bezahlung für Aufenthalt und Kost anzunehmen. „Wenn ich zu Euch komme," sagt er, „werdet Ihr mich auch aufnehmen." Und doch weiß er, daß er niemals kommen kann. Ueberall gleich uneigennützig, bereitet er den seltenen Besuchern Corsicas eine freundliche Aufnahme, theilt sein Mahl mit ihnen, bereitet ihnen ein Lager aus trockenem Heidekraut und dient ihnen als Führer, bis sie sicher sein können, den weitern Weg zu finden.

Die langen Kriege, welche Corsica verheerten, haben in den Herzen der Bewohner alte Familienzwistigkeiten und wenig Lust zur Arbeit vererbt. Der Corse ist stets ebenso bereit eine Beleidigung furchtbar zu rächen, als einen geleisteten Dienst reichlich zu belohnen; das eine oder andere Gefühl, Rache oder Dankbarkeit erfüllt ihn ganz und allein: er verläßt Familie und Heimath, um sich selbst sein Recht zu verschaffen. Die Streitigkeit zweier Menschen wird durch einen barbarischen Gebrauch zum Kampfe zweier Familien; alle Verwandten bewaffnen sich auf der einen und andern Seite und verwandeln friedliche Gegenden in Schlachtfelder; jedes Haus wird zur Festung, der Ackerbau wird eingestellt und das Elend greift Platz. Erst die Verbrechen dieses kleinen Krieges machen die Justiz einschreiten, welche diejenigen verurtheilt, die man zur rechten Zeit hätte ergreifen sollen; die andern flüchten sich in die Berge und führen dort ein kümmerlich Leben; um einer Bestrafung ihrer ersten Verbrechen auszuweichen, begehen sie neue an jedem, der ihnen die Absicht zu haben scheint, sich ihrer bemächtigen zu wollen, seien es Gensdarmen oder Grenz-



Ajaccio, der Geburtsort Napoleons.

wächter. So werden sie als die Opfer eines unglücklichen Vorurtheils Räuber; mit ihnen verbinden sich bisweilen Deserteurs oder schlechte Subjekte, wie es überall deren gibt; sie begehen aber keine andern Verbrechen, als die, die sie für ihre eigene Sicherheit für nöthig halten. Tag und Nacht bewaffnet, steht einer von ihnen Wache, während die andern schlafen; so schweifen sie auf den Bergen umher, in den unwirthbarsten und unzugänglichsten Gegenden, stets bereit, sich bis aufs Blut zu vertheidigen.

In den Cantonen des Innern der Insel, wo die höheren Berge den Flüchtigen viele Schlupfwinkel bieten, und die Gensdarmenposten und die einsamen Wirthshäuser wie kleine Forts mit hohen Mauern versehen, um die Ueberfälle abzuhalten, trifft man sogar befestigte Häuser, die durch die Art und Weise ihrer Mauerung nicht auf die Epoche der Bürgerkriege hindeuten, sondern von einzelnen Familien angelegt zu sein scheinen, die sich der Rache ihrer Feinde entziehen wollten.

Das Loos der Frauen auf dem Lande ist ein sehr kümmerliches; sie müssen die härtesten Arbeiten verseh'n; während beinahe immer die Füße entblößt sind, tragen sie auf dem Kopfe ungeheure Lasten, waten über die Kiesel der Sturzbäche, während die Männer von Kopf bis zu Fuß bewaffnet und beritten, sie vor sich her gehen lassen, um die Furthen zu sondiren und ihnen zu sagen, wo sie ohne Gefahr übersetzen können.

Die Kleidung der Corsen, gewöhnlich aus dickem und braunem Tuche, das im Lande selbst gefertigt wird, ist äußerst malerisch; sie tragen große zugeknöpfte Kamaschen bis an das Knie, eine Hose und ein ziemlich weites Wammś;

Digitized by Google

die nationale Kopfbedeckung ist eine spitzige Mütze von schwarzem Sammt, mit Tressen und einer eichelförmigen Troddel geschmückt. Nachts und bei schlechter Jahreszeit bedeckt ein Regenmantel mit Kapuze, gleichfalls von braunem Tuche, die ganze Kleidung; in einigen Cantonen ist dieser Mantel sehr kurz.

Der corsische Bauer, wie ihn unser erstes Bild zeichnet, geht beinahe immer bewaffnet; er trägt seine Schwaaren, mit dem Gewehr auf der Schulter oder ein Paar Pistolen in dem ledernen Gürtel, an welchem vorne eine große Patrontasche hängt, zur Stadt. In den Bergen führt er noch obendrein eine Art, was ihm in Verbindung mit der langhaarigen braunen Kleidung ein eigenthümliches Aussehen gibt. Die Kleidung der Frauen ist weniger charakteristisch, als die der Männer; wenn sie reiten, um einen großen Weg zu machen, tragen sie einen langen, vorne von oben bis unten zugeknöpften Rock; ihr Kopf ist gewöhnlich mit einer Kappe von Ziegenhaaren bedeckt.

Der Onkel aus Amerika.

Dieppe hatte am Anfang dieses Jahrhunderts viel von seiner einstigen Bedeutung verloren; seine Schifffahrt war aber immer noch so ausgedehnt, daß man ohne allzuviel Naivetät an die Wirklichkeit eines „Onkels aus Amerika" glauben konnte. Man wußte damals zu Dieppe mehr als einen Kaufmann zu nennen, dessen Schiffe den Hafen füllten und den man einige zwanzig Jahre früher als einfachen Matrosen hatte fortziehen sehen. Diese Beispiele waren eine Ermuthigung für die Armen und eine Hoffnung für die, die nichts zu erben hatten. Sie machten das Unwahrscheinliche möglich und das Unmögliche wahrscheinlich. Die Unglücklichen trösteten sich mit der Wirklichkeit und hofften doch auf ein Wunder.

Dieses Wunder schien sich an einer armen Familie des kleinen Dorfes Omonville, ungefähr vier Stunden von Dieppe, erfüllen zu wollen.

Die Wittwe Mauvaitre hatte viel erlebt und gelitten. Ihr ältester Sohn, die Stütze der Familie, war in einem Sturme umgekommen und hinterließ der alten Frau vier unerzogene Kinder. Dieses Unglück löste die Verbindung ihrer Tochter Clementine, und zerstörte die Plane ihres Sohnes Martin, der seine Studien abbrechen und die Arbeiten des Pachthofs übernehmen mußte.

Aber mitten in dieser bangen Sorge für die Zukunft der Familie erglänzte ihr plötzlich ein Hoffnungsstrahl. Ein Brief aus Dieppe hatte die Heimkehr eines Schwagers der Wittwe, der seit zwanzig Jahren fort gewesen, angekündigt. Onkel Bruno kehrte mit einigen Seltenheiten aus

Digitized by Google

der neuen Welt zurück, in der Absicht, sich in Dieppe niederzulassen, — so lauteten die Worte des Briefes.

Ist die Phantasie im Zuge, so kennt sie kein Ziel. Jedermann trug seine Vermuthungen zu Markte; selbst Julie, die von der Wittwe aufgenommene Pathe, welche mehr als Kind denn als Magd auf dem Pachthofe lebte, selbst Julie besann sich, was ihr der Onkel aus Amerika wohl bringen möchte.

„Ich werde ihm um ein Caracolkleid und ein goldenes Kreuz bitten," sagte sie, als Martin den Brief zum zweiten Male mit lauter Stimme vorgelesen.

„Ach!" rief die Wittwe seufzend, „wenn mein armer Didier lebte, nun hätte er einen reichen Gönner."

„Er wird immer noch genug zu unterstützen haben," versetzte das junge Mädchen; „Clementine wird eine Aussteuer nicht verschmähen."

„Wozu?" meinte Clementine, den Kopf senkend.

„Wozu?" erwiederte Martin; „mit einem Onkel aus Amerika findet sich das. Vielleicht hat er gar einen Millionär bei sich, den er zu seinem Neffen machen möchte. Jetzt wird's ein lustig Leben auf dem Pachthofe geben, denn der Onkel schreibt: „Morgen komme ich zu Euch mit Allem, was ich besitze;" was soviel bedeutet, als er werde uns reichlich bedenken."

„Er muß schon unterwegs sein," unterbrach ihn die Wittwe, „er kann jeden Augenblick kommen. Hast du Alles in Bereitschaft gesetzt, Clementine?"

Das junge Mädchen erhob sich und zeigte auf den ungewöhnlich reich besetzten Speisetisch.

Neben einer Hammelkeule, die so eben aus dem Backofen gekommen, lag ein ungeheures Stück geräucherten Speckes, neben welchem zwei Teller mit Käse und süßer Butter standen. Mehrere Krüge Obstmost vervollständigten dieses Mahl, das den Kindern einen Schrei des Staunens und der Begierde entlockte. Julie sprach überdieß noch von einer Aepfelsuppe und einem Butterkuchen, der über den Kohlen stand.

Die Wittwe holte aus ihrem Linnenschrank ein Tischtuch und einige Handtücher, die von dem langen Liegen gegilbt hatten. Die junge Magd nahm von dem Geschirrbrett die am wenigsten verdorbenen Teller und deckte den Tisch, indem sie den einzigen silbernen Löffel, den die Familie besaß, an das oberste Ende des Tisches legte.

Man war gerade mit den Vorbereitungen fertig geworden, als eines der Kinder, das draußen Wache hielt, hereinstürzte und rief:

„Er ist da! Er ist da!"

„Wer denn?" hieß es von allen Seiten.

„Nun, wer anders, als Onkel Bruno," antwortete eine kräftige und heitere Stimme.

Die ganze Familie wandte sich um. Ein Matrose trat auf die Schwelle und blieb in der Thüröffnung stehen; er hielt auf der rechten Hand einen Papagei und mit der linken einen Affen der gewöhnlichen Gattung.

Die kleinen erschrockenen Kinder retteten sich in den Schooß der Großmutter, die selbst einen Schrei nicht hatte unterdrücken können. Martin, Clementine und die Magd sahen sich erstaunt an.

„Wie? hat man Angst vor meiner Menagerie?" fragte Bruno lachend. „Faßt euch wieder, liebe Freunde, und umarmt mich, ich komme deßhalb dreitausend Stunden weit her."

Martin beeilte sich zuerst, den Wunsch zu erfüllen; dann kamen Clementine, die Wittwe und die größeren Enkel, aber nichts vermochte die Jüngsten, sich zu nähern.

Bruno entschädigte sich dafür, indem er Julien umarmte.

„Bei Gott! ich glaubte euch gar nicht zu finden," begann er wieder; „wißt Ihr, Mutter Nauvaire, daß man von Dieppe aus ordentlich laviren muß, bis man Euer Haus ausfindig macht."

Martin bemerkte jetzt, daß das Schuhzeug des Matrosen mit Staub bedeckt war.

„Ist denn Onkel Bruno zu Fuße gekommen?" fragte er ganz überrascht.

„Freilich! Soll ich etwa mit einem Boote durch Eure Kornfelder fahren?" versetzte der Matrose lächelnd.

Martin wandte sich nach der Thüre:

„Aber das .... Gepäck?" fragte er.

„Mein Gepäck, ich hab' es am Leibe," sagte Bruno. „Ein Matrose, mein Kleiner, braucht keine Garderobe, als eine Pfeife und eine Nachtmütze."

Die Wittwe und die Kinder sahen sich an.

„Verzeiht," warf der Knabe ein; „aber nach dem Brief des Oheims glaubte ich ...."

„Was denn? daß ich mit einem Dreidecker kommen würde?"

„Nein," antwortete Martin, der sich zu lachen zwang, „sondern mit Euren Koffern .... für den langen Aufenthalt ... Ihr ließt uns ja hoffen, daß Ihr lange bleiben würdet."

„Ich?"

„Allerdings; denn Ihr schriebt, daß Ihr mit Allem kommt, was Ihr besitzt."

„Nun ja, das ist Alles, was ich besitze!" rief Bruno: „mein Affe und mein Papagei!"

„Wie! das ist Alles?" rief die Familie aus einem Tone.

„Und mein Matrosenfelleisen, in dem noch einige Strümpfe ohne Füße und einige Hemden ohne Aermel sind. Aber das hat nichts zu sagen. So lange der Magen in gutem Zustande, ist Alles übrige gleichgültig. Entschuldigt, Schwägerin, ich sehe hier Most und die vier Stunden Wegs haben mir die Kehle ausgetrocknet. Hur! Rochambeau, grüße die Verwandschaft."

Der Affe machte drei Sprünge, setzte sich in eine Ecke und rieb sich die Schnauze.

Der Matrose war an den Tisch getreten und schenkte sich ein.

Die Familie schien bestürzt. Bruno aber hatte sich an den Tisch gesetzt und erklärte, er stürbe vor Hunger, wenn er länger wartete. Man mußte gute Miene zum bösen Spiel machen und die Aepfelsuppe und den geräucherten Speck auftragen, denn der Onkel hatte beides bereits bemerkt; die Wittwe schloß jedoch den Speiseschrank, um nicht auch noch das Uebrige auftischen zu müssen.

Der Matrose, an den Martin seine neugierigen Fragen richtete, erzählte nun, wie er die indischen Meere zwanzig Jahre lang unter verschiedenen Flaggen durchschifft und nicht mehr erworben, als was er zum täglichen Leben gebraucht. Nach Verlauf einer Stunde war man endlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß Onkel Bruno nichts besitze, als einen guten Humor und Appetit.

Nach und nach zerstreute sich die Familie.

Allein mit seinem Neffen, der sich ein zerstreutes Aussehen gab, stellte Bruno sein Glas, das er in kurzen Zügen geleert, auf den Tisch und pfiff einen Augenblick; dann stemmte er die beiden Ellbogen auf und sah Martin ins Gesicht.

„Weißt du wohl, Junge," sagte er ruhig, „daß der Wind in diesem Hause etwas nordwestlich bläst. Ihr

Digitized by Google

macht alle Gesichter, die einem das Herz im Leibe zusammenschnüren und noch Niemand hat mir hier ein freundlich Wort gesagt! So empfängt man einen Verwandten nicht, den man zwanzig Jahre lang nicht mehr gesehen!"

Martin antwortete ziemlich barsch, daß sie ihn so gut als möglich aufgenommen, ihre Umstände erlaubten nicht mehr.

„Aber die Umstände erlauben, daß ihr freundlichere Gesichter zeigt," antwortete Bruno, „Gott verdamme mich! Ihr habt mich wie eine weiße Bö aufgenommen. Doch genug davon, mein Junge; ich mag dergleichen nicht. Nur bedenkt, daß ihr das noch bereuen werdet; soviel versichere ich dich!"

Mit diesen Worten schnitt sich der Matrose ein neues Stück Speck ab und begann wieder zu essen.

Martin, dem die Worte auffielen, faßte Verdacht.

„Der Onkel hätte gewiß nicht eine so zuversichtliche Miene," dachte er, „wenn er nur, wie er behauptet, einen Affen und einen Papagei besäße. Wir haben uns von einem Scherze bethören lassen, er wollte uns auf die Probe stellen und die Drohung, die er eben gemacht, hat ihn verrathen. Wir müssen unsere Thorheit wieder gut machen und ihn freundlich stimmen."

Er lief augenblicklich zu seiner Mutter und seiner Schwester hinaus, um ihnen seine Entdeckung mitzutheilen. Sie beeilten sich, wieder in das Zimmer zu kommen. Die Gesichter, die kaum noch mißmuthig und ärgerlich, erschienen jetzt freundlich und lächelnd auf der Schwelle.

Die Wittwe entschuldigte sich, daß die Arbeit sie genöthigt, den lieben Schwager zu verlassen und verwundekte sich, daß man nicht besser aufgetischt.

„Nun, wo ist denn der Kuchen?" rief sie; „wo sind die Küchen und die Butter, die ich für Bruno auf die Seite gethan? Julie, woran denkst du? Und du, Clementine, sieh mal nach, ob keine Haselnüsse mehr in dem kleinen Kasten sind; das spitzt die Zähne und muntert zum Trinken auf."

Das junge Mädchen gehorchte und als Alles auf dem Tische stand, setzte sie sich lächelnd dem Matrosen gegenüber. Dieser betrachtete sie mit Wohlgefallen.

„Nun, das ist schön, daß sich die Tochter meines armen Georges zu mir setzt."

Und die Hand an ihr Kinn legend, fuhr er fort:

„Ich kenne dich nicht erst von heute, Kleine; man sprach mir schon lange von dir."

„Wie das?" fragte das junge Mädchen erstaunt.

Ehe der Matrose Zeit zu antworten hatte, hörte man eine laute und kurzathmige Stimme den Namen Clementinens aussprechen! Diese kehrte sich erschrocken um, sah jedoch Niemand.

„Ha, ha! du weißt nicht, wer dich ruft!" sagte der Matrose lächelnd.

„Clementine, Clementine!" rief die Stimme wieder.

„Der Papagei!" schrie Martin.

„Der Papagei?" wiederholte das junge Mädchen, „und wer hat ihm meinen Namen gelehrt?"

„Einer, der ihn noch nicht vergessen," wiederholte Bruno, die Augen schließend.

„Ihr, mein Onkel?"

„Nein, Kind, aber ein junger, aus Omonville gebürtiger Matrose."

„Marc?"

„Ich glaube, so heißt er."

„So habt ihr ihn gesehen, Onkel? und er hat mit euch gesprochen?"

„So oft, daß Joko deinen Namen leicht behalten konnte."

Bruno unterrichtete nun die Familie, daß Marc in Dieppe sei und wohl schon am andern Tage eintreffen werde.

Clementine umarmte ihren Oheim mit den dankbarsten Gefühlen. Bruno drückte sie an sein Herz und rief lächelnd:

„Wir bleiben Freunde für Leben und Tod, nicht wahr? Und damit du dich nicht langweilst, schenke ich dir den Papagei, der deinen Namen so vortrefflich kennt."

Clementine umarmte ihren Onkel mit tausend Danksagungen und hielt den Vogel, den sie nun nicht mehr fürchtete, die Hand hin; er setzte sich auf ihren Arm und rief: „Guten Morgen, Clementine!"

Alles lachte und das junge Mädchen trug ihn unter Küssen weg.

„Du hast eine Glückliche gemacht, Bruder Bruno," sagte die Wittwe, die ihr mit den Augen folgte.

„Ich wünschte, daß es nicht die Einzige wäre," antwortete der Matrose ernst werdend; „auch für dich, Schwägerin, habe ich etwas, aber ich fürchte dich traurig zu stimmen."

„Es handelt sich wohl um meinen Sohn Didier!" rief die alte Frau.

„Du hast's errathen," antwortete Bruno. „Als er Schiffbruch litt, waren wir leider getrennt .... hätte der gute Gott uns auf dasselbe Schiff gebracht, wer weiß, ich hätte als guter Schwimmer ihn vielleicht an der Schulter herausgezogen, wie bei Treport damals."

„Ach ja! der hast ihm schon einmal das Leben gerettet," rief die Wittwe, „ich hätte das nicht vergessen sollen, Schwager."

Sie bot dem Matrosen die Hand, die dieser in der seinen drückte.

„Bah! das thut nichts," sagte er freundlich, „ein einfacher Nachbarsdienst; aber in Indien kam ich zu spät. Das Einzige, was ich thun konnte, war, daß ich sein Grab aufsuchte und ein Kreuz von Bambus darauf errichtete."

„Das hast du gethan!" rief die Mutter in Thränen gebadet; „o Dank, Bruno, Dank, Bruder."

„Das ist noch nicht Alles, ich wußte, daß diese Bettler von Lascars das kleine Eigenthum des Ertrunkenen verkauft hatten; es gelang mir, die Uhr des Neffen wieder aufzufinden; ich kaufte sie um meine ganze Habe, und bringe sie dir nun, liebe Schwägerin, zurück."

Bei diesen Worten zog er eine große silberne Uhr heraus, die an einer theerigen Kette hing. Die Wittwe stieß einen Schrei aus und die Familie weinte vor Rührung; Bruno trank, um seine Bewegung zu verbergen.

Als die Wittwe wieder zu sprechen im Stande war, umarmte sie den edeln Matrosen und dankte ihm herzlich.

Das Gespräch wurde herzlicher und offener. Seine Erklärungen ließen bald keinen Zweifel mehr über das Loos des Onkels: er kam eben so arm von Amerika zurück, als er dahin gegangen.

Doch änderte diese Entdeckung, obgleich sie die Hoffnungen der Wittwe und der Tochter zerstörte, nichts in ihrem Benehmen. Alle standen voll Theilnahme um den Onkel her und lauschten seinen Erzählungen.

Der Matrose, für den man die ganze Vorrathskammer der kleinen Haushaltung erschöpft, stand endlich vom Tische auf, als Martin, der sich seit einiger Zeit entfernt hatte, plötzlich zurückkehrte und Bruno fragte, ob er seinen Affen verkaufen wolle.

Digitized by Google

„Rochambeau?“ antwortete der Matrose, „nein; ich habe ihn aufgezogen, er gehorcht mir; er ist mein Diener und Begleiter; ich werde ihn nicht um seinen zehnfachen Werth hergeben. Aber wer will ihn denn kaufen?“

„Der Herr Graf,“ sagte der junge Mensch; „er ist so eben vorübergekommen und sah das Thier, das ihm so gefiel, daß er mich bat, den Preis selbst zu machen und es ihm zu bringen.“

„Gut, du wirst ihm sagen, daß wirs behalten!“ antwortete Bruno, seine Pfeife stopfend.

Martin machte eine unzufriedene Miene.

„Das ist fatal!“ sagte er; „der Herr Graf hatte sich just an sein Versprechen erinnert; er sagte, sobald er den Affen habe, werde er mir die Stelle des Einnehmers geben.“

„Ach Gott!“ rief die Wittwe, „da wäre dein Glück gemacht gewesen.“

Bruno ließ sich die Sachen erklären.

„So hofftest du also,“ fuhr er endlich fort, „wenn du dem Grafen den Affen verschafft, die Stelle zu erhalten, die du gewünscht.“

„Ich war dessen gewiß,“ antwortete Martin.

„Nun gut,“ rief der Matrose, „ich verkaufe meinen Affen nicht, aber ich schenke ihn dir. Biete ihn deinem Herrn an, er wird dir für deine Höflichkeit dankbar sein.“

Alle stürmten mit Dankesbezeugungen auf den Matrosen ein, der sie nur dadurch abzubrechen wußte, daß er seinen Neffen mit Rochambeau aufs Schloß schickte. Martin wurde sehr freundlich vom Grafen aufgenommen, der einige Zeit mit ihm plauderte, sich von seiner Fähigkeit, die Stelle einzunehmen, vergewisserte und sie ihm übertrug.

Man kann sich von der Freude der Familie, als er mit der Nachricht zurückkam, keine Vorstellung machen. Die Wittwe, die ihr Unrecht wieder gut machen wollte, gestand dem Matrosen ihre habgierigen Hoffnungen ein, die seine Rückkehr rege gemacht. Bruno brach in ein lautes Gelächter aus.

„Bei meiner Taufe!“ rief er, „ich habe euch einen hübschen Possen gespielt. Ihr träumtet von Millionen und ich bringe euch nichts, als zwei unnütze Thiere.“

„Im Gegentheil, mein Onkel,“ sagte Clementine sanft. „Ihr habt uns drei kostbare Schätze gebracht: denn meine Mutter besitzt durch euch eine schöne Erinnerung, mein Bruder ein Amt und ich .... ich, ich habe eine Hoffnung.“

Cab.

Seit einiger Zeit sieht man in den Straßen der großen Städte Cabriolets von neuer Construktion fahren, welche in England erfunden wurden und Cabs heißen. Die Eigenthümlichkeit dieser neuen Wagen besteht darin, daß der Kutscher so weit als möglich von seinen Pferden entfernt ist. Damit wäre freilich der Gedanke noch nicht realisirt, den Jemand in einer Comödie aussprach: man solle die Pferde hinter den Wagen spannen, aber Geduld, man wird auch noch dahin kommen. Der einzige Vortheil, den die neue Erfindung hat, ist die, daß der Blick des Fahrenden nicht mehr durch den Körper des Kutschers gehemmt ist; aber es ist auch mühsamer, sich diesem hörbar zu machen; und wenn man einen Vorübergehenden von den Füßen des Pferdes ergriffen sähe, könnte man dem eingeschlafenen, berauschten oder unachtsamen Kutscher nicht mehr zur rechten Zeit in die Zügel greifen. Diese Gefahr möchte leicht der Erfindung gefährlich werden.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawson & Comp. in London.

Digitized by Google

Platane in Smyrna.

Smyrna, eine der größten Städte in Kleinaſien, liegt an einem von hohen Bergen umgebenen ſchönen Golfe. Eine weite Ebene dehnt ſich von den öſtlichen Mauern der Stadt bis an die hohen und mit reichen Dörfern bedeckten Hügeln aus: durch die Ebene fließt der Meles, ein hübſcher Strom, der die Mauern von Smyrna beſpült und deſſen Ufer außerordentlich fruchtbar ſind; Pappeln, Cypreſſen und Platanen, ſowie die der Bevölkerung nützlichen Vegetabilien wachſen in großer Ueppigkeit.

Inmitten dieſer Ebene, an dem Wege, der von Smyrna nach Burnabad führt (einem Orte, wo man die Grotte zeigt, in der Homer die Iliade ſchrieb) ſieht man eine alte, durch ihre Ausdehnung, noch mehr aber durch ihre eigenthümliche Form höchſt merkwürdige Platane; der Stamm iſt in zwei Theile getheilt, welche trotz dieſer Theilung ſtark genug ſind, die Maſſe des Baumes zu tragen; dieſe beiden Stämme, die ſich in einer ziemlichen Höhe verbinden, bilden eine Art von Bogen, durch welchen die Bewohner der Nachbarſchaft ſehr häufig reiten; denn der Ort wird viel beſucht, da die reichen Kaufleute der Stadt gewöhnlich ihre Landhäuſer in Burnabad haben. Der Baum ſteht nicht gerade in der Mitte des Weges; er würde dadurch die Circulation der Wagen hemmen, die zu breit ſind, um zwiſchen dieſen beiden Baumſtämmen durchfahren zu können; aber die Fußgänger und bisweilen auch die Berittenen ſchlagen den Fußpfad ein, der durch dieſes Baumthor führt. In der Nähe der Stadt ſieht man die großen Kirchhöfe, die nach denen von Pera und Scutari ſowohl durch die Zahl, als die Schönheit der hundertjährigen Cypreſſen, die bedeutendſten des Orients ſind. Die zahlloſen und reichen Grabmäler der Bewohner von Smyrna bieten unter dieſen herrlichen Bäumen einen ungemein maleriſchen Anblick.

Malergeſchichten.

II.

Leonardo da Vinci.

In den Annalen des Genius iſt kaum eine Seite intereſſanter, als die, auf welcher der Name Leonardo da Vinci geſchrieben ſteht. In der Kindheit ſchon entwickelte

sich ein originelles Talent, das ihn im reiferen Alter befähigte, alles zu thun und was noch mehr, alles schön und gut zu thun. Er war Maler, Bildhauer, Architekt, Musiker, Dichter, Chemiker, Astronom: ein Mann der Wissenschaft und die Zierde des Hofes, schön von Gestalt, anziehend im Umgang, mit den liebenswürdigsten Eigenschaften ausgerüstet, die ihm die Achtung erhielten, welche er sich durch sein Aeußeres rasch eroberte, und den Neid seiner Feinde siegreich aus dem Felde schlugen.

Leonardo war 1452 in Vinci geboren. Von diesem Geburtsort stammt nach damaliger Künstlersitte sein Zuname. Sein Vater war ein Notar von Florenz, ein ehrbarer, aber nicht gerade vermöglicher Mann. Schon in der Kindheit überraschte Leonardo durch seine lebhafte Auffassungs- und Beurtheilungsgabe. Er richtete in der Arithmetik Fragen an seinen Lehrer, die diesen in nicht geringe Verlegenheit setzten, während der lachende Knabe durch die Leichtigkeit, mit der er die schwierigsten Aufgaben löste, staunen machte. Seine musikalischen Talente waren nicht minder merkwürdig; er studirte die Musik mit dem größten Eifer und Enthusiasmus, spielte die Leyer und sang Worte und Musik, die von seiner eigenen Composition waren.

Als er jedoch älter wurde, fühlte er immer mehr Neigung für das Studium der Malerei, die damals von Künstlern hohen Rangs zu großer Ausbildung gebracht worden und bei allen Classen der Gesellschaft in hohem Ansehen stand. Lorenzo Medici, der mächtigste Edelmann Italiens, schützte und förderte die Kunst auf jede Weise und mit solcher Freigebigkeit, daß er den Namen „des Prächtigen" erhielt. Toskana und Florenz wurden die Heimath aller Künste. Auch auf Leonardo's Wahl übte Lorenzo Einfluß aus, denn die Malerei wurde vor allen andern Künsten gepflegt. Die Zeichnungen Leonardo's erregten bald die Aufmerksamkeit des Vaters, der zuletzt beschloß, sie einem der tüchtigsten Künstler seiner Zeit, Andrea Verocchio, zu zeigen. Andrea erkannte in ihnen die Züge eines großen Talentes und nahm Leonardo mit Freuden in seinem Studio auf, wo er, nach der damaligen Sitte, sich zugleich zum Maler, Bildhauer, Architekten und sogar zum Juwelier heranbildete.

Schon nach kurzer Zeit hatte sich das Talent des jungen Leonardo in so überraschender Weise entwickelt, daß Verocchio anerkennen mußte, der Schüler habe den Meister beinahe erreicht. Theils um dieses Gefühl zu bekräftigen oder zu widerlegen, theils um den Fleiß des Schülers anzuspornen, ließ Andrea den jungen Leonardo einen Theil von einem Bilde malen, mit dessen Ausführung er beauftragt war: die Taufe Jesu. Die Aufgabe da Vinci's war ein Engel, der eine Draperie emporhält. Der glückliche Jüngling arbeitete mit dem ganzen Aufwande seines Talentes und Fleißes daran und die Figur stand bald vollendet auf dem Bilde. Verocchio erschien, um die Malerei zu prüfen; er betrachtete das Bild lange schweigend; Leonardo's Arbeit übertraf das Werk des Meisters. Des Künstlers Auge konnte das nicht läugnen: sein Stolz fühlte sich jedoch gekränkt.

„Ist das wirklich deine Arbeit? Hat Dir Niemand dabei geholfen?" sagte er zu Leonardo, der daneben stand.

„Es ist meine Arbeit, Messer Andrea," antwortete der Knabe ärgerlich.

„Dann berührt meine Hand nie mehr einen Pinsel: ich will nicht, daß mich ein Kind übertreffe." Und Andrea hielt sein Wort; er malte nie mehr.

Leonardo verließ den Meister und verfolgte seine Studien von nun an allein. Er blieb zu Florenz, wo sein Vater eine Anstellung hatte. Man erzählt noch eine andere charakteristische Geschichte aus seiner Jugend. Signor Pietro da Vinci hatte einen Lieblingsdiener für seine Vergnügen auf freiem Felde. Eines Tages fragte er diesen Mann, womit er ihm seine Dienste am besten belohnen könnte. Der Bauer antwortete, daß er sich das überlegen wolle. Bald darauf brachte er ein Stück Holz von einem großen Feigenbaum und bat, daß der junge Herr Leonardo etwas darauf male, um seine Hütte damit schmücken zu können. Der Vater forderte seinen Sohn auf, diesem seltsamen Verlangen des Bauern zu entsprechen und der junge Künstler gab seine Zustimmung. Er glättete das Holz füllte die kleinen Löcher aus und begann zu malen. Der Gegenstand seiner Wahl war ein Medusenkopf mit dem Schlangenhaar. Er brachte zu diesem Zwecke Kröten, Vipern, Eidechsen und alle Arten von häßlichen Reptilien nach Hause. Aus diesen schuf er ein so furchtbares Ungeheuer, daß der Knabe bei dem Anblick des Werkes seiner Hände selbst schauerte. Als das Gemälde fertig war, führte er seinen Vater davor. Signor Pietro sah im Zimmer umher: seine Augen fielen auf die Meduse; er fuhr erschrocken zurück und wollte aus der Nähe dieser giftigen Reptilien entfliehen, als Leonardo ihm versicherte, daß es nur ein Bild, — sein Werk sei. „Und nun," rief der Knabe entzückt, während seine Augen vor Freude glänzten, „nun bin ich zufrieden. Es ist mir gelungen, was ich wünschte. Mein Bild hatte den Erfolg, den ich beabsichtigte."

Der stolze und glückliche Vater überschüttete den begabten Knaben mit großem Lobe; aber das Gemälde wollte er dem Bauern nicht geben. Es wurde an einen Florentiner Kaufmann für 100 Dukaten verkauft. Der Herzog von Mailand kaufte es später für den dreifachen Preis.

Trotz seiner großen Jugend verbreitete Leonardo's Ruf sich doch sehr rasch. Sein universelles Talent gab seinem Charakter eine gewisse Unstetigkeit: er schweifte von der Malerei bald zu diesen, bald zu jenen Studien ab. Aber was er trieb, trieb er mit Ernst und so war er der Erste, der die Anatomie vollständig studirte und es darin zu großem Wissen brachte. Seine Schriften über diesen Gegenstand stehen noch jetzt in Ansehen. Der Sonnenschein seines Ruhmes leuchtete, wohin er kam: seine außerordentliche Schönheit, die Liebenswürdigkeit seines Benehmens, sein Witz und seine Höflichkeit machten ihn zum Liebling aller Kreise. Er liebte kostbare Kleider und Equipagen und besaß eine Anzahl der feinsten Pferde, denn er zeichnete sich auch in den Reitkünsten aus. Aber alle diese Ausgaben wurden durch seinen unermüdlichen Kunstfleiß bezahlt.

Um das Jahr 1487 verließ Leonardo Florenz und ließ sich in Mailand nieder, wo ihn ein italienischer Edler Lodovico Sforza bei sich aufnahm, dem Künstler die Erziehung seines Sohnes übertrug und ihn zum Präsidenten einer Akademie ernannte, die er zur Beförderung der Künste und Wissenschaften gründete.

Leonardo folgte seinem Patrone nach Paris, wo er einige Zeit blieb; bei seiner Rückkehr nach Mailand, unfähr um 1497, begann er das berühmteste aller seiner Bilder: „das heilige Abendmahl," das er für das Refecto-

Digitized by Google

rium der Dominikaner malte. Er wählte den erschütternden Augenblick, als Christus sagte: „Einer unter Euch wird mich verrathen.“ Die ruhige Würde des Erlösers bildet einen schönen Contrast mit den verschiedenen Gefühlen, welche seine Schüler bei diesen Worten ergreifen: die große Gewalt des Bildes läßt sich jedoch nicht in Worte fassen. Es ist nach und nach von den Wänden des Klosters verschwunden: einige treffliche Copieen haben uns jedoch die Zeichnung erhalten.

Im Jahr 1517 wurde der Cardinal Giovanni di Medici als Leo X. auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Dieser edle Beschützer der Künste machte Rom zum Eldorado der Künstler und auch Leonardo da Vinci eilte dahin; aber er fand gleichberechtigte Nebenbuhler, die vielleicht sogar über ihm standen. Leonardo, der sich bereits in vorgerückten Jahren befand, fürchtete sich vor den aufgehenden Sternen Raphaels und Michel Angelos, die er in Florenz kennen gelernt. Um einen Kampf mit diesen Illustrationen auszuweichen, zog er sich nach Frankreich zurück und schloß seine Laufbahn unter dem Schutze Franz I. Der vertrauten Freundschaft dieses großen Monarchen sich erfreuend, starb er im einundsiebzigsten Jahre zu St. Cloud.

Da Vinci war ein sorgfältiger und fleißiger Maler: er wußte, daß Genie ohne Fleiß nichts sei. Er malte lange an seinen Bildern: auf ein Porträt verwandte er vier Jahre. Er versäumte nichts, was seine Kunst erweitern konnte. Beständig trug er ein Buch bei sich, in welches er Köpfe und Figuren zeichnete, die seine Aufmerksamkeit anzogen. Da Vinci soll der erste gewesen sein, der den Kupferstich und Holzschnitt für die Vervielfältigung anwandte, wenn er nicht gar ihr Erfinder war.

Eine Reise im Centralamerika.

Ehe wir das Dorf La Palizada, ungefähr fünfundzwanzig Meilen südlich von der Lagune Termino, verließen, kaufte ich einige Vorräthe Zwieback, Reis, gesalzenes Fleisch, und ließ es in das gemiethete Canot bringen, wo ich mir's unter dem Schutze Gottes bequem machte. Eine ziemlich große Strecke weit sieht man an den Ufern des Flusses eine Reihe von kleinen Häuschen und ein ziemlich gut bebautes Land. Wir benützten die Gelegenheit, uns Mangofrüchte, Wassermelonen und Pozol zu kaufen. Die Indianer schiffen sich niemals ohne Pozol ein; es ist ein Maiskuchen, den man in Wasser verdünnt und dessen man sich mit Hinzufügung von etwas Zucker als Speise und Getränk bedient. Es gibt nicht leicht ein Nahrungsmittel, das ökonomischer und einfacher für den Reisenden wäre.

Wir fuhren den Strom mit einer verzweiflungsvollen Langsamkeit hinan, bis unsere Ruderer, die kein Wort der Ermunterung hatte anspornen können, ein Canot sahen, das eine halbe Stunde vor uns abgefahren war. Nun bedurfte es nichts weiter, sie aus ihrer Indolenz aufzuwecken; sie suchten mit der ihrem Stamme eigenthümlichen Hartnäckigkeit den Vorsprung zu gewinnen; die bereits voraus waren, wollten nicht weichen und es entstand daraus ein verzweifelter Kampf, der zu meiner großen Unterhaltung den ganzen Tag dauerte. In den Canots läuft man sehr häufig Gefahr, umgeworfen zu werden, wenn der Ruderer am Vordertheil nicht sehr aufmerksam ist; die Tiefe des Wassers gestattet nicht anders, als hart an den mit Wurzeln, herabhängendem Gesträuch und schwimmenden Bäumen überwachsenen Ufern zu fahren. Da gilt es denn vor allem das Gleichgewicht zu behalten, denn diese nur aus einem gehöhlten Baume gebauten Boote sind gerade und leicht. Der Fluß ist überall tief von steilen Ufern umgeben, schlammig und voll von Crocodilen. Ein Umstürzen des Bootes wäre deshalb sehr gefährlich. Während der Hitze des Tages verfolgt eine Bremse mit schwarz getüpfelten Flügeln unermüdlich den Fahrenden, indeß die schrecklichen Muskitos ihn bei Nacht peinigen.

Acht Stunden von La Palizada sendet der Rio Usumasinta in der Richtung nach Nordwest einen bedeutenden Arm aus. Jenseit dieser Verzweigung nimmt das Land seinen wilden Charakter wieder an und der Fluß, dessen Größe sich verdoppelt hat, rauscht majestätisch zwischen einem doppelten Wäldersaum dahin. Die beiden Ufer bieten Blicke von unaussprechlicher Größe; gigantische Bambusse, prachtvolles Zypergras ähnlich dem Papyrus, Palmbäume mit schlanken gewundenen Stämmen beugen sich in das Wasser herab; Massen von Grün mit violetten Trauben schattirt, weißliche ungeheure Stämme, zarte Lianen, wie das Tauwerk eines Schiffes herabhängend, bilden eine zweite Seite des Bildes. Bei Sonnenaufgang tönt der Gesang der Vögel durch diese Wildnisse; eine Mischung aller Sprachen, ein ungeheures Durcheinander der seltsamsten und unharmonischsten Töne. Wir hörten zum ersten Male die Araguataffen, die die Einöde Tag und Nacht mit ihrem abscheulichen Geheul erfüllen.

Die Sonne begann zu sinken: das Canot landete in einer einsamen flachen Bucht und wir erkletterten die Böschung des Flusses, wo in einer Lichtung des Waldes eine indische Hütte stand. Man gab uns, was man in solchen Orten geben kann, Feuer und Obdach. Während man unser mageres Abendessen zubereitete, bewunderte ich den prachtvollen Anblick, den der Usumasinta bot. Von der Höhe dieses Vorsprungs aus umfaßte mein Blick ein großes Bassin, in welchem die Wogen, wie von ihrem Laufe ermüdet, einen Augenblick auszuruhen schienen, um dann wieder den unregelmäßigen Krümmungen zu folgen, die sie träge nach dem Meere hinunterschleppen; tiefer Friede herrschte in der Natur trotz des fernen Geschreis der Araguatas; ich sah den Schatten der großen Bäume sich rasch verlängern; alles nahm bei Sonnenuntergang ein ernsteres, geheimnißvolleres Aussehen an; als der obere Rand der Sonne den Horizont berührte, verschwand auch der letzte Lichtschein; die Nacht bedeckte in einem Augenblick die ganze Gegend mit einem Schleier; nur aus dem Flusse schimmerten bisweilen noch einige Lichter, die man ebenso rasch auftauchen, als verschwinden sah. Ich wäre beinahe erstickt, als ich in die Hütte trat und mich von einem dichten Rauch eingehüllt sah, den man sorgfältig unterhielt, um die Muskitos zu verscheuchen. Meine Indianer, die sich um das Feuer her gelagert, verzehrten einen Reiher, den ich im Verlauf des Tages geschossen. Als ich wieder meiner Sinne mächtig geworden, berrachte ich den Bewohner des Ortes über sein einsames Leben. Seine Familie bestand aus einer Frau und zwei kleinen Kindern; sein Mobiliar aus einer Hängematte, einer Strohmatte, einem Gewehr, einigen Haushaltungsgegenständen und einigen Mundvorräthen; er lebte von der Jagd und dem Ertrag eines Stückes Landes, das er urbar gemacht. Von Zeit zu Zeit tauschte er mit den Schiffern

Digitized by Google

die Producte seiner schwachen Industrie gegen die ihm unentbehrlichsten Dinge aus; er zog diese dürftige Freiheit dem Elend der Civilisation vor. Er theilte mir mit, daß eine kleine Anzahl ähnlicher Ansiedeleien, wie die seine, in der Tiefe dieser Wildniß verborgen sei. Kaum hatte er seine Schilderung geendet, als man den Schrei eines Menschen, einen einzigen, aber furchtbaren Schrei von den Ufern des Usumasinta her vernahm. Alle zitterten, selbst der alte Indianer; wir erhoben uns augenblicklich und eilten in der Richtung des Flusses hinab; aber die dicht an einander gedrängten Bambusstämme und die Dunkelheit der Nacht boten uns unüberwindliche Hindernisse; wir lauschten vergeblich nach allen Seiten; der Fluß und die Wildniß waren still; man hörte nur das Rauschen der Wellen und das Gesumme der Insecten auf den Wasserpflanzen; vielleicht war ein verirrter Wanderer über die gefährlichen Abhänge hinabgeglettet; vielleicht war ein menschliches Wesen beim Wasserschöpfen das Opfer des Kaimans geworden; wir verloren uns in Vermuthungen und machten uns mit tief erschüttertem Herzen wieder auf den Weg nach der Hütte.

Dies Ereigniß änderte den Gang unserer Gedanken; unser Wirth unterhielt uns mit Erzählungen aus dem Leben der Wildniß, die seine Wohnung umgab. Die Jaguars seien sehr zahlreich in dem Walde und die Kaimans wagten sich bei Nacht bis an seine Hütte, um in der Dunkelheit seine Hunde und sein Geflügel fortzuschleppen. Diese Geschichten interessirten mich in hohem Grade, ohne mir gerade ein sehr behagliches Gefühl einzuflößen. Wir mußten die Nacht einige Schritte von der Wohnung unter einem Holzschoppen zubringen, der für alle Winde offen stand; ich ladete deßhalb zwei Kugeln

Der Usumasinta.

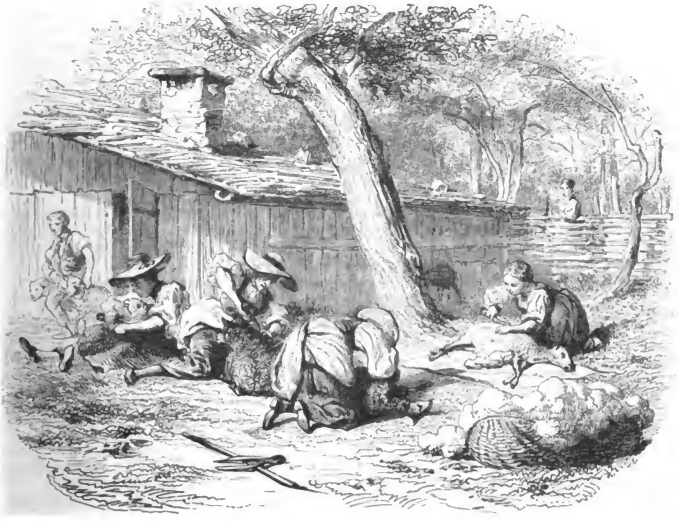
in mein Gewehr und ließ Feuer von den Indianern anzünden.

Der Rio Usumasinta, dessen Name kaum bekannt ist und dessen Lauf selten auf unsern Karten angedeutet steht, verdient den ersten Rang unter den Flüssen von Centralamerika. Er entspringt aus den Bergen des See Petten, im Süden der Provinz Yucatan und durchschneidet von Ost nach West die waldreichen Wildnisse, wo unter dem Namen Lacandos die letzten Trümmer der indischen Nationalität leben; er nimmt unter seinen Zuflüssen den Rio Lacantun auf, der ihm den Vorrang streitig machen könnte; nachdem er das Hinderniß der Berge überwunden, bahnt er sich ein tiefes Bett in den Zuflüssen von Tabasko und mündet in drei Armen in der Lagune von Terminos und dem Golfe von Mexico. Drei Stunden von Tenostko, dem letzten Dorfe des mittäglichen Tabasko, ist das Bett dieses Flusses, an den Ausläufern der Berge so von Felsen durchzogen, daß die Schifffahrt rein unmöglich wird. In der Nähe des Meeres wird der Fall des Bettes so unmerklich, daß das Wasser sich in große Lagunen oder natürliche Kanäle verläuft, die die Arme des Usumasinta vereinigen und zugleich den großen Brisalvastrom aufnehmen, wodurch das ganze Land zu einem großen Wassernetz wird, das den Verkehr ungemein hemmt. An den Ufern dieser ewigen Sümpfe wächst das kostbare Farbholz, das unter dem Namen Campesche den Haupthan-

Digitized by Google

delzweig dieses Landes bildet. Nirgend in der neuen Welt ist die Natur reicher und gewaltiger; die Fruchtbarkeit des Landes ist eben so groß im Schlimmen, wie im Guten; die Bäume des Waldes wie die kleinsten Pflanzen tröpfeln aus ihrer Rinde einen scharfen, ätzenden Saft; in den Wassern wimmeln ungeheure Reptilien; giftige Insecten erfüllen die Luft; vergeblich hofft man sich des Schattens und der Frische der Wälder erfreuen zu können; der Indianer selbst wagte sich nur mit Vorsicht hinein; die Heerden, welche in den Savanen weiden und die wilden Thiere sind von Insecten gepeinigt, die die Eier in ihre Haut legen: beim Austriechen der Larve werden die Thiere rasend; ein schmerzliches Jucken quält sie unaufhörlich; sie reißen sich an den Bäumen die Haut auf und die entzündeten Stellen verwandeln sich in bösartige Geschwüre, die das gefährliche Klima bald tödtlich macht. Wenn die Regen endlich die heiße Temperatur gemildert, steigen gefährliche Miasmen aus den feuchten Orten auf, die viele Krankheiten erzeugen. Diese Plagen werden kaum von den glänzenden Vortheilen aufgewogen; nie beraubt die Sonne des Sommers, noch die Kälte des Winters die Bäume ihres schönen Glanzes; die Erde mit ihrer ewigen Jugendfrische erzeugt ohn' Aufhören und beinahe ohne Mühe Zucker, Kaffee, Tabak, Spezereien, mit einem Worte, alles, was die Hand des Bebauers ihrer Fruchtbarkeit überläßt.

Die Schaafschur.



Das Schaaf ist von allen Hausthieren dasjenige, dessen Besitz die unmittelbarsten Vortheile gewährt. Das Pferd bietet uns seine Kraft und seine Schnelligkeit, der Ochse und der Esel seine Arbeit, die Kuh und die Ziege ihre Milch, der Hund seine treue Wachsamkeit; aber das Schaaf liefert uns seine Milch, seine Wolle, sein Fell, sein Fleisch. Dazu kömmt sein ruhiger Charakter, der die Bewachung leicht macht, seine Mäßigkeit und die Fähigkeit, sich selbst in Gegenden zu acclimatisiren, wo andere Hausthiere nur mit Mühe fortkommen: die Schaafheerden waren deßhalb wohl die ersten, die von den in Familien lebenden Menschen gebildet wurden. Wir finden sie schon bei den Patriarchen und sie bilden noch heute beinahe den einzigen Reichthum der Hirtenvölker.

Man hat das Schaaf verläumdet, wenn man es dumm schalt: die Natur des Schaafes ist nicht weniger lebhaft oder charaktervoll, als die der andern Hausthiere. Höchstens hat sie nicht so viel Ursprüngliches. Man darf nur die Hirten fragen und wird hunderte von Anekdoten hören, die von der Klugheit der Widder und auch der Schaafe Zeugniß ablegen. Ein schottischer Hirte, der später Schreiber wurde, Hop, hat uns in dieser Richtung interessante Mittheilungen hinterlassen.

Er erzählt, daß einer seiner Nachbarn einen Widder mit seinem Schaaf an einen Schotten verkauft hatte, der sie nach seiner Farm brachte, die ungefähr sechzehn Stunden entfernt lag; der Widder entfloh, um zu seinem früheren Herrn zurückzukehren. Als man seine Flucht in

Digitized by Google

Glen-Lyon bemerkte, schickte man einen Knaben fort, der ihn zurückbringen sollte; mehrere Hirten, die er fragte, antworteten ihm, daß sie allerdings den Flüchtling gesehen, der rasch vorübergeeilt und sich weder um die Heerden, noch die Hunde bekümmert, denen er begegnet und nur angehalten, um denn Schaafe zu blöcken, wenn es zurückblieb, um die Hecken abzufressen. Der Knabe verfolgte das Thier bis Grieff, wo er seine Spur verlor. Der Widder hatte seine Flucht zu Ende geführt. Er kam Morgens nach Stirling. Es war ein Festtag: die Straßen wimmelten von Spaziergängern und Neugierigen. Ohne Zweifel fühlend, daß es unklug wäre, sich in diese Menschenmasse zu wagen, machte er Halt und blieb mit seinem Schaafe unter einem Gaisklergesträuche liegen. Erst als die Stadt still wurde, gegen Anbruch des Tages, sah man ihn durch die Straßen gehen und bei dem leisesten Gebell der Hunde die Schritte beeilen.

So erreichte er die Zollbarriere, die bei Sanct Ninian steht, und suchte rasch daran vorüber zu kommen. Der Wächter, der glaubte, das Thier sei verirrt, wollte es ergreifen, aber es entkam ihm und benutzte den ersten Durchzug der Heerden, um mit seinem Lamm an der Barriere vorüberzukommen, die man vor ihm geschlossen. Endlich, neun Tage nach der Flucht, kam es in der Farm von Harebope an und schmiegte sich vertrauend zu den Füßen seines Herrn.

Dieser ebenso überrascht als gerührt, wollte es nicht wieder nach Glen-Lyon zurücksenden; er kaufte es deshalb dem andern Pächter ab und behielt es bis an seinen Tod.

Die Zeit der Schaafschur ist in den Schäfereien eine Zeit des Vergnügens: man feiert sie durch Tänze und Mahlzeiten. Diese Schur, die bei kleinen Heerden von dem Schäfer selbst besorgt wird, zieht in den Ländern, wo die Schaafzucht im Großen betrieben wird, fremde Scherer herbei, die die Wolle abschneiden und dann wieder in ihre Heimath zurückkehren. Noch vor weniger als zwei Jahrhunderten belohnte man sie mit einem kleinen Theile des Ertrages: heute werden sie in Geld für ihre Mühe bezahlt. Der gewöhnliche Preis ist 4 Kreuzer oder 1 Sgr. für das Schaaf.

Jagdabenteuer.

Sir Cornwallis Harris hatte seit Wochen vergeblich auf das höchste vierfüßige Thier der Erde — eine Giraffe, Jagd gemacht. Eines Tages sah er in der Ferne etwas, was er anfangs für einen großen astlosen Stamm eines verdorrten Baumes hielt; plötzlich aber bewegte es sich über den Wipfeln des niedern Gehölzes und er sah nun deutlich, daß es eine schöne Giraffe war, die ihren Kopf wie eine hohe Pinie hin und her wiegte. Er setzte seinem Pferde die Sporen ein und war dem Thiere rasch auf den Fersen, das, wie ein schlankes Schiff auf dem Ocean segelnd, entflieht. Der Jäger feuert und zwei Kugeln prallen auf den Rücken des thurmhohen Opfers. Aber sie vermögen das Thier nicht zu Falle zu bringen. Er lädt noch einmal und verfolgt es von neuem. Plötzlich stürzt er jedoch in ein Loch und zerbricht bei dem Sturze seine Flinte; er kriecht wieder heraus, bindet den Lauf mit dem Taschentuch an den Schaft und setzt sich wieder zu Pferde. Die müde Giraffe war stehen geblieben und der Jäger konnte sie deshalb rasch wieder einholen. Aber zu seinem großen Aerger will das Schloß der Flinte sich nicht bewegen: vergebens sieht er sich nach einem Steine um und sucht in der Tasche nach seinem Messer, um damit auf das Zündhütchen zu schlagen und dem colossalen, aber arglosen Thier, das sein Urtheil erwartete, den tödlichen Schuß beizubringen. Dies gelang jedoch nicht und das Thier entkam. Wenige Tage später stößt jedoch Sir Harris plötzlich auf eine Heerde von dreißig Giraffen und sein Blut rollt wie Quecksilber durch seine Adern, während er ihnen nacheilt. Als er endlich in die Schußweite gekommen, nimmt er den Anführer der Heerde aufs Korn und die Mündung seines Rohres auf die scheckige Schulter richtend, zieht er beide Drücker an. Stumm und majestätisch bleibt das unglückliche Opfer stehen, den elastischen Nacken nach dem Verfolger umwendend, während Thränen aus dem feuchten Auge fließen. Ein convulsivisches Zittern ergaßte seine Glieder, die Haare sträubten sich, seine hohe Gestalt begann zu wanken und erst bei dem siebenzehnten Schuß aus dem tödlichen Rohre stürzte das stolze Thier wie ein fallender Minaret, das edle Haupt aus den Lüften niederbeugend, in den Staub. Nimmer vergesse ich die Freude jenes Augenblickes! sagt der Schreiber dieser Zeilen heute. Der höchste Wunsch meines Ehrgeizes war erfüllt und die stolze Giraffe lag todt zu meinen Füßen. Ich warf die Mütze in die Luft und obgleich allein in der weiten Wildniß brach ich in ein lautes Hurrahgeschrei aus und setzte mich vor Freude ganz erschöpft neben dem edlen Preise nieder, den ich gewonnen. —

Drei Offiziere in Ostindien, Kapitän Woodhouse, Lieutenant Delamain und Lieutenant Laing, welche die Nachricht erhalten, daß zwei Löwen in einem Gehölze, das ungefähr sechzehn Stunden von ihrem Cantonnement lag, aufgespürt worden, machten sich sogleich in der angedeuteten Richtung auf den Weg, um sich das Vergnügen einer Löwenjagd nicht entgehen zu lassen. Sie fanden bald die königlichen Fremdlinge oder vielmehr Eingeborenen. Einer der Löwen fiel auf die erste Salve, die sie abfeuerten. Der andere zog sich querfeldein zurück. Die Offiziere verfolgten ihn, bis er mit einer plötzlichen Wendung in das Gebüsch zurückkehrte. Nun bestiegen sie einen Elephanten, um ihn aufzusuchen. Sie fanden ihn unter einem Busche stehend und ihnen gerade ins Gesicht blickend. Er erwartete den Kampf nicht, sondern sprang, als sie sich ihm näherten, auf den Kopf des Elephanten zu, an den er sich hing. Die Offiziere feuerten: in ihrem Schrecken verfehlten sie jedoch das Ziel und der Löwe war nur verwundet. Der Elephant hatte ihn indessen abgeschüttelt und da er gerade kein Freund von einem solchen Gegner war, drehte er sich um. Der Löwe verfolgte sie nicht, sondern blieb wartend stehen. Endlich hatte man den Elephanten dazu gebracht, wieder vorwärts zu gehen; als der Löwe dies sah, wurde er rasend und stürzte auf die Feinde los. Der Elephant wandte sich rasch um und der Löwe von hinten aufspringend, klammerte sich mit Zähnen und Klauen an ihn an und hing wieder fest. Die Offiziere feuerten, während der Elephant aus aller Gewalt mit den Füßen ausschlug; aber der Löwe, obwohl herabgeworfen, hatte wiederum keine tödliche Wunde erhalten und zog sich in das Dickicht zurück, mit der Erwiederung des Angriffs zufrieden. Die Offiziere waren zu aufgeregt, um von dem weiteren Kampfe abzustehen: und in der Fieberhitze des Augenblicks beschloß Kapitän

Digitized by Google

Woodhouse, da der Löwe den Angriff aufgegeben, abzusteigen und sich zu Fuß in das Gehölz zu wagen. Die beiden Andern stiegen gleichfalls ab und folgten ihm in der Richtung, die der Löwe genommen. Sie hatten ihn bald aufgespürt und Kapitän Woodhouse feuerte, aber ohne den geringsten Erfolg, denn sie sahen den mächtigen Herrn der Wälder sich mit der äußersten Ruhe noch tiefer in das Dickicht zurückziehen. Sie folgten ihm und Lieutenant Delamain feuerte einen Schuß auf ihn ab. Nun schien der Löwe seine Fassung zu verlieren und mit einigen gewaltigen Sätzen stand er dicht bei ihnen. Den beiden Lieutenants gelang es noch, aus dem Dickicht zu entfliehen, um wieder zu laden, aber Kapitän Woodhouse blieb ruhig auf der einen Seite stehen, in der Hoffnung, der Löwe werde, ohne ihn zu bemerken, vorüber setzen. Das war jedoch, nach allem, was er ihm angethan, zu viel gehofft. Der Löwe stürzte auf ihn zu und in einem Augenblick war wie durch einen Blitzstrahl die Flinte zerbrochen und aus seiner Hand geschlagen; er sah sich in den Zähnen des furchtbaren Feindes, den er zu einem Kampf auf Leben und Tod herausgefordert. Lieutenant Delamain feuerte auf den Löwen, ohne ihn zu tödten und zog sich zum Wiederladen zurück. Kapitän Woodhouse und der Löwe lagen indeß beide verwundet am Boden und der Löwe begann seinen Arm zu zerfleischen. In dieser furchtbaren Lage hatte Kapitän Woodhouse die Geistesgegenwart und die Willensstärke, während der schrecklichen Qualen vollkommen ruhig dazuliegen — da er wohl wußte, daß, wenn er jetzt den geringsten Widerstand leistete, er in einer Minute in Stücke gerissen sein würde. Als er fand, daß jede Bewegung aufgehört, ließ der Löwe den Arm aus dem Maule fallen und legte die Pfoten ruhig auf die Schenkel seines niedergeschmetterten Feindes. Kapitän Woodhouse's Kopf lag so unbequem, daß er ganz gedankenlos die eine Hand erhob, um ihn zu unterstützen: augenblicklich ergriff der Löwe seinen Arm wieder und zerfleischte ihn weiter oben. Trotz der furchtbarsten Schmerzen blieb er im Bewußtsein, daß jede weitere Bewegung ihm den Tod bringen würde, von nun an ruhig liegen. Als seine Freunde entdeckten, in welcher Lage er sich befand, eilten sie herbei, jedoch auf die falsche Seite, von der ihre Kugeln den Löwen und den Kapitän zugleich hätten durchbohren müssen. Ohne sich zu bewegen oder eine Unruhe kund zu geben, hörte man ihn mit leiser Stimme sagen: „Auf die andere Seite! — auf die andere Seite!" Sie eilten auf diesen Ruf sogleich nach der andern Seite und im nächsten Momente lag der großmüthige Löwe todt an der Seite einer noch stärkeren Natur als seine eigene gewesen.

Dietrich Müller befand sich auf einer Jagd in Südafrika plötzlich einem Löwen gegenüber. Der Löwe griff ihn nicht an, sondern stand still, als wollte er sagen: „Nun, was willst du hier in meiner Wüste?" Müller stieg vom Pferde und zielte auf die Stirne des Löwen. In dem Augenblick, als er am Hahnen drückte, bäumte sich das Pferd vor Schrecken und der Jäger verfehlte das Ziel. Der Löwe sprang vorwärts: als er aber sah, daß der Mann still stand — denn er hatte weder Zeit sein Pferd wieder zu besteigen, noch das Fersengeld zu bezahlen — hielt auch der Löwe in einiger Entfernung still und glotzte ihn an. Beide sahen sich einige Minuten lang an; der Jäger rührte sich nicht; endlich wandte sich der Löwe langsam um und ging weg. Müller begann hastig seine Flinte wieder zu laden. Der Löwe sah über die Schulter zurück, brüllte laut und kehrte augenblicklich um. Konnten Worte klarer sprechen? Müller natürlich blieb wieder bewegungslos. Der Löwe ging vorsichtig weiter. Der Jäger ließ seine Kugel leise in die Flinte rollen. Der Löwe sah wieder mit drohendem Gebrüll zurück. Dies wiederholte sich zwischen beiden bis der Löwe sich auf einige Entfernung zurückgezogen und plötzlich mit einem Satz in ein Dickicht sprang.

Diese Jagdgeschichte wird vielleicht noch übertroffen von einer andern, — wohl dem interessantesten Löwenabenteuer.

Ein Mann aus Bethanien kehrte von einem Besuche bei seinen Freunden zurück, und machte einen Umweg, um an einem Teiche vorüberzukommen, wo er eine Antilope für seine Familie zu schießen hoffte. Die Sonne stand schon ziemlich hoch am Himmel, als er den Ort erreichte, und da er kein Wild sah, legte er sein Gewehr an einem Felsenhange nieder, dessen hintere Seite mit einer Art von Zwergdornbüschen bedeckt war. Er ging zum Wasser hinab, nahm einen tüchtigen Schluck und kehrte zu dem Felsen zurück, rauchte seine Pfeife und schlief endlich ermüdet ein. Bald wachte ihn jedoch die Hitze, die der Fels ausströmte, und als er die Augen aufschlug, gewahrte er einen großen Löwen, der sich ihm gegenüber, höchstens eine Elle entfernt, gelagert hatte und ihm ins Gesicht glotzte. Er saß einige Minuten bewegungslos da, bis er seine Fassung wiedergewonnen; dann, seine Flinte gewahrend, bewegte er seine Hand langsam nach ihr hin. Als der Löwe dies sah, erhob er seinen Kopf und brüllte fürchterlich; er machte noch einen Versuch, aber da die Flinte außer seinem Bereiche lag, verzichtete er endlich darauf, namentlich da auch der Löwe, sobald er die Bewegung bemerkte, mit wildem Gebrüll auf ihn losstürzte. Seine Lage wurde äußerst peinlich. Der Fels war so heiß, daß er den nackten Fuß kaum darauf ruhen lassen und nur durch abwechselndes Uebereinanderhalten der Beine den Zustand ertragen konnte. Der Tag verging und die Nacht, aber der Löwe bewegte sich kaum vom Platze; die Sonne erhob sich wieder am Horizonte und die große Hitze machte seine Füße bald ganz gefühllos. Um Mittag erhob sich der Löwe und ging nach dem nur wenige Schritte entfernten Wasser, indem er sich fortwährend umblickte, ob der Mann sich bewege; als er ihn die Hand nach der Flinte ausstrecken sah, kehrte er wüthend um, und war im Begriff auf ihn loszuspringen. Das Thier ging zum Wasser, trank, kehrte zurück und legte sich wieder am Fuße des Felsen nieder.

Wieder verfloß eine Nacht. Der Mann sagte, als er die Geschichte erzählte, er wisse nicht, ob er geschlafen, jedenfalls müsse es mit offenen Augen geschehen sein, denn er habe immer den Löwen zu seinen Füßen gesehen. Am folgenden Tage ging das Thier wieder zum Wasser hinab, sprang aber, als es ein Geräusch von der entgegengesetzten Seite hörte, in das Gebüsch und verschwand. Der Mann ergriff rasch seine Flinte, sprang auf die Füße, stürzte aber ebenso rasch wieder zusammen, da seine Knöchel völlig kraftlos geworden. So saß er einige Augenblicke da und erwartete des Löwen Rückkehr, entschlossen, den Inhalt der Büchse ihm durch den Kopf zu senden; da er jedoch nicht wieder erschien, kroch der arme Mann auf Händen und Füßen nach dem nächsten Wege, in der Hoffnung, irgend einem einsamen Wanderer zu begegnen. Er konnte endlich nicht weiter gehen, als glücklicherweise ein Mann des Weges kam, der ihn an einen sichern Platz trug, wohin ihm Hülfe geschickt wurde. Er war gerettet, verlor aber seine Zehen und blieb sein Leben lang ein Krüppel.

Digitized by Google

Der Straßburger Bahnhof in Paris.

Der Bahnhof für die Route von Paris nach Straßburg, der in dem fünften Arrondissement, zwischen den Faubourgs Saint Martin und den Saint Denis liegt, ist der großartigste in Anlage und Ausführung, welchen die Hauptstadt Frankreichs bis jetzt besitzt. Sein Anblick setzt uns augenblicklich in's Klare, zu welchem Zwecke dies Gebäude errichtet ist, während das Ganze doch den Stempel monumentaler Baukunst trägt. Der ganze Bau, der bis zum Dach mit behauenem Stein ausgeführt ist, schließt sich in einem Eisengiebel von bewunderungswürdiger Kühnheit und Leichtigkeit.

Das ganze Gebäude, dessen halbkreisförmiger Vorhof von Gitter eingeschlossen wird, bildet ein vollkommenes Quadrat. Er besteht, außer dem großen Innern, wo sich die Schienen befinden, aus zwei Flügeln oder Pavillons, die zehn bis zwölf Metres über des Hof vorspringend, zwei Stockwerke haben und im Niveau der ersten Etage durch eine Art von Plattform verbunden sind, an der sich eine steinerne, mit einer Uhr geschmückte Ballustrade hinzieht, über welcher sich zwei die Seine und den Rhein darstellende Sculpturwerke erheben. Der Pavillon rechts enthält die Ankunftsäle, die Casse, die Verwaltungszimmer und die ganze Verrechnungskanzlei; der Pavillon links enthält die Abfahrtsäle, das Sekretariat und die Archive. Ueber dem Dachgiebel des großen Schiffes erhebt sich eine colossale Statue, welche die Stadt Straßburg personifizirt. Im Parterre läuft eine bedeckte Galerie um das Gebäude. Eine ähnliche Galerie befindet sich innerhalb des Gebäudes in der Höhe des zweiten Stockes. Die äußere Galerie hat elf Arcaden am Vorhof und fünfundzwanzig oder dreißig an den Seiten; die innere hat nur sieben vorne und siebenunddreißig auf der Seite. Die Galerien verleihen dem Gebäude eine große Leichtigkeit. Die Capitäle der zahllosen Säulen, die sie schmücken, haben die verschiedensten Ornamente: hier Fruchttrauben, dort Blumenbüschel, noch weiter Thierköpfe. Die Säulen, welche die elf Arcaden stützen, haben außerdem geschickt ausgehauene Schilder, welche die Hauptstationen und Verzweigungen anzeigen: sie tragen die Wappen der Städte Paris, Meaux, Chateau-Thierry, Epernais, Reims, Chalons, Bar-le-Duc, Nancy, Metz, Lüneville, Saverne und Straßburg.

Der Bahnhof ist auf Kosten des Staates gebaut und hat 18 Millionen Franken gekostet. Duquesney, der Architekt, der den Plan ausgearbeitet und die Arbeiten geleitet, hatte nicht mehr die Freude, sein Werk vollendet zu sehen. Er starb ganz unerwartet, als er die letzte Hand an das Werk legen wollte.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawson & Comp. in London

Digitized by Google

Donaufahrt.

I.

Das Schloß Dürrenstein.

Vor der Errichtung der Dampfschifffahrt auf der Donau, war diese nicht ohne Gefahr zu befahren, denn sie ist ein ungemein reißender Fluß, und die früheren Transportschiffe, die sogenannten Ordinari waren von sehr unvollkommener Construction, meist plattbauchig, von unmäßiger Größe, aus Tannenholz gebaut und ohne Segel, so daß sie dem Reisenden weder die Annehmlichkeit der raschen Beförderung, noch die erwünschte Sicherheit boten. Seitdem jedoch der regelmäßige Dienst der Dampfschiffe zwischen Regensburg und Wien eingerichtet worden, ist für die Bedürfnisse der Reisenden und des Handels in gleich vortrefflicher Weise gesorgt.

Im Allgemeinen benützt man die Dampfschiffe lieber erst von Linz aus, das auf dieser Seite Oestreichs ein schönes Thor bildet und von wo an der Strom imposanter wird.

An Linz rauscht die Donau langsam und ruhig vorüber; einige Meilen weiter oben jedoch von Engelhardszell bis Neuhaus braust sie schäumend und wild durch das felsige Bett. Bei dem Schlosse Dürrenstein und weiter hinab bildet sich eine unendliche Masse von kleinen Inseln. Hier gewahrt man in der Ferne St. Florian, das berühmte Augustiner Chorherrenstift, die Tillysburg und das Städtchen Chronau. Einige Meilen weit werden die Ufer monoton. Aber bei der Ruine Spielberg, die sich auf einer von Felsen gebildeten Insel erhebt, gewinnt die Gegend wieder an landschaftlichem und romantischem Interesse. Unfern von der Einmündung der Ems gewahrt man ein reizendes Städtchen gleichen Namens, mit einem Schlosse und dem großen Thurm, der es beherrscht. Zur Linken ragt eine alte Burg, der Pragstein, bei Mauthausen in den Strom und gewährt einen malerischen Anblick. In das Bild fügen sich harmonisch die Ruinen von Achleiten und das hübsche Schloß von Niederwaldsee. Bei Stein wälzt sich die Donau in eine enge Waldschlucht, den bekannten Greinerschwall. Schon von ferne kündigt ein dumpfes Brausen diese majestätische Scene an. Die Insel Werth, ganz aus Felsen gebildet, theilt den Fluß, der zur Rechten ruhig weiter strömt, während er zur Linken sich mit wildem Tosen durch das Bett drängt. Aber das Wasser des rechten Armes ist so nieder, daß er beinahe niemals schiffbar wird. Man ist deßhalb gezwungen, den andern Arm zu benützen, obgleich gewaltige Klippen unter und über dem Wasser den Lauf des Stromes hemmen, der sich an ihnen mit donnerndem Geräusche bricht. Durch die großen Arbeiten, welche Maria Theresia und Joseph II. hier vornehmen ließen, sind die schroffen Felsen verschwunden und mit einiger Gewandtheit des Steuermanns lassen sich alle Gefahren vermeiden. Kaum hat man sich aber beruhigt, so befindet man sich mitten in den gefährlichen Wirbeln, zwischen Langenstein und Haustein, welche früher einen Trichter von 4 bis 5 Fuß Tiefe bildeten. Diese Wirbel, die natürlich für die Dampfboote von keiner Bedeutung sind, haben bei hohem Wasserstande

Digitized by Google

für die kleinen Schiffe noch immer einige Gefahr; diese nehmen deshalb auch gewöhnlich den jetzt schiffbar gemachten rechten Arm. Das alte Raubschloß Struden bietet den günstigsten Standpunkt, um sich dieses herrliche Schauspiel der Natur zu verschaffen. Weiter hinab kömmt man an St. Nicolas, dem Schlosse Donaudorf und dem kaiserlichen Schlosse Persenbeug vorüber, das äußerst malerisch auf dem letzten Felsen der Klippe gelegen ist. Nach den Ruinen von Seussenstein sieht man die herrliche Wallfahrtskirche von Maria-Taferl, auf einer Anhöhe erbaut, ein Ort, wohin jährlich an 100,000 Wallfahrer pilgern, dann Pechlarn, das Arelaste der Römer, von welchem im Nibelungenliede Str. 1258 — 60 die Rede ist. Auf einem Granitfelsen erhebt sich 180 Fuß hoch die prachtvolle Benedictinerabtei Mölk „mehr einem Palaste, als einem Kloster ähnlich". Die Abtei hielt verschiedene Belagerungen aus. Napoleon erhob hohe Kriegssteuern von ihr und die Weinkeller lieferten seinem Heere mehrere Tage hinter einander 50,000 Maas Wein. Hinter Mölk sieht man das Schloß und Sgrwitenkloster Schönbühl, die schönen Ruinen des im Mittelalter gefürchteten Raubritterschlosses Aggstein, Schwallenbach, die Teufelsmauer, einen Felsenkamm, der gewaltige Mauern bildet, und den Flecken Spitz mit seinen Weinbergen. Weiter unten erscheint Morbach und über der kleinen Stadt Dürrenstein die Ruine des Schlosses, das Ziel und Zweck unserer Reise ist. Da wir jedoch mal auf dem Wege nach Wien sind, das nur noch einige Meilen entfernt ist, so setzen wir unsere Reise fort, um später wieder nach Dürrenstein zurückzukehren. Hinter Dürrenstein liegt Mautern, ein reizendes Dorf, das durch eine 1469 erbaute hölzerne Brücke mit den Städten Stein und Krems verbunden ist; nun verflachen sich die Ufer der Donau und diese bildet bis an die Grenzen von Ungarn eine unendliche Zahl von kleinen Inseln. Gegenüber von Krems, einer sehr alten Stadt, steht die große Benediktinerabtei Götweih auf einem 700 Fuß hohen Berge; weiter unten das alte Tulln und das prächtige Schloß Greifenstein. Schon aus der Ferne gewahrt man das Augustiner Chorherrenstift Klosterneuburg, den Leopoldsberg, einen von schönem Walde gekrönten Bergkegel und endlich Wien, dessen Landungsplatz von kleinen Inseln aller Formen und Größen wimmelt, weßhalb die Dampfboote nicht an der herrlichen Kaiserstadt, sondern in Nußdorf anlegen.

Kehren wir nun zu Lande nach Dürrenstein zurück, obwohl die Route und nichts Merkwürdigeres bietet, als die Ebene, in der Napoleon die Schlacht bei Wagram am 6. Juli 1809 gewann. Von Wien begibt man sich nach Stockerau, von da nach Krems durch ein ödes eintöniges Land. Nur einmal wird das Auge durch einen Durchblick nach der Donau erfreut. Der Weg, der von Krems nach Dürrenstein führt, ist der angenehmste und malerischste, den man sich denken kann, da er sich an den Ufern der Donau hinzieht, die hier sehr schön sind.

Die kleine Stadt Dürrenstein war ehedem stark befestigt und man sieht noch heute Spuren dieser Werke. Unter seinen Ruinen tritt ein altes Kloster hervor, dessen Fenster so zu sagen in den Strom hereinhängen; die Donau fließt im vollen Sinne des Wortes am Fuße dieser auf der Felsenspitze erbauten Ruinen vorbei. Noch heute ist Dürrenstein der Sitz eines Chorherrenstifts vom Orden des heiligen Augustin. Aber der größte, der einzige Anziehungspunkt für die Reisenden, die einen Ausflug dahin machen, bleibt immer das von Ringmauern entblößte Schloß, das wie ein Adlernest auf einsamem Felsen erscheint.

Man kennt die Geschichte des Richard Löwenherz, der bei seiner Heimkehr aus Palästina von einem Sturm an die Küste von Illyrien geworfen wurde und nach längerem Umherirren im Lande in die Hände Herzog Leopolds von Oestreichs fiel, als er in der Nähe von Wien das Geschäft eines Bratenwenders versah. Leopold strafte seinen Uebermuth, Oestreichs Banner von Accons Mauern herabgeschleudert zu haben, mit 15monatlicher Haft auf Dürrenstein, dem ehemaligen Tyrnstein.

Diese Feste war damals uneinnehmbar; sie erhebt sich am Kamm eines nackten, einsamen und auf allen Seiten von schroffen Abhängen umgebenen Felsen. Eine düstere Bergkette zieht sich um ihn her und verleiht ihm ein eigenthümlich malerisches Ansehen.

Der Weg, der dahin führt, beginnt mit einem kleinen geraden und rasch ansteigenden Fußpfad, der, nach einer Wendung um eine ungeheure Felsenmasse, sich in eine beinahe senkrechte Böschung endigt. Nun ist der Fuß nicht mehr sicher und man steigt auf unwirthbaren Wegen, die immer steiler werden, hinan. Auf der Spitze des Hügels erhebt sich eine unförmige Felsenmasse, auf welcher die Wohnung des Burgwarts erbaut war. Die Ueberbleibsel des Gebäudes hängen an der Böschung, welche sich nach der Stadt zu absenkt. Wahrscheinlich war in einem dieser auf Vorsprüngen erbauten Burgtheile der königliche Gefangene eingeschlossen. Von diesen unteren Partieen des Baues sind nur noch die Grundmauern und einzelne Mauerstücke übrig, die die Umrisse dieser Burg andeuten. Obgleich die Wohnung des Burgwarts zusammengestürzt ist, läßt sich doch noch auf ihre Architectur schließen. Man sieht noch ein bis zwei verstümmelte Arkaden, mit einigen romanischen Capitälen, welche wahrscheinlich die Pfeiler einer Capelle bildeten. An einem schwer zu bezeichnenden Orte sieht man auf einer Mauer einige Spuren von Freskomalereien und eine unleserliche Inschrift.

Das Haus des Burgwarts ist 90 Fuß lang und 81 Fuß breit. Die Mauern haben zumeist drei Fuß Dicke. Inmitten der Ruinen erhebt sich ein massenhafter Fels, den der Architect zu einem Gefängnisse verwandte. Dieser Fels hat ungefähr 38 Fuß Länge, 24 Fuß Breite und 21 Fuß Höhe. Das Ganze macht mehr den Eindruck eines Grabes, als eines Gefängnisses. Jetzt weiden Ziegen und Schaafe das seltene Gras ab, das inmitten dieser ausgelöschten Erinnerungen wächst; und statt der Ballade, mit der der treue Blondel die Gefangenschaft seines königlichen Herrn erheiterte, hört man den wilden Gesang einiger junger Hirten, die sich auf die schroffsten Spitzen dieser starren Felsen hinauswagen.

Bilder aus Norwegen.

1.

Der Meerbusen von Christiania ist ein schönes Gewässer, von sanft ansteigenden Hügeln eingeschlossen und mit kleinen Inseln durchzogen. Da und dort erheben sich Städte, Kirchen und Windmühlen, die eine Wendung des Ufers plötzlich wieder dem Auge verbirgt. Christiania selbst steht auf einer Fläche, die ein südlicher Arm des Fjords bildet; das Wasser vor und die Hügel hinter der Stadt

Digitized by Google

componiren mit dieser ein reizendes Bild. Die wundervolle Klarheit der Atmosphäre hebt die heitern Farben der Häuser und Hügel mit einer Lebendigkeit, die wahrhaft magisch ist. Alles spiegelt sich dazu in dem klaren blauen Fjord und das Ganze erscheint mehr wie ein heiteres Gemälde oder ein Kinderspielzeug, denn wie eine wirkliche, werkeltägliche Stadt. Die Stadt jedoch hat auch ihr Alltägliches. Das Dampfboot brachte uns nicht ganz bis nach Christiania; Landungsboote kamen in großer Anzahl herbei; wir nahmen das nächste, beste. Als wir an dem Zollhause anlegten, forderten die rauhaussehenden Bootsleute etwas von uns: es war die Bezahlung, wie wir an den ausgestreckten Händen merkten; wir fragten und „wie viel?" Niemand von den Passagieren verstand ein Wort norwegisch, auch hatten wir kein norwegisch Geld in der Tasche. Unserer Ungewißheit machte endlich ein Matrose, der mehr Sprachkenner war, als wir, ein Ende, indem er uns „fünfzehn Silbergroschen!" zurief.

Die Straßen von Christiania sind breit und gerade, meist im rechten Winkel gebaut und haben für den Fremden den großen Vortheil, daß die Namen deutlich an den Ecken geschrieben stehen. Aber das Pflaster! In den besten Straßen besteht es aus roh behauenen Steinen; häufig ist es ganz zerrissen und liegt auf der Straße umher: daher die großen schmutzigen Pfützen, in welchen die Wagen einsinken und sich oft nur mit Mühe wieder herausarbeiten können. Der Fußgänger ist in Verlegenheit, wie er die Straße trocken und unbeschmutzt passiren soll, und dies nicht nur zur nassen Winterszeit, sondern auch an schönen Sommertagen.

Am Tage nach unserer Ankunft erhielten wir die Einladung eines Norwegers, den Thee auf seinem Landhause einzunehmen, das ungefähr anderthalb Stunden von der Stadt entfernt war. Wir wollten ihn zu früher Stunde des Nachmittags in seinem Geschäftslokale abholen, wohin er seinen Wagen kommen zu lassen versprach, um uns einen neuen Weg dem Fjord entlang nach seiner Villa zu führen. Wir suchten den besten Weg aus, um reinen Fußes nach dem angedeuteten Hause in der Stadt zu gelangen. Wir fanden es endlich, nachdem wir einen engen Thorweg passirt, der in einen kleinen Hof führte, in welchem Wäsche getrocknet wurde. Der freundliche Wirth erwartete uns bereits mit seinem kleinen Sohne und der Wagen stand vor dem Thor. Er hatte ganz das Aussehen, als wollte er jeden Augenblick zusammenbrechen und krachte unheimlich, als wir unsere Plätze einnahmen, — mein Freund und ich hinten und Herr Jehu und sein Sohn auf dem Bock. Mit der größten Gewandtheit fuhr Herr Jehu um eine scharfe Ecke, die von einem vorgeschobenen Steine geschützt wurde, aus dem Hofe. Wir wandten uns in die großen Straßen und der Wagen rollte majestätisch über das Steinpflaster. Das Geklapper der Räder übertönte das Geplauder unserer Zungen. Noch ehe wir jedoch sechzig Schritte weiter gekommen, sanken wir in einen Sumpf ein, ein Ruck der Pferde brachte den Wagen wieder in die Höhe, nun sanken aber die Hinterräder in dieselbe Tiefe und er war nicht mehr herauszubringen. Unser Wirth wandte sich um, um zu sehen, was es gebe; dann stieg er ab, um näher nachzusehen und sagte mit der ruhigsten Miene: „es muß wohl was gebrochen sein." Der Achsnagel war geborsten. Herr Jehu bat uns auszusteigen und sandte nach einem Schmiede. Wir setzten uns auf eine Treppe nieder, bis die Reparatur gemacht war. Diese dauerte jedoch volle zwei Stunden und so kamen wir nach mancher Todesangst spät Abends auf dem Landhause an. Alle zwanzig Schritte mußten wir wieder aussteigen, um den Wagen oder die Pferde aus dem Schmutz zu ziehen — und das nennt man in Norwegen eine Landpartie!

Die Bachstelze.

Der Arbeiter, der mit dem Pfluge über die ebenen Stoppelfelder zieht, ist nicht allein. Die weise Natur führt durch die Bande des Nutzens die unähnlichsten Geschöpfe zusammen und das Interesse knüpft gar seltsame Verbindungen; eine ganze Familie von Vögeln, mit leichtem, stets beweglichem Schwanze, schlankem Wuchse, feinem Schnabel, dünnen, hohen Beinen, raschem und leichtem Gange, schön aus weiß, schwarz und gelb gemischtem Gefieder, in welchem ein schillerndes Aschgrau vorherrscht, umschwirrt den Landmann, der den Boden aufwühlt, um ihn zu befruchten, und umflattert die Füße der schwerfälligen Thiere, die er lenkt. Die Budytes (so genannt von denen, welche zuerst im Sommer die junge Brut des gefügelten Stammes die Haare des Ochsen durchstöbern sahen) folgen als leichtgestügelte Escorte dem mächtigen Gespann. Das Pflugeisen, das die Erde aufreißt, die schweren Füße des Viehs, die sie aufwerfen, liefern das Wildpret für einen kleinen Vogel, und legen die Larven Mücken und Würmer vor sein offenes Auge, das die Beute nur zu bemerken scheint, wenn sie sich bewegt.

Kaum schmilzt im Frühjahr der Schnee in den Thälern und steckt das neue Grün die Köpfchen aus der Erde, so hüpft auch dieser kleine Insektenjäger zwischen den Füßen der Heerde, die zum ersten Male hinausgetrieben worden, umher. Die Gelehrten gruppiren unter dem Namen Motacillen, denn diese von der beständigen Bewegung ihres Schwanzes erhielten, mehrere Vogelgattungen, die man nach den Farben, welche vom männlichen zum weiblichen Geschlechte variiren und sich zum selben Vogel durch das Alter ändern, in besondere Arten theilt.

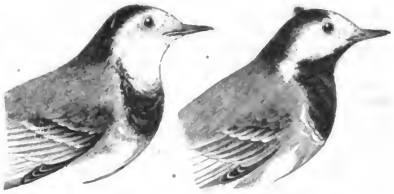
Der Sommer macht die Farben der Bachstelzen wie vieler andern Vögel dunkler, greller, die meisten dieser Luftbewohner ziehen zur Zeit des Nesterbaus ein hochheitlich Kleid an. Auch die Verschiedenheit des Klimas führt Unterschiede der Farben herbei. Das Gefieder der Bachstelze ist z. B. zarter auf dem Continent, als in Großbritannien.

Der Hirte findet seine treusten Begleiter in dieser Familie der Bachstelzen, die man in Frankreich deßhalb bergeronettes nennt. Sie folgen ihm im Frühjahr auf die Weide und besuchen ihn im Winter in seinem heimischen Dorfe. Haben sie ihn mit ihren lustigen Sprüngen, Pirouetten und ihrem gui, gui ergötzt, das wie ein lebhaftes Geplauder der kleinen Vögel klingt, so murmeln sie, ganz nahe an seiner Hütte, ein zartes und wohltönendes Lied, „sie flöten in sein Ohr," sagt einer von denen, die ihr lustiges Gewitscher oft entzückt hat.

Wenn der Bauernknabe an dem Rand des Baches unter dem dichten Gesträuch am Ufer des Stromes, unter dem Schutzdache eines Felsens oder eines Erdhügels ein Nest aus trockenem Grase und kleinen mit Moos durchzogenen Wurzeln findet, das kleine Härchen sorgfältig zusammenhalten und wo auf einem dichten Bett von Federn, Wolle oder Roßhaaren, sieben bis acht Eier von schmutzig gelbem Weiß liegen, so ist es das Nest einer gelben Bachstelze; sind jedoch die Fäden des Baues weniger sorgfältig

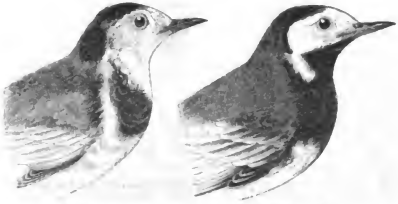
Digitized by Google

Weiße Bachſtelze. Männchen. Sommer.



Winterkleid. Sommerkleid.

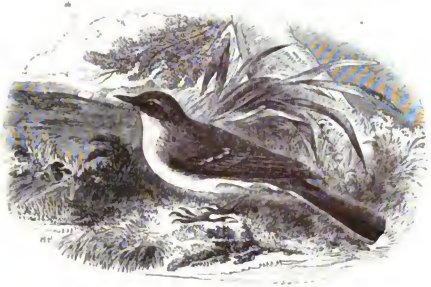
Weiße Bachſtelze. (Motacilla alba.)



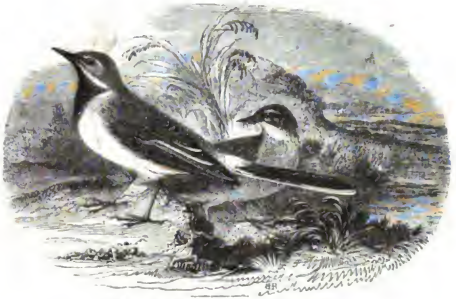
Winterkleid. Sommerkleid.

Männliche weiße Bachſtelze von England. (Motacilla alba.)

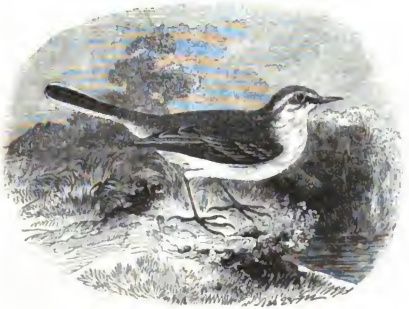
Digitized by Google



Gelbe Bachstelze im Frühling. (Motacilla flava.)



Gelbe Bachstelze. (Motacilla boarula.)



Gelbliche Bachstelze. (Motacilla flava.)

Digitized by Google

verschlungen, sind die Eier weniger zahlreich und weiß mit braunen Flecken, so weiß er, daß es das Nest einer weißen Bachstelze. Der Unterschied zwischen diesen beiden Arten der Bachstelzen ist ein sehr geringer: beide suchen die gleiche Nahrung, beide haben dieselben Triebe. Alle Gewohnheiten der gelben Bachstelze erinnern an die der weißen; diese, eine größere Freundin vom Wandern, geht im April nach dem Norden und kehrt im September in den Süden zurück. Sie liebt mehr als irgend ein Vogel ihrer Gattung die Nachbarschaft von Sümpfen und feuchten Prairien und ihr wellenförmiger Flug, ihr rascher, tänzelnder Gang belebt die Ufer niederer Flüsse.

Ein spitzer, gerade, schiffchenförmiger Schnabel, ein langer, sich immer auf und nieder bewegender Schwanz, der das starke Brustbein dieses leichten und unruhigen Vogels erklärt, lange Federn am Flügel und hohe Beine charakterisiren die ganze Gattung der Bachstelzen. Die weniger krumme und längere Fußklaue ist der einzige feste Unterschied zwischen der gelben und der weißen Bachstelze: weder die eine, noch die andere gewöhnt sich an den Käfig und beide haben den gleichen Trieb, sich dem Menschen zu nähern. Jesse, ein englischer Naturforscher, erzählt ein merkwürdiges Beispiel dieses Geselligkeitstriebes. „Eine weiße Bachstelze, sagt er, hatte sich die geräuschvollste Arbeitsstätte in Tauton, die der Kupferschmiede, auserwählt, um sich heimisch niederzulassen. Sie baute ihr Nest höchstens einen Fuß von dem Thurme entfernt, dessen Rad sich beständig drehte. Der Vogel legte seine Eier, brütete; seine vier Kleinen befanden sich ganz wohl in dieser vertrauten Nähe. Das Männchen, weniger zutraulich, als das Weibchen, wagte es nicht, seine Brut selbst zu füttern, und legte die Atzung deshalb auf das Dach, wo das Weibchen sie holte. An die Arbeiter gewöhnt, flog es ohne Furcht aus und ein, kam jedoch ein Fremder, wenn es in seinem Neste war, so flog es davon und erschien erst wieder, wenn der Eindringling gegangen war."

Ein Fremder, der die Wahrheit dieser Thatsache bezweifelte, ließ sich von dem Fabrikbesitzer an Ort und Stelle führen, wo er das Nest leer fand. Die Mutter übte ihre junge Brut auf dem benachbarten Felde im Fluge und ließ sich dabei weder von Mr. Cor, noch von seinen Arbeitern stören. Sobald der Fremde sich jedoch ihr nähern wollte, flog Alt und Jung davon.

Für die Frauen.

II.

Das Leben der Frauen ist ein Leben für das Haus und für die Gesellschaft, deren Mittelpunkt sie bilden. Aber die stille Häuslichkeit, das trauliche Zusammenleben der Familie so angenehm als möglich zu machen, ist weit mehr die Aufgabe der Frau, als in glänzenden Kreisen des öffentlichen Lebens die Gefeierte des Tages zu sein. Beiden Seiten werden wir jedoch Rechnung tragen, wenn wir auch das Leben des Hauses für überwiegend wichtiger halten. Heute dies, morgen jenes.

Mit dem wichtigsten Theil des häuslichen Lebens bildet das Mahl, dessen Bereitung und Anordnung den Händen der Frauen anvertraut ist und wenn auch manche sich scheuen, diese Gegenstände in den Bereich ihrer Gespräche zu ziehen, so werden diese beschränkten Gemüther von dem Urtheile der größten Männer über den Einfluß der Küche weit überstimmt.

Die Welt ist lauter Leben, und alles was lebt, nährt sich. Die Thiere fressen, der Mensch ist und der Mensch von Geist weiß zu essen. Das Schicksal der Nationen hängt von der Art und Weise ab, wie sie sich nähren. Sage mir, was Du ißt und ich will Dir sagen, wer Du bist. Der Schöpfer, der den Menschen zum Essen verpflichtet, daß er lebe, lädt ihn durch den Appetit ein und belohnt ihn durch das Vergnügen. Auf diesen Grundsätzen beruht die Bedeutung des Essens und J. J. Wagner sagt so schön, als wahr: Daß gemeinsame Mahlzeiten bei allen Völkern und zu allen Zeiten als ein Menschen verbindendes Mittel angesehen worden, hat seinen tiefen Grund in der menschlichen Natur selbst, als welche aus Himmlischen und Irdischen zu schöner Verschmelzung beider Elemente gemischt, den Genuß der Speise über die thierische Form hinausheben und durch Einwebung gemüthlichen und geistigen Lebens veredeln will. Haben ja manche, von der Hoheit der Menschennatur tief ergriffen, unter der Form des Tischgebetes sogar religiöses Leben hineinzubringen gesucht und Philosophen der Vorzeit die schweren Aufgaben ihrer wissenschaftlichen Darstellung unter der Form eines Gastmahls der Weisen lösen zu können gezlaubt. Wenn nun die Veredlung des Genusses der Speisen in der That an eine Gemeinschaftlichkeit der Speisen gebunden erscheint, so ist auch die Mahlzeit selbst eine Ruhezeit von den Mühseligkeiten des Lebens, also ein festlicher Punkt im Leben und die Labung, welche hier dem Leibe durch Speise und Trank widerfährt, bringt auch von selbst eine zur Mittheilung im Wechselgespräch geneigte Stimmung in das Gemüth. Und dazu fügt sich das Wort des Dichters, des die Frauen hochverehrenden Lenau:

Ich hab's erfahren oft auf meinen Reisen,
Bemerkt nun Faust mit schwatzhaftem Vergnügen,
Der Frauen Herz, voll rührbelhaften Zügen,
Erprobt sich stets am Wohlgeschmack der Speisen,
Wenn so ein gutes Weib kocht, brät und schürt,
Und in den Topf den Wunsch des Herzens rührt,
Daß es den Gästen schmecke und gedeihe,
Das gibt den Speisen erst die rechte Weihe.

Lohnt es sich nach alle dem nicht der Mühe, den Frauen von der Kunst zu sprechen, mit der sie das Leben erheitern und verschönern?

Und so greifen wir zur Einleitung in dieses Thema zu einem oft erwähnten, selten gekannten und nicht nach Verdienst geschätzten Buche zurück, das uns des interessanten Stoffes so viel bietet, zu Joseph König, aus dem wir Einiges vor den Blick unsrer Leserinnen legen.

Von der ekelhaften Nahrung eines Eskimo oder Koräken bis zu der schmackhaften und reinlichen Frugalität eines gebildeten, aber noch lange nicht überbildeten Volkes, giebt es unendlich viele Mittelstufen, welche, wenn man nur darauf Bedacht nehmen wollte, jederzeit der gesammten sinnlich-sittlichen Bildung der Nationen Stück für Stück entsprechen. Stumpfsinnige, für sich hinbrütende Völker lieben mit schwerverdaulicher, häufiger Nahrung, gleich den Mastthieren, sich anzustopfen. Geistreiche, aufsprudelnde Nationen lieben Nahrungsmittel, welche die Geschmacksnerven reizen, ohne den Unterleib zu sehr zu beschweren. Tiefsinnige, nachdenkende Völker geben gleichgültigen Nahrungsmitteln den Vorzug, welche weder durch einen hervorstechenden Geschmack, noch durch eine schwerfällige Verdauung die Aufmerksamkeit zu sehr in Anspruch nehmen.

Diese Abweichungen durch alle Uebergänge und Ab-

Digitized by Google

stufungen zu verfolgen, wäre des Schweißes der größten Geschichtsforscher nicht unwürdig. Uns aber liegt vielmehr ob, gegen den Argwohn uns zu verwahren, als wollen wir der Lüstelei der Reichen fröhnen; denn man ist nur zu sehr geneigt, wo vom Kochen die Rede ist, an Leckereien zu denken. Im Gegensatze nämlich zu dem Wallfischthrane der Grönländer und zu ähnlichen verabscheuungswürdigen Nothgiften, pflegt bei den gestifteten Völkern, meist in Begleitung des manierirten Geschmackes in der Literatur und Kunst, eine gewisse Ueberfeinerung der Kochkunst einzutreten. Und da jedes Aeußerste sehr bald seinen Gegensatz hervorruft, so zeigt sich die Ueberfeinerung jederzeit in Begleitung der schnödesten Vernachlässigung, und es bilden sich in der Kochkunst gleichsam zwei Secten, die einander, wie Epikureer und Stoiker, eine Weile das Gleichgewicht halten. Gerade aus diesem Gegensatze aber entstehen ungeheure Laster: die Schlemmerei und die durch ihre größere Verbreitung noch ungleich verderblichere Schleckerei.

In diesen Launen und Künsten haben die alten Römer der Nachwelt ein Beispiel gegeben, welches weder im Uebermaße der Thorheit, noch in der Großartigkeit des Aufwandes, jemals so leicht wird übertroffen werden. Wenigstens sind nirgends, seit dem Verfalle des römischen Weltreiches, wiederum so unermeßliche Reichthümer aufgehäuft, diese nirgends von so tief verdorbenen Menschen vergeudet worden; und es möchte schwer fallen, einen schicklicheren Mittelpunkt für die Vereinigung aller Leckereien auszumitteln, als gerade Rom war. Indessen zeigt auch kein Beispiel der alten und neuen Welt einleuchtender, daß alle Schätze und alle Leckereien der Erde nicht genügen, um dem Schlemmer selbst, oder dem Volke, welches diese Schlingpflanze ernährt, eine gesunde und schmackhafte Nahrung zu gewähren; gerade weil eine falsche Ansicht der Kochkunst alle Vortheile eines wohlbesetzten Marktes augenblicklich aufhebt. Die römische Küche war in der That schon, als Horaz schrieb, im Begriff, die natürliche Bestimmung der eßbaren Dinge zu verkennen und überall in todte, übereinkömmliche Zurichtungen zu verfallen. Als aber Coelius Apicius um zwei Jahrhunderte später jenes Kochbuch verfertigte, welches allen modernen in der Form und Richtung zum Muster diente, da war bereits jegliche Spur von Würdigung der arthaften, jedem Nahrungsstoffe eigenthümlichen Güte verschwunden; da schien es der Gipfel der Kunst zu sein, den Charakter jeglicher Speise durch Mischung und Verarbeitung zu vernichten.

Weil unsere moderne Schlemmerei ungleich beengter und kleinlicher und mithin fast gegen ihren Willen vernünftiger geblieben ist, als die altrömische, scheint sie nur um so mehr im Kleinen begünstigt, gelehrt und ausgeübt zu werden. Denn es sind selbst die gemeinsten und scheinbar dauergebackensten unserer zahlreichen Kochbücher nichts weiter, als kleine Winkelinstitute der Schlemmerei, in denen wenig von dem die Rede ist, was jede gute Hausmutter oder jeder andere Vorsteher einer Haushaltung wirklich zu wissen bedarf; vielmehr nur von allerlei Vermischungen, Surrogaten und Verkleidungen, welche theils an sich selbst überflüssig sind, theils ihrer Natur nach der freien, schaffenden Phantasie und dem Geschmacke der Einzelnen müssen überlassen bleiben. In der That gemahnt jenes ehrliche, hausmütterliche Ansehen der deutschen Kochbücher, bei ihrer tief versteckten, fast apicischen Verderbtheit, an unsere marktgängigen Romane und Tragicomödien, welche eben wie jene die innere Unsittlichkeit durch Sentiment und Treuherzigkeit sorglich zu überkleiden suchen.

Diese Kochbücher nun, oder besser, diese planlosen Anhäufungen von allerlei häufig höchst widersinnigen Vorschriften, sind unabläßig bemüht, die National- und Provinzial-Gerichte zu verdrängen, welche jederzeit in der Volks- und Landesart begründet, und fast ohne Ausnahme schmackhaft und nahrsam zu sein pflegen. Die neueren deutschen Kochbücher sind nämlich, ohne alle Ausnahme, Nachäffungen der französischen, wie dies schon ihre barbarischen, unnöthiger Weise durchaus französischen Speisennamen beweiset. Man sondere nur einige brauchbare Anweisungen zu wahren Landes- und Volksgerichten aus, welche man leicht aus dem Vaterlande des Schriftstellers, oder dieser aus jenen wird erkennen können, so bleibt auch den besten deutschen Kochbüchern nichts weiter übrig, als was man ungleich besser in jeder älteren französischen Anweisung zum Kochen auffinden wird. Die Franzosen nämlich sind, wenn nicht die ersten Erfinder, doch die Verbreiter aller Gebäckse und Verunengungen. Wenn man diese liebt, so kehre man doch zur Quelle zurück, denn man wird sie dort noch immer reiner, einfacher und zweckmäßiger auffinden, als bei dem „Gesindel der Nachahmer".

Wo es nun jenen sinnlosen Anhäufungen der wunderlichsten Vorschriften gelungen ist, alle Nationalspeisen zu verdrängen, oder wenigstens sie zu verschlechtern; wo mithin von den meisten bürgerlichen Tafeln alle Genügsamkeit zu verschwinden beginnt: da tritt die Schleckerei, wie leider bereits in mehr als einer Gegend Deutschlands geschehen ist, gleichsam durch beide Thorflügel ein. Die Schleckerei ist eine unregelmäßige Begierde nach allerlei zufälligen Reizen des Gaumens: eine Bezahlung a conto an einen Magen, dem die landesüblichen Termine nicht mehr in vollen und hinreichenden Summen eingehalten werden. So lange genügende, ernährende und ergötzliche, der Landesart völlig angemessene Mahlzeiten einen frohen Familienkreis vereinigen, wird die Schleckerei vergebens an das Thor des mittelmäßig begüterten oder gewerbsamen Bürgers anklopfen. Eines guten und regelmäßigen Mahles gewiß, fällt es dem Hausvater nicht im Traume ein, seine Eßlust durch eine gehaltlose Leckerei zu verderben. Erst nachdem es ihm zur Gewohnheit geworden ist, daheim eine unschmackhafte, schlecht gewählte und schlechter geordnete Mahlzeit zu erwarten, verläßt er die Arbeit in den besten Morgenstunden, um aus dem Schmutze eines Italienerkellers versalzene und übersäuerte Bissen hervorzuholen, deren Unverdaulichkeit den Mangel an gesunder Nahrung nur insofern ersetzt, als sie alle gesunde Eßlust zerstört. Wie nun überhaupt von einem deutschen Landstriche zum andern in Sitten und Gewohnheiten die größte Verschiedenheit herrscht, so ist auch die Schleckerei mit ihren eigenthümlichen Gasthäusern bis jetzt nur in einigen Provinzen, vorzüglich aber in Obersachsen, recht eigentlich zu Hause.

Ich fordere die Unglücklichen auf, welche dem Laster der Schleckerei häufige Opfer zu bringen pflegen, die ganze Verkettung zu überdenken, in welcher sie allgemach bis zur Unheilbarkeit verdorben worden sind. Die ehr- und tugendsame Gattin richtet und ordnet ihre Mahlzeiten unverständig an, weil ihr keine nationale, auf eine vernünftige Verwendung und Zurichtung der Landesprodukte gerichtete Kochkunst überliefert worden ist; weil sie entweder einen ästhetischen Abscheu vor dem Kochen hat, (was nicht immer mit einer Abneigung gegen das Essen verbunden ist) oder weil sie in Ermangelung einer lebendigen Kunst den geisttödtenden Kochbüchern mit ihren lächerlichen Recepten sich hingeben muß. Hieraus folgt zunächst mancher häusliche

Digitized by Google

Unfriede; die Mahlzeit, die bis dahin der Moment einer fröhlichen Vereinigung der den Tag über verschieden beschäftigten Gatten, gibt nun die Veranlassung zu allerlei albernen, leicht zu meidenden Verdrießlichkeiten. Bald kostet es dem Nachbarn nur ein einziges Wort, um den bis hieher fleißigen Hausvater mit sich auf den Markt, in die Apotheke, oder zu welchem andern beliebigen Gift-mischer zu locken. Die üble Gewohnheit hat damit ihren Anfang genommen, und Gesundheit, häusliche Genüglichkeit, nicht selten das bürgerliche Fortkommen selbst, gehen nun ihrem gänzlichen Verfalle mit Riesenschritten entgegen.

Das Innere einer muselmännischen Wohnung.

Eine Frau in Cairo.

Das Erdgeschoß eines muselmännischen Hauses wird gewöhnlich nur von den Dienern bewohnt. Eine hölzerne Treppe führt nach dem Saal des Divans. Nachdem man diese Treppe hinaufgestiegen, kömmt man in einen langen Corridor, der nach dem Gemache der Männer führt und sich auf drei Seiten des Hofes fortsetzt. In jeder Ecke erheben sich Kioske, welche mit einer Menge von Arabesken, Guirlanden, Früchten, Blumen und Landschaften geschmückt sind. In diesen eleganten Pavillons halten sich die Domestiken vom Dienst auf und erwarten die Fremden die Stunde des Empfangs, indem sie ihre Pfeife rauchen. Der Mittelbau ist in zwei Theile getheilt: der eine, in welchem sich der Herr des Hauses, seine Kinder, seine Diener und die Fremden aufhalten, welche ihn besuchen, heißt Salemlit; der andere, welcher den Frauen vorbehalten und nur für den Gatten zugänglich ist, ein durch religiöse Gesetze geheiligtes Gefängniß, trägt den bekannten Namen Harem. Die Zimmer des Salemlit sind breit, aber nicht sehr hoch; die Möbel bestehen einfach aus Sofas; die Böden sind mit Teppichen belegt; die Wände einfarbig bemalt. Ueber der Thüre liest man in Goldlettern eine Stelle aus dem Koran und auf allen Seiten des Zimmers die geheiligten Namen Gottes und des Propheten.

Man sieht niemals in diesen Zimmern Bilder oder Stiche von Werth. Der Gebrauch der Sessel ist dem Muselmanne unbekannt; dagegen findet man überall den langen gleichförmigen Divan, der auf tausend Arten benützt wird, als Sitz zum Ausruhen und als Lager für die Nacht. Im Saale des Divan findet man die schönsten Behänge; die reich verzierten Fenster sind so construirt, daß man die tiefste Dunkelheit, wie das hellste Licht im Zimmer hervorzubringen vermag. Während der Hitze des Sommers erquickt man sich hier an der frischen und reinen Luft. Unser Bild führt uns in den Harem und zeigt uns eine Frau von Cairo, die in stolzer Behaglichkeit auf dem Divan ruht, und den reich verzierten Tschibuck raucht, von dem wir dem freundlichen Leser später ein besonderes Bild bringen werden.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawson & Comp. in London.

Digitized by Google

Bern und die Berner.

Die Hanfbrecherin. Tracht des Berner Oberlandes.

Digitized by Google

Der Canton Bern ist der größte, der bevölkertste und einer der schönsten der Schweiz. Er liegt im Norden derselben, grenzt jedoch an die südlichen Cantone und ist nördlich, südlich und westlich so glücklich von andern Cantonen umgeben, daß man ihn als Mittelpunkt betrachten kann, und er, wie die schöne Stadt Bern bestimmt zu sein scheinen, der Hauptort des Bundes zu werden.

Ohne den Berner Staat zu verlassen, findet man die beiden Sprachen, welche in der Schweiz gesprochen werden; die beiden Culte, da ein kleiner Theil katholisch ist; eine viehziehende, ackerbauende und industrielle Bevölkerung; die hohen Gletscher, die prachtvollsten Obstgärten, Felder und Weinberge; endlich die Natur der Alpen und des Jura, und dazwischen die üppigsten Hügel, die reichsten Ebenen.

Der Canton zeichnet sich durch seine ächte, markirte Nationalität aus. Die Bevölkerung ist im Allgemeinen stark, und in einigen Gegenden sogar sehr schön. Der Berner Charakter, eine Mischung von Stolz und Güte, verbunden mit einem großen Geist der Ordnungsliebe, spricht sich überall gleichmäßig aus; indessen bietet das Land doch so viel Contrast, daß der Beobachter sich lange damit beschäftigen kann, ehe er seine Neugierde befriedigt hat.

Das Land ist voll ruhmreicher Erinnerungen: wir glauben deßhalb später mal die Aufmerksamkeit unserer Leser auf einige Seiten der Geschichtsbücher dieses Cantons richten zu dürfen.

Heute interessirt uns Charakter und Sitte des Landes.

Der Charakter des Landes scheidet sich nach den Gebirgszügen. Auf dem Jura ist Alles ruhig, melancholisch und grün; auf den Alpen Alles schneeig, wild und kühn. Der Jura scheint die Heimat der Hirten und Holzhauer zu sein, die Alpen sind das Vaterland der kühnen Jäger. Die von Hügeln durchzogene Ebene, welche sich vom Jura bis zu den Alpen ausdehnt und durch die Aar und den Emmen in zwei große Hälften getheilt ist, erhebt sich unmerklich auf der südlichen Seite und trägt überall das Gepräge der Alpenlandschaft.

Die Stadt Bern liegt inmitten dieser Ebene: die Aar zieht sich um sie her und scheint sie mit großen Gräben haben durchziehen zu wollen. So auf ihrem Hügel vereinsamt, steht die Hauptstadt des Cantons südlich die Gletscher des Oberlands glänzen und nach Norden sich die grünen Vorhänge der Jurawälder entfalten. Große Waldungen umgeben die Stadt; die Eichhörnchen haben ihren sichern Wohnsitz dort aufgeschlagen. Ehemals ging man wohl auch auf die Bärenjagd; denn dieses Thier der Schneegegenden ist der Schutzherr dieser Republik. Alles, was man von den Bären von Bern sagte, ist nicht übertrieben. Sie stehen im Wappen der Stadt; sie sind an den Thoren und auf den Brunnen ausgehauen; man unterhält sogar welche in den Gräben, die bei öffentlichen Festen einen wesentlichen Schmuck bilden. Die Häuser der Stadt sind im Allgemeinen niedrig und massiv gebaut; die „Lauben", welche zu beiden Seiten der Straßen hinlaufen, sind so gedrückt, daß sie kaum für den Durchgang bestimmt zu sein scheinen; die Fallthüren, welche zu den unterirdischen Läden hinabführen, vollenden den seltsamen Charakter dieser Architektur; und es hat wirklich den Anschein, als ob ihr die Höhlen der Bären zum Vorbilde gedient.

Wenn Bern etwas das Ansehen einer Bärenstadt hat, fehlt ihr doch auf der andern Seite durchaus der Sinn nicht für all' die Ueppigkeiten und Vergnügungen der großen Welt. Die Damen von Bern wissen sich außerordentlich elegant und geschmackvoll zu kleiden, und der Fremde hat Gelegenheit diesen Geschmack hinlänglich zu bewundern, da sie den ganzen Tag auf den rothen Kissen ihrer Fenster liegen. Das Nationalcostüme wird nur von den Dienstmädchen getragen, die von den Alpen herabkommen, um sich in der Stadt ein Heirathsgut zu erwerben, oder von den Bäurinnen, die die Lebensmittel nach der Stadt bringen.

Es ist beinahe in ganz Europa Thatsache, daß das Costüm aufgehört hat, ein Schmuck zu sein. Die Kleidung vereinfacht sich und ist beinahe überall dieselbe. Die Bequemlichkeit ist die einzige Regel, der man folgt und die wahre Eleganz gilt gar nichts mehr.

Nur die Bewohner des obern Landes haben sich die alten Traditionen bewahrt. Sobald man Thun, die Pforte des Oberlandes betritt, sieht man das alte Berner Costüme in all' seiner Schönheit. Der Rock ist weit, von dunkler Farbe und innen mit einer rothen Litze bordirt. Das Leibchen, von schwarzer Seide, noch häufiger von Sammt, geht nur bis an den Busen. Die Brust ist ganz von einem kleinen, sehr weißen, gefälteten Hemde bedeckt; um den Hals schlingt sich ein schwarzes Sammtband, von welchem silberne Ketten bis auf den Gürtel herabhängen und sich an diesen anschließen. Die Aermel sind bauschig und wetteifern an Weiße mit den Gletschern. Die mit mehren Streifen breiter Bänder durchflochtenen Haarzöpfe reichen beinahe bis an die Erde. An dem Hinterkopfe ist eine schwarze Mütze befestigt, an die ein über ein Viertel breiter, gestreifter Flor angeheftet ist; er wird über der Stirne zusammengerollt und über die Mitte des Scheitels so übergebogen, daß er zwei große, in die Höhe stehende Hörner bildet.

Im Emmenthal, das weniger besucht ist, als die großen Aarthäler, hat sich die nationale Tracht viel reiner erhalten. Die reichen Frauen der Dörfer, welche der Emmen bespült, tragen sich ungemein hübsch. Die Frauen aus dem Volke halten, wenn sie auch noch so arm sind, streng und treu an den Sitten ihrer Vordern; sind sie nicht reich genug, ihren Kopf mit schwarzen Spitzen zu beladen, so muß ein durchsichtiger Stoff die Stelle vertreten. Auf einem jungen Kopf gleicht dieser Putz den Flügeln einer Biene; zu alten Gesichtern steht er abscheulich und gibt ihnen das Ansehen von Fledermäusen.

Die Berner Tracht hat sich am vollständigsten von allen Schweizer Trachten erhalten. In den andern Cantonen hat sich nur noch der Kopfputz fortererbt: und auch dieser scheint nach und nach sich den allgemeinen Formen anschließen zu wollen.

Unser Bild gibt die Typen des ganzen Cantons in einem hübsch componirten Bilde: Landschaft, Bauart, Tracht, Lebensweise, Erwerbfleiß, — Alles ist in den engen Rahmen zusammengedrängt. Und wenn unsere Leser Freude an diesem Bilde finden, werden wir bald auch andere Cantone in solcher Weise vor das Auge legen.

Bilder aus Norwegen.

2.

Während meines Aufenthaltes im Hôtel de Scandinavie zu Drammen hatte ich Gelegenheit, die Ceremonie der Beerdigung eines Kindes zu sehen. Zwei Männer pflanzten Morgens zwei junge Fichten auf jede Seite des

Digitized by Google

Thores in den Boden. Dann bestreuten sie den Weg vor dem Hause dicht mit Föhrenzweigen. Die Trauernden, welche sich nach und nach versammelt hatten, erschienen nun und trugen den Sarg auf einer Bahre. Der Sarg war eine kleine oblonge Kiste mit hohem Deckel; er war weiß angestrichen und hatte ein schwarzes Kreuz auf dem Deckel und an dem Kopfende. Ein Kranz von Blumen lag darauf; andere Blumen waren auf dem Thorweg umhergestreut. Die Trauernden gingen langsam in Paaren hinter dem Sarge; man vernahm keinen Glockenklang und nach kurzer Zeit kehrten sie vor das Haus zurück, wo sie nach einem Händedrucke schieden.

Wir blieben nur eine Nacht in Drammen und fuhren am nächsten Morgen in einer Miethkutsche nach Hongsund, einem kleinen Dorfe am Drammenufer, in der Nähe eines bedeutenden Lachsfanges. Ein Diener meines Freundes erwartete uns dort mit zwei Carrioles; die Carriole ist das Sommertransportmittel der Norweger. Es ist ein langer Wagen ohne Springfedern mit ungeheuer großer Deichsel: nur eine Person hat im Wagen selbst Platz. Ein Brett, das hinten angebracht ist, dient für das Gepäck oder den Kutscher. Das Gefährt geht auf sehr großen Rädern und taugt vortrefflich für die rauhen bergigen Wege des Landes. Wir setzten uns in die beiden Carrioles und kamen nach Zurücklegung einer norwegischen Meile bei dem Zusammenfluß der Drammen und Simoa an. Hier setzten wir mit einer Fähre über, die zwischen zwei prachtvollen Wasserfällen dahinfuhr. Einige malerische Mühlen und Landhäuser schmückten den Landungsplatz; auf allen Seiten sah man Hügel, Mühlen und Wasserfälle; und Wagen, Fährleute und Reisende waren alle von der rothen Gluth der untergehenden Sonne beleuchtet.

Wir saßen wieder ein und waren in einer halben Stunde im Hause meines Freundes. Dort wurden wir auf norwegische Weise bewillkommt; sie hatten den Thorweg mit Blumen geschmückt. Große Festons von heitern wilden Blumen, woran Norwegen so reich ist, waren auf beiden Seiten angebunden, während in der Mitte ein Kranz herabhing, in welchem die Anfangsbuchstaben meines Namens in Vergißmeinnichten prangte. Die ganze Familie und die Dienerschaft stand an der Thüre unter den Blumen und empfing uns mit gastfreundlichem Wohlwollen.

Einer gegen Vier.

Indische Geschichte.

Ein Weiser, ein Saiyid (Priester), ein Krieger und ein Banyan (Kaufmann), gingen einst in einen Garten und lasen Früchte auf, um sie zu essen. Sie schnitten dabei auch manche ab, die sie nur kosteten und dann wegwarfen. Der Gärtner kam dazu: da er jedoch allein war, wollte er sich mit den Vieren in keinen Streit einlassen, denn er mußte fürchten, ihrer Uebermacht zu unterliegen. Er wandte sich deßhalb an den Weisen und sagte: „Seid gegrüßt, edler Herr. Als Weiser seid ihr der Pfeiler der Religion, ein Mann, der die Verirrten und Verlorenen auf den rechten Pfad zurückführt. Ich verehre diesen Saiyid. Auch vor dem Krieger habe ich große Achtung. Wenn Männer, wie sie und ihr in meinen Garten kommen, so bringt es mir Segen und Glück. Aber was will dieser Kaufmann? Mit welchem Rechte beraubt er das Erbtheil meines Vaters? Ich wüßte keinen Vorwand, den er aufbringen könnte." Nachdem er so gesprochen, warf sich der Gärtner auf den Kaufmann, band ihm Hände und Füße und warf ihn in eine Ecke. Dann trat er zu dem Krieger, der berauscht war, und sagte: „Deine beiden Begleiter sind achtungswerthe Männer: sie mögen diesen Garten als ihr Eigenthum betrachten, obgleich ich die Abgaben davon bezahle; aber wer gibt Dir ein Recht, ihn zu bestehlen?" Damit ergriff er ihn am Wamms, band ihn gleichfalls und warf ihn auf die Seite.

Dann sagte er zu dem Weisen: „Alle Welt ist voll Achtung für die Saiyids und auch ich verehre sie von ganzem Herzen: aber Du, der Du auf Dein Wissen pochst, weißt Du nicht, daß es ein Verbrechen, einen Garten zu berauben, der nicht Dein Eigenthum? Wozu soll denn Deine Weisheit? Es geht Dir wie dem Esel mit dem Büchern." Mit diesen Worten ergriff er ihn am Barte und band ihm Hände und Füße.

Als der Saiyid endlich der einzige Freie war, sagte der Gärtner zu ihm: „Höre mich: Du willst ein Saiyid sein; aber wer konnte einem Schufte, wie Dir, eine solche Würde übertragen? Keinenfalls hat Dir der Prophet erlaubt, über das Eigenthum Anderer zu verfügen. Weßhalb hast Du mich beraubt?"

Der Gärtner knüpfte dem Saiyid bei diesen Worten die Ellbogen auf dem Rücken zusammen und ließ die vier Diebe liegen, bis sie ihm die gegessenen Früchte bezahlten. „Wenn man beim Damenspiel die Steine trennt, so sind sie verloren."

Die Ruinen von Pästum.

Diese berühmten Ruinen liegen zwanzig Stunden von Neapel. Man gelangt von Eboli aus auf einem ziemlich schönen Weg dahin. Die nächste Umgebung der Mauern ist allerdings uncultivirtes Land, aber die Stadt hat eine prachtvolle Lage, inmitten einer fruchtbaren Ebene, die von schönen Weinbergen umgeben ist und nach Westen in den herrlichen Golf von Salerno auslauft.

Was von den Mauern des alten Postdonia übrig, läßt deutlich auf die Form der Stadt schließen, die ein unregelmäßiges Viereck von anderthalb Stunden im Umkreise bildete.

Kommt man von Neapel, so fallen dem Reisenden bei seinem Eintritt in die Stadt sogleich die drei Tempel in's Auge, welche unser ganzes Interesse in Anspruch nehmen. Der Neptunstempel ist jedoch unbedingt der wichtigste, wie er überhaupt einer der schönsten, besterhaltenen und prachtvollsten Tempel des Alterthums ist. Die drei Stufen, die ihm als Sockel dienen, sind ziemlich hoch und von schöner Proportion. Der äußere Peristyl (Säulengang) zählt sechs Säulen an der Fronte und vierzehn an der Langseite. Die Säulen selbst sind, wie bei andern Tempeln, ziemlich nieder; denn sie haben nur den fünffachen Durchmesser in der Höhe; aber der Abstand, der nicht größer, als ihre Dicke ist, macht auf das Auge den schönsten Eindruck.

Dieser sechssäulige Tempel ist zugleich ein Amphiprostylus, d. h. er hat zwei Porticus, an jeder Fronte einen. In allem übrigen gleicht er durchaus den griechischen Tempeln.

Der äußere Peristyl umschließt einen zweiten Säulen-

Digitized by Google

gang, welcher eine Cella oder Schiff bildete. Dieſes Schiff bietet eine beſondere Eigenthümlichkeit, denn es beſteht aus zwei Pilaſtern und zwei Reihen von je 7 Säulen und trägt einen Architrav, über welchem eine zweite Reihe von kleinen Säulen derſelben Art ſteht. Man nimmt an, daß dieſe kleinen Säulen das Gebälke des Daches trugen.

Die cannelirten Säulen ſtehen auf keinem beſonderen Sockel und gehören der doriſchen Ordnung an; die einzel-

nen Details deuten auf die ſpätere Zeit des fünften Jahrhunderts vor Chr. hin.

Der Blitz ſchlug einſt in dieſen Tempel, zerbrach eine der Säulen des Porticus und erſchütterte den ganzen Bau ſo gewaltig, daß man ſich genöthigt ſah, ihm mit großen Eiſenklammern die alte Feſtigkeit zu geben.

Der Ehrenpunkt.

Erzählung.

Eines Tages — es war im Herbſte 1842 — ſaßen wir unſerer ſieben Perſonen, meine Wenigkeit mit einbegriffen, unter fröhlichem Scherz und Plaudern vor dem Landhauſe des Sennor Arguellas, in der Nähe von Sanjago de Cuba, der Inſel, die man nicht umſonſt die Königin der Antillen nennt, — als ein unbedeutender Vorfall plötzlich die heitere Stimmung verſcheuchte, wie wenn unverſehens eine Granate mitten unter uns erploditt wäre. Um aber den Vorfall ſelbſt recht zu verſtehen, dürfte eine vorhergehende Schilderung der ſieben hier verſammelten Perſonen und der Urſachen ihres Zuſammentreffens an dieſem Orte ſehr am Platze ſein.

Es waren unter uns drei Amerikaner — gewiegte Kaufleute aus den ſüdlichen Staaten, die am folgenden Morgen bei günſtigem Wind und Wetter in dem Barkſchiff „Neptun“, deſſen Kapitän und Miteigenthümer ein Engländer Namens Starkey war, nach der Morant-Bay ſegeln wollten. Ein Vierter war Lieutenant in der ſpaniſchen Artillerie und Neffe unſeres Wirthes: ein Fünfter, Sennor Dupont, ein junger, reicher Creole von gemiſchter franzöſiſcher und ſpaniſcher Abſtammung, der um die Hand der Tochter des Sennor Arguellas warb. Der ſechste Gaſt war unſer Kapitän Starkey vom „Neptun“, ein ſchöner kräftiger Seemann von feinen Manieren und ſeltener Bildung, ein wahrer Gentleman von etwa dreißig Jahren. Der ſiebente und letzte war meine Wenigkeit, damals noch ein ſehr junger Menſch und kaum erſt von einem heftigen Krankheitsanfall geneſen, welcher ein Jahr zuvor mich zu einer Ueberſiedelung von Jamaika nach dem Klima von Cuba genöthigt hatte, das milder und gleichmäßiger iſt, obwohl die beiden Inſeln nur fünf Grade von einander entfernt ſind. Der „Neptun“ kehrte mit halber Ladung nach Jamaika zurück. Unter dieſer befanden ſich und gehörten den amerikaniſchen Kaufleuten eine Anzahl Fäßchen mit Schießpulver, welches die Eigenthümer in Cuba nicht hatten verkaufen können, und für das ſie nun in Jamaika eher einen befriedigenden Markt zu finden hofften.

Der Abend war köſtlich klar und prachtvoll. Der Wind war am Lande gerade nur ſtark genug, die reiche und duftende Vegetation der ſich vor uns ausdehnenden

Digitized by Google

herrlichen Thäler in Bewegung zu setzen, fächte die weinerhitzten Gesichter der Gesellschaft mit Wohlgerüchen zu fächeln, womit die Atmosphäre geschwängert war, und die Wasser der krümmungsreichen Flüßchen und Bäche zu kräuseln, welche die Inseln nach allen Richtungen hin durchschneiden und bewässern, und auf deren Wellen nun in magischem Glanze die Spiegelbilder jener Myriaden prächtig-leuchtender Sterne zitterten, welche eine helle Nacht an Cuba's Himmel zieren. Beinahe alle Gäste hatten ziemlich viel Wein getrunken, ja beinahe zu viel; allein die Unterhaltung, welche in französischer Sprache geführt wurde, die beinahe alle Anwesenden ziemlich fertig sprachen, entweihte die stille Glorie dieser Nacht nicht eher, als bis uns Sennora Arguellas mit ihrer Tochter schon eine Zeitlang verlassen hatte. Ich hätte früher melden sollen, daß der Hausherr durch Geschäfte in der Stadt zurückgehalten worden war, welche er vor seiner Abreise nach Jamaika notwendig noch hatte ordnen müssen.

Als die Damen uns verlassen hatten, nahm das Gespräch eine neue Wendung. Der Kommandant des „Neptun" hatte sich nämlich bereit erklärt, mehrere Familien freier Neger nach Jamaika hinüber zu nehmen, wo die Dienste der Männer, die für sehr geschickte Arbeiter auf Zuckerrohr-Pflanzungen galten, zu weit höherem Lohne verdingt worden waren, als sie auf Cuba hätten bekommen können, wo die Arbeiten meist von Sklaven besorgt werden. Dies würde aber meiner Ansicht nach vielleicht unbemerkt vorübergegangen sein, hätte nicht der Kapitän unglücklicher Weise und sehr zur Unzeit erwähnt, daß er früher als Seekadet (midshipman) an Bord des englischen Kreuzergeschwaders zur Unterdrückung des Sklavenhandels gedient habe. Dies sachte bei Sennor Dupont den unter der Asche glimmenden Unmuth zur hellen Flamme an. In der Heftigkeit des Gespräches ließ er sich sogar beigehen, der Königin von England ein ehrenrühriges Beiwort zu geben, worauf ihm augenblicklich Kapitän Starkey ein Weinglas sammt Inhalt in's Gesicht warf. Im Nu waren alle Anwesenden aufgesprungen und durch diesen verhängnißvollen Ausgang des Wortwechsels so ziemlich oder ganz nüchtern geworden.

Kapitän Starkey schien sich zuerst zu fassen; sein zorniges weingerötheles Gesicht war augenblicklich ganz blaß geworden und er stammelte:

Ich bitte Sie um Verzeihung, Monsieur Dupont. Es war Unrecht von mir, Ihnen so zu begegnen, obwohl meine Handlungsweise in Ihrer Aeußerung eine Entschuldigung finden wird!

Verzeihung! — rief Dupont, der in einer Ekstase von Wuth herumsprang, und sich mit dem Taschentuch das Gesicht abwischte. — Ja, eine Kugel vor die Stirn soll Ihnen die Verzeihung geben, — sonst Nichts!

In der That erschien nach den damaligen Begriffen von Ehre, wie sie unter der gebildeten Welt von Cuba im Schwange gingen, zur Beilegung des Streites kein anderer Ausweg möglich als ein Duell. Lieutenant Arguellas eilte alsbald in's Haus und kehrte mit einem Pistolenkästchen unter dem Arme zurück.

Lassen Sie uns sogleich in jenes Wäldchen gehen! sagte er leise und drängend; dort werden wir vor jeder Ueberraschung sicher sein.

Meine Herren, rief Starkey, ich bin kein Raufbold und werde mich nicht mit Mr. Dupont schlagen!

Was sagt er? rief der Lieutenant und sah sich erstaunt im Kreise um, — er will sich nicht schlagen?

Ich bemerkte, daß in diesem Augenblick das angelsächsische Blut in den Adern der Amerikaner eben so heiß aufwallte, wie in den meinigen, als wir einen unseres Stammes so das Hasenpanier ergreifen sahen.

Wie? Sie werden sich nicht schlagen, Kapitän Starkey? fragte Mr. Desmond mit sehr bedeutsamem Ernste nach einer peinlich langen Pause. Das erklären Sie, dessen Name in der königlich großbritannischen Kriegsflotte läuft? Sie müssen wahrscheinlich spassen?

Ich rede vollkommen im Ernste — ich bin aus Grundsatz ein Gegner des Zweikampfes!

Aus Grundsatz eine Memme! rief Mr. Dupont mit giftigem Hohn und drohte dem Engländer mit der geballten Faust.

Das verächtliche Schimpfwort machte den Kapitän zusammenbeben wie ein Schlangenbiß; ein Blitz wilder Leidenschaft schoß aus seinen dunklen Augen und er machte einen Schritt gegen Dupont hin, bemeisterte sich jedoch gewaltsam und ging. Nach heftigem, aber nutzlosem Streite trennten sich auch die Uebrigen.

Am nächsten Morgen waren wir alle zur anberaumten Zeit an Bord. Kapitän Starkey empfing uns mit höflicher Gleichgültigkeit, und ich bemerkte, daß der geflissentlich verächtliche Hohn, welchen Dupont und der Lieutenant in ihren Gesichtern zur Schau trugen, den Kapitän nicht im Mindesten unmuthig machten oder überhaupt afficirten. Als aber Dupont an ihm vorüberging und deutlich genug „Lache" (Feigling) murmelte, hielt ihn der Kapitän wie mit eisernem Griffe fest und sagte:

Monsieur! mir persönlich ist es ganz gleichgültig, was Sie von mir denken und sagen; allein ich bin auf diesem Schiffe Kapitän und Regierender und werde Niemanden erlauben, mich vor der Mannschaft zu höhnen und dadurch meine Autorität über dieselbe zu verringern. Erdreisten Sie sich noch einmal, mir so zu begegnen, so sperre ich Sie in einsame Haft, wo nicht gar in Eisen, bis wir in Jamaika ankommen!

Damit schob er seinen betretenen Zuhörer von sich, und ging nach dem Vorderlheil des Schiffs.

Man konnte unmöglich einige Stunden an Bord des Neptun verbringen, ohne sich vollkommen zu überzeugen, daß der Kapitän, — so sehr es ihm auch an Muth zu einem Zweikampf gebrechen mochte — dennoch ein ausnehmend tüchtiger Seemann, und daß sein Schiffsvolk — etwa ein Dutzend der schmuckslen Burschen, die ich je gesehen — unter der vollständigsten Mannszucht und Botmäßigkeit war. Der Dienst an Bord wurde so pünktlich, geräuschlos und im Takte besorgt, als wär's auf einem Kriegsschiffe, und eine Empfindung von Zuversicht, daß wir — falls ein Sturm oder irgend ein anderer Unfall zur See uns überkäme — alles Vertrauen auf des Kapitäns Tüchtigkeit in seinem Fache haben dürften, ward bald von Allen an Bord stillschweigend oder offen eingestanden.

Als wir die Morant-Spitze umschifften, waren alle Passagiere außer mir im Bett und eine Viertelstunde ging auch Kapitän Starkey hinunter. Ich für meinen Theil war zu aufgeregt, um zu schlafen, und ging auf dem Verdeck auf und nieder. Wie ich so landeinwärts schaute, schoß ein breiter Glast wie von rothem Mondlicht über die dunkle See hin, und als ich mich rasch umwandte, sah ich, daß der Wiederschein von einer hohen Flammensäule herrührte, welche aus der, durch zwei Matrosen aus irgend welchem Grunde theilweise geöffneten Hauptluke emporschoß.

Ein wilder Schrei „Feuer! Feuer!" — der entsetz-

Digitized by Google

lichste Ruf, den man zur See hören kann — und im selben Augenblick sah ich die sehnige, athletische Gestalt des Kapitäns von der Kajütentreppe auf's Verdeck springen. Durch das Sprachrohr gebot er augenblicklich Stille, dann folgte der Befehl, die Hauptluke zu verschließen, damit das Feuer nicht mehr heraufschlage. Dies geschah unverweilt, unter persönlicher Mitwirkung des Kapitäns, und dieser verschwand nun unter das Vorderverdeck. Die zwei oder drei Minuten, die er ausblieb, dünkten uns eine Ewigkeit, und es schien so allgemein anerkannt zu werden, daß unser Schicksal nur von seiner Besonnenheit und Thatkraft abhängig sei, daß nicht Ein Wort gesprochen, nicht Ein Finger eher gerührt wurde, als bis er wieder auf dem Verdeck erschien, bereits geschwärzt und verbrannt von der Flamme und einen Gegenstand im Arme haltend, der einer Leiche glich. Er warf seine Last auf's Verdeck, kam dann rasch auf Hawkins und mich zu, und flüsterte mit leise und eilig in's Ohr:

Geh hinunter, Ned, und wecke die Passagiere; und Sie, Mr. Hawkins, bringen mir meine Pistolen aus der Kommode der Kajüte mit! Aber hurtig! Leben oder Tod hängt vom Verlust einer Minute ab!

Dann kehrte er sich zu den bestürzten, aber aufmerksamen Matrosen und sagte:

Ihr wißt wohl, daß ich Euch bei keiner Gelegenheit und auf keinerlei Art täusche. Darum hört mich aufmerksam an! Jenes betrunkene Vieh dort, der Diener des Lieutenant Arguellas, hat mit seinem Lichte den Branntwein angezündet, den er fortleiten wollte, und der Raum ist nun mit einer solchen Masse Feuer angefüllt, daß es rein vergeblicher Zeitverlust wäre, auch nur Einen kostbaren Augenblick an einen Löschungsversuch zu verschwenden!

Die Bemannung stieß einen einstimmigen Schrei des Schreckens und der Wuth aus und Alle sprangen instinktmäßig nach den Booten, allein die gebietende Stimme des Kapitäns bemmte sogleich ihren Schritt. Wollt Ihr mich wohl zu Ende hören? rief er. Uebereilung und Bestürzung wird und Alle verderben, aber mit Muth und Beharrlichkeit kann noch jedes Menschenleben an Bord gerettet werden, bevor die Flammen das Pulver erreichen. Darum erinnert Euch! setzte er mit erhöhter Stimme hinzu und spannte den Hahn der beiden Pistolen, die ihm Hawkins eingehändigt hatte, — daß ich Jedem unter Euch, der meinem Befehl nicht Folge leistet, eine Kugel nachschicke, und Ihr wißt, daß ich selten mein Ziel verfehle. Und nun an Eure Arbeit — standhaft und besonnen und mit gutem Willen!

Es war merkwürdig, den Einfluß zu beobachten, welchen das kühne, besonnene, muthige und befehlsgewohnte Betragen und die Sprache des Kapitäns auf die Mannschaft ausübte. Der panische Schrecken, der sie anfangs ergriffen, schien einer thatkräftigen Entschlossenheit gewichen zu sein, und in unglaublich kurzer Zeit waren die Boote im Wasser. Recht so, meine wackern Jungen! rief Starkey. Ich wiederhol's, wir haben noch Zeit genug. Vier von Euch, und er benannte sie, — bleiben bei mir. Drei Andere springen in jedes der großen Boote, zwei in das kleine, und bringen sie unter die Landseite des Schiffs. Ein heftiges Andringen oder unnütze Hast würde die Boote sinken machen, und wir werden nun im Stande sein, wenigstens die Fallreepstreppe frei zu haben!

Die Passagiere waren mittlerweile halb angekleidet auf's Verdeck gestürzt, und Alle hatten im ersten wilden Schreck den Kopf verloren, da sie Alle wußten, daß wir viel Schießpulver an Bord hatten. In dem Augenblick, wo die Boote an der Steuerbordseite unseres Barkschiffes anlegten, drängten sich die Männer, sowohl Weiße als Farbige, mit wahnwitziger Hast den Weibern und Kindern voran, offenbar unbekümmert darum, wen sie auf diese Weise opferten, wenn sie nur selber in das rettende Asyl der Boote gelangen und dem unter ihren Füßen drohenden feurigen Vulkan entrinnen konnten. Allein Kapitän Starkey trieb sie alle mit Hilfe der vier athletischen Seeleute, die er sich hiezu auserwählt, schonungslos zurück. Zurück, zurück! rief er, hier gilt die Reihe wie bei einem Leichenzuge — erst die Frauen und Kinder, dann die älteren Männer!

Dupont zwängte sich mit der Energie eines Wahnsinnigen durch das Spalier der Matrosen und drängte Antonia Arguellas so plötzlich und so sehr nach vorne, daß sie ohne die äußerste Aufbietung der herkulischen Kraft des Kapitäns hätte in's Meer stürzen müssen.

Zurück, unmännlicher Feigling! Zurück! brüllte Kapitän Starkey in furchtbarer Aufregung, ergriff nach einer Weile Dupont wild beim Kragen, deutete mit der Pistole in der andern Hand auf die Flossen einiger Haie, die im hellen Glast der Flamme nur wenig vom Schiffe sichtbar wurden und sagte dann:

Sehen Sie mal dort hin, Sennor! und Ihr, Jungens! laßt Jeden in's Wasser fallen, der sich vordrängt, ehe die Reihe an ihn kommt!

Sehr wohl, Sir! war die mechanische Antwort.

Als endlich in drei Booten alle Passagiere mit Ausnahme Starkey's eingeschifft waren, rief dieser:

Kann das Boot noch Einen tragen? und obwohl seine Stimme so fest und entschlossen war, wie sein Gesicht, so entging mir doch nicht, daß es aschfahl geworden war, trotz seiner muthigen Entschlossenheit.

Wir müssen und wollen es probiren, tönte es vom Boote herauf, da Sie es sind; aber wir sind alsdann überfüllt, zumal da die verdammten Haie uns umschwärmen!

So wartet noch einen Augenblick — ich kann das Schiff nicht verlassen, so lange noch eine lebende Seele an Bord ist!

Er schritt hastig nach dem Vorderdeck und erschien alsbald wieder an der Fallreepstreppe mit dem noch immer bewußtlosen Körper von Lieutenant Arguellas' Diener im Arm, den er nun über der Schiffsseite in's Boot herunter gleiten ließ. Die im Boot stießen einen Schrei der Entrüstung aus, aber es half ihnen Nichts, denn im nächsten Augenblick war das Tau des Bootes in die See geworfen, und der Kapitän rief: Nun rudert, wenn Euch Euer Leben lieb ist!

Vom Instinkt der Selbsterhaltung angetrieben, griffen die Ruder sogleich in's Wasser und das Boot entfernte sich vom Schiffe. Nachdem nun Alle außer ihm das brennende Fahrzeug verlassen hatten, blickte Kapitän Starkey, die Augen mit der Hand beschattend, begierig in der Richtung der Küste hinaus. Dann rief er das vorderste der Boote an und schrie herüber: Wir müssen schon lange vom Strande aus bemerkt werden, und es müssen Lootsenboote ausgelaufen sein, obschon ich noch keines sehe. Wenn Ihr einem begegnet, so sagt ihm, es möge sich tummeln, dann darf ich noch einige Hoffnung auf Rettung hegen!

In meinem ganzen Leben werde ich die traurig-schöne Erhabenheit des Schauspiels nicht vergessen, welches das flammende Schiff darbot, — der einzige Gegenstand, den wir in der grenzenlosen beengenden Dunkelheit erkennen

Digitized by Google

konnten, welche den Ocean deckte, — ein Eindruck, welcher natürlich noch gehoben wurde durch den entsetzlichen Gedanken an die pflichttreue Ergebung und Entsagung des heldenmüthigen Mannes, ohne dessen Festigkeit und Geistesgegenwart wir Alle einem sichern Tode geweiht gewesen.

Wir waren kaum dreihundert Ellen von dem brennenden Wrack entfernt, als das Feuer, welches allenthalben durch das Verdeck schlug, auch das Tackelwerk und die wenige ausgesetzten Segel ergriff und uns in feurigen Zügen die vollständigen Umrisse der Barke und ihrer ganzen Tackelage aus sicherer Ferne bot. Um die vorhin ausgesprochene Hoffnung nicht ganz unmöglich zu machen, war Kapitän Starkey bis ans Ende des Bugspriets hinausgegangen, nachdem er zuvor Klüver- und Fockfegel dem Wind preisgegeben. Hier war er eine kurze Weile vor den Flammen sicher; aber was war dieß Anderes, als eine bloße Verlängerung des bittern Todeskampfes?

Die Boote vergrößerten immer mehr ihre Entfernung zwischen ihnen und dem brennenden Schiff, und es herrschte unter uns ein Schweigen des Grabes, das nur der taktmäßige Ruderschlag unterbrach, und manches Auge war mit tiefer Angst nach der Küste gerichtet, in der Hoffnung, den auslaufenden Lootsen zu entdecken. Endlich ließ sich ein deutlicher Ruf, aus allen Matrosenkehlen lustig beantwortet, vor uns vernehmen, — mein pochendes Herz wollte vor Freude stille stehen bei diesem Laut, und gleich nachher schoß ein gerudertes Lootsenboot aus der dichten Dunkelheit an uns vorbei, fast unmittelbar dahinter ein zweites.

Was für ein Schiff ist das? rief ein Mann, der im Bug des ersten Bootes stand.

Der „Neptun", war die Antwort; und der Mann dort auf dem Burgspriet ist Kapitän Starkey!

Ich sprang rasch empor und rief mit Aufbietung aller Kraft, deren ich fähig war: Hundert Pfund, dem ersten Boot, das das Schiff erreicht!

Oho, das ist ja des jungen Mainwaring's Gesicht und Stimme! rief der vorderste Loose, der mich erkannte. Hurrah denn, es gilt den Preis! Damit schoßen die beiden Boote an uns vorüber, dem Schiffe zu, alle Sehnen angespannt, aber offenbar ohne die Gefahr zu ahnen.

Etwa eine Minute später kam ein anderes Küstenboot heran, blieb aber bei uns.

Auf einmal schoß eine weiße gewaltige Flammenpyramide aus dem Raum des Schiffes empor, gefolgt von einem betäubenden anhaltenden Donnerschlag. Ich fiel um oder ward zu Boden geschleudert — ich weiß selbst nicht, was es eigentlich war; das Boot schaukelte, wie von einem wilden Strudel erfaßt, dann kam ein Zischen und Plätschern von vielen schweren Körpern, die aus großer Höhe ins Wasser herunterfielen, und dann folgte dem blendenden Glast und dem betäubenden Knall das tiefste Schweigen und eine stockfinstere Dunkelheit, in welcher man nicht einmal seinen nächsten Nachbar mehr zu unterscheiden vermochte.

Die Stille unterbrach endlich ein lauter fröhlicher Anruf aus einem der Lootsenboote: wir erkannten die Stimme, und der allgemein, gleichzeitige, gellende Jubelruf, welcher sich unser Aller Brust entrang, bekundete dem wackern Seemanne unsere Sicherheit und unser Entzücken über seine eigene Rettung.

Auf Anstiften des Mr. Desmond und seiner Freunde wurde auf Subscription ein werthvolles Stück Silbergeräth, angeschafft und dem Kapitän Starkey bei einem öffentlichen Gastmahle überreicht, welches ihm zu Ehren in Kingston stattfand, — ein Anlaß, dessen sich noch manche dortige Einwohner erinnern. In seiner Danksagungsrede für die ihm erwiesene Ehre erläuterte Starkey die Motive seiner so bestimmten Weigerung, sich mit Mr. Dupont zu schlagen, wovon ein Halbdutzend verschiedene Versionen bereits in Umlauf gekommen waren.

Ich ward ziemlich frühe eine vater- und mutterlose Waise, sagte er, und eine besahrte Tante von mir, Mrs. B., nahm sich mit zärtlicher Liebe meiner an. Der Gatte meiner Tante — ein Mann, dessen sich viele Anwesende noch erinnern werden, denn sein Name hatte einen guten Klang in unserem Heere — war im zweiten Monat seiner Ehe im Duell gefallen. Meine Muhme führte fortwährend ein sehr freudenloses Leben, bis ich mein neunzehntes Jahr zurückgeiegt hatte, und der stete, stille, duldende Gram ihres ganzen Lebens machte einen so tiefen Eindruck auf mich, ich lernte die barbarische Unsitte, welche das Leben meiner Pflegmutter zu einem so verfehlten, freudeleeren und trübseligen gemacht hatte, so sehr hassen und verachten, daß es kaum das feierliche Gelöbniß, welches sie in ihrer letzten Lebensstunde noch mit beinahe tonloser Stimme mir abverlangte, bedurft hätte, um mich zu dem festen Entschlusse zu bewegen, niemals und unter keinerlei Umständen einen Zweikampf auszufechten. — Was mein Betragen während des unglückseligen Brandes des „Neptun" anlangt, welchem mein Freund Mr. Desmond ein so schmeichelhaftes und unverdientes Lob gezollt hat, so kann ich nur sagen, daß ich bei diesem Anlasse nicht mehr that, als meine einfache Schuldigkeit und Pflicht. Wir Beide, er und ich, gehören einem Stamme von Seemännern an, unter deren erste und heiligste Grundsätze der gehört, daß der Kapitän stets der Letzte sein muß, welcher sein Schiff verläßt oder aufgibt.

Nach diesen Worten setzte sich Starkey unter dem jubelnden Beifall der Anwesenden, die ihn mit Achtungsbezeigungen überhäuften.

Starkey hat sich in der Havannah niedergelassen und ist gewiß jetzt noch ein ebenso warmer Patriot, als in jenem Augenblicke, da er dem cubanischen Creolen das Weinglas in's Gesicht warf.

Was aus Dupont geworden, weiß ich nicht; es liegt mir auch nichts daran. Lieutenant Arguellas hat sich bis zum Major hinaufgearbeitet, und muß nach meinem Dafürhalten derselbe Major Arguellas sein, welcher laut den letzten öffentlichen Berichten kürzlich bei dem Angriff der Buccaniere unter General Lopez auf Cuba leicht blessirt wurde. Mr. Desmond ist Consul der Vereinigten Staaten in Pera am Amazonenstrom, und steht fortwährend in den freundschaftlichsten Beziehungen zu Starkey; und auch ich bin, wie Figura zeigt, gottlob noch lustig und guter Dinge.

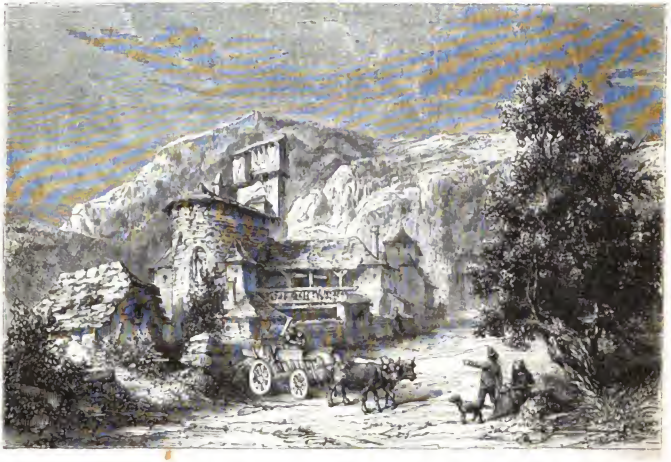
Aus den Pyrenäen.

(Von Pierrefitte nach Luz.)

Dieses kleine Dorf des Departements der Oberpyrenäen liegt am südlichen Ende des Lavedanthales, auf dem Wege von Argeles nach Luz, unfern von Barèges und Cauterets. Das Dorf selbst hat keine Wichtigkeit: aber die schöne Lage desselben am Thalschlusse in einer Höhe von

Digitized by Google

mehr als zwölfhundert Fuß über der Meeresfläche — und vor allem die prachtvolle Aussicht, zieht jedes Jahr eine Masse von Fremden herbei. Je mehr man sich von Pierrefitte entfernt, desto enger wird das Thal, das trotz seines ernsten Charakters außerordentlich viel Schönes bietet. Die Berge sind so nahe zusammengerückt, die Abdachungen so schroff und der Strom, ehedem ein Sturzbach, ist so tief, daß es beinahe übermenschlicher Anstrengungen bedurfte, um hier einen Weg zu bahnen. Felsen von ungeheurer Höhe umsäumen einen wilden Waldstrom, dessen Wogen mit donnerndem Getöse dahin rauschen. Der Weg führt an Abgründen vorüber und an mehr als einem Ort bildet er einen solchen Vorsprung, daß es nöthig war, Gewölbe zu bauen, um ihn zu unterstützen. Auge und Fuß wagen sich zaghaft weiter: bald jedoch beruhigt durch die Vorsichtsmaßregeln, die zur Vermeidung jeglicher Gefahr getroffen sind, gewöhnt man sich nach und nach daran und ergötzt sich an dieser furchtbaren, aber poetischen Natur. Gruppen von vorspringenden Felsen, Wasserfälle, tief herabhängende Sturmwolken — Alles erhöht den großartigen Eindruck.



Dazu kommen die mannigfaltigen Farben dieser mächtigen Erdschichten; an das lebhafteste Roth schließt sich das feurigste Gelb, an das tiefste Blau das hellste Blau. Von Zeit zu Zeit sind kühne Brücken über den Strom gebaut. Man zählt ihrer sieben von Pierrefitte nach Luz. Dieser kleine Ausschnitt aus den schönen Pyrenäen wird in manchem unserer Leser den Wunsch rege machen, den Süden Frankreichs zu besuchen, und einen Blick nach Spanien, „dem Lande des Weins und der Gesänge" hinüberzuwerfen.

Blätter aus Natur und Leben.

Eine Eule. Ein Naturforscher, der lange in Judermania, in der Nähe eines Berges wohnte, wo zwei Adlereulen ihr Nest hatten, erzählte folgende Geschichte. Eines Tages wurde eine junge Eule, welche aus dem Neste geflogen war, von den Dienern gefangen. Der Vogel ward in ein großes Hühnerkäfig gethan und am nächsten Morgen fand man ein junges Rebhuhn todt vor der Thüre des Käfigs liegen. Mr. Cronstedt schloß sogleich, daß die Nahrung von den Alten komme, welche in der Nacht ihr Junges gesucht hatten. Sie brachten von da an jede Nacht frisches Futter, bis die Zeit gekommen, wo die Jungen in der Freiheit sich selbst zu ernähren im Stande sind. Die Eulen waren so scharfsichtig, daß, obwohl man sie mehrere Nächte hintereinander beobachtete, sie doch immer die Nahrung in dem Momente niederlegten, wenn man gerade nicht Acht gab.

Alles hat seinen Ort. In Italien heilt man den Husten mit Eis; in Kopenhagen würde man davon den Keuchhusten bekommen. In Andalusien wirkt die Nahrung des Lappländers, wenn nicht als Arznei, so doch als Gift; dieselbe Gabe Opium, die den Pommern tödtet, versetzt den Türken in Entzücken; der starke Liqueur, der die Russen thätig macht, ist dem Spanier tödtlich. In der Berberei verlängern sich die Vornehmen ihr Leben durch starke Dosen Ambraduft. Im Feldzug von 1813 aßen die Kirgisen allgemein als giftig bekannte Pilze, und Forbyce erzählt, er habe einen Schwarzen gekannt, der sich eine Suppe aus Klapperschlangen gekocht. Der Kopf wurde immer mit seinem Gift in den Topf gethan.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawson & Comp. in London.

Digitized by Google

Das Fest der Madonna del Arco bei Neapel.

Im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts spielten in einem kleinen Dorfe, einige Meilen von Neapel, beinahe am Vesuv, einige junge Leute Ball. Einer von ihnen rief plötzlich in heiterer Begeisterung: „Ich werde es gewinnen! Ich betete zu den Füßen der Madonna, ehe das Spiel begann und sie hat mir freundlich zugelächelt.“ Dabei zeigte der junge Mensch auf eine kleine, in einer Nische stehende Statuette, wie man sie in Italien beinahe an allen Häusern findet. Er gewann; sein Gegner, über die göttliche Einmischung empört, warf den Ball nach der Madonna, die er auf die Wange traf. Diese Wange wurde augenblicklich blau. Ein Signor de Sano, der vorüberging, ließ den Schuldigen ergreifen und an den nächsten Baum aufhängen. Der Baum verdorrte, als der Frevler starb; man fällte ihn und errichtete an der Stelle eine Kirche, auf deren Altar man die wunderthätige Statue stellte, die den Namen Madonna del Arco erhielt. Woher dieser Name? Man weiß es nicht. Die Geschichte verschweigt, ob das Dorf der Kirche, oder die Kirche dem Dorfe ihren Namen lieh. Der Ort wurde das Ziel vieler Wallfahrten; aus allen Theilen des Königreiches strömte man herbei, und die zahlreichen Votivtäfelchen, deren größter Theil aus Basreliefs von Silber besteht, sind Zeugen der Frömmigkeit und der Bedeutung des Ortes. Die Wände der Kirche sind von oben bis unten mit einer großen Masse von Krücken, Füßen, Händen, Köpfen u. s. w. aus allen Stoffen, sowie mit Bildern bedeckt, welche Rettungen durch die Gnade der Madonna schildern.

Am Tage des Madonnenfestes drängt sich von Morgens bis Abends eine unzählige Masse Andächtiger nach

Digitized by Google

der Kirche, um die Blätter der weißen Rose zu erhaschen, welche die im Mittelpunkt vor dem Altar auf einer Marmorballustrade stehenden Mönche umherstreuen. Nach beschlossener Ceremonie lagert sich das Volk unter dem Schatten der Bäume, welche die Kirche umgeben, und an denen sich Weinreben hinaufschlingen, die die reizendsten Bogengänge bilden. Auf dem mit einer dichten Lage von grauer Asche und glänzendem Glimmer bedeckten Boden lagern einzelne Gruppen: hier einige Familien, die ihre Maccaroni von einer und derselben Platte essen, und aus der gleichen Flasche ihren Wein trinken; dort Lazzaroni, welche Würfel spielen; weiterhin einiges Volk, das sich zum Tanze rüstet, während die bastischen Trommeln und Castagnetten zurecht gemacht werden. Das ländliche Fest folgt dem religiösen.

Am Abend, nach der Tarantella, dem einzigen Tanze, der bei den Volksfesten erlaubt ist, kehrt die Menge singend nach Neapel zurück, und es hat für den Fremden einen eigenthümlichen Reiz, die herrliche Landschaft in dem Dämmerlichte eines neapolitanischen Abends von der heimziehenden Volksmasse belebt zu sehen.

König Hirsch.

Ein dänisches Waldabenteuer.

Christian Paulsen war ein ausgezeichneter Knabe. Seine Geistesgegenwart und Besonnenheit hätten einem Erwachsenen Ehre gemacht und mit diesen schönen Eigenschaften vereinigte er die noch weit schönere, er war ein liebevoller Sohn, ein ehrlicher und rechtschaffener Junge. Zweien Umständen mochte er diese Vorzüge wohl hauptsächlich danken: erstens dem Glücke, einen außerordentlich verständigen und sorgsamen Vater zu haben und dann dem andern Umstande, den man auf den ersten Blick eben kein Glück nennen konnte, daß er nämlich bereits in des Unglücks harte, aber wohlthätige Schule — eingeweiht war und sich dadurch in den Gang der Welt zu finden und besser beherrschen gelernt, als man dies von einem dreizehnjährigen Knaben sonst hätte erwarten können. In seinen ersten Jugendjahren hatte er ein glückliches Leben bei seinen Aeltern geführt. Sein Vater, Franz Paulsen, war damals ein sehr wohlhabender Tischler, der sein Handwerk vorzüglich verstand; er war in seinen jüngern Jahren auf die Profession gereist und hatte sich in der Welt umgesehen; deßhalb stand er auch bei allen, die ihn kannten, in großer Achtung. Plötzlich aber wandte sich das Glück von ihm und alles Unheil stürmte auf sein Haus ein. Eine unglückliche Feuersbrunst verzehrte in einer Nacht sein Magazin, sein Werkzeug, seinen Hausrath, kurz, alles, was er besaß; und was noch trauriger war, seine liebe Frau, Christians gute Mutter, wurde vom Schrecken krank: sie und das jüngste Kind, ein hübsches kleines Mädchen, starben zugleich wenige Wochen nachher. Der unglückliche Paulsen, der nun mit seinem armen Christian allein blieb, wurde vor Kummer krank und während dieser langwierigen Krankheit schwand auch noch das Letzte von dem Wenigen, was übergeblieben. Da er ein Mann war, der nicht leicht den Muth sinken ließ, beschloß er, wieder von vorne zu beginnen und als Gehülfe bei einem Tischler einzutreten, aber Krankheit und Kummer hatten seine Kräfte so sehr aufgezehrt, daß er noch nicht dazu im Stande war. In diesem unglücklichen Augenblicke erhielt er einen Besuch von seinem Halbbruder, einem reichen Krämer. Dieser schlug ihm vor, bei ihm mit seinem Sohne zu wohnen, und seinem Handel vorzustehen, wogegen er alles im Hause frei haben und einen geringen jährlichen Lohn bekommen sollte. Er selbst, sagte er, könne wegen körperlicher Schwachheit und mancher anderer Verrichtungen außer dem Hause nicht auf seinen Handel Acht haben und werde deßhalb von seinen Leuten betrogen. Paulsen nahm dies Anerbieten an, jedoch nicht gerade mit Freuden, denn er kannte seinen Bruder als einen rohen, unverständigen Mann von schlechten Sitten. Er wußte wohl, daß die Verrichtungen außer dem Hause, über die er klagte, in nichts anderem bestanden, als sich mit Zechbrüdern in Kneipen und Weinkellern umherzutreiben, und daß seine körperliche Schwäche nur die Folge dieser strafwürdigen Lebensweise war. Auch hatte er keine Lust zu seines Bruders Handel und verstand überdieß nicht viel davon; aber er dachte, daß man mit Fleiß und redlichem Willen bald so viel lernen könne, als sein Bruder verstehe, auch schien es ihm Pflicht gegen seinen Sohn, diese Gelegenheit für sich und ihn Brod zu erwerben, frisch zu ergreifen, bis sich vielleicht etwas Besseres bieten würde. Er zog nun zu seinem Bruder mit Christian, der damals zehn Jahre alt war und stand dem Handel mit großem Eifer und Glücke vor, ohne daß dies jedoch ihn und seinen Sohn vor dem Hohne und der unfreundlichen Behandlung seines Bruders geschützt hätte. Der Krämer hatte einen Sohn mit Namen Peter, von gleichem Alter, wie Christian. Dieser Peter war ein dummer, träger und schläfriger Knabe, der obendrein sich nicht wenig auf das Geld seines Vaters einbildete und bei allen Gelegenheiten Christian mißhandelte. Wenn der Krämer nun Abends halb betrunken heimkam, pflichtete er seinem dummen Sohne in allen Unarten bei; er jagte Christian aus der Stube, trat ihn, nannte ihn sein Haustreu, einen Hund, den er ohne den geringsten Nutzen füttern müsse u. s. w. Wenn nun der gute Paulsen auf sein kleines Zimmer kam, um zu Bette zu gehen und seinen armen Knaben weinend fand, tröstete er ihn mit seiner Liebe, seinem unerschütterlichen Muthe und der festen Hoffnung auf bessere Zeiten; und diese stillen und nächtlichen Gespräche stärkten Vater und Sohn, band sie fester aneinander und flößte Christian eine Begeisterung für alles Gute ein, die schon jetzt den Grundzug seines Charakters bildete.

Zwei Jahre waren auf diese Weise verflossen, ohne daß Paulsen seinen Plan hätte ausführen können, wieder Tischler zu werden. Sein Bruder, welcher den großen Nutzen wohl einsah, den er in seinem Handel von ihm zog, wußte es immer so einzurichten, daß er auf die eine oder andere Art etwas bei seinem armen Bruder gut hatte und im Nothfalle sagen konnte: „Gut, Du hast Deine Freiheit; aber bezahle erst, was Du mir schuldig bist!“ Und so sah der arme Paulsen seine fleißigen und geschickten Hände gebunden.

Einst zur Zeit des „Thiergartens“ kam der Krämer, welcher Blitz hieß, auf den Einfall, seinen Sohn auf einen Spaziergang nach Kirsten Piils Quelle mitzunehmen, wo er ein täglicher Gast war und oft auch die Nächte mit einigen andern Zechbrüdern zubrachte. Da jedoch sein Peter will und unvorsichtig war, wollte er auch Christian mitnehmen, damit dieser auf seinen Vetter Acht habe, ohne daß der Vater sich um den Knaben zu kümmern brauchte. Paulsen gönnte seinem Sohne gerne die Theilnahme an einem Vergnügen, das sich ihm so selten darbot. Sie fuhren eines Sonntags Nachmittags fort, und Paulsen blieb allein zu Hause.

Die Gesellschaft bestand aus Herrn Blitz und einem

Digitized by Google

seiner Zechbrüder, nebst den beiden Knaben; kaum waren sie im Thiergarten angekommen, als sich die beiden Männer in ein Zelt setzten und sich Wein bringen ließen, worauf Herr Blitz die Knaben herbeirief, ihnen einen Reichsthaler zu ihrem Vergnügen gab und ihnen befahl, nun für sich selbst zu sorgen, unberyugeben, sich zu unterhalten und Abends in das Zelt zurückzukommen. Die Knaben waren beide vergnügt und gingen nach dem Platze, der in diesen Tagen des Jahres mit seinen Schaukeln, Schaufspielen und fremden merkwürdigen Thieren ein wahres Paradies für Kinder ist. Hier trieben sie sich nun ein paar Stunden umher und ergötzten sich an diesem für beide ganz neuen Schaufpiel, dann traten sie in ein Zelt, um sich einige Erfrischungen geben zu lassen. Aber nun war alle Freude vorbei, denn Peter war nicht länger zu bändigen; trotz aller Vorstellungen von Seiten Christians, vertrank er fast das ganze Capital in schlechtem Punsch, wozu er einige noch schlechtere Kuchen aß. Halb berauscht setzte er sich in eine Schaukel, von welcher er taumelnd zurückkam. Er war so krank, daß er sich nicht mehr aufrecht zu halten vermochte, zu Boden stürzte und sich die Nase zerschlug, ehe Christian ihm zu Hülfe kommen konnte. Mit großer Anstrengung führte er den blutenden und laut weinenden Peter durch die große Menge zu dem Zelt zurück, wo sich sein Vater befand. Herr Blitz, der mit seinen Zechbrüdern sich noch mehr berauscht hatte, als Peter, und seinen Sohn in einem so jämmerlichen Zustande ankommen sah, gerieth in eine wahre Raserei, fuhr mit Scheltworten und Schlägen gegen Christian los, warf ihn aus dem Zelte, schwur darauf, daß er nie mehr sein Haus betreten sollte und machte einen solchen Lärm, daß die Leute sich um den unglücklichen Knaben sammelten und glaubten, er habe gestohlen oder ein großes Verbrechen begangen. Nur mit Mühe schlich er sich fort und lief nach dem Dickicht des Waldes, bis er sich endlich allein sah.

Mit klopfendem Herzen setzte er sich hier unter einen großen Baum und überlegte, was zu thun sei. Es schien ihm am vernünftigsten, sich zu Fuße nach Haus zu begeben und sich unbemerkt von den Andern nach seines Vaters Zimmer hinaufzuschleichen. Da es jedoch schon ziemlich dunkel im Walde war und er den Weg nicht kannte, irrte er umher und kam statt zum Eingang des Thiergartens in die Nähe der Eremitage. Er staunte beim Anblick des schönen Jagdschlosses, das er nie zuvor gesehen. In demselben Augenblicke brach ein schreckliches Gewitter los, das schon lange gedroht hatte. Der Donner widerhallte furchtbar in den hohen Buchen und der Regen begann herabzuströmen. Der arme verlassene Knabe suchte Schutz unter dem Vordach, welches den Eingang zum Schloßteiler bedeckt. Er sah in die große finstere Küche hinein, wo ein munteres Feuer auf dem Heerde brannte, und eine alte Frau geschäftig und, wie es schien, mit sich selbst schwatzend umherlief. Wie gerne wäre er hineingegangen und hätte seine nassen Kleider an dem Feuer getrocknet! Er war überdieß hungrig und durstig, denn Peter hatte alles verzehrt, was sie im Zelte gefordert, und ihm nichts davon gegeben. Er sah nach der alten Frau, um in ihren Zügen zu lesen, ob er es wagen dürfte, sich ihr zu nähern und sie um ein Stück Brod oder einen Schluck Wassers zu bitten, als er im selben Augenblick höchlich erstaunte, indem er bemerkte, daß in dem schmaleren Eingang ihm gegenüber ein Mann stand, der seine Blicke auf ihn heftete. Das Aussehen dieses Mannes war so wunderbar, daß Christian sich eines Schauers nicht erwehren konnte und doch zugleich auch wiederum lachen mußte. Er war so klein, daß er mit seinem unverhältnißmäßigen Kopf dem Knaben kaum bis an die Brust reichte. Er trug ganz graue, wollene Kleider und einen rothen Hut auf dem Kopfe. Er sah lustig und gutmüthig aus; doch war sein Blick stechend und seine rothen Augen knisterten wie Feuer. Er betrachtete Christian lange stumm. Endlich sagte er: „Wer bist Du! Was willst Du hier?" — Bescheiden und furchtsam antwortete Christian auf diese Fragen und seine wohlklingende Stimme contrastirte mit der des Mannes, wie der Discant auf dem Klavier mit einem Basse, in welchem eine große Seite gesprungen ist. — Der graue Mann fuhr nach einer kurzen Pause fort: „Sage mir aufrichtig, hast Du nie ein Thier gequält oder geschlachtet?" — „Nein, nie!" antwortete Christian, „ich liebe die Thiere und kann es nicht sehen, daß ihnen etwas geschieht." — „Hast Du Dich niemals betrunken?" — „Nein, nie!" versetzte Christian, ganz verlegen über ein so wunderliches Examen. „Noch eins," sagte der Mann: „Hast Du nie — das ist im Grunde eine dumme Frage, denn die Sache ist nicht gefährlich, — aber ich muß es doch sagen: hast Du nie für einen Schilling gestohlen?" — „Gestohlen?" wiederholte Christian beleidigt: „Gott bewahre mich!" — „Na, na!" sagte der Mann: „wäre denn die Sünde so gräulich? Ein kleines Ei? Eine kleine Handvoll Grütze zum Beispiel? Nicht Silber oder Gold!" — „Weder das Eine, noch das Andere," antwortete Christian kurz.

Der kleine Mann lächelte mit vergnügtem Geschte. Er ging darauf in die Küche zu der alten Frau und sagte: „Geh' Du nun zur Ruh', Mutter! Ich werde das Feuer löschen und die Küche reinigen. Gib mir jedoch die Schlüssel zur Speisekammer." — „Ja, das sollte mir fehlen," — sagte die Frau langsam. — „Was heißt das," rief der Mann barsch: „willst Du mich böse machen? Bin ich Dir nicht sicher?" — Mit freundlichen Mienen und Entschuldigungen überlieferte ihm die Frau die verlangten Schlüssel und ging fort. — Nun eilte der kleine Mann zu Christian, nahm seine Hand und sagte: „Komm' mein kleiner Knabe! Nun sollst Du nicht mehr frieren und Hunger leiden." Er führte ihn in die Küche, legte einiges Holz in das lustig-knisternde Feuer, stellte einen Stuhl davor, worauf er den Knaben sich zu setzen nöthigte, nachdem er seine nassen Kleider ausgezogen und sie an das Feuer gehängt. Darauf holte er geschäftig einen Topf mit Milch, den er über das Feuer setzte, deckte einen kleinen Tisch vor Christian, stellte die warme Milch darauf, brachte Brod, Käse und Butter und blieb in einiger Entfernung stehen, indem er mit großem Vergnügen der kleinen Mahlzeit beizuwohnen schien. Als Christian gespeist hatte, nahm er alles fort und setzte sich auf die Ecke des Herdes zu ihm. Der treuherzige Knabe faßte bald Vertrauen zu seinem gutmüthigen Wirthe und beantwortete seine Fragen mit Offenherzigkeit, so daß der Fremde in kurzer Zeit Christians ganze Stellung und häusliche Verhältnisse kannte. Endlich sagte der Mann: „Der Regen hat nicht aufgehört: es nützt nichts, daß Du noch heute zu Nacht in der Stadt sein willst. Verweile hier, bis es Tag wird. Ich werde Dir ein gutes Nachtlager verschaffen. Sage mir" fügte er mit schalkhaftem Lächeln hinzu: „fürchtest Du Dich vor Geisterspuck, glaubst Du daran?" Christian sah ihn mit großen Augen an. — „Ob ich an Geisterspuck glaube?" sagte er langsam; „das weiß ich selbst nicht recht. Aber ich glaube nicht, daß ich mich davor fürchtete. Mein Vater sagt, wer ein gutes Gewissen habe, dem könne nichts geschehen, und mir scheint Alles, was ich davon gehört, närrisches Zeug, über

Digitized by Google

das man lachen sollte." Der kleine Mann nickte freundlich. „Du bist ein braver Knabe," sagte er, „und nun sollst Du auch im königlichen Saale schlafen." — Er holte ein Licht, zündete es an, nahm ein Paar wollene Pferdedecken auf den Arm und führte Christian in den großen Saal hinauf, wo er den einen Teppich auf den Boden breitete und den Knaben sich darauf legen hieß; dann deckte er ihn mit dem anderen zu, wünschte ihm eine gute Nacht und ging fort.

Als Christian allein war, setzte er sich in die Höhe und suchte seine Gedanken zu ordnen. Der große Saal, den er nur flüchtig bei dem Schein des Lichtes gesehen, erschien ihm in all' seiner fremden Pracht doch etwas unheimlich. Der Sturm rüttelte die Altan-Thüren. Es sauste in dem Walde, er konnte die Eulen krächzen hören und ein gelles Geschrei, wie das der Hirsche aus ihren nächtlichen Lagern, tönte aus der Ferne herüber. All' dies in Verbindung mit den letzten Fragen und dem wunderlichen Aussehen des Fremden, ging ihm im Kopfe herum: diese Phantasien mußten jedoch bald dem wehmüthigen Gedanken an seinen Vater und dem Kummer weichen, welchen dieser gewiß jetzt um seinetwillen litt, bis endlich der Schlaf, dieser treue Freund der Kinder, seine müden Augen schloß.

(Fortsetzung folgt.)

Donaufahrt.

II.

Preßburg.

Es war im August, als ich mich Morgens früh von Wien aus nach dem Ufer der mächtigen Donau begab, in deren Wellen sich die Strahlen der Morgensonne tausendfach spiegelten. Noch waren keine Reisende da; ich stieg auf's Verdeck der „Stadt Pesth", auf der ich nach der gleichnamigen Stadt meine Fahrt machen wollte. Hier stand ein Haufe Schiffer, welche slawisch sprachen. Inzwischen kamen Kutschen angefahren, Lärm ertönte in den friedlichen Baumgruppen, und aus den Staubwolken erschien da und dort ein Paar schaumbedeckter Pferde, ein langer Stellwagen, eine leichte Britschka und ein prächtiger Herrenwagen. Nun folgte das Geschrei der Kutscher, die laute Stimme der Träger, das Uebereinanderschieben der Koffer, Schachteln und Mantelsäcke von jeder Größe und Gestalt, endlich das Drängen der Reisenden, Frauen in unförmlichen Modekörben, welche die Engländer Erbsenwämser nennen, es war eine Masse in Mänteln vom mannigfaltigsten Schnitt und Farbe. Die bunten vermummten Gestalten zwischen den da und dort aufgespeicherten Kisten mahnten mich an die Abbildungen von Baalbek und Palmyra, wo unter Steinen und Schutt die düstern Araber umherirren. Bald kam alles in Ordnung, die Glocke verkündete die nahe Abfahrt, der Steuermann stellte sich an's Rad und das prächtige Schiff stieß vom Ufer.

Rasch fuhren wir dahin zwischen den Donauflutten nach Preßburg, wo viele Reisende ausstiegen, aber noch

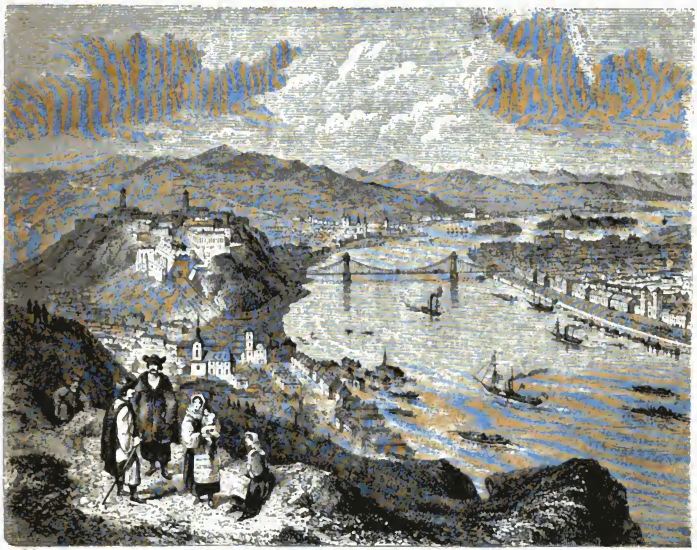
Digitized by Google

mehrere herzukamen; es herrschte unsäglicher Lärm und Gedränge, doch zum Glück nicht lange, und bald stießen wir wieder ab. Preßburg, im magyarischen Ponsony, liegt in einer ungemein fruchtbaren Gegend, die man den „goldenen Garten“ nannte. Eine fliegende Brücke vereinigt die beiden mit prächtigen grünen Bäumen geschmückten Ufer. Bis 1784 war Preßburg die Hauptstadt von Ungarn gewesen; hier krönte man den König. Ehe dieser in den Dom trat, machte er einen Ritt nach einem vor der Stadt gelegenen Plateau, und schwang dort seinen enthlößten Säbel nach allen vier Himmelsgegenden, zum Zeichen der Besitznahme der Welt.

Preßburg treibt einen großen Korn- und Weinhandel mit Wien, das nur achtzehn Stunden entfernt ist. Die Bewohner sind beinahe lauter Deutsche.

Die einförmigen Ufer unterhalb Preßburg boten nur selten einen malerischen Anblick dar, grüne Wiesen, Weiden, Pappeln, Schilf, Wasservögel und Schiffsmühlen, das sind ohne allen Wechsel die Gegenstände, welche sich dem Auge des Reisenden darbieten. Große bedeckte Fahrzeuge, nach dem Muster der Arche Noä gebaut, arbeiten sich mühsam stromaufwärts in der Richtung nach Deutschland hin; Getreide, Holz und andere Erzeugnisse des unablässigen Fleißes der Slowaken werden auf diesem Wege nach Oesterreich geschickt.

Ein freundlicher Wind blies in die Schiffsfahne und die bunten Gewänder der Frauen; die Bäume an beiden Ufern des Stromes säuselten und die Wellen der Donau rauschten, und flüsterten mir zu von dem alten mährischen Reich.



Ofen und Pesth.

Der erste Anhaltsort unterhalb Preßburg ist Gönyo, wo die Bevölkerung des Dampfboots abermals wechselte, denn in der Nähe ist die Stadt Raab, wohin Stellwagen und Fiaker die Reisenden führen. Die Einförmigkeit der Landschaft hält noch immer an; bietet sich auch einmal eine erfreulichere Aussicht dar, so ist dieß wie ein Waizenkorn in einem Scheffel Spreu, man muß den ganzen Tag danach umschauen und am Ende ist es doch der Mühe nicht werth. Bei Komorn legt das Schiff zum zweitenmal an, leider aber kann man wegen der Bäume und des Festungswalles von der Stadt wenig sehen.

Nach dem vortrefflichen Mittagsmahl trieb sich die Gesellschaft ungezwungen auf dem Verdeck herum. Näher und näher zeigten sich jetzt die Berge, namentlich auf dem rechten Ufer, bis sich endlich die bedeutende Stadt Ostrihom (Gran) mit ihren zahlreichen Kirchen dem Auge darstellt. Die Schiffbrücke ließ sich nieder, wie bei Preßburg und Komorn, um uns den Durchgang frei zu lassen, und als das Schiff sich der Anfurt zugedreht hatte, eröffnete sich uns die Aussicht auf eine ungeheure Kirche, welche die Erzbischöfe von Gran, die Primasse von Ungarn, in der Nähe der Stadt auf einer ziemlich bedeutenden Anhöhe erbauten. Es ist ein prachtvolles Werk, ich weiß aber nicht, wann es vollendet werden wird. Diese Kirche befindet sich in demselben Verhältnisse, wie der Dom zu Köln am Rhein; die Kräfte eines einzelnen reichen zur Vollendung eines solchen Werkes

nicht aus, und wäre dieser Einzelne auch der Primas von Ungarn. Der Styl ist italienisch: prächtig erhebt sich die mit Statuen geschmückte Fronte, aber die um den Bau laufende Brüstung beleidigt das Auge. Die Anlage ist großartig, wir glauben aber, daß die schmächtige Bevölkerung von Gran die Kirche nie ausfüllen wird, und möchten wünschen, daß sie an einem andern Ort stünde.

Unterhalb Gran verengt sich das Thal, und auf beiden Ufern treten die grünen mit Eichen bewachsenen Berge bis zur Donau heran, — man nähert sich Wyschegrad. Dieser ehemalige Sitz der ungarischen Könige ist keineswegs ein Mittelpunkt rühmlicher Erinnerungen für den Slawen, er ist aber in slawischem Geist und mit slawischem Namen erbaut; auf hohem Fels ragen die weitläufigen Trümmer empor, der mächtige Strom mindet sich zu seinen Füßen, grüne Eichenwälder rauschen rund umher und ein neues militärisches Gebäude hat den alterthümlichen Stempel nicht ausgetilgt. Ein munterer Illyrier zog jetzt das Segel ab, welches am Mittag gegen den Sonnenbrand über das Verdeck ausgespannt gewesen war, und bei dieser Gelegenheit wechselte ich einige Worte mit ihm. Ein Engländer näherte sich uns, blieb stehen und sagte zu mir: „Erlauben Sie, welche Sprache reden Sie hier; wahrscheinlich ungarisch?" — „Keineswegs," entgegnete ich, „es ist slawisch, nach illyrischer Mundart." Der Engländer bemerkte lächelnd: „Das ist doch eine wunderliche Mischung. Da ist ein Haufen junger Leute; was für eine Sprache sprechen diese?" — „Das ist böhmisch." — „Und dort die Gesellschaft von Schnurbärten?" — „Das sind Magyaren." — „Das ist ja wahrhaftig der babylonische Thurm!" rief der Engländer. — „Der Kapitän, ein Deutscher, gibt seinen slawischen und italienischen Matrosen Befehle auf englisch; Aufschriften und Nachrichten sind französisch und ungarisch, — da sollte ja ein Reisender ein wahrer Mezzofanti sein!"

Wir schifften nach dem obern Theil der St. Andreas-Insel und fuhren dann an dem linken Ufer nach Waitzen (Wacom), wo das Dampfboot gleichfalls anhält. Die Stadt bietet mit ihren schönen Gebäuden und dem neuen Kai einen angenehmen Anblick dar; hier erhebt sich mitten unter niedrigen Häusern das zu Ehren der Kaiserin Maria Theresia errichtete Triumphthor. Hinter Waitzen gegen Osten beginnen alsbald die slawischen Dörfer, auch auf dem rechten Ufer ist das Land zwischen Gran und Ofen (Budin) ausschließlich von Slawen bewohnt. So findet es sich in Ungarn allenthalben. Wo das Land reizend, von Bergen bekrönt ist, da haben sich die Ureinwohner erhalten; die nomadischen Reiterhorden breiteten sich auf den Ebenen aus.

Bei Waitzen wendet sich die Donau gegen Süden; auf das Commando des Kapitäns: going-a-head durchschnitt das Fahrzeug wiederum die Wellen, die im Abendroth von Gold und Purpur erglänzten; auf dem rechten Ufer stiegen die Berge wandartig empor, das linke aber breitete sich aus nach dem flachen Pesth, — so nennen es die serbischen Lieder, — und bot keine Reize mehr dar.

Die ruhige Donau glänzte wie ein Spiegel, nur hinter dem Schiff zog sich in dem aufgestörten Strom eine lange Furche, auf der hie und da kleine Schiffe sich wiegten.

In tiefem Schatten lagen beide Städte, nur die Sonne am Himmel und die Laternen der Stadt spiegelten sich in der wogenden Donau. Dagegen war es bei uns um so lauter: die Reisenden drängten sich um ihre Koffer und Mantelsäcke, das Schiff begrüßte die ungarische Königsstadt mit drei Mörserschüssen, und auf den Kais rasselten die Kutschen, deren Lichter in der Dunkelheit wie Irrlichter hinund her hüpften, — da fuhren wir zwischen den Pfeilern der Kettenbrücke durch, bogen links und legten am Ufer von Pesth an. Der Eintritt in eine unbekannte Stadt hat immer etwas Zauberhaftes, aber ein großer Theil des Eindrucks liegt in den Umständen, wann und wie wir sie besuchen. Ist es an einem neblichen feuchten Wintertag, so wird der Eindruck nicht sehr angenehm sein, kommt man aber an einem klaren Sommertag an, wo die Bevölkerung sich im Sonnenschein drängt, so sieht die Stadt ganz anders aus. Ich lernte Pesth gerade in der schönsten Jahreszeit kennen; es war ein warmer Abend, ein Feiertag, und die lustwandelnden Einwohner im Sonntagsstaat drängten sich auf den Straßen. Ich begab mich in's „Jägerhorn" und fand hier ein bequemes Zimmer, aber der Gesang auf den Straßen und in den Kneipen ließ mich lange nicht schlafen.

Pesth, wie viele andre große, dem Slawenthum ganz oder zum Theil entfremdete Städte, z. B. Berlin, Leipzig, Dresden, Wien, deutsch oder steyrisch Grätz, Venedig und das jetzige Konstantinopel (Carohrad) — ist slawischen Ursprungs. Jetzt, wo die gebildete Welt des westlichen Europa sich des Slawenthums schämt, wie einer geheimen Sünde oder eines Geschwürs, läugnet man den Slawen ab, daß sie Städte zu bauen verstanden; ja Kohl behauptet, daß Prag von den Deutschen gegründet worden, und daß Deutsche die Ureinwohner von Böhmen, die Böhmen aber nur Eindringlinge seien. Schade nur, daß diese Ureinwohner keine Ortsnamen hinterließen, daß dagegen die böhmischen Namen allenthalben über die Grenzen hinausreichen.

Der Name Pesth ist die bulgarische Form des böhmischen Worts Pec, der Ofen, und die Deutschen, welche diesen Namen in ihre Sprache übersetzten, übertrugen ihn auf die nahe Stadt Budin, obgleich eigentlich nur Pesth auf deutsch „Ofen" heißen sollte.

Beide Städte erinnern auf den ersten Anblick an Prag; sieht man aber näher hin, so findet man einen sehr wesentlichen Unterschied. Ofen mit dem königlichen Schloß läßt sich an Stattlichkeit mit der kleinen Seite und dem Hradschin nicht vergleichen, Pesth aber ist die Neustadt ohne die historischen Erinnerungen, ohne die alten Thürme und herrschaftlichen Paläste, und verhält sich zur Prager Alt- und Neustadt wie ein neues auf speculativen Zins übereilt gebautes Haus zu dem Palast des Grafen Clam Gallas. Nur die Donau senkt die Wege zu Gunsten der ungarischen Hauptstädte, denn gegen diesen Strom ist die Moldau nur ein Bach, namentlich bei Prag, wo die Wehren sie so träg machen. An dem mit ansehnlichen Häusern geschmückten Kai liegen mächtige Schiffe und wiegen sich auf dem prächtigen Strom.

O Donau, aller Flüsse Vater
Und aller Flüsse stolzer Ahn'
Warum bist du deinem eig'nen Loose ungetreu?

Das heißt, warum gibst du dich jetzt für einen deutschen Strom aus, da du nicht einmal einen deutschen Namen hast? Nur deine Quelle ist deutsch, aber schon werden Pläne und Absichten laut, wie wohl deine Verdeutschung bis ins schwarze Meer fortgesetzt werden könne.

Der schönste Theil von Pesth ist der Kai an der Donau; zu Wasser und zu Lande treibt sich hier der Lärm des Lebens und des Verkehrs frischer um, als ich es je in Prag sah. Allerdings war dieß gerade zu Zeit des Jahrmarkts, wo die Judenschaft am meisten zu dem Lärm und der Be-

Digitized by Google

wegung beiträgt. Die Stadt, sonst sehr verdeutscht, fängt seit der letzten Zeit der Sprachverwirrung an sich für magyarisch auszugeben. Dieß beweisen die Inschriften auf Kaufläden und Wirthsschildern. Das ist aber nur eine schwache Oberfläche; der schmale magyarische Mantel kann den großen Körper nicht einhüllen, und trotz alles Dehnens und Streckens guckt doch an allen Enden das reine Deutschthum und Slawenthum hervor. Da und dort sieht man deutsche und serbische Inschriften, und die Rede, die man auf den Straßen hört, ist meist deutsch und slawisch.

Das riesenhafte Werk, welches die größte Zierde von Ofen und Pesth bildet, ist die Kettenbrücke über die Donau. Aus übertriebener Vaterlandsliebe sehen viele Magyaren diesen wohlthätigen und prächtigen Bau mit Widerwillen, weil ein Fremder ihn unternahm und ein Fremder die Arbeit leitete.

Wer eine noch unbekannte Stadt besucht und sie kennen lernen will, der ersteige einen Thurm oder einen benachbarten Berg, um von der Vogelperspective aus die Anlage und Ausdehnung der Stadt beurtheilen zu können. Ich stieg auf die Sternwarte von Ofen und genoß eines herrlichen Ueberblicks über beide Städte. Ach! solche zauberhafte Aussichten von Bergeshöhe herab haben etwas Tröstliches, aber sie regen auch schmerzlich an. Sie zeigen die Eitelkeit alles menschlichen Strebens, die Unendlichkeit der Schöpfung und wecken Trauer über ein Etwas, dem wir keinen Namen und keine Richtung geben können. Ich trennte mich von dem prachtvollen Anblick und stieg wieder herab in den Staub des alltäglichen Lebens, — und Staub verschluckt man wirklich in Pesth nur allzuviel. Gern hätte ich länger in diesen Hauptstädten verweilt, hätte Theater, Spaziergänge und namentlich die berühmten natürlichen Gesundheitsbäder in Ofen gesehen, aber ich mußte weiter gegen Osten.

Die Jahreszeiten.

Einleitung.

Der Naturforscher entdeckt in dem rastlosen Wechsel, der den Lauf des Jahres begleitet, auf Schritt und Tritt neue Erscheinungen, welche Gegenstand seiner Verwunderung und Bewunderung sind, und die Reihe der Phänomene der vier Jahreszeiten umfaßt den ganzen Kreis der Naturphilosophie und Astronomie. In diesen Kreis gehören die Wunder des Himmels, wie die Größe und Schönheit der Erde; ja, Alles was die hohe und begeisterte Poesie des Psalmisten in die Worte faßt: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und seiner Hände Werk zeigt an das Firmament. Ein Tag sagt es dem andern, und eine Nacht thut es der andern kund. Es ist keine Sprache, noch Rede, da man nicht ihre Stimme hört. Ihre Schnur geht aus in alle Lande und ihre Rede an der Welt Ende. Er hat der Sonne eine Hütte in ihr gemacht, und dieselbe gehet heraus, wie der Bräutigam aus seiner Kammer und freut sich zu gehen wie ein Held den Weg. Sie gehet auf an einem Ende des Himmels und läuft um bis wieder an dasselbe Ende, und bleibt nichts von ihrer Hitze verborgen." Das lehren uns die Erscheinungen der Jahreszeiten, die dem einsichtsvollen Auge stets eine neue Seite des großen Buches der Natur aufschlagen, die uns die reichsten Enthüllungen und Offenbarungen der Größe, Güte, Macht und Hoheit des allmächtigen Schöpfers vor Augen stellt.

Dem Dichter freilich scheinen diese Blätter aus dem Buche der Natur ganz Anderes zu sagen, wenn er des Wechsels aller Dinge auf der Erde gedenkt, die sie mit so eindrucksvollen und bedeutungsvollen Zeichen schildert.

Des Lebens Titelseite steht geschrieben,
Im Jahreslauf, der Wolken Flug am Himmel,
Im Waldesgrünen, wie im Blättergilben,
Und in der raschen Fluth der Wogen.
Ach! Alles zeugt von Wechsel, ew'gem Wechsel,
Und selten anders als in düstern Tönen.

Dem Forscher aber bietet die Natur weit freundlichere Bilder im Kreise des Wechsels, und auf diese möchten wir den Blick des Lesers lenken.

Es ist eine wunderreiche Geschichte — die des Planetensystems und seiner Entdecker! Einige Mittheilungen aus ihren zerstreuten Blättern werden die beste Einleitung zu Schilderung der Jahreszeiten bilden, da jeder Wechsel der letzteren ihren Grund in dem Systeme hat, das wir darzulegen im Begriffe sind. Wir haben einen weiten Weg, tausende von Jahren vor dem christlichen Zeitalter zurückzublicken, und es bedarf eines großen Scharfblickes, um durch den Nebel des Aberglaubens, der damals wie eine Dämmerung auf der Erde lag, zu dringen und den Menschen, trotz aller Hindernisse, Fortschritte machen zu sehen. In Egypten, in Indien, in Gallien, in Britannien, in Griechenland, in Rom, überall stand Glaube und Wissen unter dem Einfluß des abergläubischen Mysticismus. Von Egypten oder Indien, oder vielmehr aus beiden Ländern, brachte zuerst Pythagoras „das wahre Weltsystem" nach Europa. Er hatte die Weisheit der Völker zu erforschen getrachtet, die Gunst König Amasis' von Egypten errungen, sich in das Vertrauen der egyptischen Priester eingeschlichen und, nachdem jedes Hinderniß beseitigt, war er endlich in die dunkeln Gebiete einer geheimnißvollen Götterlehre gedrungen. Wie sollen wir uns die Thatlosigkeit des weisen Mannes erklären, der so gleichgültig über seine große Entdeckung hinwegging, wie uns die Aristotelischen Lehren von der Unabhängigkeit des Himmels von der Erde erklären? Und wie seltsam bleibt es, daß in Egypten die Wahrheit, statt mit der Zeit aus ihrer hieroglyphischen Schaale hervorzubrechen, bald ganz erstarb und vergessen war.

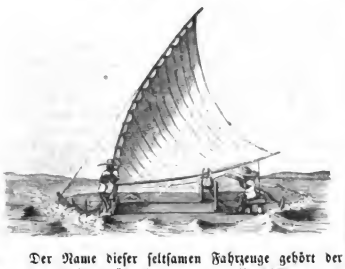
Claudius Ptolemäus glänzte in Alexandrien ungefähr im Jahre 138, und war der Erste, welcher der Welt seine Beobachtungen und Kenntnisse von den Himmelskörpern in geschriebener Form mittheilte, wenn wir nicht annehmen, daß frühere schriftliche Denkmäler untergegangen. Es gibt wenige Erscheinungen, welche merkwürdiger sind, als der sich 1500 Jahre forterbende Glaube an das ptolemäische „Weltsystem." Erst nachdem tausend Jahre von diesen in den dunkeln Abgrund gerollt waren, finden wir einen Zweifel an der Wahrheit dieses Systems. Der Fürst von Castilien, dessen rücksichtslosen Zweifel damals und später so großen Abscheu hervorrief, war der Erste, der den Stein warf, und obwohl er dies mit frecher und profaner Hand that, hatte es doch die Folge, daß das ptolemäische System nicht länger die Alleinherrschaft behielt. Während Alphonso Astronomie studirte, fand er die Tafeln des egyptischen Weisen voll Irrthümer und lud die christlichen, jüdischen und arabischen Astronomen im Jahre 1248 zu einer Versammlung nach Toledo ein, um jene Tafeln, wenn es irgend möglich, zu verbessern. Dies war,

Digitized by Google

wie man sich denken kann, keine leichte Arbeit; aber die bunte Versammlung nahm die Sache vorsichtig in die Hand und genoß dabei die Freuden reicher Unterhaltung. In vier Jahren war ihre Arbeit vollendet und die alphonsinischen Tafeln ausgearbeitet. Aber all' diese Weisen gewahrten nicht, auf welch' abgeschmackter Voraussetzung diese und die früheren Tafeln beruhten. Da war die Erde noch flach und unbeweglich und die Planeten nur Sterne, ja der Himmel selbst bewegte sich in vierundzwanzig Stunden um sie.

(Fortsetzung folgt.)

Jangadas.



Der Name dieser seltsamen Fahrzeuge gehört der Sprache der alten Küstenbewohner von Brasilien an und die Gestalt der Fahrzeuge selbst ist durchaus ursprünglich. Die Tamoyos, Gahetes und Tupinambas machten früher große Flöße aus den ungeheuren Stämmen des Ubiragara; und auf diesen Flößen, welche zahlreiche Soldatenschaaren aufnahmen, trugen sie den Krieg in fremde Länder. Um längs den Küsten zu fischen, bedienten sie sich der Jangadas, eines leichten Floßes, zu dem ihnen die Apeiba das Material lieferte. Dieser Baum, der ziemlich groß wird und oben und unten gleich dick ist, hat ein so leichtes Holz, daß einige Axthiebe ihn zu fällen im Stande sind. Wie uns ein Augenzeuge erzählt, kann der indianische Fischer, der das Material zu seinem Fahrzeuge aus dem benachbarten Walde holen will, leicht und ohne Mühe auf seinem Rücken drei Stämme von 10 Schuh Länge und der Dicke eines Schenkels nach Hause tragen. Die Industrie der Wilden hatte bald den für die Fischerei tauglichen Floß gebaut, und wenn der Tag für den Jäger nicht günstig war, so entschädigte der Ocean, Dank der Apeiba, ein ganzes Dorf. Die Portugiesen wußten gleichfalls den Werth dieses Baumes zu schätzen und die indianische Bezeichnung theilweise aufnehmend, nannten sie ihn embira jangadeira. Gardner hat neuerdings seine Eigenschaften bestätigt und gibt interessante Details über die Nützlichkeit desselben.

Nicht das kleinste Stück Eisen wird bei der Construction einer Jangada verwendet und scheint diese Art Fahrzeug die ursprüngliche Einfachheit durchaus beibehalten zu haben. Der Gebrauch der Segel war den Gahetes, Tupinambas und andern Völkern des Guaranistammes unbekannt gewesen.

Ein erfahrener Seemann beschenkte uns kürzlich mit einer Beschreibung der brasilianischen Jangada, und auf dieses werthvolle Werk stützen wir unsere Angaben.

Nach ihm haben die Jangadas an der Küste von Pernambuco 21 bis 24 Schuh Länge, 6 bis 8 Breite, und sind aus 6 Stücken gebildet, von denen das mittelste und breiteste nach vornen zu etwas in die Höhe steht. Alle Balken sind zugespitzt, so daß der Floß an den Enden nicht so breit ist. Einige Bänder und Fugennägel halten die Bohlen zusammen: vorne und hinten sind einige Pflöcke aufgepflanzt, welche Bänke von ungefähr $1\frac{1}{2}$ Fuß Höhe stützen. Der vordere hat ein Loch für den Mast, der mittlere dient als Sitz und auf einen dritten wird das Segel gelegt, wenn es aufgerollt ist. Dieses ist von Leinwand, dreieckig, 15 Fuß lang an jeder Seite, und an einen beweglichen Mast von 21 Fuß Länge gebunden . . . Das Fahrzeug wird mittelst eines großen hinten angebrachten Ruders gelenkt.

Man findet die Jangadas häufig nur mit zwei Männern besetzt, die sich vierzig Stunden weit in's Meer hinauswagen. Die Ueberraschung, wenn man sie zum ersten Male sieht, ist außerordentlich groß; man kann den kühnen Seefahrern seine Achtung nicht versagen, denn sie scheuen sich nicht, um eines häufig sehr geringen Nutzens willen weit mit ihren leichten Fahrzeugen auf die hohe See hinauszusteuern. — Viel kleinere Jangadas von einfacherer Construction, als die hier abgebildeten, werden in Pernambuco als Fahrzeuge auf den Flüssen verwendet.

Die brasilianischen Jangadas sind wahre Miniaturfahrzeuge gegenüber den großen Flößen des Guayaquil, die man indessen ebenso nennt. 75 Schuh lang und 21 Schuh breit, tragen diese schwimmenden Häuser eine Last von 20 bis 25 Tonnen. Die Jangadas von Guayaquil, welche aus leichten Holzbohlen zusammengesetzt sind, die der Spanier Balsa nennt, fahren auf den Flüssen nur den Küsten entlang. Sie nehmen häufig zahlreiche Passagiere auf, und in diesem Fall bedeckt die Hütte, die ihnen als Aufenthalt dient, beinahe den ganzen Floß.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Larsen & Comp. in London.

Digitized by Google

Die Kaserne von Monaco.

Das souveräne Fürstenthum Monaco am Mittelmeere, steht unter sardinischer Schutzherrschaft. Die Kaserne am Ende der Stadt, auf der Seite der Porta Nuova, ist von einer sardinischen Garnison von 500 Mann besetzt, die sehr viel vom Nordwind zu leiden hat. Das Schloß war früher als eine uneinnehmbare Festung bekannt und schützte mit seinen Mauern die furchtbaren Piraten von Monaco, welche auf leichten Fahrzeugen vom Hafen des Herkules aus die Kauffahrteischiffe verfolgten. Die Kaserne wird von dem hohen Berge beherrscht, der den Namen Hundskopf trägt und von welchem herab vier Geschütze sie mit Leichtigkeit zerstören würden. Nachdem sie früher von den Spaniern, dann von den Franzosen besetzt gewesen, welche 173 Jahre lang die Schutzherren des Fürstenthums waren, nahm die Kaserne im Jahre 1815 einige früher in Nizza cantonnirte englische Truppen auf; später ersetzte sie ein Regiment englisch-italienischer Truppen im Solde Großbritanniens und blieb hier bis zur Epoche des zweiten Pariser Tractates. Etwas oberhalb des Gebäudes ist die Promenade San-Martino, ein prachtvoller Garten mit tropischen Pflanzen, der sich bis zum Meere hinabzieht. Dieser Garten bildet ein natürliches Observatorium, von welchem man die erhabensten Naturanschauungen genießt.

König Hirsch.

(Fortsetzung)

Er hatte nicht lange geschlafen, als es ihm vorkam, der kleine, graue Mann fasse ihn am Arm und rufe ihm. Rasch öffnete er seine Augen, aber es war Niemand da. Dagegen kam es ihm auffallend vor, daß der ganze Saal von einem schwachen, unstäten Lichte erleuchtet war, das wie eine Nachtlampe flackerte, die am Erlöschen ist und bei deren Schein alle Gegenstände einen beweglichen Schatten warfen. Mit Verwunderung bemerkte er, daß dieses Licht von dem berühmten Basrelief über dem Kamine ausging, das die Göttin der Jagd mit ihren Nymphen und im Hintergrunde den mit einem Hirschkopf gekrönten Actäon vorstellt. Wie in einem Nebel schienen diese Gestalten sich vor und zurückzubewegen, zu wachsen, deutlicher zu werden, nach und nach, wie mit Mühe, sich von der festen Fläche abzulösen, auf welcher sie angebracht waren und endlich in den Saal niederzusteigen, gefolgt von einer ungeheuren Schaar ähnlicher Nymphen-, Katzen- und Hunde-Gestalten. Christian erschrack, aber Verwunderung und Neugierde dämpften seinen Schrecken und hielten ihn in gespannter Erwartung. Er erhob sich, blieb jedoch unbeweglich stehen und drückte sich fest in eine Ecke der Wand, wo er gelegen hatte. Die

Digitized by Google

seltsamen, luftartigen Gestalten schwebten in großen Gruppen an ihm vorbei; Manche von ihnen hatten schöne Formen; der leichte weiße Schleier, welcher sie bedeckte, flatterte wie ein durchsichtiger Nebel in dem wunderlichen Tanze, den sie aufführten und der von Tamburinen und andern Instrumenten ohne Klang begleitet wurde, so, daß man keine Töne, sondern nur eine Art Rythmus oder Tact hörte, wie wenn man ganz leise eine Melodie auf dem Tische trommelt. Unter den Nymphen zeichnete sich eine hohe weibliche Gestalt von großer, unbeschreiblicher Schönheit aus; in dem Blicke ihrer Augen lag jedoch etwas so Gräßliches, daß Christian jedesmal, wenn er nach der Seite sah, wo sie stand, sich von einem nie gefühlten Schauer ergriffen fühlte. Plötzlich standen sie und ihre Nymphen still. Einige häßlichen Waldteufel mit Hörnern und Bocksfüßen schleppten endlich die Gestalt eines Mannes mit einem Hirschkopf herein. Er schien ganz betäubt von Schreck und Verzweiflung, und als die Teufel an dem Orte vorbeikamen, wo Christian stand, heftete der Mann ein paar menschliche Augen auf ihn, in welchen ein solcher Ausdruck von Schmerz und Bitte um Hülfe lag, daß der Knabe plötzlich alle Furcht vergaß und sich nur von Mitleid und dem Wunsche zu helfen beseelt fühlte. Die Satyrn wie die Nymphen verspotteten und mißhandelten den Unglücklichen. Sie hetzten die Hunde auf ihn, was ihm eine fürchterliche Angst einzuflößen schien. Die wilden Thiere fielen ihn an und jagten ihn, wie einen wirklichen Hirsch, den ganzen Saal auf und ab, bis er beinahe ohnmächtig vor den Füßen der hohen Nymphe niedersiel. Diese, in welcher Christian augenblicklich die Fürstin der andern erkannte, winkte einer ihrer Frauen, welche ihr einen kleinen Spiegel brachte. Mit diesem in der Hand beugte sie sich über den unglücklichen Hirschmann, dessen Kopf ein Satyr in die Höhe hob, um ihn in den Spiegel sehen zu lassen. Er weigerte sich jedoch mit allen Zeichen wirklicher Todesangst und so bittenden Geberden, daß Christian nicht länger ein unthätiger Zeuge dieser Scene bleiben konnte; aller Schauer und seiner schwachen Kräfte vergessend, stürzte er zwischen diese Gestalten und umschlang den Unglücklichen, der sich im selben Augenblick erhob, worauf er mit lauter und begeisterter Stimme rief: „Was seid ihr für Wesen und was ist das für ein schändlicher Spektakel, den ihr hier auf einem königlichen Schlosse treibt?“ Während Christian so sprach, sah er mit Freude und Erstaunen das königliche Wappen an der Decke in hellem Glanze leuchten. Alles lief nun wie in einen beweglichen Nebel zusammen. Er stand mitten im Saale, den linken Arm um den Hirschmann geschlungen. Er fühlte, daß der Boden an der Stelle, wo sie standen, wich, und plötzlich sanken sie, wie es schien, in einen tiefen Abgrund, wo sie stehen blieben.

Als Christian sich umsah, befand er sich in einem großen, gewölbten Saale, der von einem ungeheuren Metallkronleuchter erhellt wurde, welcher an der Decke hing. Er saß auf einer Art Ruhebett neben dem Hirschmann, den er noch immer umschlungen hielt. Rund um sie her stand eine ganze Schaar von Männern mit Hirschköpfen. Sie waren prächtig gekleidet, in seltsamen, fremdartigen, aber reichen Trachten, mit Goldketten und Perlen um Hals und Arme. Sie jauchzten vor Freude, als sie den Mann sahen, den sie ihren Herrn und König nannten, küßten seine Hände und Füße und hüllten ihn in einen prächtigen Mantel, indem sie sich beständig vor Christian verbeugten und ihn mit Danksagungen und Höflichkeiten überhäuften, die er nicht verstand. König Hirsch, wie wir diesen Mann heißen wollen, gab ihnen einen Wink, daß sie sich entfernen sollten, und als er mit Christian allein war, drückte er seine Hand mit weißen, menschlichen Händen und sagte: „Dank dir, mein junger Wohlthäter! Seit Jahrhunderten habe ich keine Stunde genossen, wie diese. Bist du der, den die verföhnten Götter zu meiner Rettung gesandt, so sei gesegnet.“ Darauf erzählte er Christian sein Schicksal mit folgenden Worten:

„Ich brauche dir nicht zu sagen, daß ich ein Mensch bin, wie du. Daß die Parzen meinen Lebensfaden bis zu einer für Menschen ungewöhnlichen Länge ausgesponnen, daß ich nun seit mehr als dreitausend Jahren lebe, kommt von dem Umstande, daß ich, wie du siehst, verzaubert bin und überdieß jeden Tag zu Stein verwandelt werde. In diesem unnatürlichen Zustande steht die Zeit für uns stille, und der, welcher nach einer solchen Verwandlung zu sich selbst kommt, befindet sich im selben Alter, in welchem er war, als dieses Unglück ihn traf, und er theilt nicht mehr den traurigen Vorzug der Unsterblichen, sondern das Stundenglas läuft wieder für ihn, wie für das übrige Menschengeschlecht.

Mein Name ist Actäon. Ich war früher König eines der schönen Länder des alten Griechenlands, das noch jetzt von den Dichtern besungen wird. An meinem Hofe hielt sich ein Prinz mit Namen Endymion auf. Wir waren durch die innigste Freundschaft verbunden und verlebten heitere Tage mit einander. Nach und nach aber bemerkte ich, daß Endymion weder an der Jagd, noch an Gastmählern oder heiteren Tänzen Theil nahm. Er wurde blaß und melancholisch und schwärmte ganze Nächte im Mondschein; ja es ging so weit, daß er oft ganze Wochen nicht aus den Kleidern kam. Ich spürte seinen heimlichen Wegen nach und erfuhr, daß er in freundlichem Verhältnisse zu einer gewissen Prinzessin Diana aus dem alten Fürstenstamme stand, den man die Götter Griechenlands nennt und der von ihnen selbst und manchen Anderen weit über alle Menschen gestellt wurde. Ich kannte die Prinzessin Diana gut, denn ich sah sie sehr oft auf der Jagd. Ich wußte, daß es keine schlimmere Isabel geben konnte, als sie. Sie schlug ihre Frauen und mißhandelte sie, wenn sie auf der Straße Jemand grüßten; aber ihr geziertes Benehmen täuschte Niemand, namentlich hatte ich ihr tolles Treiben nur zu oft gesehen. Man sagte auch, sie stehe mit den bösen Geistern der Unterwelt in Verbindung, sie halte sich ganze Nächte bei ihnen auf und treibe Zauberei mit ihnen. Stahl sie sich aber zu Endymion, da nahm sie wieder ihre feine, schwärmerische und fromme Miene an, sah bleich und schmachtend aus und trug lange, hellbraune, sittsame Kleider und weiße Schleier. Als ich den Grund von Endymions veränderter Stimmung entdeckt, warnte ich ihn vor dieser Diana und erzählte ihm, was ich von ihr wußte, aber meine vermessene Sprache erregte nur seinen Zorn. Nach Verlauf von einiger Zeit wurde er jedoch selbst dieses süßen, schmachtenden Treibens müde und vertraute mir, daß er im Grunde eine junge, blühende Schönheit mit Namen Aurora verehre. Doch machte sich Endymion ein Gewissen daraus, seine Luna (so nannte er Diana) zu verlassen, da er befürchtete, sie möchte sich allzusehr darüber grämen. Ich tröstete ihn damit, daß diese Dame einen ganz andern Charakter habe, als er glaube und versprach, sie ihm mit ihren Hofdamen zu zeigen, wenn sie sich ganz unbelauscht glaube. Dieser Vorsatz wurde bald ausgeführt.

Digitized by Google

Eines Tages schlichen Endymion und ich uns leise zu einem mit Buschwerk und Bäumen bewachsenen Orte im Walde und sahen uns unserem Verstecke durch das Laub, um Diana und ihre Nymphen bei ihrem Treiben, von dem ich ihm so viel erzählt, zu belauschen. Endymion machte eine Bewegung des Erstaunens, wodurch wir entdeckt wurden. Diana brach gegen uns los, und den früheren Freund verschonend, wandte ihr ganzer Zorn sich gegen mich. Ich fühlte bald die gräßliche Wirkung. All' mein Muth verließ mich. Mit einer Geschwindigkeit, wie ich sie nie zuvor gekannt, lief ich in den Wald und ruhte erst bei einer Quelle, wo ich mit Schrecken sah, daß mein Kopf verwandelt war. Mein Jagdgefolge kam mir entgegengelaufen, Alle trugen Hirschköpfe, wie ich. Unsere eigenen Hunde verfolgten uns. Wir flogen vor ihnen in unsäglicher Angst, und erst beim Hereinbrechen der Nacht stahlen wir uns voll Schaam in unser Schloß. — Ich ließ meinen jungen Vetter zu mir kommen, übergab ihm meinen Thron und zog mit meinen Unglücksgefährten nach einem einsamen Schlosse zwischen wilden Bergen und dunkeln Tannenwäldern. Dort leben wir viele Jahrhunderte ein trauriges, langweiliges Leben.

Eines Tages, als ich allein auf dem Grase im Dickicht des Waldes lag, kam eine Krähe und setzte sich auf einen Zweig über mir. Sie sah mich mit schönen menschlichen Augen an und mit Verwunderung hörte ich sie meinen Namen nennen. „„König Actäon"" sagte sie, „„fasse Muth, es gibt noch Rath in deinem Unglück. Ich bin,"" fuhr sie fort, „„unglücklich, wie du. Ich bin die Nymphe Garone, die von ihrem grausamen Bruder in eine Krähe verwandelt worden. Ich komme von Norden, wo ich mit den andern Krähen gewesen; die dummen Thiere sitzen noch dort auf dem Dache und frieren um ihr Futter, denn nun ist es dort Winter. Ich höre sie singen:

„Wir wollen fliehen nach Dänemark,
Uns Schuhe kaufen für eine Mark."

Ich aber bin klüger und lasse mir nicht weiß machen, daß man in Dänemark Schuhe um diesen Preis haben könne. Ich flog deßhalb hieher, um dir etwas mitzutheilen, was dir mehr werth sein kann, als Schuhe. In einem schönen Walde, in einer Quellengrotte wohnt dort eine Najade oder Nymphe, welche die Kunst versteht, Verwandelte zu heilen. Willst du die lange Reise antreten, so will ich dir den Weg zeigen." Der redselige Vogel erzählte mir außerdem, daß die ganze Welt ein neues Aussehen gewonnen. Mein altes Reich war seit langer Zeit in fremde Hände übergegangen und das ganze Göttergeschlecht, zu welchem Diana gehörte, landflüchtig geworden oder wie das Gerücht sagte, in einem Berge eingeschlossen, man wußte nicht wo — jedenfalls hatte man von ihrer Macht nichts mehr zu fürchten.

Die Hoffnung erwachte in meinem bangen Herzen. Ich und meine Genossen traten nun die Reise an und legten sie mit großer Mühe und Gefahr zurück. Unser größtes Unglück stand uns jedoch noch bevor. Froh darüber, das Ziel unserer Reise erreicht zu haben, zogen wir in dieses Schloß ein, das damals noch neu und nur selten bewohnt war. Aber, o Götter! Kaum waren wir drinnen, als wir erfuhren, daß unsere grausame Feindin sich hier mit ihrem ganzen Gefolge aufhalte. Ein kleiner, gutmüthiger Mann in grauen Kleidern, der zu einer mir unbekannten Art von Wesen gehört, nahm sich unserer an und verbarg uns tief in der Erde in diesem Gewölbe, in welchem du uns nun siehst. Eines Nachts, als er nicht zugegen war, verließ ich thörichter Weise diesen Saal und ging in den vielen Zimmern umher, welche daran stießen. Ich stieg auch eine Treppe hinauf, welche zu einer Küche führte, wo ein großer Tisch stand. Da bekam ich den unglücklichen Einfall, mich darauf zu setzen, um auszuruhen. Plötzlich ging er in die Höhe mit mir und ich befand mich in dem großen Saal oben im Schlosse. *) Die Scene, von der du heute Nacht Zeuge warst, bot sich nun meinen Augen. Meine Verfolger stürzten aus ihren Schlupfwinkeln hervor, ergriffen und mißhandelten mich, bis sie gegen Morgen mich zwangen, in den gräßlichen Spiegel zu sehen, aus welchem der Medusenkopf mit seinen fürchterlichen Augen, seinem blaublassen, halbverwesten Angesicht, umgeben von den gräßlichen Haaren, dem schauernden Zuschauer entgegenstiert, bis er zu Stein wird. — Dies war auch mein Schicksal; es blieb jedoch mein Trost, daß die Plagegeister beim Anbruch des Tages dasselbe Schicksal mit mir theilten. Sie krochen in mir unbekannte Schlupfwinkel, wo sie den ganzen Tag versteinert standen, und erst bei Einbruch der Dunkelheit wieder lebendig wurden. Jede Nacht aber begannen die Mißhandlungen aufs Neue und mit unsäglicher Herzensangst wurde ich gezwungen, der Gorgone in die todten Augen zu sehen und so litt ich täglich den Tod. Zur Nymphe konnte ich nicht kommen. Auch hätte es mich nichts genützt, wenn ich frei gewesen, denn der graue Mann hatte mir gesagt, daß nicht ich, sondern ein unschuldiger Knabe meinen Zauber lösen müsse. Ich glaube, daß du dieser Knabe bist."

„Das glaube ich auch," sagte der kleine graue Mann, der in diesem Augenblicke eintrat: „Fasse Muth, König Hirsch! Und du mein junger Freund!" sagte er zu Christian, „folge du mir."

Er führte Christian nun in eine kleine Kammer, weit von diesem Gewölbe hinweg, aber beständig unter der Erde. Dort brannte ein klares Feuer in einem Kamine und ein Tisch stand gedeckt. Er setzte sich mit seinem jungen Gaste zu Tische und bot ihm allerlei Speisen und Getränke an, welche Christian jedoch nicht im Stande war zu genießen. Darauf sagte er zu ihm: „Du hast sicherlich einmal von den unterirdischen Leuten sprechen hören, welche man Niren nennt, und hast wohl auch schon geahnt, daß ich eines von diesen, mit den Menschen durch ein unsichtbares Band verbundenen und verwandten Wesen bin, welche freundlich und hülfreich mit Euch in Euern Häusern wohnen? — Ich bin der Vornehmste von dieser Gegend. Mir gehorcht eine große Menge Untergebener. Wir hassen von ganzem Herzen den heidnischen Kram, welcher sich in dieses gute Schloß eingedrängt und dem, welcher sie austreiben kann, schwören wir ewige Freundschaft. Du hast die Eigenschaften, welche hiezu erforderlich sind. Willst du den unglücklichen König Hirsch und sein Gefolge befreien und mir zugleich einen Dienst erweisen, indem du sie mir vom Halse schaffst, so habe den Muth und das Herz eines Mannes, obwohl du nur ein Knabe bist; folge mir zu der frommen Jungfrau Kirsten Piil, welche bei der Quelle wohnt, sie wird dir sagen, was du zu thun hast. Die Sonne ist noch nicht aufgegangen; du kannst die Jungfrau noch sprechen. Willst du mit durch den unterirdischen Gang folgen, welcher zu ihrer Wohnung führt?"

*) In der Eremitage des Thiergartens soll im großen Saal eine mechanische Einrichtung gewesen sein, vermittelst welcher der Speisetisch plötzlich durch den Boden in die Küche hinabgelassen und heraufgezogen werden konnte, ohne daß die Gäste sich von der Stelle bewegen mußten.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die beiden Hunde.

Hier der Hund des Herrn inmitten des Reichthums, dort der Hund des Dieners in dürftiger Beschränktheit.

Der Erste ist allein im Zimmer des Gebieters: alles was ihn umgibt, gemahnt uns an den hohen Rang und die vornehmen Sitten seines Herrn, — alte Waffen, Reliquien eines berühmten Vorfahren, kostbare Bücher mit Goldbeschläg, Manuscripte, Zeugen ernster Studien, ein fein gearbeitetes Halsband, das sich um die schönen schwarzen Haare des edlen Hundes schlingt.

Sehr dagegen seinen Kameraden: mit dem Rücken

Der Hund des Herrn, von Landseer.

an den Küchenblock gelehnt, neben einem Paare dicker Stiefeln, einem schmutzigen Hute und einer leeren Flasche, scheint er in seiner mißmuthigen Physiognomie Plumpheit und Mangel an Adel zu repräsentiren. Zwei krumme Vorderfüße stützen den schweren Körper und aus dem ledernen Halsband hebt sich ein Kopf, in welchem sich der Ausdruck der Gemeinheit und der Bosheit um den Vorrang streiten. Eines seiner Augen wurde in einem Straßen-

Digitized by Google

kampfe ausgestoßen und seine halb herausgestreckte Zunge scheint gegen den Zuschauer eine duckmäuserische Grimasse zu schneiden.

Aber dieser Unterschied zwischen den beiden Hunden, der auf den ersten Blick in's Auge tritt, wird noch auffallender, wenn man ihre Gewohnheiten studirt. Während der erste, sanft, treu und ergeben, die Schmeicheleien seines Herrn sucht, dem flüchtigsten Winke gehorcht und alles respektirt, was ihm untersagt ist, lauert der tückische und verschlagene Hund des Dieners immer auf seine Beute, unterwirft sich nur Schlägen und zeigt selbst den Kindern die Zähne! Und woher diese verschiedenen Sitten? Fragt

Der Hund des Dieners, von Landseer.

die Erziehung! Bei dem einen, wie bei dem andern stammen die guten und schlimmen Eigenschaften von der Art der Erziehung: jeder Hund ist das Abbild seines Herrn.

Wenn man die Thatsachen in der Welt beurtheilt, so vergißt man meist die Ursachen: Mensch oder Hund — man beurtheilt uns, wie wir sind, ohne zu fragen, wie wir es geworden. Wie viele Schwächen verdanken ihre Entstehung Ursachen, die kennen zu lernen, wohl der Mühe

Digitized by Google

gelohnt, da sie früher leicht zu ändern gewesen. Wie viele Wesen derselben Gattung werden mit denselben Trieben geboren, denen der Zufall eine falsche Richtung gibt, weil die Erziehung diesem allein überlassen ist. Einsicht könnte sie leicht in die richtige Bahn zurückführen, sie überwachen; sie hat nicht nur das Recht, sie hat die Pflicht dazu.

Was uns fehlt, ist gewöhnlich nicht der gute Wille, sondern die richtige Leitung; man könnte so leicht den falschen Weg vermeiden; aber man erkennt meist den Fehler erst, wenn man das Ziel erreicht hat.

Diese Gedanken sollen die Bewunderung für die Tugend nicht mindern, sie machen nur nachsichtig gegen das Vergehen. Ein lateinisches Sprüchwort hat dasselbe vor uns ausgesprochen: summum jus est summa injuria — das allzu strenge Recht wird zur Ungerechtigkeit. Damit Alle das gleiche Ziel erreichen, müßten Alle die gleichen Füße haben, vom selben Punkte ausgehen. Lassen wir uns deßhalb nicht zu sehr gegen den Hund mit dem Lederhalsband aufreizen. Wenn er gegen jeden Vorübergehenden losfährt, so wollen wir nicht vergessen, daß Fußtritte seine Erziehung waren.

Die Jahreszeiten.

(Fortsetzung.)

Kein Wunder, daß Alphonso die ungeheure Welt mit Verachtung ansah; wir wagen kaum seine kühnen Worte zu wiederholen: „Wäre ich ein geheimer Rath der Gottheit gewesen, ich hätte ihr zu einer besseren Bildung des Universums den Plan gemacht.“ Es konnte freilich keine schlechtere Form haben, als die, welche die Welt so lange für die wahre angesehen. Was würde der castilische Fürst gesagt haben, wenn er den Plan des Himmels hätte sehen können, dessen wir uns jetzt erfreuen? Wenn der frühere einen Christen beinahe zum Ungläubigen machen konnte, sollte nicht der jetzige leben Ungläubigen in einen Christen verwandeln.

Ungefähr 230 Jahre nach dieser Versammlung lebte zu Frauenberg in Preußen (das Haus steht noch) ein frommer Canonicus, der den Armen unentgeltlichen ärztlichen Rath ertheilte und Nachts die Sterne beobachtete. Man zeigt noch heute die Löcher, welche er in die Zimmerwände machte, um den Durchgang der Sonne durch den Meridian zu beobachten. Der gute Canonicus hätte sich gerne bisweilen mit den gleichzeitigen Astronomen über die Arbeiten der Alten unterhalten, um sein Erstaunen über die Widersprüche und das Gewirre ihrer zahlreichen Weltsysteme auszusprechen. Um dies zu ermöglichen, machte er vergleichende Studien und bildete aus dem, was ihm wahrscheinlich und natürlich erschien, ein neues System. Nachdem er dreißig Jahre diesem Lieblingsstudium zugewandt, war das Werk de orbium coelestium revolutionibus (über die Revolutionen der Himmelskörper) vollendet und das Wesentliche desselben ist nichts mehr und nichts weniger als das lange verlorene System des Pythagoras. Der Wiederhersteller aber war Copernicus. Kaum sollte man glauben, daß es abermals verworfen wurde, als ob die Menschheit einen unausrottbaren Widerwillen dagegen hätte. Keine Lorbeeren krönten die Stirne des Entdeckers, Rang und Reichthum wurden Copernicus nicht zu Theil, keine begeisterte Masse pries seinen Namen und füllte die Luft mit seinem Ruhme. Seine Ansichten galten für „übertrieben, abgeschmackt, chimärisch.“ Das Volk glaubte der eigenen Anschauung mehr, als seinen auf Forschung gegründeten Ansichten. Wer sah die Erde sich bewegen? wer sah die Erde rund? wer sah die Erde sich um die Sonne drehen? wer sah nicht jeden Tag die Sonne sich um die Erde drehen? Es lag jedoch in seinem ruhigen, stillen und zurückgezogenen Leben, in seinem geistlichen Amte eine Macht, die selbst „Narren, welche ihn zu verhöhnen kamen“, ihn wider Willen zu verehren zwang und das Vorurtheil entwaffnete. Doch dürfen wir nicht glauben, daß Copernicus unbelohnt blieb. Er hatte manchen ergebenen Freund unter den ersten Männern des Zeitalters und viele eifrige Schüler. Auf ihr Drängen sandte er sein großes Werk unter die Druckerpresse nach Nürnberg, wo Rectius, einer seiner Schüler, den Druck überwachte. Als es vollendet war, sandte es Rectius seinem Meister. Es fand ihn auf dem Todtenbette. Man legte es in seine Hand — er sah es, berührte es und schien zu wissen, was es war. Doch nachdem sein Blick einige Zeit darauf geruht, sank er in Bewußtlosigkeit zurück und verschied. Kaum hatte er im Grabe Ruhe gefunden, als ein neuer Gegner seines Ruhmes entstand. Ein junger Mann, aus einer berühmten Familie Dänemarks, der nach Leipzig gesandt war, um die Rechte zu studiren, zeigte eine außerordentliche Vorliebe für die Astronomie und verwandte all sein Taschengeld auf Bücher dieser Wissenschaft. Nachdem er einen kleinen Himmelsglobus erhalten, wartete er, bis sein Hofmeister zu Bette war, um die Constellationen kennen zu lernen und ihre Namen zu erforschen, und wenn der Himmel klar war, brachte er ganze Nächte mit Beobachtung der Sterne zu. Er wurde in der Folgezeit ein berühmter Astronom und hinterließ der Welt ein neues System — das System Tycho Brahes, das dem Copernicus'schen gegenüber stand. Sein Zweck war, die Abgeschmacktheiten der früheren Ansichten wieder zur Geltung zu bringen: eine beklagenswerthe Verwirrung des Geistes; aber Brahe hatte sehr viel unliebenswürdige Eigenschaften und mag dem System des Copernicus die Spitze geboten haben, weil es das des Copernicus und nicht des Tycho Brahe war. Auch war er außerordentlich abergläubisch, so daß sein feiner Geist oft von doppelter Blindheit geschlagen wurde. Und doch war Tycho Brahe ein großer Mann: ein Theil von Keppler's Ruhme gebührt ihm, wir würden ohne seinen bedeutenden Beistand nicht die Keppler'schen Gesetze (der Planetenbewegung) besitzen. Das größte dieser Gesetze wurde am 15. Mai 1618 entdeckt. John Herschel hält es für die wichtigste und bedeutsamste Folgerung, welche je aus bloßer Beobachtung gemacht worden. Erst Keppler hob die Täuschung der himmlischen Gesetze auf und zeigte, daß alle Planeten sich in elliptischen Bahnen bewegen. Aber ein noch größerer Entdecker als Keppler, war sein Zeitgenosse.

In der Hauptkirche von Pisa bemerkte im Jahre 1583 ein junger Mann eines Tages die regelmäßige und periodische Bewegung einer Lampe, welche an der Decke hing; auch dauerten die Schwingungen, große und kleine, immer gleich lang. Diese letzte Thatsache bestätigte sich bei wiederholten Versuchen. 50 Jahre später, 1633, wurde diese Idee in einer Uhr zu astronomischen Zwecken verkörpert und Huygens vervollkommnete später den Pendel. Der junge Mann, welcher zuerst die Erscheinung der Schwingung beobachtete und der Philosoph, der die Idee für die Welt nützlich machte, war der Italiener Galileo Galilei. Mit ihm betreten wir eine neue Aera. Das Tele-

Digitized by Google

stop war bisher noch nicht bekannt gewesen: jetzt aber wurde dieses Instrument, dessen Werth mit jedem Jahre steigt, erfunden. Man hörte in Venedig viel davon sprechen, daß ein Deutscher dem Grafen Moritz von Sachsen ein Instrument gezeigt, mit welchem man entfernte Gegenstände näher bringen könne. Galileo versuchte, ob diese Idee wirklich auszuführen sei und benützte dazu sphärische Gläser, die ihm zu Gebote standen. Am folgenden Tage schon konnte er seinen Freunden das Gelingen seines Versuches mittheilen. Das Teleskop war erfunden. Nachdem er das erste Modell vollendet hatte, richtete es Galileo nach dem Himmel. Welch' ein Augenblick der höchsten Erwartung! Nur die Poesie vermochte ihn zu fassen. Seltsam, daß unsere Dichter so wenig Gefühl dafür empfunden. Keats schildert jenen großartigen Moment,

„Wenn ein Planet in dem Gesichtskreis
Des sternenkundigen Forschers schwimmt" —

hier aber boten sich dem Blicke vier Planeten, die Trabanten des Jupiter. Schwer ließe sich das Staunen und der Schrecken Keplers beschreiben, als er diese Nachricht vernahm, — sie vernichtete sein Mysterium cosmographicum, das Buch, von dem er zu sagen pflegte, „er würde die Ehre seiner Entdeckung nicht für das Kurfürstenthum Sachsen geben". Er beharrte auf sechs und nur sechs Hauptplaneten und wollte nicht mehr zugeben. Jupiters Trabanten und Keplers Buch konnten deßhalb nicht zugleich bestehen; und als er keinen Weg sah, die Trabanten zu vernichten, konnte er den Untergang seiner Theorie nicht hindern. Glücklicher Weise hing sein Ruf nicht von dieser einen Schrift ab; sie ruht auf einer sichereren Basis. Wenn das Teleskop einige Theorieen vernichtete, lieferte es für andere die Bestätigung. Die mondartigen Phasen der Venus leisteten den Beweis für die Ansichten des Copernicus. Auch zeigte das Teleskop Galileo die wachsenden Sonnenflecken, woraus er die Bewegung dieser Lichtkugel um ihre eigne Are beweisen konnte. Diese und andere Entdeckungen begann er niederzuschreiben; aber bescheiden, wie Copernicus, wagte er sich nicht, ein neues Weltsystem aufzustellen, sondern beleuchtete mit seiner Fackel die Entdeckungen seiner Vorgänger in dem einfachen, schönen „Dialogo di Galileo Galilei" oder die beiden Weltsysteme des Ptolomäus und Copernicus. Die Vorurtheile, die Copernicus verwundet hatte, spritzten nun ihr Gift gegen Galileo. Wenn der Erstere mit allgemeinem Lachen auf der Bühne empfangen wurde, so wurde der Letztere von der Kanzel herab beschimpft — ein Prediger, der ihn als Ungläubigen verläumden wollte, nahm zu seinem Texte: „Und Gallion nahm sich's nicht an," Apostg. 18, 18. Seine Entdeckungen waren seine „Visionen". Leute, welche die ganze Nacht durch das Teleskop gesehen, konnten nichts von dem entdecken, was er gefunden zu haben vorgab. Neben diesen schmutzigen Verfolgungen begann die religiöse Frage in unheimlicher Gestalt sich geltend zu machen. Galileo wurde von der Inquisition gefangen genommen. Man behauptete, er sei auf die Folter gelegt worden; die Sache ist jedoch nicht entschieden und wir wollen hoffen, daß es nicht wahr sei. Darüber kann aber kein Zweifel obwalten — und es bleibt eine ewige fluchwürdige That — daß dieser große Mann, um sich aus den Krallen der Inquisition zu befreien, zum Verläugnen dessen, was für ihn Wahrheit war, gezwungen wurde.

Wer sollte nicht weinen bei dem herzzerreißenden Anblick: — Galileo auf den Knieen liegend und vor der Versammlung die Irrigkeit seiner Behauptungen beschwörend. Die ganze Scene erscheint uns wie ein Traum in unruhvoller Nacht. Freudigen Herzens jubeln wir seiner Empörung zu, wenn er sich aus der demüthigenden Stellung mit stolzer Selbstgewißheit erhebt und mit lauter Stimme ruft: „Und sie bewegt sich doch!" Das Buch, an dem er sechzehn Jahre seines kostbaren Lebens gearbeitet, ward unterdrückt; er blieb Gefangener der Inquisition. Jener richterliche Spruch bleibt ewig denkwürdig, als ein Zeugniß übermüthiger Despotie in Sachen der Wahrheit. Wie seltsam liest er sich im neunzehnten Jahrhundert: „Die Behauptung, daß die Sonne im Mittelpunkt der Welt (des Planetensystems) stehe und sich nicht von ihrem Standpunkte fortbewege, ist abgeschmackt, philosophisch falsch und ketzerisch, weil sie mit der heiligen Schrift nicht übereinstimmt; die Behauptung, daß die Erde nicht der Mittelpunkt der Welt und nicht unbeweglich, daß sie sich vielmehr bewege, und zwar täglich um die Sonne bewege, ist gleichfalls abgeschmackt, philosophisch falsch und vom theologischen Standpunkt zum mindesten ein Irrthum." Die beste Antwort hierauf, wie auf alle religiösen Zweifel, liefert uns ein Brief Galileos an die stolze Herzogin von Toscana: „Ich bin geneigt zu glauben, daß es die Absicht der heiligen Schrift ist, Jedem den Weg zum Heile zu zeigen, und dies kann, als alles menschliche Wissen überschreitend, nur durch den Mund des heiligen Geistes geschehen. Aber ich glaube nicht, daß der Gott, der uns mit Verstand, Sprache und Einsicht begabt, auch gewollt, daß wir diese Gaben nicht nützen, und uns auf andere Weise Kenntnisse verschaffen, die wir durch unsern Verstand erringen können, namentlich in einer Wissenschaft, wie die Astronomie, von welcher so wenig in der Schrift Notiz genommen wird, daß keines der Planeten, mit Ausnahme der Sonne, des Mondes und der Venus, als Luzifer erwähnt ist." Es wäre ungerecht, wollten wir unerwähnt lassen, daß Galileo zwar unter Aufsicht der Inquisition blieb, aber seine Haft in keiner Weise streng und peinlich war. Der gefangene Adler hatte einen goldenen Käfig: aber was ist selbst diese Gefangenschaft für einen Mann, der zur Freiheit geboren ist! Die Nachricht von dem Schicksal Galileos drang nach Holland und Descartes unterdrückte sein eigenes neues „Weltsystem". Er wagte es fürder nicht mehr, einen Zweifel an der Stabilität der Erde und dem alten Sonnensystem laut werden zu lassen.

Der größte aller französischen Philosophen, Père Gassendi, besaß einen heroischeren Geist. Er widersetzte sich Descartes, vertheidigte Galileo und Keppler, sowie die empirische Philosophie (Erfahrungsphilosophie), welche die beiden Ersteren practisch, Baco theoretisch lehrte. Gassendi gilt als Vorläufer von Newton und Locke.

Von seiner Zeit bis auf die unsere machte das Copernicanische System rasche Fortschritte in der allgemeinen Achtung: denn das Teleskop lieferte Beweis um Beweis für die Wahrheit seiner Behauptung. Doch gibt es auch jetzt noch Gegner, die streng an den ptolemäischen Unsinn glauben.

Der Name, der vielleicht am herrlichsten strahlt, ist der Newtons. „Wenn alle Philosophie und Mathematik," sagt Neill, „als ein Werk von zehn Theilen betrachtet würde, so verdankten wir neun Theile dem großen Forschungsgeiste Newtons." Und Sir John Herschel fügt hinzu: „Wohin wir unsern Blick wenden, müssen wir uns vor seinem Genius beugen und dem Namen New-

Digitized by Google

tons einen Platz in unserer Verehrung einräumen, der keinem Andern in den Geschichtsbüchern der Wissenschaft gebührt. Sein Zeitalter bezeichnet die volle Reife der menschlichen Vernunft. Alles, was vor ihm war, glich mehr den ersten unvollkommenen Versuchen der Jugend, oder dem unerfahrenen, aber hoffnungsvollen Streben des Jünglingsalters."

Schon in seiner Kindheit, als er noch in der Schule zu Grantham in Lincolnshire war, entdeckte er mancherlei, und unter Anderem auch dies: Zur Beobachtung der Bewegung der Sonne steckte er Pflöcke in die Mauer des Hauses, wo er wohnte, und machte Zeichen für Stunden und halbe Stunden, wodurch er Jedermann die Tageszeit anzugeben im Stande war. Man nannte diese Uhr später „Isaacs Sonnenuhr." Zu seinen größten Entdeckungen gehören „die Gesetze der Gravitation," und „die Lichtfarben." England bot Newton größere Freiheit, als Deutschland und Italien Copernicus und Galilei; und doch hatte auch Newton seine Verfolger — die Neider seines Genius. Er bereute, sich mit ihnen je in einen Kampf eingelassen zu haben. Weder Copernicus noch Galilei überschätzten sich, aber Newton übertrifft sie an Bescheidenheit. „Ich weiß nicht," sagte er kurz vor seinem Tode, „was ich der Welt gelten mag, aber mir selbst erschien ich, wie ein Knabe, der am Meeresufer spielt und bisweilen einen glänzenderen Kiesel, eine hübschere Muschel fand, während der große Ocean der Wahrheit unergründet vor mir lag."

Noch ein Wort von einem andern berühmten Astronomen, der im letzten Jahrhundert „als Oboist in einem Regimente" begann und lange Zeit sein tägliches Brod mit Musik verdiente, während er eine große Anzahl von Teleskopen von außerordentlicher Größe und Schärfe fertigte, mit deren einem er am 13. März 1785 einen neuen Planeten unseres Systems entdeckte. William, später Sir William Herschel bereicherte mit seinen Teleskopen unsere Kenntniß des Universums auf die überraschendste Weise. Er zeigte, daß unser System sich langsam unter andern Systemen bewegt, deren Mittelpunct gleichfalls Sonnen sind; er zeigte die große Entfernung der schweren Körper von einander; er zeigte, daß das ganze sichtbare Universum unter strengen Naturgesetzen steht; aber es war einem noch neuern Astronomen (Lord Rosse) vorbehalten, den Schleier von einem zweiten Universum wegzuziehen, das mit zahllosen Lichtwelten geschmückt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Häusliche Kunst der Araber und Türken.

Die arabische Kunst, die vor Mohammed kaum diesen Namen verdient, erwachte erst durch die Berührung dieses Volkes mit Persien und dem christlichen Griechenland, — als die Kalifen einen Theil des Orientes eroberten und mit den Sassaniden und den Kaisern von Byzanz im Verkehr traten. Die arabischen Häuptlinge ließen Künstler aus den civilisirten Ländern kommen, deren Herren oder Nachbarn sie geworden. Diese Thatsache, die sich bei allen Völkern und in allen Epochen der Geschichte wiederholt, wird von den ältesten arabischen Schriftstellern bestätigt. Einer derselben, Ebn Kaldun, drückt sich darüber folgendermaßen aus: „Man sieht, daß die Nomadenvölker, bei welchen die Civilisation erst im Entstehen ist, zu andern Ländern ihre Zuflucht nehmen müssen, um kunstgeübte Männer zu gewinnnen." Aber bei einem so intelligenten und phantasiereichen Volke mußte sich rasch eine nationale Kunst entwickeln: es bildete sich bald ein eigenthümlicher Styl, eine ächt arabische Kunst, die ihre Producte weit über den Orient und Occident hin verbreitete. Neu in Erfindung und Formen, die sich hauptsächlich auf geometrische Züge zurückführen ließen, entfaltete sich dieser eigenthümliche und feine Geschmack selbst in den kleinen häuslichen Gegenständen: in Meubeln, Einbänden, Stickereien und Schmuck aller Art.

Das Vorhängeschloß, das unser Bild darstellt, beweist die Fruchtbarkeit dieser Kunst, die Alles mit den feinsten Formen und geschmackvollsten Ornamenten zu bereichern wußte. Selbst der Mechanismus ist außerordentlich sinnreich. Der Schlüssel, den man horizontal hält, wird mit

dem Theile A in den auf schwarzem Grund mit A bezeichneten Punkt gesteckt; ein eisernes Band, das hinter der vordern Platte liegt, tritt bis zum Punkte B in die Oeffnung des Schlüssels. Dann zieht man den Schlüssel bis C, um die springenden Theile durchgehen zu lassen; ein Druck auf die innern bei B und D angebrachten Federn öffnet endlich das Schloß.

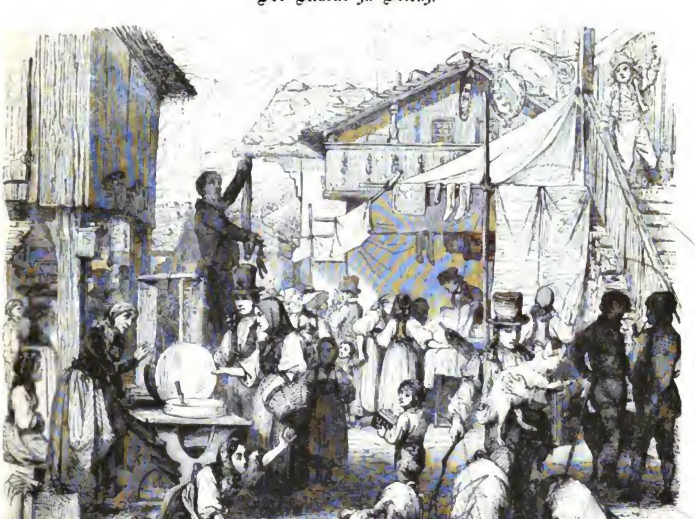
Die Türken, wie die Araber, ließen byzantinische Künstler kommen, die einen großen Einfluß ausübten, wie dies alle ältern Arbeiten beweisen.

Vom 17. Jahrhundert an wurde die türkische Kunst in Folge ihrer Berührung mit Deutschland und Polen eine durchaus andere: Sultan Osman schickte sogar Künstler nach dem Occident, um dort Studien zu machen, freilich zu sehr schlecht gewählter Zeit, da damals gerade der Muschelstyl in seiner höchsten Blüthe stand.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Forbe von Lowson & Comp. in London.

Digitized by Google

Der Markt zu Brienz.



Die Schweiz hat keine großen Messen mehr, seitdem die von Basel und Luzern ihre Bedeutung verloren: aber es gibt keine noch so kleine Stadt, ja kaum eine Dorfschaft, die nicht ihren Jahrmarkt hätte. Zumeist zieht ein solcher Markt jedoch nur die Bewohner der nächsten Umgebung herbei, wenn nicht eine besondere Spezialität ihm einen Namen gemacht, wie der eine Markt die Pächter von nah und fern versammelt, wo das schönste Vieh zum Verkaufe kömmt; während ein anderer Markt seine Wichtigkeit durch die Pferde, ein dritter durch die Käse hat.

Im Uebrigen hat ein Land wie die Schweiz, wo die Leute in Folge der Art ihrer Arbeit vielfach zerstreut und einsam leben, das Bedürfniß, die alten Sitten aufrecht zu erhalten und dem Landmanne die Gelegenheit zu geben, sich ein oder zweimal im Jahre mit den Waaren zu versehen, welche die moderne Civilisation reicher als je zu Verkaufe bringt. Bricht der Tag des benachbarten Jahrmarktes an, so spannt man ein gutes Pferd vor den Charabanc und setzt sich mit der ganzen Familie in den Wagen: der Vater zuerst als wichtigste Person, dann die Mutter, um die kleinen Einkäufe zu machen, und die Kinder, weil es ohne sie kein Fest gibt, weil man's ihnen auch gar zu oft versprochen und weil es endlich mit zu viel Gefahr verbunden wäre, sie allein zu lassen. Auf dem Hinweg ist der Vater der Lenker des Pferdes, auf dem Heimweg häufig die Mutter; man ahnt wohl den Grund: die Weine der Schweiz sind gar zu schwer, wenn man nicht Wasser darunter gießt, und das thut der Herr vom Hause niemals.

Wir wünschten unsern Touristen, daß sie die malerischen, bunt durcheinander gemischten Nationaltrachten sähen. Brienz ist im Monat November und am Tage des Marktes nicht mehr das Brienz, das ihr im Monat Juli und August von Engländern überschwemmt gesehen: das Oberland zeigt sich nun in seinem ganzen Glanze; der Schnee hat die Zugvögel verjagt; man sieht nur die Schweiz, deine Augen sagen dir das, wie deine Ohren.

Dort steht ein Kurzwaarenhändler, der in seinem rohen Patois mit den Fleckseifencharlatans um die Wette schreit. Seine Nachbarin, wenn auch minder marktschreierisch als er, weiß ihre Käse doch ebenso gewandt anzupreisen, in einem steckt bereits das Messer, zum Kosten einladend. Und mit all' dem Lärm des Marktes vermischt sich das unharmonische Grunzen der Schweine, die in ihrem tölpischen Gange die Verkäuferinnen von Töpferwaaren beunruhigen.

Die beiden Bauern, welche plaudernd bei einander stehen, der eine rauchend, der andere seine Ziege hütend,

Digitized by Google

unterhalten sich, wenn uns nicht Alles täuscht, von den letzten Wahlen und dem neuen Geld.

Indessen wählen ihre Frauen und Töchter Stoffe aus und berechnen mit ebenso großem Geschmack und Tact, wie die Damen der Residenz, ob Dessin und Farbe ihnen zu Gestalt und Teint stehen werden. Die Bernerinnen sind ja ohnedieß die elegantesten Frauen der Schweiz. Bleibst du einige Augenblicke auf diesem Platze stehen, so siehst du bald eine der hübschen Frauen des Haslithales mit ihrem kleinen, blumengeschmückten Hute, der coquett auf die Seite gedrückt ist, mit den langen, in Zwickeln herabfallenden Haaren, mit dem Halsband von Sammt, an welchem zwei Ketten hängen, die sich um den Arm winden und sich hinten einhäkeln, mit den Bauschärmeln, die so weiß sind, wie die Jungfrau und so hübsch zu der rosigen Farbe der Trägerin stehen. Wenn diese junge Königin des Thales an dir vorüberkömmt und dich eines züchtigen Blickes aus ihren blauen Augen würdigt, so begreifst du, daß sie auch die Königin des Tanzes sein wird, der sodann im Gasthaus zum Bären beginnt. Der Abend bricht ein und die Wirthshäuser füllen sich. Das Gequicke der Klarinette und der Lärm der Trommel laden zum Vergnügen des Tanzes; spät in der Nacht erst sucht jedes seine Herberge — die Einen jauchzend vor Freude, die Andern schwer und müde vom Trinken. Aus der Ferne hört man noch das Echo des lustigen Jodlers durch die Nacht hinklingen. Brienz liegt ihm schon ferne und das Geräusch des Marktes ist verstummt — nur das ewige Rauschen der Gießbäche dauert fort.

König Hirsch.

(Fortsetzung.)

Christian fühlte sich begeistert von dem Gedanken, daß er bereits in so früher Jugend eine so männliche That vollführen sollte und folgte muthig dem Zwerge, der ihn durch mehrere unterirdische Gewölbe zu einem Eisenthore führte, das er mit einem Schlüssel öffnete, welchen er bei sich trug. Sie traten in den Gang. Er war noch immer ganz dunkel und wurde nur schwach von einem kleinen Lichte beleuchtet, das der Nire trug. Die Luft war dumpf und schwer. Kaum waren sie einige Schritte gegangen, als mehrere große, wilde Hunde mit glühenden Augen und mit gräßlichem Heulen und Bellen ihnen entgegenstürzten; es klang jedoch nur gedämpft, wie die Musik, die Christian zu Nacht im Saale gehört. Der muthige Knabe wandte sich sogleich an sie, besänftigte sie mit freundlichen Worten und schmeichelte ihnen. Augenblicklich wichen sie scheu zurück und folgten ihm auf dem Bauche kriechend und beständig heulend. „Recht! mein braver Junge!“ sagte der Zwerg, „das sind Dianens Hunde, die den Besten schrecken können, aber es hat nichts zu bedeuten. Es ist elendes, muthloses Zeug, wie die ganze Bande.“ Ihr peinliches Geheul war indeß so gräßlich, daß Christian zitterte. Nun kamen auch Eulen und Fledermäuse mit menschlichen Gesichtern, flogen an ihm vorüber und schlugen ihm mit den kalten, feuchten Flügeln um die Ohren. Christian konnte kaum mehr vorwärts kommen und fühlte sich matt und beängstigt. Er stand einen Augenblick stille; aber rasch griff er nach dem Taschentuch, warf es über sein Gesicht, nahm den Zwerg unter dem Arm und verdoppelte seine Schritte, indem er mit lauter Stimme zu singen begann: „König Christian stand am hohem Mast.“ Das Geheul der Hunde verstummte sogleich beim ersten Laut der reinen klaren Stimme des Knaben, und ehe der Gesang zu Ende, waren auch alle Thiere verschwunden und die beiden Wanderer gingen raschen Schrittes vorwärts. Auch die Luft schien reiner. „Das war ein schöner Gesang!“ sagte der Zwerg! „gesegnet seist du, mein Knabe! du hast die heidnischen Kreaturen verjagt. Ja, nichts vermag eines Menschen Macht zu widerstehen, wenn er gut, unschuldig und muthig ist, wie du. Aber steh, nun sind wir am Ziele unserer Wanderung.“

Eine kleine Eisenthüre zeigte sich an der Seite des Ganges, der sich noch weiter auszudehnen schien. Der Nire öffnete die Thüre und sie traten in eine Grotte, deren Schönheit Christian bezauberte. Die glänzenden Wände waren mit blühenden Pflanzen überwachsen, die sich an ihnen hinaufrankten und einen Bogen unter der Decke bildeten, in dessen Mitte eine Oeffnung wie ein Fenster war, durch welches man die klare Quelle fließen und ein spiegelklares Glas bilden sah, in welchem das Himmelslicht niederströmte. Das Morgenroth warf in diesem Augenblicke seine ersten Strahlen herein, und färbte alles mit einem röthlichen Schimmer. Rund umher leuchteten Johanniswürmchen wie kleine Sterne zwischen dem dunkeln Laube. Ein starker Wohlgeruch war durch die Luft verbreitet, wie wenn Blumen nach einem milden Regen duften. In blühenden Nischen an den Wänden waren kleine Sitze, überkleidet mit schneeweißen, mit Blumen durchwirkten Teppichen von jenem feinen Gewebe, das die Elfen verfertigen und im Mondschein bleichen. Von einem dieser Sitze erhob sich ein junges Mädchen mit frommem, lieblichem Angesichte. Die langen weißen Kleider schienen wie Silber zu leuchten, und die glänzenden blonden Haare fielen bis auf den Boden. Mit Augen wie die klare, dunkelblaue Quelle sah sie Christian an und sagte zu dem Zwerge: „Ist dies der Knabe, von dem du gesprochen?“ Der Nire antwortete: „Ja, fromme Jungfrau? Ich lasse ihn allein mit dir und will vor der Eisenthüre ihn erwarten.“ Kirsten Piil sagte nun zu Christian mit einer himmlischen Würde und Milde: „Ich kenne deinen Auftrag. Der unglückliche König und sein Gefolge sind von dem Zauber erlöst, sobald ein Knabe, wie du freiwillig um Mitternacht, wenn die Dämonen lebendig werden, in den Spiegel schaut.“ „Darf ich dich fragen, edle Heilige,“ sagte Christian ehrerbietig, „was sieht man in dem Spiegel?“ „Ein leibliches und anschauliches Bild des Todes, das alles Lebendige versteinert,“ antwortete Kirsten ernst. „Aber,“ sagte Christian, „wenn nun auch ich zu Stein würde, was sollte aus meinem armen Vater werden? Wie kann ich ihm denn einen so großen Kummer bereiten?“ Kirsten sah ihn mild an und sagte: „Mein gutes Kind! Bedenke, daß du nun einmal in diesen Zauberkreis hineingezogen bist und wenn du die Probe nicht bestehst, du und dein Vater den Verfolgungen dieser bösen Mächte und dem Zorne dieser sonst guten, aber etwas rachesüchtigen Niren und meines Volkes ausgesetzt sind. Auch glaube ich nicht, daß dieses Bild dich versteinern oder tödten wird. Dieses Bild ist nicht das gleiche für Alle und ein kindlich Herz kann der versteinerten Kälte wohl widerstehen. Trinke Muth aus meiner Quelle — hier in diesem Becher fließt Wasser aus ihr.“ Damit reichte sie ihm einen schönen Krystallbecher, voll von dem klarsten Wasser. Christian wollte trinken, hielt jedoch einen Augenblick inne; denn da seine Lippen das Glas

Digitized by Google

berührten, sah er sein eigen Bild darin, und hinter ihm die Quellen-Nymphe, die die Hand über ihn hielt, als wollte sie ihm den Segen auf den Weg geben. „Weßhalb trinkst du nicht?“ fragte sie. „Fromme Jungfrau!“ antwortete Christian: „Ich denke daran, daß das Bild, das ich bald im Spiegel sehen werde, kaum so tröstlich sein mag, als das, welches ich hier im spiegelklaren Wasser gewahre.“ Mit diesen Worten leerte er den Becher und fühlte sich leicht und froh. Er fand seinen Begleiter vor der Thüre und ging mit ihm den Weg, den sie gekommen waren.

Der unterirdische Gang war nun vollkommen frei von allen Hindernissen und die Luft gereinigt. Sie schritten neben einander her, ohne viele Worte zu wechseln. „Ich will,“ sagte der Zwerg, „dich auf einem kleinen Umweg zum Orte unserer Bestimmung führen, damit du sehen kannst, wie es hier außen zugeht.“ Er öffnete nun eine andere kleine Eisenthüre im Gange und führte Christian in einen großen Wald hinaus, der in ein nebelhaftes Halbdunkel gehüllt war und in welchem die Gegenstände eine traumhafte Gestalt annahmen. „Dies,“ sagte der Zwerg, „ist das Traumreich der Betrunkenen. Diese Menschen sehen nur halb im wirklichen Leben; ihre andere Hälfte hält sich in dieser Nebelwelt auf. Alle Rohheit und Pöbelhaftigkeit zeigt sich hier in ihrem elenden Schattenzustande, während sie oben auf der Erde sich nur allzugerne den Schein von etwas Wirklichem gibt.“ Bald bemerkte Christian die Wahrheit der Worte des Zwerges, denn eine Menge blasser, wankender Schatten taumelte unsichern Schrittes an ihm vorbei. Einige tranken aus leeren Gläsern, in welchen sie den köstlichsten Wein enthalten glaubten, Andere spazierten Arm in Arm mit Schatten häßlicher Frauen, in welchen sie die größten Schönheiten sahen; Andere spielten Kegel, aber die Kugeln waren lauter Todtenköpfe; noch Andere tanzten, aber die Musikanten waren Eulen und Grillen. In einem Graben zur Seite eines Wagens lag Herr Blitz mit seinen Zechbrüdern und seinem Sohne Peter, alle Drei betrunken und in den tiefsten Schlaf begraben. Christian konnte sich nicht enthalten, Peter in die Nase zu kneipen, um zu sehen, ob noch Leben in ihm sei. Er zappelte mit den Beinen und geberdete sich schrecklich dabei. „Schon gut,“ sagte der Zwerg, „morgen wird er einen blauen Fleck an der Nase haben; auch ist er von dem Falle in den Graben am ganzen Leibe geschunden.“ Bei näherer Betrachtung der Waldbäume war Christian sehr erstaunt über ihr wunderbares Aussehen. Sie hatten Blätter und Früchte, aber die Blätter waren Banknotten und die Früchte Dukaten und Silberthaler. „Dieser Wald,“ sagte der Zwerg, „ist aus dem Gelde emporgewachsen, das die Zechbrüder bei ihren Vergnügungen verlieren. Sie thun zwar Alles, was sie können, um ihr Geld durchzubringen, aber was zur Erde fällt, ist nicht verloren; es wächst und trägt Früchte. Sieh', welch' großer Wald! Hier ist eine Nieseneiche; ihre Blätter sind lauter Hundertthalernoten und ihre Früchte lauter holländische Dukaten. Die kleineren Bäume haben geringere Blätter und Früchte.“ Christian konnte den majestätischen Eichbaum nicht genug bewundern. „Sollte es nicht erlaubt sein,“ fragte er, „einige Blätter von diesem Baume zu pflücken? ich möchte sie gerne meinem armen, armen Vater geben, der jahraus jahrein im Krämerladen stehen muß und beinahe nie einen grünen Baum sieht.“ — „Recht gerne!“ antwortete der Zwerg, „pflücke soviel du willst.“ Christian ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern füllte seine Taschen so voll mit Eichenblättern, daß er wie ein Esel bepackt war und kaum von der Stelle gehen konnte; und als nichts mehr in die Taschen ging, füllte er auch noch Hut und Stiefeln mit so viel Geld, als Platz fand. Darauf gingen sie einen andern Weg zurück nach dem unterirdischen Gange.

Der freundliche Nire führte ihn in das Zimmer, das sie bei Tagesanbruch verlassen. Das Feuer brannte wieder lustig im Kamin und erhellte das Gemach. Der Tisch war aufs Neue gedeckt, und nachdem der besorgte Wirth eine Mahlzeit für Christian aufgestellt, die dieser mit frischem Muthe genoß, öffnete er die Thüre zu einem kleinen anstoßenden Zimmer, wo ein gutes Bett aufgeschlagen war, indem er sagte: „Du sehnst dich nach Ruhe, mein Knabe: hier lege dich nieder. Ich werde dich schon wecken, wenn es Zeit ist.“ Christian ließ sich dieß nicht zweimal sagen. Er legte sich sogleich zu Bette und schlief ein. Im Traume glaubte er sein verstorbenes kleines Schwesterchen zu sehen. Sie war bleich, aber schön, und trug zwei weiße Flügel an den Schultern. Sie lächelte und hielt Christian die kleinen Arme entgegen.

(Schluß folgt.)

Guadalajara.

Die Stadt Guadalajara liegt acht Meilen nördlich von Madrid, am linken Ufer des Henares. Eine alte Brücke, einige monumentale Ueberreste und Inschriften beweisen, daß die Römer an diesem Orte eine nicht unbedeutende Niederlassung gehabt. Die eigentliche Geschichte der Stadt datirt jedoch von den Zeiten der Eroberung durch die Araber: diese gaben ihr den Namen Guadalhiechara oder Guadalarriara, und als Zeugen ihrer Herrschaft zeigt man noch jetzt einige Mauerreste und zwei Moscheen, von denen die eine als Kirche von San-Miguel dem katholischen Cultus, die andere als Gefängniß dient.

Im Anfang des letzten Jahrhunderts gelangte Guadalajara zu einem Grade von Reichthum und Gewerbsthätigkeit, der dem übrigen Castilien fremd blieb. Der Cardinal Alberoni, erstaunt darüber, daß die feine Wolle, welche Spanien im Ueberfluß erzeugt, zu niederen Preisen außer Landes ging, um als theures Tuch oder Wollgewebe zurückzukehren, beschloß, sein Vaterland der fremden Industrie zu entziehen. Er ließ aus Holland mehrere erfahrene Fabrikvorstände und viele tüchtige Arbeiter kommen und errichtete eine große Fabrik im Schlosse von Areca, das in einer während der Hitze sehr ungesunden Gegend liegt. Die Krankheit griff auch bald unter diesen an ein kälteres Klima gewöhnten Menschen um sich und schon 1719, ein Jahr nach ihrer Ankunft in Spanien, mußte man ihren Aufenthaltsort ändern. Die Stadt Guadalajara wurde wegen ihrer gesunden Lage gewählt; es entstanden große Etablissements und in kurzer Zeit war die alte Maurenstadt eine Fabrikstadt. Eine strenge und umsichtige Verwaltung sicherte das Gedeihen dieser großen Manufacturen; ein reiches Feld des Handels war ihnen durch das Monopol eröffnet, das Spanien für den Import in Amerika hatte. In kurzer Zeit rivalisirten seine Erzeugnisse nicht allein mit denen des übrigen europäischen Continents, sondern es konnte seine Waaren sogar 15 bis 20 Prozent billiger liefern, als andere Länder.

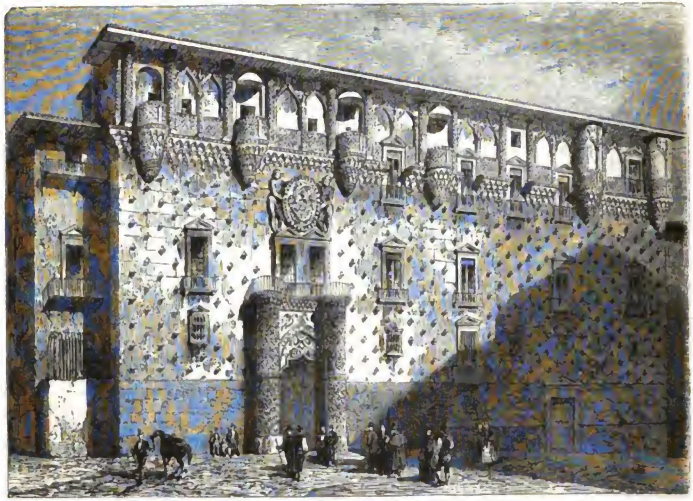
Im Jahre 1757 trat die spanische Regierung diese Fabriken an die Corporation der Tuchhändler von Madrid

Digitized by Google

für die Zeit von 10 Jahren ab und sicherte ihr große Privilegien zu; aber Unfähigkeit und Unreellität schadeten dem Unternehmen auf jede Weise. Nach Verfluß der zehn Jahre gaben sie die Fabriken mit großen Verlusten zurück. Die Regierung sah sich gezwungen, die Sache selbst wieder in die Hände zu nehmen; aber das alte Vertrauen war verloren, ungeheure Summen in kurzer Zeit verschleudert. Während die Physik und Chemie große Fortschritte im übrigen Europa machten und man die Resultate auf die Weber- und Färbekunst anwandte, blieb die Fabrik von Guadalajara beim Alten: die Märkte des Continentes schlossen sich deßhalb ihren Fabrikaten. Amerika selbst beschränkte seine Bestellungen und die Sache ging rasch ihrer Auflösung entgegen. Die Ereignisse von 1808 gaben dem Etablissement den Todesstoß. Einige ausländische Unternehmer, welche 1826 einen Versuch der Wiederherstellung machten, ruinirten sich dadurch und seit dieser Zeit ist nicht ferner daran gedacht worden.

Wenn Guadalajara noch heute dann und wann Freunde in seinen Mauern sieht, so sind es nicht mehr Industrielle, sondern Kunstfreunde, die, nachdem sie Madrid verlassen, um die Kirche von San-Ildefonso und das Grab des Cardinals Mißeros, ein vortreffliches Werk des sechzehnten Jahrhunderts, zu besuchen, nun auch noch den berühmten Palast der Herzoge von Infantado sehen wollen.

Einigen Gelehrten zufolge wurde dieser Palast von



Facade des Palastes von Guadalajara.

dem Cardinal Mendoza, aus dem Hause der Infantado, welcher zu Guadalajara geboren und gestorben ist, erbaut. Der Styl des Gebäudes scheint diese Behauptung zu rechtfertigen. Die Facade gibt uns eine klare Anschauung von dem ganzen Bau: die Ornamentik gemahnt an feudale Sitten; die vorspringende Galerie, welche das Gebäude krönt, hat mehrere Zwinger, die zur Vertheidigung bestimmt zu sein scheinen; zwei Thürmchen zu beiden Seiten der Thüre vertreten die Thürme, welche ehedem neben den Festungsthoren standen. — Die Ornamentik trägt die Kennzeichen des Uebergangs aus dem mittelalterlichen Styl in die Renaissance. Man weiß, wie selten vollkommen erhaltene Uebergangsbauten sind. Ehemals baute man Kirchen und Paläste nicht so rasch: mehrere Generationen folgten aufeinander, ehe das Gebäude vollendet war und jeder Architect baute an dem Werke nach dem Geschmacke seiner Zeit fort: deßhalb sind die in einer Epoche vollendeten Werke selten; der Palast von Guadalajara ist eine dieser glücklichen Ausnahmen.

Aus einem unerklärlichen Grunde befindet sich die Thüre nicht in der Mitte der Fronte. Sollte es wahr sein, daß das Recht, die Thüre in der Mitte des Gebäudes zu haben, in früheren Zeiten ein Vorrecht der spanischen Krone war? Man sieht allerdings bei keinem der Häuser des spanischen Adels, welches vor der Mitte des letzten Jahrhunderts erbaut ist, die Hauptthüre im Mittelpunkt des Gebäudes.

Im Innern hat der Palast große Veränderungen erlitten. Die Sitten des letzten Jahrhunderts konnten die alte Eintheilung der Zimmer nicht respektiren. Fenster von ziemlich modernem Styl traten an die Stelle der ursprünglichen edlen Linien. Aber weit mehr stutzt der Künstler bei dem Anblick des Hofraums. Welch' eigenthümlichen Eindruck machen die kalten, glatten toskanischen Säulen, welche diese Steinspitze tragen! Ferner denke man sich, daß eine ganze Seite der oberen Galerie zugemauert wurde, um Zimmer für die Dienerschaft zu gewinnen. Der Herzog von Ossuna und Infantado, der jetzige Besitzer dieses schönen Palastes, ist ein Mann

Digitized by Google

von Geschmack; vielleicht gefällt es ihm, diese prachtvolle Galerie wieder herzustellen.

Man bewundert in dem Palaste die hohen Plafonds mit dem herrlichen, reich geschnitzten und bemalten Getäfer, die mit Fayence geschmückte Fußverblendung (azulejos). Große Kamine mit reichen Sculpturen gemahnen an die Zeiten, der mit Eisen bedeckten Krieger, an die Zeiten, in welcher die Prälaten Königreiche regierten; aber man lächelt über diesen Traum, wenn der Blick auf die Kleidung der Diener, oder auf ein Billard fällt, das in einem der schönsten Zimmer steht.

Der Saal, der den Namen Sala de los Linages führt, weil die Bilder, die ihn schmückten, die Wappen der meisten spanischen Granden darstellten, ist die Perle dieses herrlichen Juwels, aber seine Breite entspricht seiner Länge nicht. Das kolossale Kamin, das an einem Ende steht, ist ein Prachtwerk der Sculptur. Am Plafond sind die Erinnerungen der arabischen Kunst glücklich mit dem gereinigten Geschmacke der Renaissance vermischt. Was diesem Saale ein eigenthümliches Gepräge gibt, ist seine reiche Vergoldung; ein alter Schriftsteller sagt von ihr, es sei eine Gluthpfanne von Gold, una asuca d'oro. Heutigen Tages werden die alten Meubeln darin aufbewahrt, und der Staub bedeckt den einstigen Glanz.

Man erzählt, daß Franz I. auf seiner Reise nach Madrid, nach der Schlacht von Pavia, im Schlosse Gua-

Der Hof des Palastes von Guadalajara.

dalajara abstieg, wo der Herzog von Infantado ihn auf's Glänzendste bewirthete. Da der Herzog jedoch wegen der Gicht den König nicht nach dem prachtvoll erleuchteten Saal de los Linages begleiten konnte, so beauftragte er den Grafen von Tendilla und den Marquis von Mondejar mit den Honneurs des erlauchten Gefangenen. Ein Dichter, Don Alonzo Nunnez de Castro, schilderte diesen Besuch und zählte die adeligen Wappen auf, die den Saal schmücken, — ein kostbares historisches Document.

Das Wappen von Guadalajara stellt einen Ritter zu Pferde und vom Kopf bis zu Fuße gerüstet vor, zum Andenken an Alvar Fanez di Minaja, dem treuen Kampfgenossen des Cid. Alvar kämpfte in 79 Schlachten, welche der berühmte Cid Campeator den Mauren lieferte, und befreite Guadalajara von dem Joche der Ungläubigen.

Die Dünen.

Von L. Wienbarg.

Von den Dünen hatte ich mir eine ganz falsche Vorstellung gemacht, ich dachte sie mir als ein für die National-Oekonomie völlig todtes Kapital. Dieses sind sie keineswegs. Ich will nicht einmal der vielen Hasen und Kaninchen gedenken, auf welche man vom Helder bis an die Hoek von Holland Jagd macht, ich bemerke nur, daß diese Jagd nach der Meinung holländischer Gelehrten den alten Kaninefaten, das ist Kaninchenfressern, den Namen gab. Wahrhaft nützlich machen sich die Dünen durch Wiesenwachs und Kartoffelbau. Es blühte eine Kartoffel in den Dünen, welche mit der Kastanie wetteifert, und man sieht Wiesen, worauf die fettesten Kühe weiden. Nichts ist überraschender, als vom kahlen Rücken einer Düne plötzlich in ein langes, grünes Thal hinabzusehen, wo Bäche rieseln, Kühe brüllen, Pferde und Füllen springen und wiehern. In der That, wer seine Güter in den Dünen

Digitized by Google

hat, ist besser daran, als wer sie im Monde hat, wie Don Ranudo und mancher deutsche Graf.

Die Leute leben da freilich sehr einsam, allein an Unterhaltung fehlt es ihnen nicht. Das Meer rauscht, die Wolken ziehen, die Nebel tuschen die entfernten Gegenstände, der Sand tanzt auf den Hügeln und von Zeit zu Zeit streifen Jäger und Hunde vorüber, und die Dünenbauern selbst gehen auf die Jagd und lassen sich die Kaninchen ebenso wohlfeil schmecken, wie die alten Kaninefaten, ihre Vorfahren.

Ich habe fast tägliche Wanderungen in diesen Sandhügeln gemacht und daher sind sie mir ziemlich bekannt und fast lieb geworden. Was der Wuth der Westwinde nicht beständig ausgesetzt ist, findet man beleidet mit mehrerlei Arten Moos und insbesondere mit den Halmen zweier Sandpflanzen, welche mit dem krausen Wirrwarr ihrer Wurzeln und Haarwurzeln den feinkörnigen Muschelsand so tief und dicht durchflechten, daß der Kartoffelarbeiter oft Mühe hat, diesen mit scharfen Spaten zu durchstoßen. Genannten Sandpflanzen muß man die Erhaltung der Dünen zuschreiben, welche ohne dieselben längst in alle Winde verweht wären. Die eine wächst büschelartig aus einer Knolle, deren Stiel oder Wurzel lothrecht im Sande steckt, der Holländer nennt sie halm. Die andere Art, eine Quecke, treibt nur einzelne grüne Schosse aus Licht, ihre schlanke, starke, in Knoten abgesetzte Wurzel läuft wagerecht im Sande und wird durch feine lange Haarwurzeln an jedem Knoten festgehalten. Diese Wurzeln durchkreuzen sich labyrinthisch unter einander, es hält daher nicht leicht, sie unzerrissen herauszuziehen, sie sollen mitunter eine Länge von zwanzig Fuß erreichen. Ich besitze eine abgerissene von acht bis zehn Fuß, ich, denn ich habe mir ein Vergnügen daraus gemacht, sämmtliche Dünenpflanzen eigenhändig aus dem Sande aufzukratzen und einzusammeln. Ich kenne daher die Flora der Dünen beinahe so gut, wie Alexander Humboldt die Flora der Cordillerad de los Andes.

Ich habe sogar der Bildung der Dünen, ihrem Namen und ihrer Geschichte nachgespürt, und will darüber Alles auskramen, was ich gelernt und gedacht habe. Die Dünen — Duin, Dun ist ein celtisches Wort, bedeutet Höhe, wie es scheint, so Lugdunum Dünsicht — die Dünen sind offenbar durch mächtige Stürme der Vorzeit aufgeworfen, wozu der aufgeregte Meergrund seinen Sand verschüttete. Diese Stürme kamen aus Nordwest oder vielmehr aus West-Nordwest, weil alle bedeutenden Windgruben, nackte Stellen, große Thäler nach dieser Richtung liegen. Die Dünen werden von den römischen Schriftstellern, welche von der batavischen Insel sprechen, namentlich von Tacitus und Plinius, durchaus nicht erwähnt, weder dem Namen, noch der Sache nach. Darauf beruht die hergebrachte Meinung hier zu Land, welche die Zeit ihres Ursprungs hinter Karl den Großen setzt. Nach dieser Zeit werden sie wirklich in alten Handschriften genannt, obwohl nicht als etwas Neues. Ich vermuthe, sie sind älter, wenn auch nicht so breit und hoch, wie sie daliegen. Wie war es möglich, denke ich, daß die batavische Insel ohne das Dünenbollwerk einem an Zahl nicht unbedeutenden Volksstamme zur Wohnung hat dienen können, da, wie bekannt, diese Insel tiefer liegt, als die See. Brächen die Dünen in diesem Augenblick durch, so wäre ich ein Kind des Todes und Hunderttausende mit mir. Ohne starke und hinlänglich hohe Seedeiche läßt sich an keine Bevölkerung in Holland denken. Die Bataver, die Kaninefaten, welche längs der Küste wohnten, müßten solche Deiche, die Dünen, bei ihrer Ankunft aus dem Lande der Katten vorgefunden haben, um nur ihre erste Niederlassung bewerkstelligen zu können. Auch weiß man nicht, daß sie große Deichbauer gewesen sind, man liest vielmehr daß sie erst von den Römern die Anfänge der Wasserbaukunst gelernt haben. Diese Leute, sagt man, wohnten auf Hügeln zerstreut im Lande umher. Dadurch retteten sie sich allerdings vor dem Ersaufen. Aber wie retteten sie sich vor dem Verhungern, wenn das Land Jahr aus Jahr ein unter Wasser stand? Und wo kamen die schönen Kaninchen her, welche die Kaninefaten fraßen, wenn es keinen Hochsand an der Küste gab, worin diese Thierchen nisten und hecken konnten? Und wie reimt sich damit die Sage von dem alten großen Walde, weicher in der Entfernung einer Stunde von der Küste das Land von einem Ende zum andern bedeckt haben soll und als dessen Ueberreste man noch den Haager Busch und das Holz von Haarlem angibt?

Ich meine, es gab schon vor Ankunft der Bataver einen Sandwall längs der Küste. Dieser hat sich nur im Laufe der Jahrhunderte erhöht und ausgebreitet. — Unter Haarlem sind die Dünen am breitesten und höchsten; dort ist auch die Küste am tiefsten ausgeschnitten. Beim Haag sind die Dünen eine gute halbe Stunde breit; je weiter nach unten und je mehr das Land nach Westen gewinnt, desto schmaler und niedriger wird die Sandkette. Auf den vorspringenden Inseln der Maas sind die Dünen stellenweise schon ganz verweht, ein Beweis, daß sie dort sehr niedrig und schmal aufgeworfen waren. Dort hat man auch unter den verwehten Dünen einen alten künstlichen Deich aus der Römerzeit entdeckt oder entdecken wollen. Vielleicht sind die Dünen in jener Gegend mehr als einmal verweht und aufgeworfen.

Man unterscheidet drei Reihen, 1) die Küstenreihe, 2) die mittlere, welche die breiteste und höchste ist, und 3) die äußere letzte, welche vielleicht der Zeit nach die erste und älteste ist. Diese hat ein mehr haidenartiges Ansehen, auf keiner der beiden andern wächst das gewöhnliche Haidekraut, welches sie fortbringt. Zwischen ihr und der mittleren Reihe liegen fast ununterbrochene Wiesen und eine gute Zahl einzelner Bauerhäuser und Hofstätten.

Man könnte außerdem die lange Sandbank, welche sich an der Küste von Holland hinzieht und größeren Schiffen das Anlanden bei Scheveslingen, Katwyk u. s. w. unmöglich oder gefährlich macht, als vierte Dünenreihe hinzufügen. Sie ist vermuthlich die große Streusandbüchse, welche der holländischen Küste mit jeder neuen Fluth frischen Sand zuführt und dieselbe von Jahr zu Jahr höher legt. Feindin der holländischen Schifffahrt, hat sie den Texel und die Mündungen der Maas und des Rheins versandet und außerordentliche Kosten zur Anlegung großer und tiefer Kanäle nothwendig gemacht. Die Mündungen der Schelde sind dagegen von diesem Uebel weit mehr verschont und für die größten Schiffe offen und fahrbar geblieben. Ein beneidenswerther Umstand für Antwerpen, der in Verbindung mit der vortheilhaften Handelslage der Stadt und deren geräumigem und schönem Hafen Antwerpen zu einer der ersten Handelsstädte der Welt machen wird, sobald es nämlich den eifersüchtigen Holländern nicht zum zweiten Mal gelingt, durch die Schließung der Schelde ein unerhörtes Verbrechen zugleich an der Natur und an der Gesellschaft zu ernennen, oder auch durch übertriebene Ansprüche, durch ihre Tonnen- und Lootsenrechte und

Digitized by Google

andere ungebührliche Beschränkungen der freien Stromfahrt der Stadt Antwerpen die natürlichen und rechtmäßigen Vortheile ihrer Lage zu schmälern.

Landelin Ohmacht.

Im Jahre 1772 kam ein Bauer aus dem Schwarzwalddorfe Dunlingen zu dem alten Bürgermeister Gaffner in Rottweil und beklagte sich bitter über seinen Sohn, der, wie er sagte, die Zuchtruthe seiner ehrbaren Familie sei.

„Die beiden Schwestern," fügte Nicolaus Ohmacht hinzu, „sind kreuzbrave Mädchen, aber den Landelin hat seine Mutter zur Sühnung unserer Schulden geboren. Obgleich er schon zwölf Jahre alt ist, kann er doch noch nicht mal einen Kohlkopf von einer Rübe unterscheiden, und es soll mich Alles wundern, wenn er einen Gaul nicht am Schwanze aufzäumt. Weil ich sah, daß er eben zu gar nichts taugt, ließ ich ihn das Vieh weiden; aber da zings noch viel schlimmer, denn das Vieh trieb auf fremde Aecker und ich mußte den Schaden zahlen."

„Wo war denn Landelin, daß er nicht darauf Acht hatte?" fragte der Bürgermeister.

„Wo er war?" wiederholte der Bauer; „ganz nah dabei saß er im Gebüsch und schnitzelte Figuren; da sind ein paar Muster davon."

Mit diesen Worten zog der würdige Nicolaus mehrere kleine Figuren aus der Tasche, die aus Holz geschnitzelt waren, wie man sie in Tyrol und in der Schweiz sieht.

Meister Gaffner nahm eine nach der andern und betrachtete sie aufmerksam. Es waren nicht die oft und überall gesehenen Gegenstände der Schnitzkunst, die er etwa nachgeahmt hätte: die Versuche des Kindes trugen das Gepräge der eigenen Erfindung, wie sie das Talent charakterisirt. Der Bürgermeister war Kenner genug, um das zu fühlen. Er erklärte dem Bauern, daß er, statt sich zu beklagen, Grund habe, sich zu freuen und Landelin zu etwas ganz anderem bestimmt sei, als das Vieh zu hüten. Er rieth ihm deßhalb, sich diesem Berufe nicht in den Weg zu stellen und den Knaben zu einem Kunsttischler in die Lehre zu geben.

Nicolaus Ohmacht hörte auf den Rath Gaffners und übergab seinen Sohn einem Holzschneider von Triberg im Schwarzwald.

Landelin fühlte bald, daß er geschickter war, als sein Lehrherr und ging nach Freiburg im Breisgau, wo er seine Lehre vollendete.

Dann begab er sich zu Melchior, einem geschickten Bildhauer in Frankenthal, der sehr geschätzte Abhandlungen über seine Kunst hinterlassen hat. Hier begann Ohmacht seine ernsteren Studien, und die Arbeiten, die er lieferte, brachten ihm einen Gewinn, der, wenn auch noch nicht groß, doch bei seiner Mäßigkeit mehr als ausreichte. Dank dieser strengen Oekonomie, konnte er 1780 seine Familie besuchen und dem alten Gaffner seinen Dank aussprechen, daß er ihn auf den rechten Weg gewiesen.

Der ausgezeichnete Bürgermeister verschaffte ihm einige Arbeiten für die Kirche von Rottweil, wo man noch im Chor zwei Büsten und zwei Compositionen von Ohmacht zeigt.

Nachdem er diese Arbeiten vollendet, kehrte der erst 21jährige Jüngling zu seinem Meister Melchior zurück. In diese Zeit fielen zwei längere Aufenthalte zu Basel und Mannheim, wo er eine große Anzahl Portraits in jenem röthlichen Alabasterkiesel ausarbeitete, den einige Flüsse der Schweiz und Deutschland mit sich führen. Was in diesen zahlreichen Studien von Köpfen vorherrscht, ist eine gewisse Anmuth und Idealität, die die Trivialität der Modelle hebt. Ohmacht sucht, unbewußt und von einem innern Drange getrieben, in den Zügen, die er wiedergibt, die „glückliche Linie"; alles Niedrige und Gemeine verwischt sein Meisel, ohne darüber die Aehnlichkeit zu versäumen; das Gesicht, das er copirt, ist immer leicht kenntlich, aber der Künstler hat es im edelsten Momente aufgefaßt. Wir legen darauf ein besonderes Gewicht, weil es die erhabene Natur des Künstlers kennzeichnet. Der Geschmack für das grimassirte Portrait, das an unwesentlichen Zügen und Linien festhält, ist beinahe immer ein Zeugniß der Unmacht. Die Kunst soll die Statur nicht parodiren, sondern idealisiren, indem sie das Schönste hervorhebt.

In den Jahren 1787 und 1788 besuchte Ohmacht aufs Neue die Schweiz. Er wohnte bei Lavater, dessen Züge er uns erhalten. Der berühmte Verfasser der Physiognomik faßte eine solche Zuneigung für den jungen Bildhauer, daß er eine kleine Sammlung religiöser und philosophischer Maximen für ihn zusammenstellte, welches Manuscript Ohmacht stets dankbar bewahrte und „Andenken an liebe Reisen" betitelte.

Die Arbeiten des ehemaligen Schwarzwälder Hirten hatten sein Einkommen rasch vergrößert und er sah sich durch seine Sparsamkeit bald im Besitze einer Summe, die ihm erlaubte, eine Reise nach Italien zu machen.

Er unternahm 1790 diese Reise. Zwei Jahre blieb er in Rom, studirte die Hauptwerke, besuchte die Ateliers, arbeitete unter den Augen Canovas und lernte sehr viel aus dem Umgang mit den Schülern der französischen Academie. Diese letzteren nährten seine Lust zu theoretischen Studien. Bisher war er mehr einem innern Trieb in seiner Kunst gefolgt; seine erste Erziehung hatte nichts für seine ästhetische Ausbildung gethan; er las nun aber mit Eifer die Schriften Winkelmanns, und erst, als er von Italien zurückkehrte, hatte seine artistische Erziehung ihre Vollendung erreicht; das Herz, der Geist und die Hand waren zum Kampf mit dem spröden Material des Steines und Marmors gerüstet.

Ohmacht hielt sich nun zeitweise in München, Wien und Dresden auf, wo er die Sammlungen studirte. Dann begab er sich nach Hamburg, um ein Grabmonument für den Bürgermeister Rhode auszuführen. Dieses schöne Werk begründete seinen Ruf und erwarb ihm die Freundschaft Klopstocks, des Dichters der Messiade.

Gegen Ende des Jahres 1796 war Ohmacht nach Rottweil zurückgekehrt, wo er die Büste seines ersten Gönners, des alten Gaffner, ausführte. Die Bande der Familie mit denen der Dankbarkeit zu verknüpfen, hielt er nun die Hand der Enkelin des würdigen Bürgermeisters an, die er auch erhielt.

Der neue Bewohner von Rottweil säumte nicht, an den Tag zu legen, daß der Mensch und Bürger in ihm nicht dem Künstler untergeordnet sei. Die Stadt war durch den Krieg ruinirt, das Geld mangelte für die nothwendigsten Ausgaben der Gemeinde und alle Beutel waren verschlossen. Ohmacht öffnete den seinen; er stellte seiner neuen Heimath einen Theil seiner Ersparnisse, 5000 Gul-

Digitized by Google

den, zur Disposition und setzte sie dadurch in den Stand, die wichtigsten Bedürfnisse zu befriedigen.

Er versäumte über diesen bürgerlichen Angelegenheiten jedoch seine künstlerischen Arbeiten nicht. Nachdem er die Büste Erthals, des letzten Kurfürsten von Mainz, in Marmor ausgeführt, begab er sich nach Frankfurt zur Krönung des Kaisers Leopold und arbeitete dort mehrere bedeutende Portraits aus; 1801 wurde er mit dem Denkmal, das man zwischen Kehl und Straßburg für den General Dessair errichtete, beauftragt und ließ sich nun mit seiner Familie in letzterer Stadt nieder, die er nicht mehr verließ und die er stets als seine zweite Heimath betrachtete. Man hat vieles an diesem Monumente getadelt, aber wir müssen zu seiner Rechtfertigung sagen, daß es nicht ausschließlich sein Werk ist. Ohmacht führte nur die Details aus; den Entwurf hatte Weinbrenner in Carlsruhe gemacht.

Nach seiner Niederlassung in Straßburg unternahm er mehrere großartige Werke, die sich unterbrochen an einander anschlossen. Die wichtigsten sind:

Eine Gruppe in Stein, das Urtheil des Paris im königlichen Garten zu München, wird mit Recht als ein Meisterwerk durch die Anmuth der Formen und den Ausdruck der Physiognomien gehalten;

Zwei Marmorbüsten, die des Malers Holbein und Erwins von Steinbach, beide im Besitz des Königs von Bayern;

Eine Neptunstatue für einen Teich, eine halbe Stunde von Straßburg. „Die Gestalt des Meeresgottes, sagt ein Biograph Ohmachts, ist von imposantestem Eindruck: es ist der Gott Homers, der die Erde erschüttert, wenn er von Samos Gebirgen herabsteigt und mit vier Schritten im egeischen Palaste ist;"

Eine aus dem Meere aufsteigende Venus, das bedeutendste Werk Ohmachts. Die es gesehen, versichern, daß es in Ausdruck der Grazie, zarten Scham und Schönheit mit den Werken des Alterthums in die Schranken treten konnte. Ein Particulier, der es erworben, verkaufte es für dreißigtausend Franken an einen Portugiesen, der es nach Lissabon brachte;

Eine Flora, das Pendant zu dieser Venus;

Ohmacht, geboren zu Dunlingen in Württemberg, gestorben zu Straßburg.

Ein Monument, das dem berühmten Publicisten Koch zu Straßburg errichtet wurde; seine Büste krönt einen Altar, über welchen ein geflügelter Genius schwebt, dessen Blicke zum Himmel gerichtet sind; eine Frau mit der Mauerkrone, die Stadt Straßburg, sitzt auf einem Felsen und hält in der Linken den Eichenkranz, der großen Bürgern bestimmt ist;

Die kolossale Büste des Präfecten vom Niederrhein, Lezai Marnesca, im literarischen Casino von Straßburg;

Ein Christus und zwei Statuen des Glaubens und der Liebe; diese drei, für den Großherzog von Baden 1815 im größten Styl gearbeiteten Figuren schmücken die protestantische Kirche in Carlsruhe;

Zwei Heben mit dem Nectarbecher;

Eine Büste Raphaels, nach einem Originalportrait des Meisters;

Eine Flora in Marmor, ein Theil des Monuments für den Musiker Catel in Reims;

Ein Monument für den Kaiser Rudolph im Dom zu Speier;

Eine Statue Luthers für Wittenberg;

Die Monumente des Banquier Hausmann; des berühmten Oberlin; Emmerichs von Reisseissen; Blessigs, eines protestantischen Geistlichen, und Türkheims;

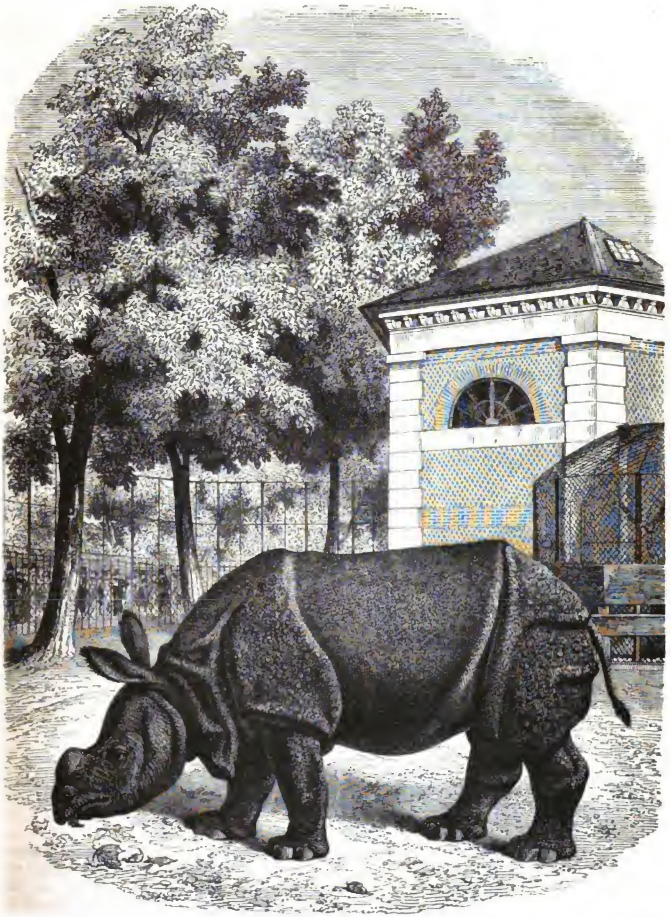
Die sechs Musen im Theater zu Straßburg.

Ohmacht genoß während seines Lebens aller Freuden, die ein berühmter Name geben kann. Seine geschätzten und gepriesenen Werke versetzten ihn in den angenehmsten Wohlstand. Er schlug mehreremal den ihm von deutschen Fürsten angebotenen Adel und Titel eines Hofbildhauers aus, so große Vortheile sich auch damit verbanden. Seine Wohnung glich und gleicht noch einem Museum; die Fremden können darin einige schöne Arbeiten Ohmachts, sowie Bilder berühmter Maler bewundern. Er starb am 31. März 1834. Er hinterließ einen Schüler, Groß, den Schöpfer des Denkmal Klebers, der Broncestatue des Icarus und der Marmorstatue der kleinen Bretonierin im Museum zu Straßburg.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawson & Comp. in London.

Digitized by Google

Das Rhinozeros im Jardin des Plantes in Paris.



Das Rhinozeros ist ein so seltenes Thier, daß es uns nicht uninteressant scheint, eine genaue Abbildung des Gremplares, das im Jardin des Plantes ist, unsern Lesern mitzutheilen. Wenn man es in allen naturgeschichtlichen Handbüchern mit dem Elephanten zusammengestellt findet, einer Thiergattung, die wir so oft gesehen und so genau kennen, so wundert man sich, warum man das Rhinozeros so selten in Europa zu sehen bekommt. Die Erscheinung eines solchen ist in unsern Ländern ein Ereigniß.

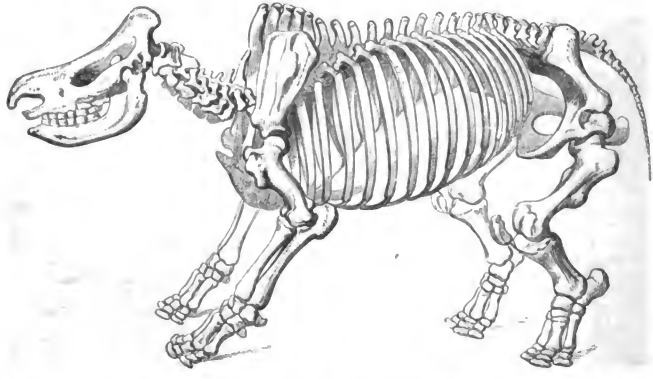
Das erste Rhinozeros, das nach Europa gebracht wurde, ist das, von welchem Plinius erzählt, Pompejus habe es dem römischen Volke geschenkt. Augustus ließ,

Digitized by Google

nach Dio Caſſius, ein zweites im Circus tödten, als er ſeinen Triumph über Cleopatra feierte. Strabo hatte Gelegenheit, ein drittes in Alexandrien zu ſehen und hinterließ uns eine kurze Beſchreibung deſſelben. Dieſe drei Rhinozeroſſe hatten ein einziges Horn. Unter Domitian kam ein Rhinozeros mit zwei Hörnern nach Rom: man findet es auf den Medaillen dieſes Kaiſers abgebildet. Die Geſchichtſchreiber erzählen, daß man ſpäter unter Antonin, Heliogabal und Gordius III. einzelne Rhinozeroſſe nach der Hauptſtadt gebracht. Der Untergang des Reiches und die Einfälle der Barbaren haben Europa dieſes Schauſpiels beraubt.

Erſt vom ſechzehnten Jahrhundert an tauchen wieder einzelne Exemplare auf. Das erſte, welches man ſah, hatte ein einziges Horn. Es wurde von Indien 1513 an den König Emanuel von Portugal geſandt. Dieſer ſchickte es dem Papſte, aber es ging mit dem Schiffe, das es trug, unter. Der berühmte Albrecht Dürer machte, nach einer unvollkommenen Skizze, die man ihm von Liſſabon geſandt, einen Holzſchnitt und dieſer bildete lange Zeit das Muſter aller Zeichnungen des Thieres. 1685 brachte man ein zweites nach England. 1739 und 1741 kamen zwei andere an, welche den Weg durch ganz Europa machten. 1771 brachte man ein ſehr junges Rhinozeros in die Menagerie von Verſailles: von ihm ſpricht Büffon. Es lebte bis 1793. 1800 brachte man ein ſechstes Exemplar aus Indien, das für Wien beſtimmt war, aber in London ſtarb und dort ſezirt wurde. 1818 brachte eine ambulante Menagerie ein weiteres Exemplar nach Paris, das Cuvier beſchrieb. Das jüngſte Exemplar, das für den Jardin des Plantes nach Paris kam, mag ungefähr das neunte ſein, das den europäiſchen Continent ſeit dem des Königs von Portugal betrat. Es konnte daher dieſer Zuwachs mit Recht von den Naturforſchern ein Ereigniß genannt werden. Dieſe heutzutage in Europa ſo ſeltenen Thiere waren dies in urweltlichen Zeiten keineswegs, denn vom Süden bis zum Norden ſtößt man auf Spuren ihrer Gebeine: anfangs hielt man ſie für das Gerippe des Nilpferdes; der Engländer Grew erkannte ſie jedoch dem Rhinozeros zu. Im Jahre 1751 grub man im Harze eine Menge ſolcher Gebeine aus, die man der Geſtalt nach anfangs für Elephantengerippe hielt; aber der Anatom Meckel verglich einen der Zähne mit den Zähnen des lebendigen Rhinozeros in Paris und bewies aufs Klarſte, daß die im Harz gefundenen Gebeine die eines Rhinozeros waren. — Zwanzig Jahre ſpäter machte man eine noch weit intereſſantere Entdeckung in Sibirien. Man fand nämlich an den Ufern des Wiluj ein foſſiles Rhinozeros, aber nicht bloß ſein Gebein, ſondern das ganze Thier mit der Haut; was dieſes Exemplar hauptſächlich charakteriſirte, waren die Haare, die es wahrſcheinlich machten, daß es in kalter Zone zu leben beſtimmt war, da das Rhinozeros der warmen Zone keine Haare hat. Seit dieſer Zeit wurden eine Maſſe foſſiler Rhinozeros-gebeine in Europa und dem nördlichen Aſien gefunden, jedoch kein vollſtändiges Exemplar mehr, als das ſibiriſche, deſſen Haut uns leider nicht erhalten wurde.

Indem wir unſern Leſern die Abbildung des jungen Rhinozeros im Jardin des Plantes zu Paris und die eines



Gerippes übergeben, verſprechen wir, ihnen nächſtens eine kurze naturhiſtoriſche Schilderung dieſes Thieres und ein Abenteuer auf der Rhinozerosjagd zu bringen.

Für die Frauen.

III.

Die Kunſt, zu kochen, entwickelt in den Naturſtoffen, welche überhaupt zur Ernährung oder Labung der Menſchen geeignet ſind, durch Feuer, Waſſer und Salz ihre nahrſame, erquickende und ergözliche Eigenſchaft. Auf die Kochkunſt allein iſt daher jener berühmte Ausſpruch des Horaz anzuwenden, den man ſo oft von den ſchönen Künſten der Poeſie und Malerei hat verſtehen wollen; nämlich dieſer:

„Vermiſchte Nüzlichkeit mit Anmuth.“

Nüzlich macht ſich die Kochkunſt, indem ſie den dauernden Zweck des Eſſens, Ernährung und Labung, unabläſſig verfolgt. Ergözliches aber bringt ſie auf zweier-

Digitized by Google

lei Wegen hervor; zunächst, indem sie dem voranbenannten Zwecke nachgeht, denn alle nahrhaften und gesunden Speisen sind meist auch wohlschmeckend; sodann, indem sie zu den bloß nahrhaften Gerichten und Speisen eine gefällige Würze hinzufügt, ihnen dabei aber auch ein wohlgefälliges Ansehen gibt.

Uebrigens wird in den verschiedenen Epochen und Schulen der Kochkunst bald der eine, bald der andere Charakter vorherrschend, und man könnte daher recht wohl im Kochen, wie in den schönen Künsten, einen strengen, anmuthigen und gleißenden Styl annehmen.

Von dem strengen Style erhielt sich bis auf den heutigen Tag hinab manche Probe in den ächten Nationalgerichten. Was ist z. B. der Rinderbraten der Engländer anderes, als ein Denkmal jener Vorzeit, die in den homerischen Gesängen sich abspiegelt? Saftig gebratenes Fleisch lieben auch die uralten Chinesen, welche gleich den Engländern ein abgesondertes, einsames, das Alte bewahrendes Volk sind. Auf gleiche Weise erhielt sich seit Jahrtausenden von China bis nach Italien bei allen, den Reis vorzugsweis anbauenden Völkern jene schmackhafte Zurichtung desselben, der Pillaw, in welchem die Körner härtlich gesotten und wiederum abgekühlt, dann mit animalischem Stoffe noch einmal zum Feuer gebracht, gewürzt und völlig gar bereitet werden. Auf diese Weise zugerichtet, bewahrt sich der Mehl- und Zuckerstoff, den dieses treffliche Korn so reichlich enthält; die Nordländer jedoch, denen der Reis von fernher zugeführt wird, pflegen diese besseren Bestandtheile gänzlich zu verkochen und mit den ausgesogenen mark- und geschmacklosen Fibern, sich zu begnügen.

Der anmuthige Styl der Kochkunst, ein Gipfel, auf dem es schwer ist, lange zu verweilen, verbindet mit der Nahrhaftigkeit den Reiz und die Zierde. Dieser Styl ist es, den ich vorzüglich in's Auge zu fassen bemüht bin. Dies ist: le genre mâle et élégant, wie der vortreffliche Carême sich ausdrückt.

Aber gerade aus dem anmuthigen Style pflegt der überfeinerte, gleißende hervorzugehen, der die Ernährung, den Gehalt mehr und mehr vernachlässigen, Alles in die Zierde und Zurichtung setzen wird. Diesen Standpunkt betraten die Griechen schon sehr frühe; die Römer nahmen ihn später ein und vorzüglich damals, als Acipius das Vorbild aller modernen Kochbücher verfaßte. Sein Buch ist in mehr als einer Hinsicht merkwürdig. Zunächst, weil doch hie und da einige noch immer brauchbare römische Hausregeln darin sich finden, welche man vorzüglich aus den Schriftstellern vom Ackerbau ergänzen kann. Alsdann, wie schon bemerkt worden, weil es seinem Hauptinhalt nach die denkbar größte Entartung der Kochkunst darstellt. Endlich, weil man daraus abnimmt, an welch einen seltsamen Nebengeschmack der Mensch sich gewöhnen kann, wenn er, ohne zurückzudenken oder sich selbst Einhalt zu thun, dem Reize der Neuheit sich hingibt und durch fortgehende Steigerung gleichsam das Neue neu zu erhalten strebt.

Die eßbaren Dinge, nach ihren allgemeinsten Beziehungen auf den Menschen betrachtet, zerfallen in einfach ernährende, in einfach würzende und in solche, die beide Eigenschaften vereinigen.

Die Nahrhaftigkeit darf unter keinen Umständen, wie leider nur zu oft geschieht, durch überkünstelte Bereitungen unterdrückt oder vernichtet werden. Im Gegentheil soll man jederzeit dahin streben, sie zu erhalten, zu entwickeln und zu erhöhen. Eben daher muß man auch vermeiden, die Nahrhaftigkeit eines Grundstoffes schon von der Bereitung zu vermindern. Dies geschieht z. B., wenn man, nach deutschem Mißbrauch, das Fleisch und die Fische zu sehr wäscht, oder gar längere Zeit in kaltem Wasser liegen läßt. Das Fleisch löst nämlich den Leimstoff auf und laugt beides, Fische und Fleisch, mehr oder minder aus. Man siede nur, um sich davon zu überzeugen, zwei Stücke desselben Fisches; das eine, nachdem es eine Viertelstunde im Wasser gelegen hat, das andere aber sogleich, nachdem der Fisch zerschnitten worden, und verkoste darauf beide. Auch das sogenannte Blanchiren ist in den meisten Fällen ein unnützer, durchaus aber ein die Nahrhaftigkeit vermindernder Gebrauch. Das Blanchiren wird häufig auch da angewendet, wo sein alleiniger Zweck, den Speisen ein schöneres Ansehen zu geben, durchaus nicht erreicht werden kann. Allein man sollte nicht einmal dem guten Ansehen die Nahrhaftigkeit und den Wohlgeschmack der Speisen aufopfern. Die Zierde ist vielmehr nur insofern wünschenswerth, als sie aus dem Charakter der Speise hervorgeht.

Die gewürzhaften (aromatischen) Eigenschaften und die feineren Salze, welche in einem großen Theile der Nahrungsstoffe enthalten sind, müssen ebenfalls vor der Auswässerung, und vorzugsweise vor einer übergroßen Kochhitze bewahrt werden. Ungleichartige, oder sich widerstrebende Würzen soll man nicht durcheinander mischen, weil sie entweder sich gegenseitig aufheben oder einen widrigen Geschmack hervorbringen würden. Diesen höchst wichtigen Grundsatz tritt man täglich in der Theorie, wie in der Praxis, mit Füßen.

Nahrungsstoffe, welche zugleich ernährend und wohlschmeckend sind, muß man mit gedoppelter Sorgfalt behandeln, weil die flüchtigen Salze und Aromen, welche sie enthalten, bisweilen der Hitze weichen, welche man anwenden muß, um die ernährende Eigenschaft vollständig zu entwickeln. Langsames Kochen ist hier das einzige Auskunftsmittel.

Es gibt aber auch eine vierte Klasse von Nahrungsstoffen, welche bedürfen, von einer herben oder wohl gar von einer schädlichen Nebeneigenschaft durch Waschen, Auslaugen, langes Kochen oder Ausdünsten befreit zu werden. Die Kartoffel z. B. enthält in einigen ihrer Arten einen giftigen Saft, in allen einen schädlichen. Im ersteren Falle ist man genöthigt, ihn durch Pressen auszusondern; im letzteren, der uns Europäer allein angeht, genügt es, die Kartoffel durch längeres Waschen und längeres Auslaugen in frischem Wasser von ihrem Safte zum Theil zu befreien und den Ueberrest bei gelinder Hitze verdunsten zu lassen. Die Artischocke bedarf ebenfalls durch längere Wässerung von ihrem Gallenstoff befreit zu werden; gesalzene und lufttrockene Nahrungsstoffe befreit man, wie Jedermann weiß, durch Wässerung vom Nitrum, vom Salze und von der Lauge, in der sie etwa eingeweicht worden sind.

Von großer Wichtigkeit ist es, die Güte der rohen Nahrungsstoffe im Ganzen, wie im Einzelnen beurtheilen zu können. Selbst bei Dingen derselben Art ergiebt sich oft ein bedeutender Unterschied. Dieß beklagt schon Hippokrates als ein Hinderniß, von den Wirkungen der Nahrungsmittel allgemein gültige Auskunft zu geben. Es dient indessen der Geruch, die Betastung, das Ansehen, wenn diese Sinne durch Uebung geschärft sind, um den Einkauf und die Auswahl der Nahrungsmittel mit einiger Sicherheit zu besorgen.

Digitized by Google

Donaufahrt.

III.

Unterhalb Pesth wird die Donau einförmig und uninteressant: der Reisende bringt den größten Theil seiner Zeit in der Cajüte zu, wo sich die verschiedensten Nationen bunt durcheinander mischen und das Sprachgewirr lebhaft an den babylonischen Thurm erinnert. Nur zweimal noch stößt unser Auge in Ungarn auf interessante Punkte. Gegenüber von Mohacs liegt in der Donau die Margarethen-insel. Die Gegend ist durch die beiden Schlachten berühmt, welche hier geschlagen wurden: die erste im August 1526 zwischen dem Türkensultan Soliman und dem Ungarnkönig Ludwig II.; die zweite 1782 zwischen den Deutschen und Ungarn unter Herzog Carl von Lothringen und dem türkischen Großvezier Soliman. — Die letzte ungarische Stadt von einiger Bedeutung, der wir auf unserer Donaufahrt begegnen, ist Peterwardin. Sie hat nur viertausend Einwohner, beinahe lauter Deutsche; aber die Stadt ist befestigt und zwischen Felsen erbaut. Hier wohnen die Militär- und Civilbehörden des Distriktes. Man befindet sich bereits im Angesicht der Türkei und in der Nähe der Militärcolonien. Die großen Schwierigkeiten, welche die Felsen für die Befahrung der Donau hier bieten, nöthigen zu Umladungen. Der Dienst der Dampfboote ist eine außerordentliche Verbesserung des Verkehrs in dieser Gegend — zunächst jedoch nur für die Reisenden, welche nach der Türkei gehen wollen, weniger für das Land selbst. Für den Verkehr mit dem Festlande fehlt es nämlich noch gänzlich an Wegen und Transportmitteln.

Die Festung Peterwardein, welche unser Bild dar-

Die Festung Peterwardein.

stellt, bedarf einer Besatzung von 10,000 Mann. Ihre Lage an der Donau und an der Militärgrenze macht sie zu einer der wichtigsten des österreichischen Kaiserstaates.

Ehe wir von Ungarn scheiden, geben wir noch eine flüchtige Skizze der Nationalitäten. Diese sind keineswegs in besonderen Districten von einander getrennt, sondern wohnen sehr vermischt unter einander und nur die beiden Nationen, Magyaren und Slaven, welche den Mehrtheil der Bevölkerung ausmachen, findet man in zusammenhängenden Landstrichen als herrschenden Volksstamm. Dagegen sind die Deutschen im ganzen Lande umher zerstreut, und es gibt auch nicht einen Comitat, wo sie als die überwiegende und herrschende Nation angesehen werden könnten; dennoch aber ist ihre Zahl in beiden Ländern sehr bedeutend, zumal sie sich stark vermehren und auch fortwährend Zuwachs durch Einwanderungen erhalten. Nächstdem sind die Walachen ziemlich zahlreich, jedoch erstrecken sich deren Wohnsitze nur über Niederungen und Siebenbürgen, auch nimmt ihre Zahl von Jahr zu Jahr eher ab als zu, und das hauptsächlich deßhalb, weil sie meist in dürftiger Lage leben und von den andern Nationen zurückgedrängt werden. Die Ruthenen im Nordosten von Ungarn muß man zu den Slaven zählen, obgleich sie sich in Sitten und Lebensweise von den Slawaken sehr unterscheiden; alsdann

Digitized by Google

sind Serben (die sogenannten Raitzen) Armenier, Juden und Zigeuner in größerer und geringerer Zahl im Lande vorhanden. Diese letzten vier Nationen aber sind am meisten im Lande umher zerstreut und sie bilden nirgends eine zusammenhängende, einen Landstrich vorzugsweise bewohnende Masse.

An die Spitze haben sich von jeher, und in der neuesten Zeit vorzugsweise, die Magyaren gestellt, und das vornehmlich dadurch, daß sie sich als Eroberer und Herren des Landes betrachten, und auch deßhalb, weil aus diesem Stamm die meisten Magnaten des Landes entsprossen sind, unter denen viele berühmte Namen glänzen.

Der Magyar ist ein geborner Reiter und es ist zum Erstaunen, wie früh sich dieß Talent in ihm entwickelt. Ich habe Knaben, die kaum $3\frac{1}{2}$ Fuß hoch und nicht älter als sechs Jahre waren, auf wilden Rossen einherjagen gesehen, dabei schwangen sie die Peitsche und trieben große Viehheerden vor sich her.

Obgleich der Zahl nach der Slave nächst dem Magyaren steht, so kann man doch den Deutschen vor ihn stellen, weil dieser sich durch höhere Intelligenz über ihn erhebt und geltender macht; diese Geltung wird noch dadurch vermehrt, daß der Regent ein Deutscher ist und daß bei der Regierung viele Deutsche angestellt sind. Dieß gilt

Die ungarischen Nationaltrachten.

zunächst von den höheren Classen; aber auch von den mittlern und niedern kann man ein gleiches behaupten. In den Städten sind zumeist die angesehensten Bürger Deutsche, wie dieß vorzugsweise in Pesth, Ofen und Preßburg der Fall ist. Der deutsche Bauer zeichnet sich durch Fleiß und Betriebsamkeit aus und erlangt schon dadurch, nicht minder aber auch durch seinen höheren Grad von geistiger Bildung, mehr Geltung vor seinen Standesgenossen der anderen Nationen. Die Slaven in Ungarn zerfallen eigentlich in drei Stämme, nämlich in die sogenannten Slawaken, welche längs den Karpathen von ihrer westlichen Ausästung bis in den nordöstlichsten Theil von Ungarn, die Marmarosch, wohnen; in die Ruthenen, welche sich dort an sie anschließen, und in die Illyrier (Croaten und Dalmatiner). Letztere stehen in der geistigen Bildung am höchsten, die Ruthenen am tiefsten. Die Slaven sind arbeitsam und thätig, was sie auch bei ihrem undankbaren Boden nöthig haben, wenn sie darauf bestehen wollen. Die Walachen sind nur geduldet und ihre geistige Potenz verschafft ihnen eben so wenig wie ihre physische Kraft

Digitized by Google

besondere Geltung. Serben (Raizen) wohnen viele im Banat und in dem daranstoßenden Theile von Niederungarn; sie sind zum Theil schon bei der Eroberung der Türken eingedrungen und zum Theil als Spahis (Grundherren), zum Theil auch als Einwohner des Landes hier geblieben. Ihre Namen sind meistentheils magyarisirt worden und jetzt zur Hälfte serbisch, zur Hälfte ungarisch. Im Ganzen ist die Zahl dieses Volksstammes nicht groß. Neben ihrer Betriebsamkeit wohnt den Raizen viel Verschlagenheit inne und sie stehen bei den übrigen Nationen in dem Verdachte nicht allzustrenger Rechtlichkeit; wie weit man darin geht, und welche Vergleiche man macht, das will ich nicht niederschreiben, weil es doch übertrieben ist. Die Armenier gleichen den Serben in der Betriebsamkeit, stehen aber in einem günstigeren Rufe von Rechtlichkeit; sie sind die Kaufleute und Großhändler von Niederungarn und Siebenbürgen, und ihr Unternehmungsgeist rastet nicht. Ihre Geschäfte sind mit viel Mühe, Strapazen und Gefahren verbunden, sind aber auch dem angemessen einträglich; es gehört zu den Seltenheiten, wenn ein Armenier nicht wohlhabend ist. Da ihr Beruf sie viel auf Reisen zu sein zwingt, so trifft man auch häufig mit ihnen zusammen; im Umgange sind sie angenehm und zeigen feine Manieren. Ich muß noch ergänzen, daß zu den Magyaren als Seitenzweige in Ungarn die Kumanier und Jazyger, und in Siebenbürgen die Szeckler gehören. Die ersteren sind durchgehends Edelleute, haben wenigstens alle Vorrechte des ungarischen Adels; sie stehen auch unter keiner Comitatsbehörde, sondern sie erkennen nur den Palatin des Reichs als ihren Lehensherrn und Richter an. In ihnen ist die magyarische Grandezza auf dem Höhepunkte dargestellt. Die Distrikte, welche sie bewohnen, liegen meistentheils die Länge der Theiß herab. Als ich das erstemal in einen derselben kam, da war mir, als wäre ich im alten Rom und von lauter Bürgern umgeben, denen die Weltherrschaft gehörte. Das Bunte der Völkermischung in Ungarn und Siebenbürgen vermehren und vollenden die Juden und die Zigeuner; erstere sind bis jetzt eine Nothwendigkeit für das Land, welches ohne sie weder Handel noch Verkehr, besonders in den unteren Regionen haben würde. Ihre natürliche Fügsamkeit und die bewundernswerthe Geduld und Ausdauer in allen Strapazen und Beschwerden, sobald nur ein Gewinn in Aussicht steht, machen sie gerade für die Verhältnisse, wie sie gegenwärtig noch in den beiden Ländern bestehen, geeignet; denn der Mangel an aller Bequemlichkeit, die Plackereien, ja selbst Gefahren auf den grundlosen Straßen, auf denen man mit Sümpfen, schadhaften Brücken und tiefem Kothe zu kämpfen hat, machen ihnen das Umherziehen im Lande überaus schwer und verkümmern ihnen die Geschäfte. Sie sind übrigens auch die Geldmänner des Landes und machen sich insofern verdient, als die welche dessen bedürfen, es von ihnen erhalten können, und sich nicht erst ins Ausland — meistentheils nach Wien — wenden dürfen. Die Zigeuner sind die Parias; man muß jedoch von ihnen zwei Classen unterscheiden, und zwar die ansässigen und die herumziehenden. Die Zahl der ersteren ist größer, wie die der zweiten; jene wohnen gewöhnlich an einem Ende der Ortschaften in Erdhütten, die sie, wo es die Oertlichkeit gestattet, an emporstehenden Dämmen oder Rändern so anlegen, daß sie sich in dieselben hineingraben und ihre Hütten — die man mit Dachsbauten vergleichen könnte — oben mit Reisern und Erde bedecken. Sie sind, wo man sie zur Arbeit antreibt, fleißig; nur aus freien Stücken thun sie nicht viel, sondern lagern sich lieber, gleich den neapolitanischen Lazzaronis, in der Sonne; sie sind verpflichtet, den Herrschaften, welche ihnen gestatten, sich anzusiedeln, Frohne zu leisten, und man verwendet sie meistentheils zu Arbeiten, welche Andere nicht gern verrichten mögen. Die umherziehenden Zigeuner sind, wie bekannt, meistentheils Virtuosen und Schmiede; man bemerkt an ihnen entschiedenes Talent zur Musik und sie erwerben sich damit auch so viel, daß sie sich anständig kleiden und ehrlich nähren können. In ihrer Kleidung lieben sie das Bunte und Phantastische. Daß es mit der Ehrlichkeit der Zigeuner im Allgemeinen nicht sonderlich stehe, das ist bekannt.

Unser Bild stellt die Typen der ungarischen Nationaltrachten in einer schönen Gruppe zusammen.

König Hirsch.

(Schluß.)

Er schlief bis zur nächsten Nacht und erwachte erst, als der Zwerg an sein Bett trat und sagte: „Komm', mein guter Knabe, nun ist es Zeit!“ Hurtig und muthig sprang Christian auf. Er fühlte keine Furcht, sondern war in seinem Innern überzeugt davon, daß er über den Zauber siegen werde. Er und sein Begleiter liefen nun rasch in den Saal hinauf und traten ein. Der Spuck war bereits in vollem Gang. König Hirsch lag auf der Erde, umringt von Hunden und Plagegeistern. Die grausame Diana näherte sich mit dem Spiegel. Da sprang Christian hinzu, stellte sich zwischen sie und den unglücklichen König und sah mit seinen milden, klaren Augen in den Spiegel. Verwundert und glückselig erblickte er in diesem — nicht das furchtbare Medusenhaupt, sondern das liebliche Bild seines Traumes, — das freundliche Gesicht seiner kleinen Schwester. Mit Freuden streckte er seine Arme nach dem Spiegel aus, da verschwand Diana und die ganze Schaar. Ein Nebel blieb im Saale zurück. Er bemerkte nur, daß der Zwerg einen Satyr ergriff und ihn an die Stelle im Basrelief über dem Kamine warf, wo Actäon zu stehen pflegte. König Hirsch stand an Christians Seite. Mit Freuden sah der gute Knabe, daß der Zauber verschwunden war und daß der unglückliche König und sein Gefolge ordentliche Menschenköpfe trugen; König Hirsch umarmte Christian und strömte sein Entzücken in unzusammenhängenden Worten aus. Sein Hofvolk umringte ihn; sie beugten sich vor Christian und wollten seine Hände küssen. Manche von ihnen wollten ihm sogar ihre kostbaren Armbänder und Goldketten schenken. König Hirsch winkte jedoch Einem, der sich mit einem großen Kästchen voll Gold näherte. Der König nahm es aus seiner Hand und reichte es Christian. Als dieser es nehmen wollte, trat der Nire zwischen sie und stieß es auf die Seite, indem er rief: „Nein, nein, behaltet Euer Gold für Euch selbst. Der Knabe darf es nicht nehmen, es würde ihm nur Unglück bringen. — Nun fort mit Euch!“ fügte er hinzu, indem er mit der Hand ein Zeichen machte, daß sie gehen sollten: „Eure Pferde stehen gesattelt in meinem Stalle; macht Euch fort. Glück auf die Reise!“ Wie eine Schaar Zugvögel stürmten sie zur Thüre hinaus: der Nebel vertheilte sich nach und nach; der Tag begann zu grauen, Alles stand im Saale, ruhig und so wie es jetzt noch steht. Der Zwerg umarmte Christian mit großer Freude. „Triumph!“ rief er, „nun ist

Digitized by Google

Alles gut: der Zauber ist gelöst. Dort stehen sie in der Mauer, versteinert auf ewige Zeiten."

Im selben Augenblicke hörte man eine lustige Jagdmusik. Der Schlosnire führte Christian auf den Altan hinaus und er sah König Hirsch mit seinem Gefolge, Alle auf schwarzen Pferden, mit Flugesseile über die große Ebene hinreiten und im Walde verschwinden.

„Nun," sagte Christian, „muß ich heim zu meinem Vater, der sich gewiß über mein langes Ausbleiben ängstigt." — „Das ist nicht mehr als billig," antwortete der Nire, „ich werde dich auf dem Wege begleiten. Auch kann ich dich, wenn du es wünschest, durch den unterirdischen Gang bis zum Schlosse Christiansburg in Kopenhagen führen." — „Nein," antwortete Christian, „nun will ich lieber in die frische Morgenluft hinaus und mich an ihr stärken." — „Wie du willst," antwortete der Nire, indem er ihn bei der Hand nahm und durch die Küche auf das freie Feld führte. Als sie zu dem großen Baume kamen, unter welchem Christian gesessen hatte, da er, ohne es zu wissen, nach der Eremitage ging, dachte er wieder an die Stimmung, in welcher er damals zu seiner hohen, gewölbten Krone hinaufgesehen und über seinen verlassenen Zustand geseufzt hatte. Der Baum schien ihn wieder zur Ruhe einzuladen. „Laß uns ein wenig hier sitzen," sagte er zu dem Niren, „ich bin etwas müde und verwirrt im Kopfe." Sein wohlwollender Begleiter billigte den Wunsch und sie setzten sich Beide. Christian streckte sich im Grase nieder und sah zu des Baumes Krone hinauf, während er seine Gedanken zu sammeln suchte. Dabei versank er jedoch bald in einen ruhigen Schlaf.

Als er erwachte, war es heller Tag. Er sprang auf und rieb seine Augen, um sich zu besinnen. In einiger Entfernung bemerkte er den kleinen Niren, der sich umwandte und ihm nachblickte. Als der Nire Christian erwachen sah, rief er ihm zu: „Lebe wohl, mein Freund! Die Sonne ist aufgegangen und der Zauber verschwunden: nun bist du frei und ledig von all' dem nächtlichen Unwesen." In diesem Augenblicke fiel es Christian ein, seine Taschen zu befühlen; aber er fand, daß sie leer waren. Rasch nahm er seinen Hut ab, doch auch dieser war leer. „Wo ist mein Eichenlaub?" rief er dem Niren zu. „Es ist verschwunden mit allem übrigen Zauber," antwortete der Nire, „aber sei ruhig: der Ersatz wird nicht ausbleiben; dein gutes Herz und dein Muth werden reich belohnt werden." Mit diesen Worten nahm der Nire seine Mütze ab, grüßte Christian und versank in den Boden. Aber indem er hinabsank, schwang er seinen Hut und warf ihn in die Höhe; es war Christian, als sei er auf dem Boden hingeflogen. „Schon recht," sagte Christian bei sich selbst; „aber man weiß nur, was man hat, nicht was man bekommt." Rasch zog er seine Stiefeln aus, um zu sehen, ob nicht etwas Eichenlaub darin sei; aber er bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß sie Löcher hatten und daß sie von Kies und kleinen Steinen voll waren. Geduldig zog er sie wieder an und wollte sich auf den Heimweg begeben. Da sah er plötzlich etwas Rothes einige Schritte von sich im Grase liegen. „Na," sagte er bei sich selbst, „da liegt ja die rothe Mütze des Niren. Ich will sie auf die Kellerthüre des Schlosses legen, da wird er sie finden." — Er ging zur Stelle und fand — nicht des Niren Mütze, sondern ein großes rothes Portefeuille. Er öffnete es und sah mit freudiger Verwunderung, daß es voll Hundertthalerzetteln und Papieren war, die der Knabe nicht kannte. „Was ist dies?" dachte er: „ist dies eine Gabe des Niren?" Im selben Augenblicke hörte er seinen Namen nennen; er blickte auf und sein Vater stand vor ihm. Der arme Mann hatte sich sehr über das Ausbleiben Christians geängstigt und Herr Blitz und Peter, die indessen heimgekommen waren, hatten noch durch ihre lügenhaften Berichte seine Unruhe vermehrt; er war deßhalb, trotz seines Bruders Verbot, nach dem Thiergarten hinausgewandert, um den Sohn aufzusuchen, der sein einziger Reichthum und seine Freude war. Mit Entzücken fand er ihn noch frisch und munter, und Christian theilte ihm das seltsame Abenteuer mit, das er erlebt und zeigte ihm das gefundene Portefeuille. Ueber die Geschichte wurde der Vater sehr froh und versicherte, daß sie ihm noch Glück bringen werde; daß der gefundene Schatz jedoch eine Gabe des Niren sein sollte, war mehr, als sein Glaube an das Mährchenhafte ihm anzunehmen gestattete. „Nein, mein Knabe," sagte er, „dieses Portefeuille ist ganz sicher hier im Grase verloren worden und wir dürfen keine Mühe sparen, um es in des rechten Eigenthümers Hände zu bringen. Er ist gewiß in großer Unruhe, denn es enthält ein sehr großes Kapital in Obligationen und baarem Gelde." Sie blieben noch eine Stunde an Ort und Stelle, um zu sehen, ob nicht Jemand kommen und im Grase suchen würde. Aber es zeigte sich kein Mensch. Sie gingen darauf durch den Wald und betrachteten alle Leute, aber sie sahen Niemand, dem das Portefeuille zu gehören schien.

Sie verließen nun den Thiergarten und näherten sich Bellevue. „Laß uns hier eintreten," sagte Christians Vater, „du scheinst einer Herzensstärkung zu bedürfen und es geht mir nicht besser. Ich habe leider nur sehr wenig Geld, aber eine Tasse Kaffee können wir doch wohl trinken."

Sie waren kaum in die Thüre getreten, welche zu dem langen Gange führt, der durch das Haus geht, als sie einen wohlgekleideten Mann sahen, der mit dem Wirthe und mehreren Leuten vom Hause sprach, die sich um ihn gesammelt hatten. Sein Gesicht verrieth Unruhe und sie hörten ihn sagen: „Ich stieg vom Pferde und ging ein Stück Weges durch den Wald. Dort muß ich es verloren haben; aber es ist nicht mehr zu finden. Ich bin sehr unglücklich. Es enthielt die ganze Kaufsumme für mein Gut, das ich veräußert habe. Die Obligationen lauten auf den Inhaber. Das Portefeuille war außerdem voll mit baarem Gelde. Es ist nicht einmal Alles mein Eigenthum. Ich bin ganz ruinirt, wenn die Brieftasche nicht in redliche Hände gefallen." — Sehr vergnügt traten nun Vater und Sohn zu dem Fremden. Er nannte ihnen seinen Namen, die Kennzeichen der Brieftasche und die Größe der darin enthaltenen Summe, und da kein Zweifel mehr obwaltete, daß es der rechtmäßige Eigenthümer sei, lieferten sie ihm den gefundenen Schatz mit so großer Freude aus, daß es zweifelhaft schien, wer am vergnügtesten war, die Armen, die den Schatz hergaben, oder der Reiche, der ihn empfing.

Der Fremde, den wir Mercutio nennen wollen, war ein braver, herzensguter Mann, der mit wahrer Dankbarkeit Christian und seinen Vater umarmte. Er lud sie beide zu einem Frühstück ein, das er in einer Laube des Gartens auftragen ließ. In seiner Freude bewirthete er seine Gäste auf das beste und ließ sich mit ihnen in ein vertrauliches Gespräch ein, aus welchem er nicht nur ihr ganzes Geschick, sondern auch Christians jüngst erlebtes Abenteuer erfuhr, das dieser nicht verschweigen konnte. Nachdem Mercutio mit Aufmerksamkeit den umständlichen Bericht Christians vernommen, lächelte er und sagte: „Mein

Digitized by Google

Freund, du hast ohne Zweifel die ganze Nacht unter dem großen Baum im Walde geschlafen und deine ganze Geschichte geträumt. Nichtsdestoweniger ist es doch beinahe ein Wunder, daß deine Einbildungskraft eine so gut zusammenhängende Begebenheit erfinden konnte, die sich in einem Kreise von Vorstellungen bewegt, der dir noch unbekannt sein muß. Wenn du Schüler einer Gelehrtenschule wärest und folglich von Diana, Actäon, Aurora und Endymion gelesen hättest, deren Geschichte der studirenden Jugend wohl bekannt ist, so wäre die Sache zu erklären, aber nun weiß ich nicht, was ich dazu sagen soll, wenn du nicht durch den einen oder andern studirenden Knaben in dieses Fach eingeweiht worden." Christian verneinte sowohl dieß, als daß er die Geschichte geträumt habe. „Nun," sagte Herr Mercutio, „es mag ein Traum sein oder nicht, ich will die Worte des Niren wiederholen! Der Ersatz soll nicht ausbleiben; dein gutes Herz und dein Muth werden belohnt werden. Ich für meinen Theil schulde dir einen guten Finderlohn und du sollst das Glück genießen, deinen guten Vater unterstützen zu können und ihn in den Stand zu setzen, mit erneutem Muthe seine Profession zu treiben!" Bei diesen Worten zog Herr Mercutio seine Brieftasche hervor und nahm 2000 Reichsthaler heraus, welche er in Christians Hand legte, indem er sagte: „Du hast meinen Wohlstand gerettet, es ist billig, daß ich auch den deines Vaters begründe." Christian küßte entzückt seine Hand, flog darauf zu seinem Vater hin, übergab ihm das Geld und Vater und Sohn weinten Freudenthränen. Mercutio betrachtete sie gerührt. Darauf sagte er zu dem Vater: „Guter Paulsen, Sie sind weit reicher, als ich, Sie haben einen braven Sohn; ich dagegen habe weder Frau, noch Kinder." Darauf wandte er sich an Christian und fügte hinzu: „Komm' morgen zu mir: wir Zwei müssen nähere Bekanntschaft machen."

Der gute Paulsen setzte sich nun mit seinem Christian auf einen Quellwagen und eilte nach der Stadt zurück. Er war mit angstvollem und betrübtem Herzen nach dem Thiergarten gegangen. Alle Gegenstände, die er damals gesehen, zeigten sich ihm jetzt in verklärtem Lichte. Christian konnte vor lauter Freude kaum sprechen. Sobald sie nach Kopenhagen kamen, verschaffte sich Paulsen sogleich eine kleine Wohnung und verließ noch am selben Tage seines Halbbruders Haus. Ehe eine Woche verflossen war, hatte er bereits eine neue Werkstätte und begann seine liebe alte Profession mit großem Glücke wieder. Christian war indessen in Herrn Mercutios Haus freundlich aufgenommen worden. Da dieser Mann bei näherer Bekanntschaft große Lust zum Studiren bei dem Knaben entdeckte, schickte er ihn mit des Vaters Zustimmung in eine gelehrte Schule. Christian verrieth große Anlagen und lernte mit beharrlichem Fleiße. Er wurde so sehr der Liebling seines Wohlthäters, daß dieser, der keine Angehörigen hatte, ein Testament machte, worin er ihn zum Erben seines ganzen Vermögens einsetzte.

Kurz, von jener glücklichen Thiergartentour an schien es wirklich, als ob Christian ein ausgezeichnetes Glück vom Schicksal bestimmt sei. Einmal indessen besuchten er und sein Vater den Thiergarten und die alte Frau in der Eremitage wieder. Sie glaubte an die Wirklichkeit des Schloßniren, wie an das Evangelium. Wenn Vater und Sohn aber über ihre glückliche Lage nachdachten, so faste der Eine zum Andern: „Der Nire hat doch wirklich sein Gelübde erfüllt."

Aguateros.

Die Aguateros von Quito sind arme Leute in noch dürftigerer Lage, als die Wasserträger der großen Städte Europas. Der kluge, sparsame und fleißige Auvergnate in Paris hat sein Gewerbe zu einem sehr einträglichen und geachteten gemacht; der Aguatero von Quito steht auf der niedrigsten Stufe des Volks, man gönnt ihm nicht mehr Achtung, als einem Lastthiere. Die eigenthümliche Art, wie er seine Last trägt, scheint eben so viel Unbequemes,

als Ermüdendes zu haben; aber die Erfahrung hat ihn vom Gegentheile belehrt. Die Gestalt des Gefäßes, in welchem das Wasser enthalten ist, machte die Lösung des Problems, wie es zu tragen, äußerst schwierig. Dieser an sich schon sehr schwere Krug faßt 25 Maas: der Aguatero konnte nun, da er stets hinauf- und hinabsteigen muß, eine solche Last weder auf dem Kopfe noch auf den Armen tragen. Er suchte deßhalb auf seinem Körper den sichersten Stützpunkt, der ihm zugleich die freieste Bewegung seiner Glieder verstattete. Für einen so glücklichen Instinct und so viel Mühe erhält der Aguatero, wenn er erschöpft und von Schweiß triefend seine Last an Ort und Stelle gebracht, das kleinste, erbärmlichste Geldstück, das es in Quito nur gibt, einen Quartillo.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Filiale von Lawton & Comp. in London.

Der Frühling.

Alles erwacht, Alles lacht, überall regt sich buntes Leben: der Frühling ist über Berg und Thal hereingebrochen, die Bäume schlagen aus, das Grün steckt neugierig sein Köpfchen aus der Erde, die Kinder spielen in Feld und Wald; in allen Zweigen jauchzt das Lied des muntern Vogels.

Das junge Mädchen im Vordergrund unseres Bildes hat ein Nest entdeckt; sie hat das junge Vögelchen, das kreischt und mit den Flügeln flattert, auf die Hand genommen; sie bringt es näher an das Ohr, als könnte sie dann seine Klagelaute besser verstehen.

Um was es dich bittet, liebes Kind, das besitzest du, ohne es vielleicht in seinem ganzen Werthe zu schätzen: eine Mutter, die für das schwache Thierchen sorge, und die Kraft der Flügel, um wie du, sich in Gebüsch und Wald frei zu bewegen. Glaube mir und trage das Nest wieder in sein Versteck zurück; nimm dem Frühling nicht einen seiner Reize, raube dem Sängerchor, der die Rückkehr der Sonne verkündet, nicht eine seiner Stimmen, gönne der ganzen Welt diese liebliche Musik und kerkere sie nicht in deinen Käfig ein, um sie allein zu genießen.

Freilich, so sind wir Menschen! Sehen und hören

Digitized by Google

genügt uns nicht; wir wollen besitzen. Die Schöpfung ist ein Korb, den wir der Plünderung preisgeben und aus dem wir Alles nehmen, um zu nehmen, nicht um es zu nützen.

Während das junge Mädchen den gefangenen Vogel hält, verfolgt ihre Schwester einen Schmetterling, und einige Schritte weiter raufen einige Kinder die frischen Blumen aus und sammeln sie zu Bündeln. So ergötzt sich jedes auf seine Art, durcheilt in heiterer Lust die üppigen Felder und läßt es sich nicht kümmern, wenn am Abend der einsame Träumer die Abhänge herabsteigt und mit schmerzvollem Blicke die zerstörten Nester, die zerrauften Blumenbeete und die entblätterten Gebüsche sieht!

Ein Schiffbruch an der Küste der Bretagne.

I.

Es war im Anfang des Jahres 1757 in einer dunkeln Märznacht. Das Wetter tobte, der Wind warf den Wellenschlag heftig gegen die Brandung des Cap Raz. In der Nähe dieses gefährlichen Vorgebirges, an das sich so viele traurigen Erinnerungen knüpfen, stand eine kleine Hütte, in welcher eine friedsame Familie von drei Personen, ruhig vor dem spärlich glimmenden Heerde saß, und sich durch das Getöse der Elemente nichts weniger als beunruhigt zeigte.

„Es ist doch schon lange her, daß dein Bruder Loiste fort ist, meine kleine Marie, und wenn unser Schutzpatron Mathurin sich seiner angenommen, so muß er spätestens im Mai zurückkommen, falls er nicht einen längern Weg eingeschlagen, als alle andern Schiffe, die nach Indien gehen; sehnst dich wohl recht nach meinem Stiefsöhnchen?"

Die Frau, welche diese Worte sprach, war klein und alt: sie breitete ihre magern, gebräunten Hände über dem Feuer aus und rauchte aus einer kleinen Thonpfeife, braun, wie sie selbst; wenn sie den blauen Dampf ausstieß, öffneten sich ihre schmalen Lippen, um einzelne lange Zähne hervorblicken zu lassen, die den Ausdruck ihres zähen Alters noch vermehrten. Das junge Mädchen, mit welchem sie sprach, saß ihr im Rücken auf einem hohen Schemel und drehte zwischen ihren zierlichen Fingern eine Spindel, die sie sinken ließ, indem sie zur Antwort gab:

„Ja, Mutter, ich hab' ihn gar zu lieb, den Loiste, er wird gewiß viel verdient haben, denn drei Jahre sind es nun schon, daß er auf dem Meere ist."

„Du wirst dich irren, er kehrt sicher so arm zurück, als er gegangen. Die Compagnie klagt stets, um einen Vorwand zu haben, schlechten Sold zu zahlen. Ich wette darauf, Loiste hat auf der ganzen Fahrt keine 50 Thaler erübrigt. Ein tüchtiger Schiffbruch würde uns mehr einbringen, als alle Reisen durch die Welt, aber dieser verfluchte Felsen ist seit langer Zeit unfruchtbar; er läßt nichts mehr an's Ufer kommen."

Mit diesen Worten drückte Mare seinen getheerten Hut tief ins Gesicht und rückte den Schemel, auf welchem er seinem Weibe gegenüber saß.

„Das ist schon wahr," sagte die Alte, „die Zeiten sind nicht mehr. Als ich noch jung war ging es noch anders her an dieser Küste. Jede Woche ein Strandsegen; aber heut zu Tage! Mir kommt es vor, seit wir Don Sylvester zum Pfarrer haben, gibt es keinen Schiffbruch mehr. Sollte man es glauben, wir müssen zu Gunsten der Schiffe beten, die an unserer Küste vorbeifahren, ja er verweigert denen das heilige Abendmahl, die falsche Zeichen auf der Küste ausstellen und Theil nehmen am Strandsegen; 's ist 'ne Schande."

„Gute Mutter, ich glaube der Pfarrer hat Recht; ist es nicht eine Sünde, so viele arme Leute ins Unglück zu stoßen, die uns doch nichts zu Leide gethan. Das Herz thut mir noch heute weh, wenn ich an die holländische Brigg denke, deren ganze Mannschaft vor zwei Jahren umgebracht wurde, obschon die armen Leute auf den Knieen um Gnade baten."

„Don Sylvester thäte besser, sich um die Messe zu mühen," sagte Marc! „und du, du auch, wenn du fleißiger spännest, als euch um Dinge zu kümmern, die ihr beide nicht versteht. Alles, was das Meer auf die Küste wirft, kommt von Gott und die, welche der Herr stranden läßt, sind zum Tode verdammt, das ist klar. So ist es stets gewesen, so wird es immer sein."

Marie fing wieder an zu spinnen und gab keine Antwort auf die rauhen Worte des Vaters. Die tiefste Stille herrschte in der Hütte.

Plötzlich hörte man durch das Getöse des Sturmes und der Meereswogen den dumpfen Schall einer Kanone; dem ersten Schuß folgte bald ein zweiter und ein dritter. Die Augen der Alten blitzten hell auf. Marc erhob sich, öffnete die Thür und horchte.

„Gottlob, das waren Nothschüsse. Das Schiff muß diesseit der Bank sein und wir werden vor Morgen einen Strandsegen haben. Die Hacken her und dann zum Strande. Mathurin, lauf schnell auf den Rohellon und mach' Feuer an. Das Schiff muß ganz nahe sein, eben sah ich die Kanone blitzen. Ich gehe und hole Paul-au-Doner, Arc'hordenner und Jerome Houarn. Das muß ein Dreimaster sein, wir brauchen Hilfe. Du Marie, weil du zu weiter nichts zu gebrauchen, du nimmst Stöcke und Körbe. Vivat Sancta Barbe! Es gibt Rum und Wein, wie ihn selbst die Compagnie nicht trinkt."

Das Wetter war fürchterlich, der Sturm wüthete, wie wenn er Felsen entwurzeln wollte, der Regen floß in Strömen und dann und wann zuckte ein langer Blitz durch das Dunkel.

Mathurine hüllte sich in ihren Regenmantel, setzte die Kappe auf und eilte, von Marie gefolgt, auf den Felsen von Rohellon. Marie war bleich und murmelte ein Gebet, um die Gefahr abzuwenden, welche ihre Eltern so sehnlich herbeiwünschten. Indessen tönten die Nothschüsse immer fort und man sah die Schiffslaterne deutlich durch die Nacht schimmern, nicht weiter als eine halbe Stunde von der Küste.

„Gut," sagte Mathurine, „so ist schon Feuer auf dem Rohellon: sie müßten gewaltig schlau sein, wollten sie uns entschlüpfen."

„Mutter bleib, bleib, ich bitte dich. Denk nur, wenn Loiste sich in solcher Gefahr befände."

„Willst du schweigen, garstige Dirne," schrie Marc, der mit zehn bis zwölf Kameraden die beiden Frauen einholte und Mariens Bitte hörte. Die Männer hatten sich mit langen Stangen bewaffnet, an welchen krumme eiserne Hacken befestigt waren.

„Hört doch auf die Stimme Eures Gewissens, Vater," sagte Marie.

„Schweig', sag' ich dir, dummes Ding; arbeite ich nicht, um dir eine Aussteuer zu verschaffen und du willst noch murren."

„Ach, lieber bleibe ich Zeitlebens ledig." —

Digitized by Google

Die Männer hörten nicht auf des Mädchens Reden; der Haufen wandte sich gegen die Felsen von Grand-Greve, wo das Schiff scheitern mußte. Marie ging seitwärts nach der alten Einsiedelei von Ployoff.

II.

Don Sylvester, der Geistliche auf Ployoff, war ein friedlicher Mann, ein Freund der Ruhe, doch eifrig in der Ausübung seiner Pflichten. Er that sein Möglichstes, um die Grausamkeit seiner Gemeinde zu mildern, aber bekümmert sah er die Rohheit der Küstenbewohner seiner Bemühungen spotten. Während der Nacht, von der hier die Rede ist, war der Greis in großer Unruhe; er ging oft an's Fenster und horchte auf das Gebrüll des Sturmes; er konnte nicht schlafen. Plötzlich hörte er an die Thüre klopfen.

„Macht auf," rief Marie, „an der Greve lavirt ein Schiff und wird im nächsten Augenblicke scheitern!"

Der Geistliche hatte kaum die Worte vernommen, als er auch schon bereit war, trotz Alter und Schwäche, trotz Wind und Wetter, Marien zu folgen. Die alte Haushälterin machte einige vergebliche Versuche, ihren Herrn zurückzuhalten; aber er hing die Stola um, nahm das Kreuz und folgte dem zitternden Mädchen.

III.

Während der alte Mann und Marie Grand-Greve zuwandern, wollen wir einen Blick auf das Schiff werfen. La Belle Bretonne war ein Dreimaster von 500 Tonnen; sie gehörte der Compagnie, deren Geschäfte angefangen hatten, eine schlimme Richtung zu nehmen. Diesmal jedoch hatte das Schiff eine einträgliche Reise gemacht, die Ladung war glücklich nach Indien gebracht und die reiche Rückfracht sollte in Lorient gelichtet werden. Das Schiff hatte vor der Insel Groix Anker geworfen, um die Briefe zu erwarten, mit der es in den Hafen einlaufen könnte, aber der Capitän, ungeduldig, sich aufgehalten zu sehen, wollte wenigstens die Kunde der glücklichen Fahrt an's Land bringen und schiffte sich bei heiterem Himmel in einer Schaluppe ein. Eine Anzahl Officiere, die sich nach ihren Familien sehnten, erbaten und erhielten die Erlaubniß, mit an's Land gehen zu dürfen. Das Wetter an der Küste der Bretagne ist höchst unbeständig. Kaum waren Officiere und Capitän am Lande, als der Wind sich heftig erhob und ein Gewitter am Himmel aufstieg. Die Belle Bretonne war genöthigt, die Anker zu lichten und wieder in See zu stechen; unter dem Befehle einiger Unterofficiere lavirte das Schiff die ganze Nacht längs der Küste und bestrebte sich, die hohe See zu halten, ebenso am folgenden Tage; in der zweiten Nacht manövrirte das Schiff nur mit vieler Mühe, nachdem es bereits seinen Hauptmast gekappt und bedeutend Havarie gelitten.

„Luvwärts", vor den Wind, an's Steuer oder wir sind verloren," schrie Lou, einer der Matrosen an Bord. „Ich kenne diese Gegend, die Lichter da auf dem Felsen sind falsch. Wir müssen links halten — links von Roheion."

Aber die Belle Bretonne war herrenlos, keiner hörte auf den Befehl. Die Matrosen waren meist betrunken; die Passagiere vermehrten die Confusion, Weiber und Kinder wehklagten, die Männer verzweifelten. Schwerfällig brach das Schiff den Sturz der ungeheuren Wellen, es hatte schon bedeutend Wasser geschluckt und die Gefahr wuchs von Secunde zu Secunde. Plötzlich bäumte sich der Vordertheil hoch empor, ein furchtbarer Stoß warf Alles über den Haufen und an dem krachenden Getöse erkannten die Schiffer den Bruch des Kieles und der Rippen. Es war um sie geschehen, die Belle Bretonne, das schönste Segelschiff des Hafens von Lorient war gestrandet und im nächsten Augenblicke sollte von dem stolzen Gebäude nichts mehr übrig sein, als schwimmende Trümmer. Die Matrosen erwachen aus ihrem trunkenen Zustande, sie werfen die Schaluppen in's Meer; alle stürzen hinein und die überladenen Böte werden gegen die Flanken des sinkenden Schiffes geschleudert, die Unglücklichen schreien und bitten, sie kämpfen gegen Wellen und Felsen und fassen in ihrer Todesangst, was sich ihren krampfhaften Händen darbietet. Viele haben weder Muth noch Kraft zu irgend welcher Anstrengung. Sie fügen sich mit einer entsetzlichen Ergebenheit in ihr Schicksal und gehen ohne Klage unter.

Der Wind indeß stand landwärts und die Schiffbrüchigen wurden an's Ufer geschleudert.

IV.

Von der Einsiedelei von Ployoff bis zur Grande Greve, wo das Schiff aller Wahrscheinlichkeit nach stranden mußte, waren wohl anderthalb Stunden. Don Sylvester schritt mühsam, auf Marie gestützt, dem Ufer zu, und hielt dann und wann still, um Athem zu schöpfen. Die Nothschüsse hatten aufgehört und die beiden Wanderer schlossen, daß das Schiff bereits gestrandet oder von der Mannschaft verlassen sein müsse. Der Regen floß fortwährend in Strömen vom Himmel, aber der Wind hatte an Heftigkeit nachgelassen. Als der Geistliche und Marie endlich am Ufer anlangten, hörten sie durch das Getöse der Brandung von Grande Greve das Geschrei und Gewinsel menschlicher Stimmen, an denen sie erkannten, daß die Metzelei begonnen hatte. Der Priester erhob seine Stimme, aber sie verhallte spurlos im Winde. Vergebens suchten beide lange Zeit einen Fußweg, um von dem Felsen hinab an den Rand des Meeres zu gelangen, nur mit großer Mühe gelang es ihnen endlich einen schmalen Steg zu finden. Kaum faßte der alte Priester festen Fuß auf dem Sande, als er, das Kruzifix in der Hand, auf die unglücklichen Opfer stürzte und sie den Barbaren entriß, die mit kaltem Blute über sie hergefallen waren und sich kaum besänftigen ließen durch die Drohungen und den Zorn des greisen, frommen Mannes, durch die Bitten und Thränen des jungen Mädchens. Das plötzliche Erscheinen der beiden Schutzengel hatte aber dennoch etwas so Uebernatürliches und Ueberraschendes, daß die Roheit und Barbarei sich scheu vor ihnen verkroch, wo die blutige, zum Todschlag erhobene Hand auf sie stieß. Leider war der Schauplatz, auf welchem das Gemetzel stattfand, zu ausgedehnt; die Gestrandeten flohen und fochten hier und da und der Priester und Marie konnten nicht überall sein. Marie hatte sich von dem Priester entfernt und rettete wo sie konnte. Da sah sie plötzlich, von den Wellen machtlos geschleudert, einen ermattenden Schwimmer die Hände gegen die Felsen strecken. Sie flog ihm zu Hülfe und es gelang ihr, den Halbtodten an's Ufer zu ziehen. Wie groß war ihr Entsetzen und ihre Wonne, als sie in dem Geretteten den theuren Bruder erkannte, er war Loiste. „Charvener," schrie in diesem Augenblicke Paul-au-Donner, „straf mich Gott! ich glaube, auf diesem verfluchten Schiffe ist die Bevölkerung von halb Indien gewesen. Ich habe gewiß Zwanzigen den Garaus gemacht und alle Augenblicke taucht wieder ein Schwimmer auf, der um den Gnadenstoß bittet."

„Du hast Recht, Menschen wie Bienen, aber wir

Digitized by Google

wollen hoffen, wenn wir die Drohnen erst ersäuft haben, wird es uns auch nicht an Honig fehlen."

Ist mir doch, als sehe ich da rechts von dir etwas sich rühren."

„Laß sehen, vielleicht einer, der sein Recht nicht gekriegt."

„Ich bin's! ich bins!" rief Marie.

„Hoho — Marie — aber neben dir, was ist das?" Bei diesen Worten erhob der Furchtbare den eisernen Hacken.

„Um Gotteswillen, es ist Loisie, Loisie dein Vetter und mein Bruder!"

„Der Teufel ist's und nicht ein Vetter; 's ist einer von den Schiffbrüchigen und bei Gott, wenn's mein Vater wäre, ich thäte ihm sein Recht an."

Ein furchtbarer Kampf entstand nun zwischen dem schwachen Mädchen und den Männern; sie warf sich dem Angriff muthig entgegen und deckte den erschöpften Freund. Plötzlich ertönte ihr im Rücken ein Schrei des Todes; als sie sich umwandte, stand ihr Vater auf dem Fesen, von welchem er den Unglücklichen hinabgeschleudert.

Der Vater hatte seinen eigenen Sohn gemordet.

In diesem Augenblicke langte Don Sylvester an. „O Gott!" rief Marie und warf sich dem Priester zu Füßen, „sie haben ihn getödtet, sie haben mir den Bruder gemordet — der Vater! der Vater!"

Des frommen Mannes Kräfte waren erschöpft, der letzte Anblick beugte ihn zur Erde; er unterlag dem langen Kampfe dem sein Alter nicht mehr gewachsen war. Sie trugen ihn zurück in seine Einsiedelei, die er nur verließ, um die ewige Ruhe im Grabe zu feiern. Er starb mit dem Gebet auf seinen Lippen, mit dem frommen Wunsche, Gott möge die Sitten seiner Gemeinde reinigen. Sein Gebet ist erhört, denn die Belle Bretonne war das letzte Schiff, das im Jahre 1757 an dem ungastlichen Ufer von Biovoff strandend, unbarmherzig geplündert wurde.

V.

Die indische Compagnie hatte sich von ihrem nahen Untergang längst überzeugt, besaß aber in dem erwähnten Jahre noch großes Ansehen. Auf ihre Klage wurde der Kapitän, welcher sein Schiff verlassen, vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Henkerstode verurtheilt; seine Güter wurden confiscirt und fielen der Compagnie zu. Gegen die Küstenbewohner, welche den Raubmord begangen, wurde eine bewaffnete Macht geschickt, und da man nicht alle hängen konnte, aber ein Exempel statuiren wollte, so griff man aus der großen Anzahl der Verdächtigen eine arme Fischerfamilie heraus — Vater, Mutter und Tochter.

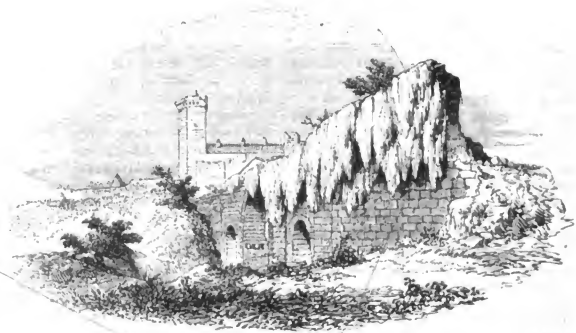
Das Mädchen hatte seit jener verhängnißvollen Nacht keine Silbe über den Mund gebracht. Der Schmerz hatte sie gegen alles stumpf gemacht. Der Priester war todt, der sich hätte für ihre Unschuld als Vertheidiger aufwerfen können.

„Wer hätte geglaubt," sagten die Leute, als sie vom Richtplatze in Lorient heimkehrten, „daß sich ein so hübsches Mädchen mit einem so abscheulichen Handwerk abgeben könnte." —

Die Engel im Himmel aber setzten Marie die Märtyrerkrone auf.

Die Abteibrücke.

(Ponte dell' Abbadie.)



Im Nordwesten des Kirchenstaates, an der Grenze, welche diesen von Toscana scheidet und beinahe in der Mitte des Weges, der die kleine Stadt Canino mit dem Hafen von Orbitello verbindet, fließt von Nord nach Süd, ein kleiner Fluß, die Fiora genannt; er kommt aus der Gegend von Ratticofani und fällt zwischen Civita Vecchia und Porto d'Ercole in das mittelländische Meer. Dieser von malerischen Ufern umsäumte Fluß durchschreitet die Ruinen einer bedeutenden alten etruskischen Stadt und die großen Kirchhöfe, in welchen der Fürst von Canino, Signor Candelori und andere Gutsbesitzer der Umgegend, vor etwa zwanzig Jahren große Entdeckungen machten, die in etruskischen Vasen von allen Größen und Formen mit den interessantesten Bildern bestanden. Ungefähr eine Meile von den nördlichen Ruinen der Stadt erhebt sich eine Brücke, welche über die Fiora führt, da wo der Weg von Canino nach Orbi-

Digitized by Google

tello ſie durchſchneidet. Dieſe Brücke, von ſehr alter Bauart und noch ſehr gut erhalten, wird auf der Oſtſeite gegen Canino von einem mittelalterlichen Schloſſe vertheidigt, das ihr wohl den Namen verlieh, den ſie heute trägt — Ponte dell' Abbadie. Das Schloß iſt jetzt ein Zollſchutzhaus der päpſtlichen Staaten: es enthält eine kleine Capelle, über deren Thüre ein altes Basrelief eingeſetzt iſt.

Zwei ſehr verſchiedene Bauten bilden das Enſemble der Brücke, und verleihen ihr bezüglich des Urſprungs großes Intereſſe. Die eine, welche die urſprüngliche ſein muß, weil ſie der andern zum Kern dient, beſteht aus großen Pfeilern von rothem Tuffſtein; die Steine ſind viereckig und denen ähnlich, welche die Etrusker zu ihren Bauten verwendeten, wovon man zahlreiche Beiſpiele im Lande findet; dieſe Pfeiler, die mit den übrigen Arbeiten, weder durch Verzackung, noch ſonſt ein Bindemittel der Maurerei zuſammenhängen, haben überdieß die Eigenſchaft, daß ſie aus einem weit feineren Material beſtehen, als die andern Mauern.

Die Römer bauten zur Zeit der Republik, nachdem dieſe Länder den Etruskern abgenommen waren, die Brücke, wie wir ſie noch heute ſehen. Man kann annehmen, daß über den in der Nähe einer bedeutenden Stadt fließenden Strom urſprünglich eine tyrrhenische Brücke gebaut wurde, deren Pfeiler eine Holzdecke trugen und man weiß, daß die Etrusker ſehr viel in dieſem Materiale arbeiteten, und daß die Römer, dieſe erſte Arbeiten benützend, die ſo bedeutend waren, daß ſie eine Erhaltung verdienten, weil die ganze Höhe 90 Fuß beträgt, die etruskiſchen Pfeiler in diejenigen einfügten, welche ihre Brückenbogen tragen ſollten, deren

Streckenconſtruction auf die republicaniſche Epoche deutete. So hüllt das Werk der Eroberer das der früheren Coloniſten ein.

Die römiſche Brücke, deren ganze Länge 237 Fuß beträgt, hat zwei Bogen. Wir gaben oben die Dimenſion des größern; der kleinere hat nur 12 Fuß Breite. Am Gewölbeſchlußſtein iſt eine Figur mit der Toga ausgehauen: ſie ſtellte vielleicht den Römer dar, der das Bauwerk aufführen ließ; die Falten der Kleider ſind durch die Ausdünſtungen des Fluſſes ſehr beſchädigt. Die ſteilen Felſenufer dienen als Grundmauer für die Brücke.

Einige Meilen öſtlich von den Ufern der Fiora iſt eine reiche und heilſame Mineralwaſſerquelle, in deren Nähe man noch die Ueberreſte eines römiſchen Bades findet. Die Beſieger der Etrusker erbauten, ohne Zweifel um der Stadt Vulci den Nutzen dieſer koſtbaren Nähe zuzuwenden, einen Aquaduct, der über die Abtelbrücke ging, bei der er noch vollkommen erhalten iſt; römiſche Ruinen, welche jenſeits liegen, in der Nähe des nördlichen etruskiſchen Kirchhofes, ſind vielleicht die Ueberreſte des Bauwerks, nach welchem ſie geleitet waren. Die Zerſtörung der Bäder und die vernachläßigte Unterhaltung des unnütz gewordenen Aquaducts waren Urſache, daß das Mineralwaſſer, nachdem ihm die beſtimmte Richtung entzogen war, ſich

Digitized by Google

über die östlichen Ufer des Flusses ergoß und im Verlauf der Zeiten an den Mauern und Uferwänden zahllose Stalactiten bildete, die heutzutage diesem herrlichen alten Bauwerke und den Abhängen ringsumher ein außerordentlich malerisches Ansehen geben. Die Höhe des Aquaducts gegenüber dem Boden westlich von der Brücke zeigt deutlich an, daß er sich in der Ebene fortsetzte, um die warmen Quellen nach dem Badehause zu führen. Die Zeit der Zerstörung dieses wichtigen Theils des Aquaducts ist unbekannt. Die plötzliche Unterbrechung des Canals und der Stalactiten die ihn im Innern, wie in der nächsten Umgebung bedecken, läßt uns schließen, daß dieses seltsame Phänomen von Versteinerung, das vielleicht einzig in seiner Art ist, sich auch auf die zerstörten Theile des Aquaducts erstreckt haben muß, und daß wohl die große Schwere dieser neuen Steinformation zu seinem Einsturz beigetragen.

Abenteuer mit einem Panther.

Die Quellen des Comalflusses, an welchen die erste Stadt der deutschen Ansiedlungen in Texas liegt, gehören zu den schönsten Punkten in ganz Texas. Das Wasser bricht mit einer solchen Stärke aus dem Kalkhügel hervor, daß es schon wenige Schritte davon im Stande wäre, eine große Mühle zu treiben und dabei ist es so wunderbar klar, daß man, selbst in einer Tiefe von 36 Fuß das kleinste Steinchen im Bette des Flüßchens liegen sehen kann. Die Quellen sind von einem so ungewöhnlich kräftigen Baumschlage, von Sykomoren und Lebenseichen umgeben, daß hier selbst in der größten Mittagshitze Kühle herrscht. An einem schönen Aprilabende im vorigen Jahre hatte Maria Z., nachdem sie einer armen, im Walde wohnenden Familie Arznei gebracht, auf ihrem Rückwege die Quelle erreicht und beschloß dort ein wenig zu ruhen. Nachdem sie eine Zeit lang, versenkt in die Schönheiten ihrer jetzigen und in Rückerinnerung ihrer deutschen Heimath, geruht, hörte sie plötzlich einen Schrei, den sie Anfangs für den Hülferuf einer weiblichen Stimme hielt. Sie wurde indeß sehr bald enttäuscht, denn in demselben Augenblicke wälzte sich durch das dichte Untergebüsch ein ungeheurer gelber Panther (felis concolor) und rollte in ihre Nähe. Der ungeheure Schreck über diese Erscheinung beraubte sie auf mehrere Minuten ihrer Sinne, so daß sie nicht mal um Hülfe zu schreien im Stande war. Zu gleicher Zeit erblickte sie auch der Panther und blieb gleichfalls mehrere Minuten lang regungslos liegen, erstaunt sie anstarrend mit seinen feurigen Augen, seinen fürchterlichen Rachen weit offen und krampfhaft athmend. Sie war nicht im Stande, auch nur einen Moment ihre Augen von dem Ungeheuer abzuwenden, doch bald kam es ihr wunderbar vor, daß das mächtige Thier sie nicht schon längst zerrissen habe und sie glaubte fest, die ganze Erscheinung sei nur eine Täuschung ihrer Sinne. Sie entschloß sich daher das Thier genauer anzusehen; allein je mehr sie hinsah, desto stärker überzeugte sie sich, daß ein wirklicher Panther neben ihr liege. Er fing nun an zu winseln, indeß mehr als ob ihn ein ungeheurer Schmerz zerrisse. Während sie sich bestrebte darüber ins Reine zu kommen, bemerkte sie, daß das Thier seinen Rachen gar nicht schloß, vielmehr die Lefzen zurückzuziehen versuchte, als ob es ihr das Innere des Rachens besser zeigen wollte. Sie blickte nun noch genauer hin und entdeckte zu ihrem Erstaunen, daß ein großer Knochen sich zwischen den Backen- und Augzähnen fest eingekeilt hatte, der das Thier verhinderte, seinen Rachen zu schließen. Zu gleicher Zeit drehte der Panther seinen Kopf langsam näher, als ob er ihr sein Mißgeschick zeigen wollte. Sollte es möglich sein, daß wilden Thieren der Instinkt sagt, daß der Mensch ihnen helfen kann, wenn er will? dachte sie. Es fiel ihr die Geschichte des Sklaven Androklus mit dem Löwen in der lybischen Wüste ein; doch wenn sie auch wirklich im Stande gewesen, den Knochen herauszubringen, war nicht die Gefahr nachher noch viel größer, würde sie nicht der Panther auf der Stelle zerreißen? Konnte aber das Unthier nicht dasselbe thun, wenn sie jetzt versuchte zu fliehen? Eins war fast so schlimm wie das Andere. Da schien es ihr, als ob der Panther sie so bittend, so zuversichtlich anblickte, als wollte er ihr versichern, daß er ihr nichts zu Leide thun würde. Dieser Blick gab ihr frischen Muth; sie erhob sich und nahte sich dem Unthiere, welches nun, als ob es sie verstände, sich noch länger streckte und seine schrecklichen Tatzen von ihr abhielt. Jetzt ergriff sie muthig einen schweren Stein und einen harten Keil, den Holzhauer auf der Stelle liegen gelassen und nach einigen muthigen Schlägen war der Knochen entfernt. Der Panther stand langsam auf, schloß seinen Rachen und anstatt, wie sie fürchtete, auf sie loszuspringen, ging er langsam an die ganz nahe Quelle, um seinen Durst zu löschen, der ihn vielleicht schon Tage lang gequält haben mochte. Diesen Augenblick nahm das muthige Mädchen wahr, und sprang in vollem Laufe dem Hause des ehemaligen Bürgermeisters von Anklam in Pommern zu, das nur wenige Schritte davon entfernt liegt. Auf der Schwelle sank sie ohnmächtig nieder und als sie sich nach einer halben Stunde wieder erholt, erzählte sie ihr Abenteuer. — Die Familie konnte es kaum glauben; doch als sie wohlbewaffnet zur Quelle gingen, fanden sie dort nicht nur den Knochen, an dem der Eindruck gewaltiger Zähne deutlich zu sehen war, den Keil mit Geifer bedeckt, sondern auch den deutlichen Eindruck des Rückens im Grase und die Fußtapfen des Panthers an der Quelle noch ganz frisch vor. Die Spuren wurden am nächsten Tage bis tief in die Gebirge verfolgt; doch den Panther selbst fand man nicht.

Scheveningen.

Von L. Wienbarg.

Scheveningen ist ein Fischerdorf, eine halbe Stunde vom Haag entfernt. Der Weg dahin führt durch die Dünen, ist aber mit Klinkern gepflastert und von mächtigen Bucken beschattet, eine Anlage von Vater Kaid, einem berühmten Staatsmanne und Dichter des siebzehnten Jahrhunderts.

Auf einer alten Karte von Scheveningen, die auf dem Haager Stadthause hängt, sieht man die Kirche, welche gegenwärtig am Ende des Dorfes liegt, ungefähr in der Mitte desselben: diese fehlende Hälfte des Dorfes ist, wie die Chronik berichtet, durch eine mächtige Fluth am Ende des sechszehnten Jahrhunderts plötzlich abgerissen und Beute des Meeres geworden; sie lag aber auch außer den Dünen und daher unbeschirmt vor der Wuth des Meeres. Im Grunde hatte das Meer Recht auf einige Repressalien; was die Scheveninger sind und haben, so wenig es sein mag, verdanken sie dem Meer, sie werfen ihre Netze seit mehr als tausend Jahren in die See und trotzen der starken Bran-

Digitized by Google

dung, welche sie von ihrem Gewerbe abzuschrecken sucht. Der Fischfang muß sehr bedeutend sein, ich zählte an einem Sonntag über siebzig Pinken und außerdem fünfzehn bis zwanzig kleinere Schiffe, welche der Reihe nach am Strande lagen und statt der Segel mit Fischernetzen zum Trocknen behängt waren. Die Männer sind schlank und kräftig gebaut, man glaubt mitunter neapolitanische Schiffer zu sehen. Wenn sie nicht fischen, steht man sie unter einem hölzernen Dach am Strande sitzen, das sie vor Regen und Sonne in Schutz nimmt; sie sitzen, liegen, sprechen, gähnen, schlafen, rauchen, sehen nach dem Wind, singen die Barcarole aus der Stummen, oder fassen sich zur Abwechslung beim Kragen. Vom Gewinn des Fangs erhalten sie nur ein Viertel, der Rheder streicht die Hälfte für sich ein und das letzte Viertel geht auf für Ausbesserung ihrer Schiffe. Denn die Scheveninger sind ein armes Volk, die wenigsten Fischer sind Eigenthümer der Fahrzeuge, mit welchen sie auf den Fang gehen. Diese gehören etlichen reichen Leuten in Scheveningen und dem Haag, welche den Hauptgewinn ziehen und ruhig hinter dem Ofen hocken, während die armen Teufel in Regen, Wind und Wellen hinaus müssen. Dabei sind ihre Familien sehr zahlreich; wenn sie des Morgens in der Frühe hoch aufgeschürzt in der See stehen und ihre Lappen, Lumpen und Windeln waschen, so liegt ein Kinder-Bethlehem hinter ihnen im Sande, gräbt, spielt, grauelt und krabbelt, streckt die Beinchen in die Luft und saugt an dürren Fischen. Sieht man von den Dünen herab in das kleine rothe Nest hinein, das an der See im Dünenkessel liegt, so begreift man nicht, wie so viele tausend Menschen darin wohnen und unter Dach und Fach kommen mögen; will man aber wissen, wie, so streiche man des Nachts, wenn der Mond scheint, durch die fischduftigen Gäßlein an den elenden Hütten dieser Leute vorüber. Da ist es nichts Seltenes, einen nackten Fuß aus der Thür strecken zu sehen, der einem großen Jungen oder Mädchen angehört; wo dann sicher vier bis fünf Familien zwischen die Lehmwände einer armseligen Fischerhütte zusammengepreßt sind. Diese Noth hat die Scheveninger vor etlichen Jahren beinahe zum Aufruhr gebracht; sie wollten nicht mehr fahren, verwünschten ihr armseliges Gewerbe, die Habsucht der Rheder, welche sie noch außerdem zwingen, Speck, Butter, Käse und andere Lebensmittel aus ihrem Lager, oder, wie sie's nennen, aus ihrem Winkel zu kaufen, die Sturmglocke ging, die Rheder kamen in Angst und der Domine, das ist der Geistliche von Scheveningen, mußte alle Federn seiner geistlichen Beredsamkeit springen lassen, um ihre aufgehobenen braunen Fäuste in den Schranken des christlichen Gehorsams zurückzuhalten. Mir hat die lächerliche und traurige Geschichte ein alter Seehund von Fischer erzählt, der am Ufer neben seiner Pinke lag und Netze flickte. Während er sprach und über die plötzliche Angst und Geschmeidigkeit der harten Rheder grimachte, lief ihm der Tabakssaft in die silbergrauen Haarzinken, die auf Kinn und Lippe emporstarrten. — Bierkauen, Fuseldampf, Branntwein machen ihnen das Leben erträglich, wie der Kartoffelbau auf den Dünen ihnen dasselbe möglich macht.

Ihre Weiber sind häßlich, umgekehrte Sirenen, mit bogenförmigen Fischmäulern. Sie tragen die Fische in geflochtenen Körben auf dem Kopf, halten diesen mit gebogenen Armen weniger anmuthig, wie die athenischen Kanephoren, und setzen sich, wenn sie zur Stadt gehen, in kleinen Trab, wobei sie gar komisch hin und her wackeln. Doch sind mir auch mehrere junge Mädchen und Weiber begegnet, die weiß und hübsch waren und aussahen wie die Puppen, welche sie selbst von sich an Fremde und Badegäste verkaufen. Diese närrischen Dinge sind belegt mit Muscheln, welche durch ihre verschiedene Farbe Schuh, Strümpfe, Rock, Hosen, Mieder, Hüte vorstellen, ein Ueberzug, worin diese Kinder der See höchst lustig naturgemäß erscheinen.

Alte und Junge sind schmutzig wie die Kamschadalen. Die Knaben fahren auch, wie diese, mit Hunden. So ein Scheveninger Hunde-Diomedes, der, mit rothwollener oder buntgestreifter Mütze auf dem Kopf, nackter Brust und hängenden Hosen auf seinem kleinen zweirädrigen Wagen steht, und durch Schnalzen, Schreien, Singen, Flöten, Peitschen seine vier oder sechs räudigen Köter zum Laufen anspornt, wäre allemal ein Anblick zum Lachen, dauerte es Einen nicht oft um die armen Köter, welche schwitzend und heulend ihre rothe Zunge aus dem Hals hangen lassen.

Alles in Scheveningen reicht nach der See und nach getrockneten und faulen Fischen.

Der Strand mit den Dünenhügeln, dem Kirchthurm des Dorfes, der hinter ihnen hervorragt, dem Leuchtthurm oder Feuerbecken, der oben auf den Dünen steht, hat nicht selten den Pinsel der großen holländischen Seemaler, wie Backhuisen, van der Velde und Anderer beschäftigt, besonders wenn die Ankunft oder Abreise eines Prinzen von Oranien von oder nach England dargestellt werden sollte. Gegenwärtig ist die Ansicht des Strandes noch mit zwei Gebäuden vermehrt, mit dem Lusthause der Königin und dem Badehause, beide in den Dünen, unmittelbar über dem Strand. Das Badehaus ist ein großer, geschmackvoller Pallast, es nimmt sich, wie es da einsam auf den kahlen Sandhügeln, der brandenden See gegenüber steht, seltsam und fecuartig genug aus. Spiel, Bälle, Redouten gibt es nicht; nur Seewasser, Sand, Sonnenstiche und Badekarren.

Blätter aus dem Buche der Weisheit.

Es ist nicht genug, zu wissen, man muß auch anwenden; es ist nicht genug, zu wollen, man muß auch thun.

Der Verständige regiert nicht, aber der Verstand, nicht der Vernünftige, sondern die Vernunft.

Sowie der Weihrauch das Leben einer Kohle erfrischt, so erfrischt das Gebet die Hoffnungen des Herzens.

Begegnet uns Jemand, der uns Dank schuldig ist, gleich fällt es uns ein; wie oft begegnen wir Jemand, dem wir Dank schuldig sind, ohne daran zu denken.

Gegen große Vorzüge eines Andern gibt es kein Rettungsmittel, als die Liebe.

Das Betragen ist ein Spiegel, in welchem Jeder sein Bild zeigt.

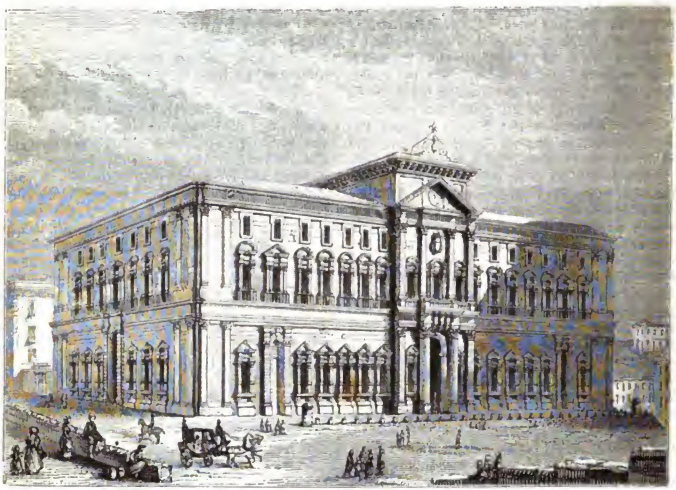
Wer sich nicht zu viel dünkt, ist mehr, als er glaubt.

Das Königliche Museum Bourbon in Neapel.

Am Ende des sechszehnten Jahrhunderts war dieses schöne Gebäude ein Leibstall des Königs; 1616 verlegte man denselben und die Professoren nahmen den Platz der Pferde ein: es war von nun an Universität. Die Straße, welche früher Della Pigna geheißen, erhielt den Namen Degli Studi. Die Universität wurde später gleichfalls

Digitized by Google

verlegt; das Gebäude war größer geworden; man brachte Statuen theils aus den farnesischen Gärten von Rom, theils aus Portici und Capodimonte; mit den Sculpturen kamen Juwelen, Medaillen, kostbare Manuscripte. Das Museum war gegründet. Der Architect Pompeo Schiandarelli gab dem Gebäude ein seiner jetzigen Bestimmung würdiges Aeußere. Von Generation zu Generation bereicherte sich die Sammlung mit den in Pompeji, Herculanum und Stabiä gefundenen Kunstwerken. Sie erbte die werthvollen Gallerien des Herzogs Carata di Noja, der Cardinäle Borgia und Viventio. Seit langer Zeit ist sie unbedingt eines der schönsten Museen Europas. Kein Anderes besitzt so viele Bronzen, Glaswaaren, Gemmen und alte Gemälde. Der ganze Schatz ist in fünfzehn Sammlungen getheilt, deren Aufzählung allein schon die Wichtigkeit des Museums darlegt. — Im Erdgeschosse und auf den Treppen befinden sich die antiken Malereien aus Herculanum und Pompeji, die Statuen und Basreliefs in Marmor, die Broncestatuen, der Hercules, die Gruppe des farnesischen Stiers, fünfzehnhundertfünfzig Inschriften, die egyptischen Alterthümer, die alten Terracotten (fünftausend an der Zahl), die antiken Gläser, die mittelalterlichen Kunstwerke. Im ersten Stock befinden sich die Bibliothek, die Papyrusrollen, die bemalten Vasen, die kleinen Bronzen, die Medaillen, die Münzen, die Kostbarkeiten, die modernen Gemälde. Unter all diesen Reichthümern hebt jeder, je nach Erinnerung und Eindruck, einige Meisterwerke hervor. Wir gedenken hier namentlich der Reiterstatuen der beiden Balbus, der Psyche, der Venus Kallipygos, des Aristides, Antinous, des trunkenen Faun, des



Das Königliche Museum Bourbon in Neapel.

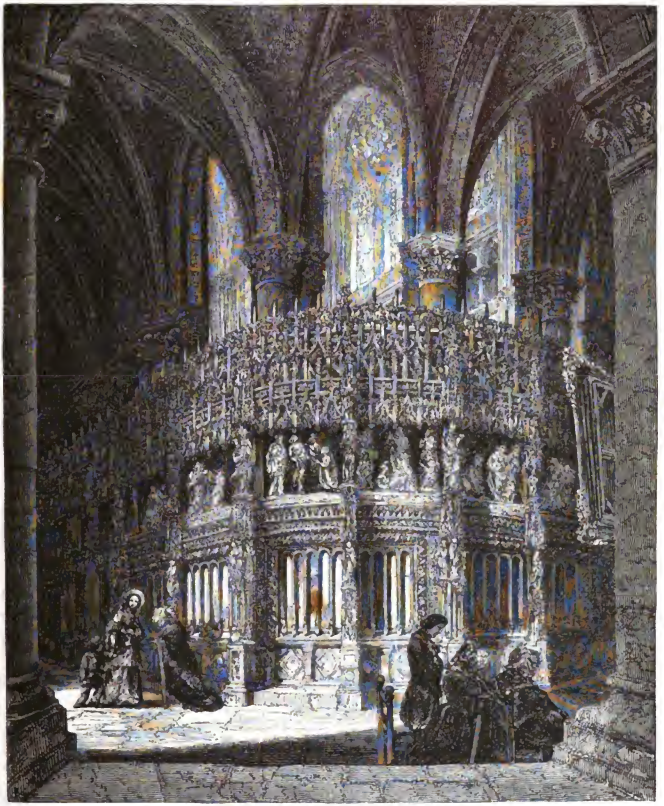
sitzenden Merkur, des großen Mosaiks der Schlacht von Arbella und der reizenden kleinen Bilder von Pompeji. Nachdem wir den Reichthum, die Mannichfaltigkeit und die außerordentliche Schönheit aller dieser Werke bewundert, wird es uns schwer, noch einen offenen Blick für die Gemäldegallerie mitzubringen; man kann jedoch hier vor Allem die neapolitanische Schule studiren, die einen zweiten Rang in der italienischen Kunst einnimmt; doch sind auch die anderen Schulen durch Werke von Corregio, Raffael, Titian, Andrea del Sarto, Seb. del Piombo, Salario und der beiden Carracci vertreten. Nach der Kunst kommt die Geschichte: tausenderlei kleine Gegenstände die aus Asche und Lava hervorgezogen wurden, führen uns vertraulich in den Haushalt der Römer ein: Rohrkörbe, Vogel- und Fischnetze, Fadenknäuel, Casserolen, Schöpfeimer, Nadeln, Agraffen, Tassen, Messer, Oefen, Seiher, Oelgefäße, Löffel, Waagen, Lampen, Laternen, Feldgeräthe u. dergl. Neben diesen Haushaltungsgegenständen — Nahrungsstoffe, wie sie sich die unglücklichen Bewohner von Pompeji zubereiteten: Bohnen, Linsen, Eier, Reis, Oel, getrocknete Trauben, Datteln, Granatäpfel, Oliven, Nüsse, Mandeln, Kastanien, Feigen, u. s. w.

Diese summarische Uebersicht zeigt deutlich, welch' reichen Stoff das Museum von Neapel für die Unterhaltung und Belehrung bietet. Sein Werth steigt noch immer durch die Nähe der antiken Städte, die ein Opfer des Vesuv wurden. Neapel ist deßhalb auch unter allen Städten Italiens, selbst Rom nicht ausgenommen, diejenige, in der man den Geist des Alterthums am besten studiren kann und verstehen lernt.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lemon & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Der Chorschluß der Cathedrale von Chartres.



Der Chorschluß der Cathedrale von Chartres, eines der Meisterwerke der französischen Baukunst, wurde im Jahre 1514 nach den Entwürfen des Architekten Jean Terier, genannt de Beauce, aus Chartres, begonnen. Die plastischen Gruppen, welche den Hauptschmuck desselben bilden, sind zum größten Theile gegen das Jahr 1611 von dem geschickten Bildhauer Michel Boudin aus Orleans ausgeführt und wurden 1687 von Dieu und le Gros, Bildhauern aus Chartres, vollendet.

Der ehrenwerthe und wahrheitsliebende Sablon drückt sich in seiner Geschichte von Chartres über dieses Meisterwerk folgendermaßen aus: „Der Chorschluß ist aus einem sehr weißen und glatten Steine gemacht und mit Bildern, Hieroglyphen und andern Kunstwerken von der feinsten Arbeit geschmückt. An dem Chorschluß ist die Geschichte der heiligen Jungfrau und der Erlösung, durch den Meisel der ersten Künstler ausgeführt. Der Chor enthält gegenwärtig dreiunddreißig Nischen, reich mit Bildern ausgefüllt, die beinahe Lebensgröße haben und von den ersten Bildhauern stammen, doch verdienen die Arbeiten Boudins den Vorzug vor allen Andern. Im Jahre 1681 hat Dieu in einer der dreizehn Nischen, die noch übrig blieben, vier Figuren eingefügt, welche die Ehebrecherin, Christus und zwei Juden darstellen, von den der eine aufmerksam

Digitized by Google

betrachtet, was Jesus schreibt, während der Andere forteilt. Heute, Samstag den 5. Juni 1683 hat Legros, ein anderer ausgezeichneter Bildhauer, in die nächste Nische vier schöne Figuren eingefügt, welche das Wunder Christi mit dem Blinden darstellen; sie sind von vortrefflicher Arbeit; man glaubt die Handlung wirklich vor sich geschehen zu sehen; der Blinde ist von bewundernswürdigem Ausdruck; die beiden Andern betrachten aufmerksam, was er thut und man sieht auf ihren Zügen die große Spannung, in der sie sich befinden. Es bleiben noch dreizehn Nischen auszufüllen. Die Capitelsherren sind zu eifrig für die Ehre Gottes und für den Schmuck ihrer Kirche bemüht, als daß sie dieses Wunderwerk der Christenheit sollten unvollendet lassen, das einst die Unwissenden so kräftig belehren wird, als die besten Prediger des Evangeliums."

Der Wunsch des alten Geschichtsschreibers ist in Erfüllung gegangen. Der Chorschluß ist seit lange vollendet und hatte glücklicher Weise weder von der Zeit, noch von den Menschen zu leiden. Die Zahl der Gruppen ist einundvierzig. 1) Gott kündigt dem heiligen Joachim die Geburt der Jungfrau an; auf der Seite sind die Hirten. 2) Die heilige Anna im Gebete in ihrer Kammer vernimmt dieselbe Prophezeihung; neben ihr steht eine Dienerin. 3) Der heilige Joachim und die heilige Anna begegnen sich an der goldenen Pforte von Jerusalem und beglückwünschen sich. 4) Geburt der Jungfrau; man ist im Begriff, das Kind in ein Bad zu thun. 5) Die Jungfrau geht, von Vater und Mutter gefolgt, nach dem Tempel. 6) Hochzeit der Jungfrau mit Joseph. 7) Die Verkündigung; der Engel Gabriel und Maria. 8) Besuch der Jungfrau bei ihrer Base Catharina. 9) Die Jungfrau, Joseph und ein Engel. 10) Die Engel beten Jesus in der Krippe an. 11) Beschneidung. 12) Die drei Magier bringen Jesus Gold, Myrrhen und Weihrauch. 13) Darstellung im Tempel. 14) Herodes auf seinem Throne befiehlt den Kindermord; im Hintergrund die Flucht nach Egypten. 15) Die Taufe Christi. 16) Jesus und der Teufel auf der Zinne des Tempels. 17) Jesus und die Kananiterin. 18) Jesus erscheint seinen Schülern auf dem Berge Tabor. 19) und 20) Die früher genannten Bilder. 21) Jesus naht Jerusalem. 22) Die Bewohner von Bethlehem kommen zu Jesus. 23) Gebet am Oelberg. 24) Judas' Verrath. 25) Jesus vor Pilatus. 26) Geißelung. 27) Dornenkrönung. 28) Kreuzigung. 29) Kreuzabnahme. 30) Jesus steigt aus dem Grabe. 31) Die drei heiligen Frauen am Grabe. 32) Jesus auf dem Weg nach Emaus. 33) Thomas berührt die Nägelmale. 34) Jesus erscheint seiner Mutter. 35) Himmelfahrt. 36) Ausgießung des heiligen Geistes. 37) Anbetung des Kreuzes. 38) Tod Mariä. 39) Die Apostel tragen ihren Leichnam in's Grab. 40) Die Engel tragen die Jungfrau zum Himmel. 41) Krönung der Jungfrau im Himmel.

Die Pilaster, welche die Gruppen von einander trennen, sowie die Grundmauern, die sie tragen und den Chorschluß bilden, sind mit Arabesken, Nischen, Baldachinen, Säulen, Statuen und Medaillons geschmückt. Ueber dem Ganzen zieht sich ein Steingitterwerk von so herrlicher, reicher und leichter Arbeit hin, daß man es häufig mit den Filigranen der Goldschmiedekunst verglich. Die seltene Schönheit dieses Schmucks würde allein schon hinreichen, eine Cathedrale berühmt zu machen, die unsere Bewunderung noch in so mancher andern Hinsicht verdient.

Tscha-hu-Tlack.

Dieser berühmte Indianerhäuptling wurde im Januar 1838 in der Nähe von Fort Sloyd in Florida von einer Abtheilung des zweiten Dragoner-Regiments unter Oberst D. E. Twiggs, nach äußerst verzweifelter Gegenwehr, gefangen genommen. Tscha-hu-Tlack oder zu Deutsch: „die feurige Kohle" ist ein vollblütiger Neger, der schon früh der Sklaverei entlaufen und sich durch seine Tapferkeit in der Schlacht und seine Klugheit im Rathe unter den Tallogis, einem Nebenstamme der Seminolen, zum Häuptlinge emporgeschwungen hatte. Er war nie dahin zu bringen, zu sagen, wessen Eigenthum er früher gewesen, entweder weil er bei seinem Entlaufen ein Verbrechen begangen oder weil er fürchtete, daß man ihn in die Sklaverei zurückliefern möchte. Er war übrigens durchaus nicht schweigsam, und erzählte gern von seinen Fahrten unter den Indianern. Seine Jagdgeschichten haben mich oft unterhalten und nie im Leben habe ich einen kühneren oder schlaueren Jäger gesehen. Seine Gestalt war äußerst imponirend und obwohl er über sechs Fuß groß und dabei sehr breitschultrig und muskulös war, so besaß er doch alle die schlangenartige Beweglichkeit eines jungen Indianerkriegers, was um so mehr zu wundern war, da er, allen Anzeichen nach, nahe an 60 Jahre alt sein mußte. — Tscha-hu-Tlack war übrigens sehr schwer zu verstehen; denn vom Englischen hatte er während seines langen Aufenthaltes viel verlernt und er half daher in seinen Erzählungen häufig mit Geberden und Handbewegungen nach, denen man nur nach einiger Bekanntschaft mit ihm und bei großer Aufmerksamkeit folgen konnte. Als ich ihn zum Beispiele um sein ungefähres Alter fragte, zeigte er rasch mit dem Zeigefinger in den Zenith und schwang dann seine Hand mit ausgestreckten fünf Fingern schnell in einem vertikalen Kreise 10 mal umher, um anzuzeigen, daß die Sonne seit seiner Geburt 10 mal 5 mal die höchste Sommerhöhe erreicht habe und um anzudeuten, daß eine unbestimmte Anzahl mehr Jahre verflossen seien, hob er langsam einige Finger der Hand in die Höhe und machte dazu ein zweifelhaftes Achselzucken. Als die Truppen Florida verließen, wurde er frei gegeben, zog es aber vor, mit dem letzten Indianertransporte nach dem Gebiete westlich von Arkansas zu ziehen.

Tscha-hu-Tlack erzählte unter vielen kleinen Traditionen, die bei den Indianern noch im Schwange sind, keine besser, als die von der Erschaffung des Menschen. Einst als ich ihn in Begleitung einer Dame, die sehr viel Antheil an ihm nahm, besuchte, fragten wir ihn über die Religion der Indianer aus. Bei dieser Gelegenheit erzählte er uns unter Anderem Folgendes:

„Der weise Aneth — Ematla, welcher vor mir Häuptling der Tallogis war, theilte mir bei meiner feierlichen Aufnahme als sein Nachfolger nebst andern weisen Sprüchwörtern, Sagen und Geheimnissen, die ich alle auswendig lernen mußte in der heiligen Priestersprache sowohl, wie in der Sprache des gewöhnlichen Lebens und die ich geschworen habe, in jeder Nacht des Neumondes in der tiefsten Waldeinsamkeit laut wieder herzusagen, die Schöpfungsgeschichte mit. Die Geheimnisse darf ich nur meinem erkohrenen Nachfolger mittheilen, alles andere will ich Euch gern erzählen. Als der Schöpfer, dessen heiligen Namen ich nur im Gebete nennen darf, die Welt erschaffen, erschuf er auch den Menschen. Aus einem Kreidefelsen formte er einen Weißen, aus dem braunen Sande unter den Kie-

Digitized by Google

fern des Landes einen Braunen, und aus dem schwarzen Boden in den Flußniederungen einen Schwarzen. Und als sie wohl gerathen waren, machte er heimlich drei Bündel, in Palmblätter gewickelt, für die drei Menschen zusammen und sprach: Wählet euch ein jeder nach seinem Gutdünken. Du, Tnatscha (Schwarzer), erst. Du Eb—ru (Gelber), darauf. Du, Lib—sche, (Weißer) nimmst was übrig bleibt. Was Ihr wählet, sei Euer Loos hinfort. Der Schwarze wählte das schwerste Bündel und fand darin ein Beil, eine Hacke und einen Spaten, deßhalb ist er bestimmt den Boden zu bebauen mit harter Arbeit. (Ich aber habe freventlich die Gabe des großen Geistes verflucht und von mir geworfen; habe viel erduldet deßhalb; bin aber jetzt gereinigt von meiner Schuld.) Der braune Indianer wählte das zweitschwerste Bündel und fand darin Bogen und Pfeil, Lanze, Tomahawk und Messer; deßhalb jagt, kriegt und raubt er von Anbeginn der Welt. Der weiße Mensch nahm dann das kleinste Bündel, öffnete es und fand darin das Buch. Das sagt ihm Alles. Deßhalb ist er weise, aber auch listig; denn das Buch sagt Alles was er wissen will, Gutes und Böses."

Der erste Hering.

Magst Du immerhin lächeln, mein freundlicher Leser! vielleicht sogar ungläubig den Kopf schütteln über meine kühne Hypothese, dennoch wage ich zu behaupten: „Der Hering ist der Begründer der holländischen Seemacht! Ihm allein verdanken die stolzen Mynheers ihre prächtigen Colonien, die Stützen ihres Reichthums, der Hering allein ist Schuld, wenn die Niederländer als Nation im 16. Jahrhundert eine so glänzende Rolle gespielt haben!" Und sollte der freundliche Leser nicht geneigt sein, auf Treu und Glauben die historische Wichtigkeit des Herings anzuerkennen, sollte er noch Zweifel hegen über die Möglichkeit, daß jener kleine schmackhafte Fisch, den ein unbandiges Sprichwort als das Symbol der Magerkeit zu bezeichnen wagt, ähnliche Wunderdinge zu verrichten im Stande war, daß er auf so grandiose Weise an der Weltgeschichte mitgearbeitet habe, so laden wir ihn ein, das unlängst in Paris erschienene Buch des Naturforschers M. de Quatresages, welches den Titel trägt: „des animaux utiles," oder auch die Naturgeschichte des Herings von Hrn. Valenciennes zu Rathe zu ziehen. Er wird dort ein statistisches Verzeichniß aller Schiffe und der Unzahl Matrosen finden, welcher Holland ehemals nicht blos zum Heringsfang, sondern auch zum Schutz der Fischer und seines nach allen vier Welttheilen ausgebreiteten Heringshandels bedurfte, er kann dort die aus authentischen Quellen geschöpfte Berechnung der unglaublichen Summen nachlesen, welche der Fang, die Bereitung und der Vertrieb des Herings den Niederlanden eingebracht, und sich so leicht die Ueberzeugung von dem außerordentlichen Einfluß verschaffen, welchen das obgedachte Fischlein auf die Größe einer Nation durch drei Jahrhunderte ausgeübt! Daher rührt auch die Ehrerbietung, welche noch heut zu Tage in Holland dem ersten Hering gezollt wird, denn bekanntlich wird alljährlich ein Tönnchen der ersten Häringe als Geschenk dem Könige überreicht, der dafür auch niemals versäumt, eine angemessene Belohnung zu gewähren. Ein anderer ehrwürdiger Gebrauch bei den Mynheers erheischt ebenfalls, daß bei der Ankunft der ersten Heringe Hoch und Niedrig, Arm und Reich sich festlich vereinen, die neuen Ankömmlinge, zu Ehren Wilh. Beuckeling's zu verspeisen. Ja, wir entsinnen uns bei einem früheren Aufenthalte in Holland ein auffallendes Beispiel dieser Sitte erlebt zu haben. Ein fröhliches Fest hatte in einem der angesehensten Häuser Rotterdams sämmtliche Notabilitäten der reichen Rhederstadt und viele ausgezeichnete Fremden versammelt; tüchtige Spielleute ließen lustige Tanzweisen erklingen, nach denen die jüngeren Mitglieder der Gesellschaft ganz wacker im Kreise sich drehten, während die betagteren Herren und Frauen an den Spieltischen, andere an dem von köstlichen Früchten und Delikatessen aus allen Himmelsgegenden strotzenden Buffet ihre Zeit zu tödten bestissen waren. Da plötzlich, kurz nach Mitternacht, unterbrach ein schmetternder Tusch die jauchzende Melodie eines Wiener Walzers, die Flügelthüren wurden weit aufgerissen und herein stürzten die reich-gallonirten Diener des Hauses, mit mächtigen Silberschüsseln in der Hand, auf denen ganze Schichten der neueingelaufenen Heringe ihre perlmutterartig glänzenden schlanken Leiber zur Schau trugen. Bei diesem Anblick flogen die traulich sich umschlingenden Tänzerpaare auseinander, wie von der Tarantel gestochen; ein Aufstand, wie er selbst in den Niederlanden früher nicht erlebt worden, erfolgte an den Spieltischen, wo die Könige (des Kartenspiels nämlich) mit einer in der Weltgeschichte unerhörten Hast beseitigt wurden; sogar jene Gourmands, welche die Leckerbissen aus allen Welttheilen durchzukosten sich mühten, wurden den gewürzhaften indischen Schwalbennestern, die inmitten der saftreichsten Früchte des Orients aufgestapelt zu schauen waren, mit einem Male abtrünnig, — kurz Alles folgte dem von der fröhlichen Jugend gegebenen Beispiel, um an den frischen Ankömmlingen einen durch die alterthümliche Sitte gebotenen Heißhunger zu stillen. Wir machen, um jeglicher Verwechslung und dem Argwohn vorzubeugen, als hätten wir uns in einer Versammlung von Caraiben befunden, ausdrücklich darauf aufmerksam, daß hier von den Heringen die Rede ist. Es war fast komisch anzusehen, mit welchem feierlichen Ernst die gesalzenen Fische, deren sich die zarteste Jungfrau gleich der würdigen Matrone und dem stattlichen Ritter der Eichenkrone bemächtigt hatte, im Rundkreise verschlungen wurden, und in Aller Augen, ja selbst auf dem ernsten Antlitz des sonst so steifen holländischen Kaufherrn war ein Anflug von Rührung bemerkbar, als dem mitternächtigen Stegreifmahle eine Champagnerlibation auf das Andenken jenes verdienstvollen Niederländers folgte, der, indem er zu Anfang des 15. Jahrhunderts seine Landsleute in der Kunst, die Heringe gehörig einzusalzen, unterrichtete, damit zweifelsohne den Grund zu der langen Zeit unbestrittenen Präponderanz der holländischen Seemacht gelegt hatte. Das reich und mächtig gewordene Vaterland errichtete dankbar jenem Wohlthäter, den einige Wilhelm Böckel, Andere Bückelings nennen, und der ein armer Fischer aus Vierflet war, zu Enthuyzen ein ehrwürdiges Denkmal, auf welchem, wie die Chronik des Städtchens nicht ohne Stolz berichtet, der deutsche Kaiser Karl V., als er im Jahre 1556 eine Rundreise durch die flandrischen Provinzen machte, mit seiner Schwester der Königin von Ungarn, einen gesalzenen Hering theilte und jenem Erfinder des jetzt noch üblichen vortrefflichen Conservations-Verfahrens zu Ehren „mit unleugbarem Appetit" verzehrte, so drückt sich nämlich unser naiver Gewährsmann dieser Anecdote aus, die den Beweis liefert, daß der große Diplomat und schlaue Gegner

Digitized by Google

des ritterlichen Königs Franz I. es zum mindesten in Holland der Mühe werth erachtete, sich populär zu machen, eine Kunst, die der strenge Monarch bekanntlich in seinem deutschen Wahlreiche auffallend vernachlässigte.

Die Kriegszufuhr.

Erzählung.

Es war im Monat Januar des Jahres 1809. Spanien, von den Franzosen überschwemmt und von einer englischen Armee vertheidigt, war der blutige Schauplatz eines mit jedem Tage erbitterter werdenden Kampfes. Marschall Soult griff, nachdem er die Spanier überall geschlagen, Sir John Moore an, den er gezwungen hatte, sich nach Coruña zurückzuziehen. Mehre Corps, die der englische General kommandirte, waren bei diesem raschen Rückzug von dem Heere getrennt worden und die Zufuhren, welche durch die unaufhörlichen Angriffe der Franzosen zersprengt worden, hatten sich in schwachen Detachements auf allen Straßen zerstreut und suchten nun das Hauptcorps wieder einzuholen.

Eines dieser Detachements, das aus vier bis fünf Wagen mit Bagage und Verwundeten bestand, fuhr auf einem unbekannten Wege hin. Die Gegend, durch die man kam, bot ein trauriges und ödes Ansehen .... kein Dorf, kein bebautes Land; dann und wann ein verlassenes Haus, dessen Thüren und Läden für ein Biwoakfeuer ausgebrochen waren; einige todte Pferde, einige Cadaver und tausend andere Trümmer, die den Durchzug von Kriegstruppen bekunden.

Man untersuchte diese Spuren näher und Peters erkannte daraus, daß das Corps, das ihnen vorangezogen, zur französischen Armee gehörte, was ihn befürchten ließ, daß es schwer für sie sein würde, auf diesem Wege zu Sir John Moore zu stoßen. Seine Begleiter, welche zum größten Theile verwundet waren, schleppten sich überdies nur mühsam fort und die Ungeduld verband sich bei ihnen mit der Muthlosigkeit. Wie es in solchen Fällen immer geschieht, jeder suchte den Grund seiner Unzufriedenheit auf fremde Schultern abzuladen. Die einen klagten den General an, der die nöthigen Maßregeln für einen solchen Rückzug zu treffen versäumt; andere wieder die Spanier, von welchen man hätte Succurs erwarten sollen, und die statt dessen verschwunden waren, als sie das Unglück der ihnen zu Hülfe Geeilten sahen; alle verfluchten das Glück des Feindes und schwuren sich baldige Rache.

In dieser Stimmung stießen sie auf eine Art Kreuzweg, wo erloschene Feuer und einige zurückgelassene Bagage von einem noch nicht lange verlassenen Biwoak zeugten.

Das offene Plateau, wo die Franzosen campirt hatten, begrenzte auf der einen Seite ein ziemlich tiefer Abgrund, in welchem ein Strom dahinrauschte. Das Geräusch des Wassers machte mehre Verwundete, welche der Durst quälte und die hinabsteigen wollten, um zu trinken, darnach lüstern. Peters ließ den Zug anhalten, um ihnen selbst dabei zu helfen; als er jedoch an den abschüssigen Rand des Weges kam, sah er in dem Bette des Flusses einen todten Maulesel, der an eine zerbrochene Carriole gespannt war und es schien ihm, als hörte er eine menschliche Stimme unter dem grauen Regendache des Wagens. Er ließ sich in die Schlucht hinab, riß die Reifen weg, mit denen der Wagen bedeckt war und sah eine Frau, die ihn auf spanisch um Hilfe anflehte.

Der Sergeant verstand die Sprache: er fragte sie, wie sie in diesen Zustand komme und die Unglückliche erzählte ihm, daß sie vor Müdigkeit eingeschlafen sei und sich dem Instinkte ihres Maulesels überlassen habe, der sich wahrscheinlich dem Abgrund genähert, um zu weiden und dadurch mit dem Wagen in den Abgrund gestürzt sei: im Augenblicke des Sturzes aufwachend, habe sie ihre Seele Gott befohlen und liege nun schon einige Stunden, durch die Erschütterung halb bewußtlos, da.

Peters gelang es mit Unterstützung seiner Kameraden die Spanierin, der alle Glieder schmerzten, aus den Trümmern hervorzuziehen: als man sie jedoch bei dem letzten Scheine des Tages besser sehen konnte, erkannte man sie an ihrer Kleidung als eine Marketenderin der französischen Armee.

Bei dieser Entdeckung verwandelte sich der gute Wille der Kameraden Peters' plötzlich in Wuth und man hörte von allen Seiten Drohungen.

Zur Vertheidigung Spaniens herbeigerufen, waren die Soldaten Sir John Moores darin gewöhnt, jeden Spanier, der mit den Franzosen sympathisirte, als Verräther anzusehen. Sie mußten dies noch mehr bei den Frauen, die, den Patriotismus einer persönlichen Neigung opfernd, ihr Loos an das der Franzosen gebunden und sich entschlossen hatten, der Armee des Marschalls zu folgen und sich allen Wechselfällen des Krieges mit ihr zu unterwerfen. Dies war der Fall mit Dolores, welche an einen Grenadier der ersten Division verheirathet war.

Die kleine Truppe der Flüchtigen drückte deßhalb ihren lebhaften Unwillen aus, die feindliche Marketenderin ihrer gefahrvollen Lage entrissen zu haben und einige waren bereits im Begriffe, vom Fluche zur That überzugehen, als Peters glücklicherweise seine Autorität geltend machte.

„Genug der Worte!" rief er in barschem Tone, indem er sich vor Dolores stellte; „habt ihr etwa Krieg mit den Frauen und ist diese nicht schon genug gestraft durch ihre Wahl? Vorwärts, wieder auf den Marsch und kümmere sich keiner um Dinge, die ihn nichts angehen, wenn ihm seine Haut lieb ist."

Diesem Rathe folgte der Befehl an die Wagenführer, sich wieder in Marsch zu setzen und die Gegner von Dolores verließen sie, um sich dem Zuge anzuschließen. Peters wandte sich, als er nur noch Frauen und Soldaten seiner Compagnie um sich hatte, an die Marketenderin, die schwach und erschöpft neben dem zerbrochenen Wagen saß.

„Was soll aus euch werden, in diesem Abgrunde?" fragte er mit einer Stimme, in deren Rauheit sich das Mitleid mischte.

„Gott wird es entscheiden," antwortete die Spanierin.

„Fühlt Ihr Kraft genug zum Gehen?"

„Vielleicht; aber wohin könnte ich um diese Zeit und zu solcher Stunde allein gehen? Die Wege wimmeln von Euren Leuten und ich habe so eben gesehen, was mir von ihnen zu erwarten steht?"

Der Sergeant schien einen Augenblick zu zögern, dann aber sagte er entschlossen:

„Auf, erhebt Euch und folget unserem Zuge: so lange ich ein Gewehr auf meiner Schulter trage, wird Euch nichts Schlimmes begegnen."

Dolores dankte auf's Innigste, erhob sich und schloß sich dem letzten Wagen an.

Sie schien anfangs durchaus nicht darauf zu achten, welchen Weg der Zug eingeschlagen; nach einiger Zeit aber gab sie ihr Erstaunen zu erkennen und trat zu Peters:

Digitized by Google

„Weiß der Sergeant wohl, wohin er geht?“ fragte sie halblaut.

„Gewiß,“ antwortete er; „wir begeben uns nach dem englischen Lager.“

„Dem englischen Lager!“ wiederholte die Marketenderin, die ihn erstaunt ansah.

„Ich hoffe, daß wir noch vor der Schlacht zu ihm stoßen,“ fügte der Sergeant hinzu.

Dolores ergriff ihn lebhaft am Arme.

„Aber .... Ihr wißt wohl nicht!“ rief sie; „die Schlacht ist schon am 16. geliefert worden ... geliefert und verloren!“

„Von Sir John Moore?“

„Welcher getödtet wurde und dessen Truppen Coruña gewonnen, um sich einzuschiffen.“

Peters schrie laut auf.

„Bei deinem Kopfe! Weib! Du täuschest mich doch nicht!“ sagte er.

„Bei meinem Kopf und meiner Seligkeit! Es ist die reine Wahrheit!“ sagte sie mit solchem Tone der Aufrichtigkeit, daß kein Zweifel übrig blieb. „Mehre Detachements, die sich, wie Ihr nach dem englischen Lager begeben wollten, fielen zwischen die französischen Posten; wenn Ihr Euren Weg fortsetzt, seid Ihr in ein paar Stunden alle Gefangene.“

Sie fügte so ausführliche Details über die Schlacht

und die von den Truppen des Marschalls eingenommenen Standpunkte bei, daß Peters die ganze Gefahr seiner Lage übersehen konnte. Zum Glücke fand das Gespräch mit der Marketenderin in spanischer Sprache statt und seine Begleiter konnten sie deßhalb nicht verstehen. Da er wußte, daß die Nachricht von einem solchen Schlage sie vollends ganz entmuthigen würde, befahl er Dolores, nichts davon ahnen zu lassen, schickte einen Reiter bis zum ersten Wagen und befahl ihnen rechts abzubiegen, um das Meer in der geradesten Linie zu erreichen.

Obwohl diese neue Richtung, die sie einschlagen sollten, den Zug hinter die englische Armee bringen mußte, bei der sie in Sicherheit zu kommen hofften, so gehorchten doch die Meisten ohne Einwand. Die Marketenderin allein hielt an. Abgesehen davon, daß die neue Route sie von dem französischen Lager abführte, fühlte sie auch ihre Kräfte so geschwächt, daß sie, mit der Erklärung, sie könne keinen Schritt weiter gehen, sich am Wege niedersetzte und einer Ohnmacht nahe war. Peters wußte nicht, was beginnen.

„Was wollt Ihr machen, wenn wir fort sind?“ sagte er und stieß unwillig den Kolben seines Gewehres auf den Boden.

„Ich weiß nicht,“ sagte die Marketenderin, die vor Schwäche kaum sprechen konnte.

„Aber Ihr sterbt hier ohne Hülfe, wie eine verwundete Wölfin!“ fügte Peters etwas barsch hinzu.

„Gut! nach dem Tod ... wird mir Gott gerecht sein!“ stammelte Dolores und sank zurück.

Peters unterstützte sie und rief den Corporal.

„Schnell, Williams, man soll den Wagen halten lassen,“ rief er, „und bereitet ihr einen Platz darauf.“

„Für diese Tochter des Teufels?“ versetzte der Engländer.

„Für eine sterbende Christin,“ unterbrach ihn der Sergeant. „Habt Ihr denn gar kein Mitleid im Herzen?“

„Nie, wenn es Gefahr bringt,“ antwortete der Corporal, „und meine Meinung ist, ein besiegter Feind taugt zu nichts, als zum umbringen.“

„Meinetwegen; thut, was man Euch befiehlt!“ versetzte Peters in gebietendem Tone.

Williams gehorchte ungerne und half die Marketenderin auf den Bagagewagen schaffen. Die Verwundeten und Frauen, welche darauf lagen, empfingen sie mit Verwünschungen.

Digitized by Google

„Seit wann sind die Bagagewagen des Königs von England dazu bestimmt, die Verräther aufzunehmen, welche Frankreich unterhält?“ fragten mehre Stimmen.

„Werft sie unter die Räder!“ wiederholten einige Andere.

„Nieder mit der verfluchten Spanierin!“

Peters antwortete nicht und legte die vollständig erschöpfte Marketenderin an einen weichen tiefen Platz, wo sie die stärksten Stöße nicht berühren konnten; dann befahl er umzukehren und überließ Gott das Weitere.

Der Zug kam durch die wildesten Gegenden, die von felsigen Hügeln durchschnitten wurden. Hier war, wie bei nahe in ganz Spanien keine Spur von einem Wege und die Fahrgeleise oder die Spuren der Heerden mußten ihnen als Wegweiser dienen. Die Sonne war gänzlich verschwunden. Die Dunkelheit, durch die finstern Wolken am Himmel noch vermehrt, ließ kaum die schweren Wagen unterscheiden, die mit dem schwierigen Terrain zu kämpfen hatten. Nach Verfluß von einer Stunde begannen die Blitze den Weg zu beleuchten; bald brach der Sturm, der schon lange gegrollt hatte, in seiner ganzen Furchtbarkeit los. Das Rollen des Donners, durch feierliche Pausen unterbrochen, wurde immer gewaltiger; der Regen goß in Strömen herab und überschwemmte das Terrain; der staubige Boden ward eine Kothlache. Die von den Blitzen erschreckten Pferde bäumten sich unter der Peitsche der Fuhrleute; die müden Fußgänger suchten vergeblich einen Schutz hinter den Wägen; mit jedem Augenblicke wurde die Lage des Convois gefährlicher: endlich hielt er auf der Höhe eines steilen Abhangs und der Sergeant sah unruhig um sich her.

Der Regenschleier, der den Himmel bedeckte, ließ selbst die Blitze nicht mehr den Weg beleuchten: ihre im Nebel erstickte Helle zeigte nur noch verwischte Umrisse, die eine Gefahr ahnen, aber nicht in ihrer ganzen Größe bestimmen ließen. Nachdem man vergebens sich nach Wegen umgesehen, wollte der Sergeant den Befehl geben, weiter zu fahren, als plötzlich ein Schrei aus der Mitte der Bagage heraus alle erzittern machte.

Dolores, vom Regen wieder belebt, hatte sich in die Höhe gerichtet. — Mit weit ausgebreitetem Arme deutete sie in banger Furcht auf den Abhang, an dessen äußerster Spitze der Convoi hielt.

„Im Namen Gottes, haltet ein!“ rief sie Peters zu, „wenn Ihr nicht Alle des Todes sein wollt.“

„Wohin führt dieser Weg?“ fragte der Sergeant.

„In den Rachen des Teufels.“

„Seid Ihr dessen gewiß?“

„Hört.“

Peters erwartete eine jener kurzen Pausen, wie sie den Sturm unterbrechen, lauschte ängstlich und vernahm das Rauschen der Wasser, die sich von den Bergen sammelten und in den Abgrund stürzten. Er eilte in furchtbarem Schrecken an die Spitze des Zuges und zwang sie zur Umkehr. Seine Begleiter, die das Rauschen gleichfalls gehört, hatten das Plateau in kurzer Zeit wieder erreicht.

Aber sie fanden dort den Sturm in seiner größten Heftigkeit und die Verzweiflung begann sich der ganzen Truppe zu bemächtigen. Der Sergeant selbst, dessen Stimme man nicht mehr hörte, wußte nicht, was hier zu thun. Einige der Führer spannten die Pferde aus, um sie zu besteigen und in die Nacht hinaus zu fliehen. Aber Dolores erhob sich über den Wagen und zeigte zur Rechten eine Oeffnung zwischen den Hügeln.

„Hier,“ rief sie, „schlagt diesen Pfad ein bis zum nächsten Kreuzweg, wo Ihr Corunna zu Euren Füßen habt und ehe zwei Stunden vergehen, seid Ihr in Sicherheit.“

Diese Erklärung, welche Peters übersetzte, machte der Verwirrung ein Ende und belebte den Muth wieder. Der Wagen mit der Marketenderin wurde an die Spitze des Zuges gestellt und sie überwachte die Richtung, um die Abgründe zu umgehen und den Felsen auszuweichen; endlich legte sich der Sturm, die Wolken verschwanden nach und nach und der Himmel glänzte wieder von Sternen.

Die Engländer kamen nach kurzer Zeit bei dem von Dolores bezeichneten Scheideweg an und in einiger Entfernung sahen sie die Stadt und das Meer, auf welchem die Schiffe schwammen, die an ihren Masten die englische Flagge trugen!

Alle vergaßen ihre Schmerzen und begrüßten sie mit einem freudigen Hurrah!

„Die Gefahr war groß, Sergeant,“ sagte Williams und näherte sich Peters; „aber wir sind ihr glücklich entgangen!“

„Dank dieser Frau!“ sagte der Irländer und deutete auf die Marketenderin: „Ihr seht, Corporal, daß das Mitleid keine so schlimme Rathgeberin ist und daß es oft weit klüger, einen Feind zu retten, als ihn zu tödten.“

Das Abenteuer des Ranger.

Ich besuchte vor längerer Zeit im westlichen Theile von Massachusetts einen bekannten Arzt, Dr. Blank, der mir, als wir Abends in seiner Veranda vor dem Hause saßen, bei einem Glase vortrefflichen Punsches die Geschichte eines Abenteuers aus dem französischen Kriege erzählte:

Neunzehn Jahre alt trat er in die Reihen der Armee der Provinzen, welche im Jahre 1755 versuchte, Crown Point von den Franzosen zu erobern. Er marschirte mit Oberst Ephraim Williams nach den Seen. Der Oberst war als einer der tapfersten Männer Neu-England's bekannt. Der Doctor focht unter seinem Commando an dem so merkwürdig gewordenen „Achten September“ am George-See. Er sah oder glaubte wenigstens den Fall seines tapfern Führers zu sehen und versichert, daß er dem französischen Offizier, Herrn St. Pierre, eine Kugel in den Leib gejagt. Im nächsten Jahre ging er zu Roger's Ranger-Compagnie und ward mit einer Anzahl seiner Kameraden bei Fort Anna nicht weit von dem Platze postirt, wo jetzt Whitehall steht. Aber zu seiner Zeit war dies „eine düstre und blutige Gegend,“ eine Gränzstation in den Waldungen, welche mit rivalisirenden Wilden angefüllt waren, die zu Frankreich oder England hielten.

Eines Tages mitten im Winter wurden acht Rangers mit einem Sergeanten in Dienstsachen ausgesandt. Der Doctor kannte den Zweck des Marsches nicht; dachte sich aber, daß sie wahrscheinlich einen einzelnen bei der Gegend von Ticonderoga oder Crown Point umherstreifenden Franzosen auffangen und ins Fort bringen sollten, um Kundschaft durch ihn einzuziehen. Er selbst gehörte zu den Acht. Ein enger Weg oder Pfad, den sie mehrere Stunden lang verfolgten, führte nordwärts nach Canada. Es war gerade sehr tief Schnee gefallen; alle Fichten und Tannen im Walde beugten sich unter seiner Last, und da der Nachmittag still und klar war, so fielen nur dann und wann einzelne Flockenmassen wie Federn von den Aesten. Diese Umstände hatten sich dem Gedächtniß des alten Mannes wie ein klarer Traum, eingeprägt. Die Ranger wateten in einer sogenannten

Digitized by Google

indianischen Reihe durch den Schnee; und da man vor Ueberfall nicht sicher war, so ging ein Mann mehrere Schritte voraus, Einer an jeder Seite und Einer hinterher. Dieser letzte war der Doctor selbst, und „dies war die Flinte, welche ich bei mir führte," sagte er, indem er ein kurzes schweres Gewehr aus einer Ecke hervorholte. Sie sahen keine Spur vom Feinde; man hörte keinen Laut, als nur das Gewitscher des kleinen „Chick-a-dee-dee," den man im Winter so häufig in den Fichtenwäldern antrifft. Endlich stiegen sie in einen Hohlweg hinab. Die gefrorne Fläche des George-See lag nicht weit davon zur Linken und ein steiler Hügel erhob sich zu ihrer Rechten. Der Boden war eine ziemliche Strecke weit vor ihnen niedrig und sumpfig und ein kleiner Bach hatte sich über den Pfad hin Bahn gebrochen; über die gefrorne Oberfläche desselben, die ganz frei von Bäumen war, marschirte jetzt ihr Vorpostenmann langsamen und unsichern Schrittes hin, indem er bei jedem Schritt tief in Wasser und Eis hineintrat. Plötzlich machte er Halt, kehrte sich kurz um und that einen leisen Pfiff, wie er als Allarmsignal verabredet war. Er hatte die Spuren vieler mit Mokkasinen bekleideten Füße drüben im Schnee gesehen. Es war keine Zeit mehr zum Ueberlegen. Der laute Knall einer Büchse unterbrach die Stille. Der Ranger stieß einen wilden Schrei aus, sprang vier Fuß in die Luft und fiel flach auf den Boden nieder. In demselben Augenblicke ertönte das indianische Kriegsgeschrei aus dem Walde zu unserer Rechten und Linken hervor. Das betäubende Krachen von mehr als fünfzig Büchsen folgte und nur ein einziger von den Rangern, kam lebendig von dem Platze. Er stand vor Erstaunen über den plötzlichen Tod seiner Kameraden wie an den Boden gefesselt da.

Dieser eine Mann war unser Held; seine weit hinter den Uebrigen befindliche Stellung rettete ihm das Leben. Er erinnerte sich noch recht wohl des panischen Schreckens, den er beim Ausbruch des fürchtbaren Gebrülles und beim Knalle der Musketen, so wie bei dem plötzlichen wüthenden Anlauf empfand, mit welchem der wilde Schwarm aus seinem Versteck hervor und über seine gefallenen Kameraden herstürzte. In demselben Augenblick, als er wieder etwas zur Besinnung kam, floh er in schnellster Eile nach dem Fort zurück. Er hörte laut und gellend hinter sich schreien und erblickte, als er sich im Laufe umschaute, zwei Indianer, welche wüthend seiner Spur folgten. Er lief, so viel er sich erinnern konnte, eine Meile weit, ohne sich umzusehen oder einen einzigen Laut zu hören; dann schaute er einen Augenblick zurück und sah einen Indianer, der schweigend und unhörbar wie ein Gespenst nur ein paar Schritte entfernt hinter ihm herſprang.

Mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit kehrte er sich rasch um, erhob seine Büchse mit sicherer Hand und schoß mit so gutem Erfolg, daß der Abenaki kopfüber zu Boden stürzte und sein geschorner Kopf in Folge seines zu raschen Laufes den Schnee ein Paar Schritt aufwühlte. Der junge Soldat kehrte wieder um und lief weiter. Da hörte er den Knall der Büchse des andern Indianers und das vernehmliche Schwirren der Kugel. Ja er war so umsichtig und auf seiner Hut, daß er bemerkte, wie die Kugel einen schneebeladenen Ast dicht vor ihm traf und die glitzernden Schneeflocken durch die Luft hinjagte.

Der Pfad führte jetzt einen steilen Abhang hinab, auf dessen Grunde ein alter Fichtenbaum quer über den Weg gefallen war; seine scharf abgebrochenen Aeste ragten in perpendikulärer Richtung von dem zusammengebrochenen Stamm 4—5 Fuß hoch vom Boden in die Höhe und versperrten den Weg wie ein mit Stacheln versehenes spanischer Reiter. Die Ranger waren auf dem Hinmarsche ein wenig vom Wege seitwärts gegangen, um ihn zu umgehen. Jetzt aber durfte keine Zeit auf einem Umweg verloren gehen. Die Glieder des Doktor waren zart und leicht, aber so behende wie die eines Hirsches und der Tomahawk des Indianers dicht hinter ihm. Ohne sich zu besinnen, lief er hinunter und sprang in die Luft, stieß jedoch mit dem Fuße an, so daß er auf der andern Seite hinfiel; dennoch packte er seine Büchse wieder und lief weiter. Einen Augenspäter hörte er ein wildes, fürchterliches Geschrei, und indem er sich im Laufe nach dem gegenüber liegenden Hügel umwandte, überraschte ihn ein Anblick, der seinen Schlaf für manche lange Nacht verscheuchte. Der tollkühne Wilde war gleich ihm hinabgesprungen, aber nicht so glücklich gewesen; er war gestrauchelt und einer der zerbrochenen Aeste hatte ihn aufgefangen und im eigentlichsten Sinne des Wortes auf seiner aufrecht stehenden Spitze gespießt, indem er grade durch seine Brust gedrungen war! Er sah, wie seine Augen sich im Kopfe herumdrehten und die bemalten Züge des Gesichts sich scheußlich entstellten, bis er nach einer Pause zum Tode zusammenzuckte, um das Himmelslicht nie wieder zu erblicken.

Um Sonnenuntergang sahen ihn die Schildwachen von Fort Anna, wie er in vollster Eile aus dem Walde hervorstürzte, als ob die Indianer noch hinter ihm wären. Ein starker Trupp, welcher am nächsten Morgen ausgeschickt wurde, fand die Leichen der Ranger entkleidet und in den verschiedenen Stellungen, in welchen sie Jestorben waren, steif gefroren, so daß sie wie Marmorstatuen aussahen. An einem dicht dabeistehenden Baume hatte der französische Offizier, welcher die Abenakis anführte, ein Stück Birkenrinde befestigt, worauf er eine übermüthige und triumphirende Botschaft an die Engländer geschrieben. Die Leichen der zwei Indianer waren fortgeschafft, obgleich der weiße Schnee um den alten Fichtenbaum noch unverkennbare Spuren von dem schauderhaften Schauspiel trug, das dort stattgefunden hatte, und von den Mokkasinen einer großen Menge von Wilden, die sich um den Platz versammelt hatten, hart getreten war.

Dieses kriegerische Abenteuer war genug für den martialischen Eifer des Doctors. Er zog nicht wieder in's Feld, bis 20 Jahre später, als er nach Washingtons Lager bei Cambridge kam, doch nicht mit Muskete und Pulver, sondern mit Sonde und Salbe bewaffnet.

Das Negerfest in Algier.

Das berühmte Fest der Neger von Algier, das unter dem Namen Aid el Foul bekannt ist, wird zur Zeit des Nissam, wenn die Bohnenpflanze schwarz zu werden beginnt, an einem Mittwoche gefeiert. Bis dahin enthalten sich die Neger dieses Gemüses. Der Ort, wo sie sich zu dieser Feier versammine, ist das Meeresufer, in der Nähe der Ebene von Mustapha. Dort befinden sich zwei kleine höchst einfache Bauten: die eine, eine runde, maurisch ausgezackte Mauer, in deren Mitte sich einige Aloen erheben ist das dem Sidi Balal, dem Schutzgott der Neger geweihte Heiligthum.

In einiger Entfernung davon steht ein viereckiges, mit Wasser gefülltes Bassin, der Lella Haona, einer hei-

Digitized by Google

ligen Frau geweiht, die gleichfalls bei den Sudanskindern in hohem Ansehen steht.

Was den Sidi Balal betrifft, den die Neger verehren, so sind die Ueberlieferungen nichts weniger, als übereinstimmend: einige glauben ihn auf Belal zurückführen zu können, jenen schwarzen Sclaven, der einer der ersten war, welcher den Islam annahm. Diese Behauptung scheint jedoch trotz der Namensgleichheit nicht zulässig. Er war von Mohammed befreit und mit der Ueberwachung der Brunnen beauftragt worden. Aber die Opfer und Ceremonien erscheinen mit der Ehre, die man ihm erweisen will, nicht im Einklang.

Die Neger sind in ihrer Heimath noch ganz Götzendiener; sie anerkennen in nichts die Religion Mohammeds, die sie nur annahmen, als die Muselmänner sie unterjocht hatten. Sie werden also nicht, wenn sie ein Fest in Algier feiern, das sie an ihre Heimath gemahnt, die Absicht dabei haben, eine Erinnerung aus den ersten Tagen des Islams zu verherrlichen. Der Name Belal erinnert vielmehr an Belus, Baal, Bel, den Gott, welchen die Phönizier nach Afrika brachten und dem man Thiere aller Art opferte, — Aïd el Foul wäre somit nichts andres, als eine durch Jahrhunderte sich forterbende Tradition des Cultus dieses Gottes.

Uebrigens mischt sich Heiliges und Profanes in dem Zeremoniel dieses Festes, bei welchem die Fateha oder erste Bitte im Koran gefeiert und ein Ochse, Schaafe und Hühner mit Tanz und Gesang geschlachtet werden.

Der zum Opfer bestimmte Ochse wird zuerst mit Blumen bedeckt, der Kopf mit Tüchern geschmückt und erst

Das Negerfest in Algier.

nachdem die Opfernden ihre Tänze ausgeführt, bei welchen sie sich siebenmal nach der einen und siebenmal nach der andern Richtung gewandt, erhält das Opfer den tödtlichen Streich.

Je nach der Art des Todes, das heißt, wenn es augenblicklich unter dem Stich des Messers stirbt, oder erst nach langem Kampfe, richtet sich das günstige oder ungünstige Prognosticon, welches die schwarzen Haruspizen sogleich auslegen.

Nach dem Opfer beginnt der Negertanz. Die Kinder Sudans bewegen sich nach dem Bassin der Lella Haoua; in diesem Augenblicke sieht man solche, die sich beim Tanze zu sehr aufgeregt haben, sich triefend von Schweiß in die Fluthen des Meeres stürzen, aus welchen ihre Freunde sie oft nur mit Mühe wieder heraus zu ziehen vermögen.

Unter rasch aufgeschlagenen Zelten sind die Negerinnen damit beschäftigt, Bohnen zu kochen, die ersten, welche die Neger essen dürfen und die als Zuspeise zum Hammelfleische und Cuscusu dienen. Den Rest des Tages verbringt man unter Gesang und Tanz, die mit Musik, das heißt dem schrecklichen Lärm, den die Neger Dhomba nennen, begleitet werden.

Die weißen Muselmänner, welche in Algier leben, wohnen gewöhnlich diesem Feste nicht bei. Ein anderes ist der Fall mit den Frauen, die von den Erzählungen ihrer Negerinnen verlockt, in großen Massen dahin kommen, und sich der tollsten Heiterkeit hingeben, indem sie den langen Schleier, der ihr Gesicht bedeckt, etwas lüften. Wir müssen jedoch, um gerecht zu sein, bemerken, daß die Frauen aus den ersten Familien nicht bei diesen Festen figuriren.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lowson & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Eine Fischerfamilie an den Küsten der Normandie.

In keiner der am Meere liegenden Provinzen Frankreichs hat die Fischerei einen solchen Grad von Ausdehnung erreicht, als in der Normandie. Es ist, als ob die Abkömmlinge der alten Könige des Meeres, die sich unter Gang Roll in Neustrien niederließen, nicht auf das abenteuerliche Leben des schwimmenden Holzes hätten verzichten können, nur daß sie es in eine friedliche Industrie verwandelten. Der Ueberfluß an Fischen und die Nähe des Marktes von Paris haben die vererbte Neigung, welche noch von besondern Institutionen begünstigt wurde, vergrößert. Auch sind die Interessen der normannischen Fischer nicht wie die der Fischer der übrigen Provinzen getrennt. Sie bilden Gesellschaften, welche zu eigentlichen Gemeinden werden, die ein Syndicus ihrer Wahl, der equoreur, regiert.

Dieser befindet sich bei der Landung der Schifferböte am Ufer; er nimmt die Fische in Empfang, überwacht den Verkauf an die Marrayeurs, erhält das Geld und ist dafür verantwortlich. Er besorgt alle Angelegenheiten der Gesellschaft, macht die Vertheilung, gibt den Mitgliedern Credit, verwaltet ihren Gewinn und ihre Ersparnisse. Ein guter Equoreur bereichert die Gesellschaft, der er vorsteht, nicht allein durch seine Verwaltung, sondern auch durch die Autorität, mit der er den verbündeten Fischern seinen Rath ertheilt und ihm Folge zu geben weiß.

Er erhält ein Prozent von den gewöhnlichen Fischzügen, ein halbes Prozent bei den großen Fängen; aber bei den Letzteren hat er nicht die Verantwortlichkeit des Geldeinzugs, da der Verkauf in solchen Fällen beinahe immer an entfernten Orten und durch Unterhändler geschehen muß.

Bei den Gesellschaften gehören die Böte gewöhnlich der Gemeinde; jeder Fischer bringt nichts mit sich als seine Arme und einiges Fischergeräthe, die sogenannten Appelets. Die Vertheilung des Gewinnstes geschieht nach der Anzahl und Größe der Garne. Die Böte fahren nicht sogleich ab, sondern nach freundschaftlicher Uebereinkunft, die über die passendste Art und Reihenfolge entscheidet.

Wenn eines der Mitglieder stirbt, so tritt die Wittwe in seine Rechte ein, sobald sie dieselbe Anzahl von Appelets liefert und einen Menschen engagirt, der sich für sie einschifft.

Diejenigen Fischer, welche zu arm sind, um selbst das Fischergeräthe beizubringen, entlehnen welches und betheiligen sich auf diese Weise an dem Gewinn der Gesellschaft.

Von jedem Fischzuge wird zum Voraus, ehe man theilt, ein Siebentel der Bruttoeinnahme für den Fonds abgezogen, aus welchem die Unterhaltung und Neubeschaffung der Schiffe besorgt wird.

Alle Gesetze der Gesellschaft sind durch den Gebrauch geheiligt und geben nie zu Streitigkeiten Veranlassung. Auf eine natürliche Gerechtigkeit und ein Gefühl der Brüderlichkeit begründet, bilden sie ein Recht, dem sich Niemand ungestraft entziehen kann. Der Fischer, der seine Pflichten nicht erfüllte, der seine Verbündeten zu hintergehen suchte,

oder die Entscheidung des Equoreur nichts gelten lassen und an die Tribunale appelliren wollte, würde sich in den Augen der Gemeinde so tief herabwürdigen, daß er unbarmherzig von ihr ausgestoßen zu werden erwarten müßte.

Das Bild, in welchem Tony Johannot die Familie eines solchen Fischers aus der Normandie darstellte, gehört zu den bedeutendsten Werken dieses ausgezeichneten, kürzlich verstorbenen Malers, dem wir die „vier Jahreszeiten" in unsern Blättern verdanken und von dem wir noch manches vortreffliche Bild zu bringen im Stande sein werden.

Die Lebenskraft der Thiere.

Von M. Lehmann.

Ueber die Lebenskraft der Thiere haben die Naturforscher verschiedenartige Beobachtungen angestellt und sie sind in deren Folge zu ganz interessanten Resultaten gelangt. Nicht in allen Thieren wirkt die Lebenskraft mit gleicher Energie, mit der nämlichen Ausdauer. Während die kleineren Thiere lange nach der Verstümmlung fortleben können — nicht selten einige Tage, — hört bei größeren und vollkommeneren Thiergeschlechtern das Leben des einzelnen Gliedes auf, sobald es vom Körper getrennt wird. Es herrscht in dieser Hinsicht die wunderbarste Verschiedenheit vor. Wir wollen einige Grade der Lebenskraft näher bezeichnen. —

Wenn wir einen Polypen zur Hand nehmen und denselben mit einem scharfen Instrumente zertheilen, so leben die einzelnen Theile als für sich bestehend fort und entwickeln sich wieder zu vollkommenen Polypen. Kehren wir das Innere des Polypen heraus, so daß der Magen die äußere Haut, und die äußere Haut der Magen des neuentstehenden Thieres wird, so haben wir die Lebenskraft dieses seltsamen Pflanzenthieres nicht im Geringsten beeinträchtigt, sondern wir erhalten ein Thier, das lebt, frißt, sich bewegt und fortpflanzt: durch die bezeichnete Umkehrung haben wir die Lebenskraft nicht zerstört, sondern neues Leben geschaffen. Der Polyp zeigt überhaupt in Folge seiner starken Reproduktionskraft und vermöge der großen Gleichartigkeit — die Fähigkeit sich wieder zu ergänzen, sich vollständig auszubilden; wenn daher einzelne Gliedmaßen vom Körper losgeschnitten werden, so wachsen diese schnell nach, und das ursprünglich ganze Thier ist vollkommen hergestellt. — Beobachten wir die Lebenskraft der Frösche. Der Naturforscher Carradori hat bewiesen, daß Frösche im luftdünnen Raume erst nach sechs bis sieben Stunden sterben. Bringt man sie in verdorbene Luft, so können sie fünf bis sechs Stunden — auch unter Umständen noch länger aushalten und kehren alsdann zum vollkommenen Leben zurück, wenn der guten reinen Luft der Zutritt gestattet wird. Selbst unter dem Wasser vermögen sie sieben bis acht Stunden zu leben. Wenn sie in Oel gebracht werden, sterben sie nach kurzer Zeit; in ausgekochtem Wasser verhauchen sie äußerst schnell ihr neues Leben. Man hat sehr viele Beispiele, daß Frösche, deren Schenkel des Morgens abgeschnitten wurden, noch am darauffolgenden Tage gelebt haben: sie krochen langsam auf den Wiesen umher oder auf dem Grunde des Wassers — selbst wenn die Eingeweide ziemlich weit herausbringen. Bekannt ist die Wirkung des Galvanismus auf die abgeschnittenen Froschbeine; wenn man die Schenkel der Frösche mit Salz bestreut, so fangen sie an zu zucken und zu zappeln. Tritt hier nicht die galvanische Wirkung in auffallende Verbindung mit der Lebenskraft? Uebrigens äußert der Galvanismus auch ähnliche interessante Erfolge in Hinsicht auf die Lebenskraft anderer, selbst größerer Thiere, so daß nach erfolgtem scheinbaren Tode die einzelnen Glieder rasch zu leben anfangen. — Eine sehr zähe Lebenskraft zeigen namentlich die Schildkröten. Die Schildkröten, die lange in luftleerem, d. h. luftverdünntem Raume leben können, vermögen Gasarten zu ertragen, die anderen Thieren augenblicklich den Tod bringen; in Oel eingetaucht und eingeschlossen, sollen sie nach Carradori 24 bis 36 Stunden leben. Noch auffallender erscheint aber die Lebenskraft der Schildkröte, wenn man bedenkt, daß eine solche, deren Gehirn ausgeschnitten wurde, dennoch sechs volle Monate fortlebte, ehe der Tod erfolgte: sie vollzog alle zur Erhaltung des Lebens nothwendigen Verrichtungen, und suchte sich trotz der gräßlichen Verstümmelung in den Besitz der unabweisbaren Lebensbedingungen zu setzen. Mehrfach angestellte Versuche haben es bis zur Gewißheit dargethan, daß Schildkröten, deren Kopf abgeschnitten ward, wohl 1,2 Tage bis gegen 6 Monate fortgelebt haben. Es gibt kein bekanntes, vollkommeneres Thier, das eine solche Lebenskraft zu äußern im Stande wäre. Die Amphibien haben überhaupt ein sehr zähes Dasein und ihre Lebenskraft übertrifft fast durchweg die der höheren Thiergeschlechter. Während die Sonnenstrahlen einen bedeutenden Einfluß auf das Leben der Amphibien ausüben, so daß viele Landleute — ob mit Grund oder nicht? — der Meinung leben, daß eine verstümmelte Blindschleiche erst nach dem Untergange der Sonne vollständig absterbe: sehen wir die meisten Schlangenarten auf der andern Seite nach der Trennung des Kopfes vom Rumpfe oder nach der Zertheilung des Körpers in zwei gleichartige Theile mit solcher Heftigkeit und Wuth um sich beißen, daß man es nicht für rathsam halten darf, sich dem Kopfe sorglos zu nähern, so lange derselbe noch verschiedene Zuckungen macht. Die Augen bewegen sich schnell und schießen wild in den fettigen Höhlungen umher — eine Folge der noch nicht gänzlich erstorbenen Lebenskraft. Wenn man den Körper einer am Morgen getödteten Blindschleiche am Mittage in die wärmenden Sonnenstrahlen legt, so beginnen sich die Zuckungen des Lebens von Neuem zu äußern. Am meisten scheint die Lebenskraft der Schlangen in dem Schwanzende zu ruhen; denn dieß bewegt sich bei der Verstümmelung am schnellsten und am längsten — selbst dann noch, wenn die übrigen Theile todt zu sein scheinen. Ein leichter Schlag auf den Kopf der Schlangen hebt die Wirksamkeit der Lebenskraft auf und führt den Tod herbei, weil jene durch die hervorgebrachte krampfhafte Erschütterung des Nervensystems gelähmt wird. —

Die Insekten zeigen die verschiedensten Abstufungen und Grade der Lebenskraft. Ein französischer Naturforscher, des Mortiers, schnitt einmal einem großen Hirschkäfer den Kopf ab. Nachdem er den getrennten Rumpf auf den Rücken gelegt hatte, beobachtete er die nämlichen Erscheinungen der Lebensfähigkeit, wie bei einem lebenden Schröter. Nach Verfluß zweier Tage brachte des Mortiers den Kopf des Käfers an die Sonne und er fing zu seinem nicht geringen Erstaunen neu zu leben an — die Augen drehten sich krampfhaft in den Höhlen, die Hörner schlossen und öffneten sich, und als der Naturforscher einen seiner Finger zwischen die zackigen Geweihe brachte, wurde er dermaßen gepackt, daß er ihn mit Gewalt herauszwängen mußte; die scharfen Zacken des Geweihes waren fast bis

Digitized by Google

auf's Bein eingedrungen. Aehnliche Beobachtungen kann man auch an andern Käferarten machen. — Ein sehr zähes Leben haben ferner die muntern Springkäfer. Schneidet man einem Maikäfer den Kopf ab, so bewegt er sich fort, als ob gar nichts geschehen wäre, bis der Schmerz die Lebenskraft auslöscht. Enthauptete Schmetterlinge fliegen munter davon. Der Naturforscher Boyce, der sich viel mit der Beobachtung der Lebenskraft der Thiere zu schaffen machte, hat sogar die auffallende Erscheinung beobachtet, daß sich enthauptete Fliegen paarten, das Weibchen Eier legte und dann erst starb, nachdem der eigentliche Lebenszweck der Insekten, die Vermehrung der eigenen Gattung, erreicht war. Wer hat nicht schon bemerkt, mit welcher Heftigkeit geköpfte Wespen den spitzen giftigen Stachel aus- und einziehen und den Feind zu verwunden suchen? Wer hat nicht die Erfahrung gemacht, daß enthauptete Hornissen selbst nach einigen Stunden noch sehr schmerzliche Wunden stechen können? Und legen angespießte Schmetterlinge, auch wenn sie des Kopfes beraubt worden sind, nicht die Eier in der ebenmäßigsten und schönsten Ordnung neben einander — gerade als wenn der Körper sich im normalen Zustande befände?

Ebenso auffallend zeigen sich die Wirkungen der Lebenskraft bei dem Geflügel; man hat in dieser Beziehung sehr interessante Beobachtungen angestellt. Suchen nicht viele Vogelarten, wie z. B. die Enten, noch weit fortzufliegen, wenn ihnen der Kopf mangelt? Streben sie nicht nach Milderung des Schmerzes, indem sie den blutenden Hals in die Erde zu verstecken trachten? Wer hat diese Erfahrung nicht schon gemacht? Auch die größten Säugethiere verfallen in Zuckungen, aber bald ist bei den meisten das Lebenslicht erloschen, wenn der Kopf vom Rumpfe getheilt wird. Hunde und Katzen, denen das scharfe und ätzende Nicotin in den Mund gegossen wird, stürzen wie vom Blitze getroffen zur Erde und rühren sich nicht mehr: die Lebenskraft ist augenblicklich in ihnen erstickt.

So finden wir verschiedene Grade des Lebensgeistes bei den Thieren! Es sind indessen über die Wirkungen der Lebenskraft, so viel auch schon für deren Kenntniß geschehen ist, noch lange nicht genug Erfahrungen und Beobachtungen gesammelt worden, als daß sich die Lebenskraft jedes einzelnen Thieres besonders bestimmen ließe. Manche Thiere sind sehr selten zu bekommen, sie finden sich auch bisweilen nicht mehr in dem normalen Zustande des Lebens, welcher zur sichern Feststellung der Lebenskraft in einzelnen Thiergeschlechtern als absolut nothwendig erscheint, wenn man zu gewissen und untrüglichen Ergebnissen gelangen will. —

Der Schiffbau.

Zweiter Artikel.

Bis zum Ende des siebenzehnten Jahrhunderts scheint ein Modell für alle Schiffbauten zur Grundlage gedient zu haben. Die Spanier und Portugiesen folgten dem Beispiele der Venetianer; die Holländer und die andern nördlichen Völker schöpften ihre nautischen Kenntnisse aus derselben Quelle; selbst die Engländer, auf ihre Seemacht so stolz, lernten von den Italienern, wie sie ihren rohen Schiffsbau verbessern und verstärken konnten. — Man hatte die Gewohnheit, an der Spitze des Vordertheils eine aus Holz gemeißelte Figur anzubringen, welche die Schiffe der verschiedenen Nationen unterschied. Die Venetianer hatten eine Büste; die Spanier einen Löwen; die Engländer, namentlich nach der Thronbesteigung der Stuarts, die Person des regierenden Monarchen, bald zu Pferde, bald auf einem Löwen. Unter den Fenstern der Cajüte war am Vordertheil ein Bild auf einer Fläche angebracht, das bei den Venetianern, Spaniern und Portugiesen gewöhnlich einen Heiligen oder Helden darstellte; die übrigen Nationen hatten meist ihr Staatswappen darauf.

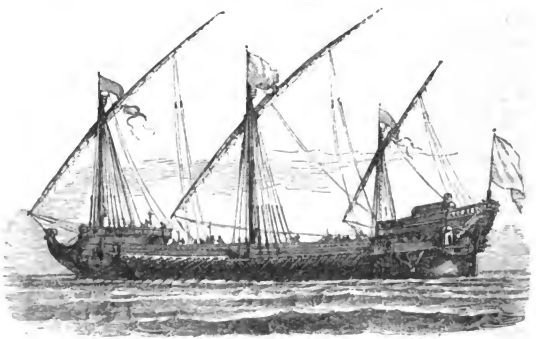
Vor dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts führten bereits einige portugiesische und spanische Schiffe bis zu achtzig Feuerschlünden auf Laffetten, während das stärkste englische Schiff nicht mehr als 50 Kanonen hatte. Die der übrigen Nationen waren noch schwächer mit Geschützen versehen.

Der „König der Meere", welcher im Jahre 1637 in Woolwich-Kent „zum Ruhme der brittischen Majestät" erbaut wurde, war von ächt königlicher Ausrüstung. Man sah auf dem Vordertheil den König Edgar zu Pferde, sieben Könige zu seinen Füßen; am Kopf des Vordersteven einen Amor auf dem Löwen; an dem Gewelung (Querwand) des Vordertheils sechs Statuen: den Rath, die Klugheit, die Beharrlichkeit, die Kraft, den Muth, den Sieg; auf der Zwischenwand der Schanze vier Figuren mit ihren Attributen: Jupiter mit seinem Adler, Mars mit Schwert und Schild, Neptun mit dem Flußpferde und Aeolus auf einem Camäleon. An dem Hintersteven enthielte eine Victoria ihre Flügel und trug auf einem Bande die Devise: Validis incumbite remis. Der König der Meere hatte zwei Galerien auf beiden Seiten; diese Galerien waren, wie das ganze Schiff, mit Trophäen, Emblemen und Schildern aller Art bedeckt. Seine Länge vom Vordersteven bis zum Hintersteven betrug 232 englische Fuße. Ferner hatte er drei Verdecke von einem Ende bis zum andern, ein Vordercastell, ein Halbverdeck, ein Hintercastell und eine Campanie (Decke der Hütte bei dem Hackbord). Seine Ausrüstung bestand aus: dreißig Stückpforten mit Kanonen und Halbkanonen auf der untern Batterie, dreißig Stückpforten gleichfalls mit Feldschlangen auf der zweiten Batterie, sechsunddreißig Stückpforten für Geschütze kleineren Kalibers auf der dritten Batterie; endlich im Innern dreizehn aufgeprotzte Geschütze, eine Menge Musketen und zehn Bugstücke; dabei hatte er eilf Anker. Der König der Meere war das erste große Schiff, das in England gebaut wurde. Man hatte dabei vor Allem Glanz und Pracht im Auge, deßhalb bot es auch Stoff zu ernsten Klagen, welche sich über die Kosten der Marine unter Karl V. erhoben. Um ein Deck verkleinert, wurde es eines der größten Kriegsschiffe der Welt. Mit den Marssegeln kamen überhaupt die großen Segel bei den Schiffen auf, die uns zum ersten Male bei dem Könige der Meere begegnen. Capitän Phineas Pett leitete die Arbeiten bei der Erbauung des Königs der Meere, und ihm verdankt die englische Marine die größten Fortschritte. Der König der Meere nahm dasselbe traurige Ende, wie der Great Harry. Er wurde bei der Reparation auf der Werfte 1696 ein Raub der Flammen. — Fuller erzählt in seinen „Wundern Englands", daß die Dünkirchner am Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts die Modelle zu den besten um diese Zeit in den englischen Häfen gebauten Schiffen lieferten.

Gewiß ist, daß zur Zeit, als Ludwig XIV. die Zügel der Regierung ergriff, eine französische Seemacht eigentlich nicht existirte. Colbert war es vorbehalten, eine solche zu

Digitized by Google

ſchaffen. Nach der Schlacht von Rochelle hatte Richelieu, eiferſüchtig auf die engliſche Marine, der Idee einer Seemacht einige Wirklichkeit verliehen und ſogleich fünfzig Schiffe und zwanzig Galeeren ausgerüſtet. Dies dauerte jedoch nur einen Moment. Colbert wußte ihr Dauer zu verleihen. Durch ihn erhielt Frankreich innerhalb von fünf Jahren eine ſiegreiche Marine. Das berühmteſte Schiff dieſer Epoche war der Soleil-Royal. Dieſes Schiff war nach halb engliſchen, halb franzöſiſchen Grundſätzen erbaut. Es hatte 1600 Tonnen, war 150 Fuß lang und 40 breit. Es trug drei Laternen auf der höchſten Spitze des Vorderſtevens und einen einzigen großen Mars. Als Admiralſchiff zog es eine weiße, mit Lilien beſäete Flagge auf. Der Schmuck des Soleil-Royal war ſo prachtvoll, daß weder



Siebenzehntes Jahrhundert. Galeaſſe.

Siebenzehntes Jahrhundert. Der König der Meere.

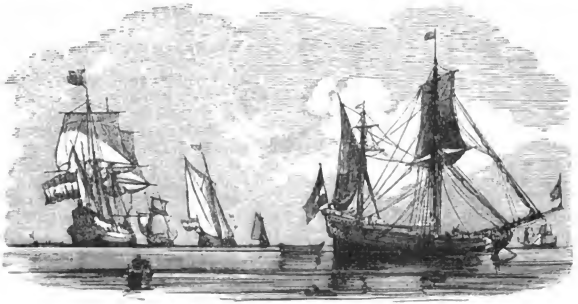
Siebenzehntes Jahrhundert. Soleil-Royal.

vor noch nachher etwas Aehnliches exiſtirte. Der Soleil-Royal hatte 120 Kanonen in drei Batterien. — Von dieſer Epoche an theilen ſich die Kriegsſchiffe in ſechs Rangſtufen. Die Schiffe erſten bis vierten Ranges haben 120 bis herab zu 50 Kanonen, und können, im Beſitz von drei oder zwei Batterien, in der Linie kämpfen, daher der Name Linienſchiff. Zum fünften Rang gehören die Schiffe mit einer bedeckten Batterie, d. h. die Fregatten, und zum ſechsten alle anderen und geringeren Schiffe, wie Brander, Bombengaleonen u. ſ. w. Die Schiffe erſten Ranges, welche den Admiral oder den Anführer des Geſchwaders an Bord führen, haben 90 bis 120 Kanonen in drei Batterien mit Schanzen und Campanien; die Schiffe zweiten Ranges, welche dieſelbe Beſtimmung haben können, 80 bis 90 Kanonen in drei Batterien, gleichfalls mit Schanzen und Campanien; die dritten Ranges, welche die eigentliche Seemacht bilden, durchſchnittlich 70 Kanonen in zwei Batterien nur mit Schanzen; die vierten Ranges, die ſchwächſten von denen, welche man gewöhnlich in Linie ſtellt, haben nur 50 bis 60 Geſchütze, gleichfalls in zwei Batterien, aber ohne Caſtelle und Campanien.

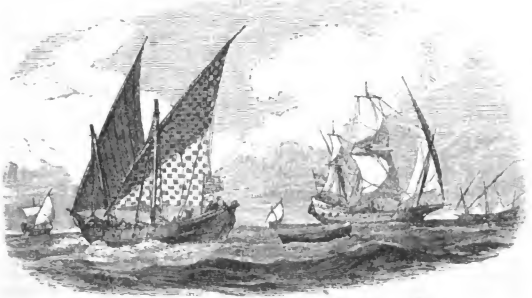
Unter den verſchiedenen Arten von Schiffen findet man am Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts die Flüten, Laſtſchiffe mit rundem Vorderſteven, dann die Pi-

Digitized by Google

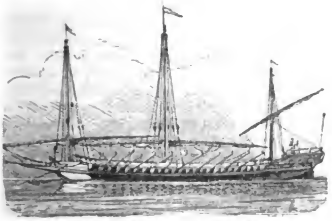
naſſen, große Kauffahrteiſchiffe, beide nach Art der Kriegsſchiffe erbaut und auf dem mittelländiſchen Meere, wie auf dem Ocean im Gebrauch; dann eine Menge kleiner Schiffe welche ausſchließlich dem mittelländiſchen Meere angehören:



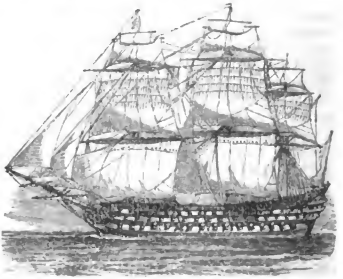
Siebenzehntes Jahrhundert. Schiffe auf dem Ocean.



Siebenzehntes Jahrhundert. Schiffe auf dem Mittelländiſchen Meere.



Siebenzehntes Jahrhundert. Lange Barke.



Achtzehntes Jahrhundert. Der Ocean, Schiff erſten Ranges.

wie Barken; Feluken, Tartanen, Polacken, oder dem Ocean: wie Guachen, Galeolen, Buſſen, Schmacken, Yachten u. ſ. w. Was die Galeeren betrifft, ſo war das ſiebenzehnte Jahrhundert ihre glänzendſte Periode. Es gab zwei

Digitized by Google

Gattungen, die gewöhnlichen oder die kleinen, von denen wir bereits gesprochen, und die außerordentlichen oder großen Galeeren. Die gewöhnlichen besaßen nur sechsundzwanzig Ruder und sechsundzwanzig Ruderbänke auf jeder Seite, die großen hatten oft bis zu zweiundreißig. In der Construction war jedoch zwischen beiden kein Unterschied: nur durch die Größe waren sie verschieden. Alle waren sehr lang und schmal. Sie hatten nur zwei Masten mit dreieckigen Segeln. Das Geschütz dieser Fahrzeuge bestand aus zwölf Kanonen und zwei Mörsern. An jedem Ruder befanden sich gewöhnlich fünf Ruderer. Zwischen den Ruderbänken und dem Bord des Schiffes standen die Soldaten. Soldaten für den Kampf, Matrosen für die Schiffsmanoeuver und Ruderknechte, meist Galeerensträflinge und türkische Sklaven, bildeten die Bemannung einer solchen Galeere. Die langen Barken, von welchen wir ein Bild mittheilen, waren nichts anderes als kleine Galeeren mit drei Masten, wie die Galeassen.

Die Schiffbaukunst machte im Verlauf des achtzehnten Jahrhunderts große Fortschritte. Die Zweidecker mit 50 Kanonen wurden durch Fregatten ersetzt, welche dieselbe Anzahl von Geschützen und eine einzige Batterie hatten. Die Hauptproportionen waren folgende:

	Länge	Breite	Höhl (Tiefe)
1. Rang	164—186	47—50	23—25
2. Rang	150—170	43—47	20½—23
3. Rang	150—160	42—43	20—20½
4. Rang	135—150	35—40	17—20
5. Rang	102—130	33—34	13—17
6. Rang	60— 70	18—20	9—10.

Die wichtigste Veränderung bestand in der Vermehrung des Segelwerks.

Während aus den Schiffen mit 50 Kanonen Fregatten wurden, bildeten die leichten Fregatten, d. h. die, welche zehn bis zwanzig Stück Geschütz hatten, eine neue Art von Schiffen unter dem Namen Corvetten. Die Corvetten hatten anfangs alle drei Masten und ihre Geschütze bedeckt; später, um sie leichter zu machen, schaffte man ihr Geschütz auf das oberste Verdeck, und der Hintermast fiel weg. Diese Art von Corvette gab der Kriegsbrigg ihre Entstehung. Die Galiote mit Bomben wurde eine Bombarde, eine Art von Corvetten mit drei Masten und einem aus Rösterwerk bestehenden Fußboden zwischen dem Hintermast und Hauptmast.

Die Yachten und die Kanonenschaluppen vervollständigen die Reihe der im achtzehnten Jahrhundert bei allen Seemächten zum Kriegsdienst bestimmten Schiffe. Der Brander verschwindet am Ende dieses Jahrhunderts ganz. Aehnliche höllische Maschinen, welche dann und wann auftauchten, sind nichts als unglückliche Versuche, welche der Erwartung selten oder nie entsprachen. Nur die Türken haben diese alten Maschinen beibehalten und Navarin bot zum letzten Male das Schauspiel eines solchen Schiffes, des Selpio. Auch die alte Galeere verschwand mit den verwandten Fahrzeugen.

In diesem Jahrhundert sind die großen Lastschiffe stets Flüten. Die großen Handelsschiffe werden gewöhnlich Fregatten genannt, noch häufiger Kauffahrteischiffe, und die Kleinen Brigantinen. Die Verbindung dieser beiden gab die Brigg. Von den amerikanischen Colonien kommen die Goeletten und Schaluppen; die letzte wurde vervollkommt und erhielt den Namen Kutter, das non plus ultra der Schiffbaukunst. Die Engländer haben diese Art von Schiffen für ihre Yachten zum Muster genommen. Nennen wir noch die Galeoten und die Dogger, so haben wir beinahe alle Arten von Schiffen, die auf dem Meere schwimmen, angeführt.

Auf dem mittelländischen Meere wurde aus der Dreimaster-Barke die Schebecke. Die lateinischen Boote haben am wenigsten ihr Aussehen verändert und den geringsten Fortschritt gemacht; wahrscheinlich weil sie mit ihrer Einfachheit im Segelwerk die größtmögliche Vollkommenheit bereits erreicht hatten.

Die französische Marine steht auf weit höherer Stufe als die englische, obgleich England auf der See herrscht: die Engländer haben dies selbst anerkannt.

Das Schiff Ocean ist ein ausgezeichnetes Beispiel der Schiffbaukunst im achtzehnten Jahrhundert. Die Staaten von Burgund schenkten es dem König Ludwig XV. und hatten nichts gespart, um ein seiner Bestimmung würdiges Schiff herzustellen. Es wurde im Jahre 1760 erbaut, später nach neuen Grundsätzen verbessert, und schwimmt noch heute auf dem Meere.

Eine Eberjagd.

Meines Freundes Charles Fitzroy Einladung, ihn mit mehren Bekannten auf eine Eberjagd zu begleiten, war mir sehr willkommen; ich erwartete den Anbruch des verabredeten Tages mit lebhafter Ungeduld.

So war ich denn bereits eine Stunde aus den Federn und in vollem Anzuge, als Charles endlich erschien, um mit mir vorläufig ein kräftiges Frühstück einzunehmen, bei den Anstrengungen, die unser während des Tages warteten, eine höchst nöthige Vorsichtsmaßregel. Charles befand sich in der glücklichsten Laune. Maria Selby, seine Braut, wollte an der Jagd Theil nehmen.

Inzwischen waren unsere Pferde vorgeführt und wir trabten rasch dem verabredeten Sammelplatze zu. Unterwegs warf ich die Frage hin, wie weit Charles seinen Speer wohl mit einiger Sicherheit zu werfen im Stande wäre. Er bot mir eine Wette an, seine Waffe bis an das jenseitige Ufer des neben unserm Wege hinströmenden Flusses hinüberzuschleudern, eine Entfernung von etwa 200 Fuß. Ich ging darauf ein und mit einem kräftigen Wurfe flog der Speer aus seiner Rechten. Er erreichte in der That das nächste Ufer. Charles hatte die Wette gewonnen und es handelte sich jetzt darum, die Waffe zurückzubekommen. Wie gerufen näherte sich gerade in diesem Augenblicke ein Hirte mit seinen Kühen dem Flusse, um sie auf die reiche Weide am jenseitigen Ufer hinüberzutreiben. Diese Leute sind daran gewöhnt, mit ihren Heerden über die Flüsse zu schwimmen, wobei sie sich an dem Schwanz einer Kuh festhalten, theils um sich von ihr fortschleppen zu lassen, theils und besonders aber, weil sie durch die vor ihnen aufschwimmenden Thiere gegen die Angriffe der Alligatoren, welche in diesen Flüssen hausen, verhältnißmäßig gesichert sind. Wir wurden bald mit ihm einig. Für ein Paar Peis (Pfenninge) versprach er, die Waffe zurückzubringen, die Charles mit so vieler Geschicklichkeit hinübergeschleudert hatte. Er warf sich in den Strom und wenige Minuten später stieg er bereits mit seinen Kühen an das jenseitige Ufer, wo er bald die bezeichnete Stelle auffand. So weit war Alles gut; indessen wollte die Kuh, die ihn willig nach der andern Seite hinübergezogen hatte, wo die fette Weide ihrer wartete, sich auf keine Weise dazu verstehen, ihn auf dem Rückwege durch den Strom zu begleiten und es blieb

Digitized by Google

ihm also nichts Anderes übrig, als ihn allein anzutreten, wozu er sich denn auch nach einigem Zaudern entschloß. Wir folgten ihm mit den Blicken. Er war bereits bis in die Mitte des Stroms gelangt, als wir ihn mit einem gewaltigen Rucke vorwärts schießen sahen, so daß sein ganzer Körper auf einen Moment fast über dem Wasser schwebte; zu gleicher Zeit stieß er einen entsetzlichen Schrei aus. Er rief um Hülfe, lauter noch und entsetzlicher. Ich war im Begriff, mich in die Fluth zu stürzen, in der Voraussetzung, daß er von einem plötzlichen Krampfe befallen sei — als ich mich plötzlich von dem Eingeborenen, welchen wir zu unserer Bedienung mitgenommen hatten, zurückgehalten fühlte. Mit schreckenbleichen Zügen und unfähig ein Wort hervorzubringen, deutete er auf den Fluß. Zweimal war der Kuhhirt bereits vor unsern Blicken im Strome verschwunden, tauchte aber jedes Mal wieder empor, augenscheinlich mehr und mehr erschöpft, mit dem Tode ringend. Jetzt erhob sich dicht hinter ihm ein zweiter Gegenstand über die Fluth — der Rachen eines entsetzlichen Unthiers — und augenblicklich war das Wasser vom Blut geröthet. Kaum meiner Sinne mächtig, wandte ich mich ab, meine Pulse schlugen in Absehen und Fieberschauern, als wollten sie die Adern sprengen. Der Unglückliche war unrettbar verloren. Ein letzter Blick auf die Schreckensscene überzeugte mich, daß Alles vorüber. Nichts war mehr zu sehen, als die blutig geröthete Fluth, um zu verrathen, daß wir die, wenn auch unschuldige, Veranlassung zu dem Tode eines unserer Nebenmenschen gewesen, der um einige wenige Pfenninge, vielleicht für Weib und Kinder, die jetzt ihres Ernährers für immer beraubt waren, sein Leben wagte, um die Beute eines wüthenden Alligators zu werden.

Es war natürlich, daß dieser Vorfall uns die Jagd wenigstens für den Tag ganz und gar verleidete. Wir bemüheten uns vergeblich, die Erinnerung an die blutige Scene zu verscheuchen und in die Heiterkeit unserer Fremde, mit denen wir bald darauf zusammentrafen, einzustimmen; aber Maria war in ihrer Mitte; sie war nur um Charles willen gekommen, unmöglich konnten wir uns also von der Jagdpartbie ausschließen.

Wir mischten uns unter die Gruppe und wurden bald in der allgemeinen Aufregung mit fortgerissen. Ich entsage dem Versuche, die Lust einer Eberjagd zu schildern, die Gefahr, die Hindernisse, Alles trägt nur dazu bei, sie noch zu erhöhen; — ein tüchtiger Reiter findet die beste Gelegenheit, seine Geschicklichkeit zu beweisen, bis der Augenblick da ist, von der Lanze Gebrauch zu machen. — In wildem Jagen geht es vorwärts, durch die selten besuchte Einöde eines indischen Dickichts. Jetzt hält das gehetzte Thier Stand, die fürchterlichen Hauer gegen den verwegenen Waidmann gerichtet, der entschlossenen Schrittes herannaht, ihm den Todesstoß zu versetzen — selbst sein Roß scheint, trotz der eignen Gefahr, den Triumph des Sieges zu theilen; — dieß Alles gibt der Eberjagd einen Reiz, der sie in den Augen eines ächten Waidmannes über jede andere Jagdfreude stellt.

Charles war noch immer für Alles unzugänglich; der am Morgen erlebte Vorfall hatte einen tiefen, lähmenden Eindruck auf ihn gemacht. Er blieb hinter den Uebrigen zurück, ich in seiner Nähe. Ich mochte ihn nicht verlassen und fühlte mich eben so wenig wie er zur Freude aufgelegt. Wir hatten natürlich die ganze Sache verschwiegen und Maria, von ihrem Vater ermuthigt, hielt mit ihm gleichen Schritt. Beide waren uns um einige hundert Fuß voraus. Wir hatten mehrere Nullahs (Bäche) zu passiren. Unsere liebenswürdige Jagdgenossin folgte dem Zuge ohne Zaudern, von Charles mit den Blicken verfolgt, obgleich er in seiner trüben Stimmung es nicht wagte, sich ihr zu nähern. In diesem Augenblick sprang ein zweiter Eber auf, der Zug theilte sich; auf dem Wege, den Maria einschlug, erhob sich ein schmaler Erdrücken, hoch genug, sie vor unsern Blicken zu verbergen, nachdem ihr Renner mit einem tüchtigen Satze hinübergesprungen war. Dann hörten wir einen lauten Schrei. Charles gab seinem Rosse die Sporen, mit der Schnelligkeit des Blitzes war er an der Erdwand und hinüber. Ein Ton des Schreckens, der Verzweiflung schlug an mein Ohr — im nächsten Momente war ich an seiner Seite. Wie aber soll ich die Scene beschreiben, die sich meinen Augen darbot! Kaum vermag ich, sie anzudeuten. — Fitzroy's Renner hatte den Sprung nur zu sicher vollbracht, seinen Reiter über die Erdwand getragen — aber im Niederfallen mit dem Vorderhufe die Brust des armen Mädchens zerreten, das jetzt entseelt, wie eine geknickte Lilie, in den Armen dessen ruhete, der tausendmal freudig sein Leben geopfert haben würde, um das ihrige zu retten. Auf der andern Seite der verwaiste Vater, von den Furien der Verzweiflung gehetzt und wilde Flüche und Verwünschungen auf das Haupt des unvorsätzlichen Mörders herabrufend. Charles schien noch immer nicht zu begreifen, was um ihn her vorging, er fuhr fort, in wilder Fieberwuth den Namen derjenigen zu rufen, die todt in seinen Armen lag. Sein Auge war stier und thränenlos, sein Jammer zu unermeßlich, als daß er sich in Thränen hätte Luft machen können. Die Fluchworte des Vaters drangen kaum bis zu ihm. Er hatte den Verstand verloren, aber noch immer fuhr er fort, mit wahnsinnig gesteigerter Stimme ihren Namen zu rufen. Plötzlich schien die Wirklichkeit in ihrer ganzen fürchterlichen Stärke auf ihn einzudringen; mit einem Blicke erfaßte er den vollen Umfang seines Elends. Der Leichnam entfank seinen Armen; mit einem wilden Sprunge fuhr er in die Höhe, entwand mir den Speer, den ich gedankenlos in der Hand hielt und im nächsten Moment hatte er sich das Herz durchbohrt. Er stürzte ihr zur Seite nieder, er, ihr unschuldiger Mörder; beider Blut mischte sich. — Ihre Seelen stiegen vereint zu den Höhen eines erbarmenden Himmels empor.

Die Scampagnata.

Der Italiener hat eine Menge lustiger Volkssitten, die, wenn auch oft nur unter dem niedersten Pöbel herrschend, dennoch unserer Beobachtung werth sind. Wie sein feuriges, leicht organisirtes Temperament für Freude und Sinnengenuß offener ist, als unser nordisches Volk, und wie er im Vergnügen auch länger ausdauert, so daß ihm die ganze Bestimmung hienieden nur der Genuß zu sein däucht, während der Deutsche zur Arbeit geboren ist, so hängt sich selbst dem Heiligen und Religiösen die Lust und der Scherz an. Der Gottesdienst der Katholiken ist heiteren Geistes und kennt finstern Ernst nicht: noch weniger begnügte sich der Italiener mit einer Predigt, ohne hübschen Gesang, ohne interessante Ceremonien, ohne den Glanz des Goldes und des Lichtes. Selbst wenn der heilige Vater den Segen auf der Loge St. Peters austheilt, erschallen ihm von unten dieselben Musikstücke entgegen, die man in den Stiergefechten oder während der Kunstproben eines Herkules vernimmt; wenn er in Prozession in eine Kirche einzieht, ertönen von

Digitized by Google

der Orgel lustige Tanztouren — den Heiligen bringt man in Rom des Nachts rossinische Ouverturen zum Ständchen, und dem Venerabile folgt unverzüglich das Gebet aus dem „Moses“ — ohne Feuerwerk, Knall und Schall kann vollends gar kein Kirchenfest abgehen.

Ein spaßhafter Volksgebrauch bei dem Fest der heiligen Margarita in Civitella ist werth, daß wir ihn mittheilen. Da dies Dorf nur anderthalb Stunden von Olevano entfernt ist, so fehlt es nie an jungen Leuten, welche von da den Spaziergang hinauf machen, sich oben den Tag über vergnügen und gewöhnlich des Abends zurückkehren. Nun aber lauschen auf allen Felswegen der Serpentara und der bequemeren Straße, welche nach Civitella führt, hinter Bäumen und Büschen, Hecken und Ziegelhütten ganze Haufen ausgelassener Buben und junger Burschen, und liegen viele Stunden, wie Räuber im Hinterhalt, bis sie einen Olevaner herabkommen sehen, welcher das Kirchenfest besucht hat. Sofort erhebt sich die ganze Schaar, jeder mit einer großen Kuh- und Eselsschelle versehen, und der Wanderer wird ohne alle Barmherzigkeit umzingelt; die klingenden Glocken, das Jubelgeschrei der Jungen zieht die benachbarten Schelme herbei. Einige haben aus Laub und Zweigen einen kleinen Bogen bereitet; der Wanderer, er mag sich wehren, wie er will, er mag schelten und schlagen, wird unter das Laubgezweig gebracht, zwanzig und dreißig Jungen lassen die Schellen um ihn ertönen, daß man's auf eine halbe Stunde weit hört; er wird nach Olevano begleitet, das Getöse lockt hundert Neugierige herzu, ein wiehernder Gelächter folgt von allen Seiten nach, und der Gefangene wird ohne Weiteres vor eine Osterie begleitet, wo man ihn nicht eher frei läßt, bis er den Tagdieben sammt und sonders zu trinken gegeben. Es sind welche, die aus Furcht vor einer so lärmenden Begleitung lieber in Civitella übernachten, oder die größten Umwege machen. Andere hingegen haben Freude daran, und setzen sich absichtlich der Gefahr aus. So schnell dieses Volk sonst das Messer zückt, oder die Flinte abschießt, so ist doch noch kein Unfall der Art bei der Scampagnata vorgekommen, denn sie ist eine Sitte, der man sich unumgänglich unterordnen muß, weil sie von allen anerkannt wird, wie Recht und Gesetz.

Indische Conibos.

Die indischen Conibos, welche drei Tagreisen westlich von dem Flusse Ucayala, am Rio Tarvana wohnen, haben die Sitte, ihren neugeborenen Kindern die Köpfe mit Brettchen plattzudrücken, von denen das Eine auf die Stirne, das andere auf das Genick gepreßt wird. Sind die Kinder sechs Monate alt, so nimmt man den Verband ab und feiert ein Fest, bei dem man die Chika im Uebermaße genießt.

Im freien Zustande tragen die Indianer ihre Haare lang und herabhängend; nur auf der Stirne werden sie gerade abgeschnitten. Ihre Kämme sind aus kleinen Stücken Palmenholz und palo colorado (rothes Holz) gemacht, die mit wollenen Bändern an einander gebunden werden. Sie tragen noch den langen wollenen Rock der alten Incas; aber der Goldschmuck daran ist durch Zeichnungen ersetzt. Wie der größte Theil der Südamericaner, malen sie sich rothe Linien auf Gesicht, Hände und Füße. Ihre Frauen bereiten das Essen zu und suchen das Holz zum Feuer. Sie pflanzen den Manioc und sammeln ihn. Sie roden die Knollen aus der Erde und werfen sie in einen gestrickten Sack, der auf ihrem Rücken hängt und an einen Strick gebunden ist, den sie wie einen Henkel an ihren Kopf befestigen. Sie sind überhaupt daran gewöhnt, schwere Lasten auf ihrem Kopfe zu tragen. Auch sind sie es, welche die Töpferwaaren verfertigen. Ihre Gefäße sind ziemlich regelmäßig geformt und können das Feuer ertragen: aber sie stehen weit unter denen, welche die alten Incas von Cuzco verfertigten und auf denen man Personen, Thiere und Früchte abgebildet sieht.

Die Männer beschäftigen sich mit auf der Jagd. Sie bedienen sich des Bogens und der Pacuna oder Blaserohrs mit denen sie kleine vergiftete Pfeile schießen. Die Indianer probiren die Wirkung des Giftes an großen Schildkröten, weil diese ein sehr zähes Leben haben: gewöhnlich stirbt das Thier nach einigen Minuten. Man kann ohne Gefahr eine kleine Dosis dieses Giftes nehmen: in größern Dosen tödtet es jedoch augenblicklich. Das Gegengift, dessen sich die Indianer bedienen, ist einfach das Salz.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawson & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Der Park von Brüssel.

Der Park von Brüssel, im Innern der Stadt, zwischen den Thoren von Namur und Löwen gelegen, ist von vier großen Straßen umgeben, und scheidet, oder, wenn man will, verbindet zwei große Gebäude, den Palast des Königs und den Palast der Nation. Es ist eine angenehme Promenade, mit viel Geschmack angelegt, und nichts fehlt, was den Reiz öffentlicher Gärten bildet: frische Rasen, dichte Gebölze mit herrlichem Schatten, klares Wasser und Marmorstatuen, deren weiße Conturen sich auf dem Grün abzeichnen. Die Hauptallee, welche den Park in zwei gleiche Theile theilt, beginnt bei dem Hauptthor, gegenüber dem Nationalpalast, und dehnt sich bis zum Palast des Königs aus. Sie ist mit den Statuen der römischen Kaiser geschmückt. Nahe beim Eingang ist das grüne Bassin, um das sich zahlreiche Spaziergänger zwischen Zwölf und Drei, namentlich an Sonn- und Festtagen, versammeln;

Digitized by Google

man hat von dort aus die beiden Palläste an den Enden des Parks, sowie die beiden Seitenalleen im Auge, die von diesem Mittelpunkte ausgehen und immer weiter auseinander laufen, wie die beiden Seiten eines Fächers. Zur Linken, in einem Buchengehölz, befindet sich ein Zelt, in welchem zuweilen ein Militär-Orchester sich hören läßt: zur Rechten befinden sich Boskete, das Baurhall, und ein Theater. In der Mitte des Fächers ist ein anderes, achteckiges Bassin mit einem Springbrunnen; von hier aus sieht man den Dom und die Kirche der Riches-Claires. Zwei andere Alleen durchschneiden den Park seiner Breite nach, theilen ihn in drei Partieen und vermehren dadurch die Zahl der Aussichten. Unter den Statuen, die den Park zieren, bemerkt man die des Apollo, der Venus, der Thetis und der Leda; die besten sind die der Diana und des Narzisses von Grippello, die Liebe von Vervoost und zwei Gruppen, welche die Attribute des Ackerbaus und Handels darstellen.

Dieser schöne Garten, welcher auf Kosten der österreichischen Regierung nach den Entwürfen von Zinver gegen das Jahr 1774 angelegt und später von Napoleon der Stadt Brüssel mit der Verpflichtung der Unterhaltung geschenkt wurde, nimmt den Platz eines alten, zum Palais Royal gehörigen Parkes ein, der ursprünglich einen Theil des Forstes von Soigne bildete.

Der Nationalpallast, im Jahre 1773 auf der Stelle begonnen, wo Carl V. ein bescheidenes Haus bewohnt hatte, ist von Guimard im Jahre 1778 vollendet worden. Zuerst von dem Rath von Brabant, dann von den Gerichten eingenommen, wurde er 1818 für die Sitzungen der Generalstaaten bestimmt. Zu diesem Zweck nahm der Architect Vandershaeten einen großen Umbau in demselben vor. Der erste Stock ist mit acht cannelirten Säulen der jonischen Ordnung geschmückt. Das Obergeschoß wurde nach dem Brande von 1820 wieder hergestellt. Den Eingang in den Pallast bildet ein großes Vestibule auf cannelirten dorischen Säulen.

Der Pallast des Königs, der dem Nationalpallaste gegenüber steht, wurde von den Architecten Suys, Stielemans und Tasson wieder hergestellt. Er ist mit einem Vorbau in der Mitte geschmückt. Dieser bildet im Erdgeschosse eine offene Halle mit fünf Arcaden an der Front, und zwei an der Seite, die bis zur Höhe eines herrlichen Balkons mit Consolen aufsteigen. Ueber der Halle tragen korinthische Säulen ein Gesims der gleichen Ordnung. Wir haben ihn auf unserem Bilde gerade vor Augen.

Ein Abenteuer in Californien.

Lieutenant Beall, im Dienste der nordamerikanischen Seemacht, ist in seinem Vaterlande hochgeachtet, da er sich bei verschiedenen Gelegenheiten, namentlich als Träger wichtiger Depeschen nach und von Californien auszeichnete, indem er sie während des Kriegs durch das Herz von Merico brachte und sich auch über die Prairien und Felsengebirge mit gleichem Muth seinen Weg durch civilisirte und wilde Feinde bahnte. Wir glauben, daß es Niemanden gibt, der ihn als tapferen Seeoffizier und unerschrockenen Reisenden an Muth, der Gefahr ins Auge zu sehen, und an Energie, Schwierigkeiten und Hindernisse zu überwinden, übertrifft; aber wir hörten jüngst eine Anekdote von ihm, die sich auf seiner letzten Reise nach Californien ereignete, von der er erst vor Kurzem zurückkehrte, und welche, indem sie die Gefahren des Weges beleuchtet, beweist, daß er noch eine andere Eigenschaft besitzt, die höher steht als Entschlossenheit und Tapferkeit — eine menschliche und edle Seele, die jenen Tugenden den Charakter des Heldenmuthes verleiht.

Es war, glauben wir, in dem Gila-Land, daß Lieutenant Beall, nachdem seine Abtheilung sich in Sicherheit gelagert hatte, auf die Jagd ging. Er ritt ganz allein auf einer Lieblingsstute, die gewöhnlich für solch Gelegenheiten bereit gehalten wurde. Etwa sechs Meilen vom Lager hatte er das Glück, einen Hirsch zu tödten; als er abgestiegen war, um das Thier auszuweiden, sah er plötzlich einen Trupp berittener Apachen, die ihn entdeckt hatten, wüthend auf sich zustürzen. Ohne Zweifel hatten dieselben den Knall seiner Büchse gehört oder den Rauch derselben gesehen, und so waren sie vor ihm, ehe er es wußte. Aber er wußte sehr gut, daß als einzelner Weißer auf diesen nackten Hügeln, die sie ihr Eigenthum nennen, gefangen zu werden, sicherer Tod ist, und indem er in der größten Eile auf's Pferd stieg, verließ er sich ganz auf die Ausdauer seiner Stute, die ihn im stärksten Galopp sicher in das Lager seiner Leute zurückbringen würde. Davon sprengte der junge Lieutenant, und hinter ihm her stürzten die Wilden, brüllend und schreiend, ihrer Beute gewiß. Aber so gewiß sie ihrer Sache waren, so war er fest überzeugt von seiner Fähigkeit, entkommen zu können, obgleich ihre Rosse frischer waren, als die Stute, und es den Anschein hatte, daß sie derselben immer näher kämen und ihr bis zur Erreichung des Lagers schwer zu schaffen machen würden. Seiner Rettung gewiß, doch ohne seine Eile zu verringern, hatte Beall den halben Weg bis zum Lager zurückgelegt, als er, über den Gipfel eines Hügels hinjagend, zu seinem Schrecken einen seiner eigenen Leute den Hügel heraufklettern sah, der seiner Spur gefolgt war, um ihm bei der Jagd zu helfen. Der Anblick seines Lieutenants, in solcher Hast den Hügel hinuntersagend, war ohne Zweifel für ihn genug; vielleicht konnte der arme Teufel das Geschrei der Indianer hören, die die andere Seite des Hügels hinaufstiegen; jedenfalls begriff er sein Loos, und seine Arme vor des Pferdes Kopfe ausbreitend, schrie er in verzweiflungsvollen Tönen: „O, Herr Beall, retten Sie mich, ich bin Gatte und Vater von sechs hilflosen Kindern." Wohl niemals noch wurde eine Bitte schneller gethan und heldenmüthiger erfüllt, als hier. Der Lieutenant, obgleich für sein eigenes Leben fürchtend, hielt sogleich sein Pferd an, stieg ab und gab dasselbe dem Manne, indem er sagte: „Du sollst gerettet werden. Reite ins Lager zurück und sende meine Leute heraus, damit sie meinen Körper würdig begraben." So schieden sie — der Infanterist, um zu entfliehen, der Offizier, wie er glaubte, erschlagen zu werden; denn der Hügel war ganz kahl, ohne ein einziges Versteck, und er dachte an nichts, als sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Zu diesem Zwecke zog er seinen Revolver, setzte sich auf den Boden und erwartete die Wilden, welche auch schon im nächsten Augenblicke kamen, über den Gipfel des Hügels, zum unaussprechlichen Erstaunen Lieutenant Beall's, hinwegstürmten, an ihm vorüber, den Abhang hinunter, gleich Wahnsinnigen, ohne daß auch nur einer die geringste Notiz von ihm genommen oder ihn überhaupt gesehen. In Wirklichkeit erblickten sie blos Roß und Reiter, die sie drei Meilen bereits verfolgt hatten; sie wußten nichts von dem Fußgänger; vielleicht erschien die sitzende Figur des Lieutenants ihren Augen, die ganz auf den einen, besonderen Gegenstand gerichtet

Digitized by Google

waren, als ein Stein oder eine große Cactus, wie sie auf jenen unfruchtbaren Hügeln häufig sind.

Jedenfalls blieb Lieutenant Beall durch ein Etwas, das ihm beinahe als ein Wunder erschien, unentdeckt; nach einem Momente waren die Apachen aus seinem Gesichte, Roß und Reiter immer noch nach dem Lager verfolgend. Der Letztere rettete kaum sein Leben, da die Indianer ihm so nahe waren, gerade als er das Lager erreicht hatte, daß sie im Stande gewesen wären, ihm einige leichte Wunden mit Kugeln oder vielleicht mit Pfeilen beizubringen. Was Lieutenant Beall anlangt, so war er nicht saumselig, von seinem guten Glück Gebrauch zu machen und indem er einen Umweg einschlug, erreichte er gerade das Lager, als der arme Mensch, den er gerettet hatte und die andern Mitglieder der Abtheilung auszieben wollten, um seinen letzten Befehle zu gehorchen und seinen Körper würdig zu begraben. Ueber eine solche That Worte zu machen, wäre überflüssig; jedenfalls ist sie eine That, welche verdient, im Andenken der Menschen fortzuleben wie die Geschichte einer großen Schlacht oder eines Sieges.

Der Bär im hohen Norden.

Ein Abenteuer.

Der Bär treibt noch allenthalben in Scandinavien sein gräßliches Spiel und es ist, als ob er einmal dazu gehörte, oder als ob er ein nothwendiges Uebel wäre. Die schwedischen und norwegischen Blätter des Jahres 1852 sind voll von Bärengeschichten gewesen und jeden Augenblick erscheint dieser Gast auf der Viehweide oder am Bauerhause, oder selbst im Stall. Ein merkwürdiger Kampf fand im Herbst zwischen zwei Knaben und einem alten Mann einerseits, und einem Bären andererseits, statt. In der Nacht zum 26. September stattete der benelbete Herr dem Viehhause (Fjös) auf dem Hofe Rognäs in Horningdal einen Besuch ab, wo er sich gewaltig abarbeiten mußte, um hinein zu kommen. Der ungebetene Gast begrüßte nun zuerst einen vierjährigen Ochsen, der nächst der Thür stand und bei der ersten Umarmung sein Leben lassen mußte. Darauf brachte er sechs Kühe um und setzte sich dann zu Tisch, und begann von dem Ochsen zu speisen nächst der Thür. Das Gericht war ungefähr verzehrt, als das Gesinde am Morgen kam. In der folgenden Nacht begab er sich nach dem Hofe Holmö, brach auch hier in's Viehhaus ein, fraß zwei Widder auf, verwundete zwei andere und machte Jagd auf die übrigen Schafe im Holze. Die Nacht darauf setzten sich zwei junge Burschen mit geladenem Gewehr in die Viehscheune, um ihn zu begrüßen, wenn er wiederkommen sollte, aber da kam er nicht. Am folgenden Abend machten sich John Holmö's Söhne auf, um ihn auszuspähen; und nach einiger Zeit hörten sie, daß eine Strecke davon etwas im Holze prasselte, und sie flüsterten einander zu: „Nun, glaube ich, kommt er." Nach einer Weile kam auch der Herr heranspaziert gerade auf das Kuhhaus los und sah aufmerksam um sich, aber Alles war ruhig. Da biß er zuerst in eine Dachschindel hinein und riß sie ab, sprang dann auf den Zaunwall und setzte sich hin, um zu überlegen, ob er nicht auf's Dach hinaufkommen könnte, allein das war ihm zu hoch. Danach ging er nach der anderen Seite herum und tobte gegen die Wand, so daß die Stallthiere drinnen unruhig wurden, worauf er rasch heransprang und auf die Thüre lossteuerte. Während er nun hier auf der Seite erschien, zielte der älteste der Knaben und feuerte sein Gewehr ab, und alsbald stieß der Bär einen gräßlichen Schrei aus und begann herumzuspringen. Da schoß auch der jüngste, worüber er abermals ein wildes Gebrüll erhob, und eilig in die Waldung trodelte. Des folgenden Tages gingen sie ihm nach, fanden ihn aber nicht. Nach acht Tagen wollten die erwähnten Knaben in Gesellschaft ihres, über 70 Jahre alten Großvaters, Ole Hansen, der zu seiner Zeit mit gegen die Schweden gewesen, in den Wald, um Bauholz zu holen. Als sie ein Stück Weges hinaufgekommen waren, gewahrten sie einige aufgewühlte Stellen. „Hier ist gewiß der Bär," sagte der Alte. „Laß uns suchen," sprachen die Knaben. „Ja, aber wir wollen vorsichtig sein," versetzte er, „du, Ole Iver, sollst nach Hause gehen und deine Büchse holen" (denn Hans, der älteste, hatte seine mit). Während nun der Bursche nach Hause ging, setzte der Alte einen sechs Fuß langen Stiel auf seine Art. Der Knabe kam wieder, und jetzt begannen sie sich umzusehen, und während sie so gingen, rückte der Bär gegen sie heran mit fürchterlichem Brummen. Da schwang der Alte seine Art in die Höhe, worüber der Bär, wie es schien, erschrack und sich davon machte. In demselben Augenblick schoß der jüngste Knabe, wußte aber nicht gewiß, ob der Schuß getroffen, denn es war viel Gehölz umher. Jetzt setzte sich der Bär zwischen dem Dickicht nieder und versteckte sich. Da gingen sie wieder ans Suchen, denn sie hatten bemerkt, daß er schwer verwundet worden und das eine Hinterbein eingebüßt. „Ja, wir müssen vorsichtig sein," sagte der Alte, „denn das ist eines der gefährlichsten Thiere, die ich gesehen." Als sie nun so auf's Neue nach ihm gesucht hatten, kam er unvermuthet aus einem einzelnen Gebüsch gesprungen, gerade auf den ältesten Knaben los, welcher auch nicht säumte, auf seinen Widersacher anzulegen; aber das Gewehr versagte, und im nämlichen Augenblick fuhr der Bär in die Höhe und drückte den Knaben unter sich hinein, während er zugleich fürchterlich brummend anfing zu reißen und zu beißen. Da sprang der Alte hinzu und gab dem Bären einige schwere Hiebe auf Kopf und Hals. Der jüngste der Knaben rief indeß: „Hau, hau, Großvater!" und so that er männlich, aber der Bär ließ den andern nicht eher gehen, als bis der Bruder ihm die Büchse auf die Brust setzte und ihm einen Schuß gab, der vorne am Bug ein- und hinten wieder hinausging. Erst dann ließ er den Knaben los und war auch bald darauf todt. Nun sitzt sein Fell ausgespreizt an John Holmö's Wand und der Kopf steckt am Pfahl, aber der Junge, der so tapfer war, ist von seinen vielen Wunden völlig wieder hergestellt.

Martin Schonganer,

Maler, Kupferstecher und Goldschmied von Colmar.

Dieser große Künstler, welcher um's Jahr 1445 zu Colmar im Elsaß geboren wurde, ist unter dem Namen Martin Schön oder der schöne Martin bekannt, obgleich sein wirklicher Name Martin Schongauer war. Seine Familie stammt aus Augsburg und erst sein Vater zog nach Colmar hinüber: ob vor oder nach der Geburt des Sohnes ist nicht zu entscheiden, auch das Jahr seiner Geburt ist sehr zweifelhaft. Wie lange Martin selber das Handwerk seiner Familie, welche Goldschmiede waren, getrieben, ist ebenso ungewiß, als der Zeitpunkt, in welchem

Digitized by Google

er die Malerei erlernt, besonders die Praxis in Oel, die sich auch in Westphalen und Cöln erst nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts zu verbreiten anfängt. Die Anzahl seiner hinterlassenen Bilder ist deßhalb, namentlich in Deutschland, gering. Nach Wimphelings Zeugniß waren sie so vortrefflich, daß sie nach Spanien, Frankreich, England und andern Ländern weggeführt wurden; eine Aussage, die wohl der rhetorischen Wirkung wegen mehr pomphaft, als genau gefaßt sein mag. Nach Sandrart stand Schongauer in freundschaftlichen Beziehungen zu Perugino. Als Beweis ihrer gegenseitigen Achtung schickten sie sich zuweilen ihre Entwürfe, und Vasari erzählt, daß Michel Angelo in seiner Jugend den Kupferstich des Martin Schön, welcher die Versuchung des heiligen Antonius darstellt, studirt und copirt habe. Seine Kupferstiche sind von dem höchsten Werthe: man kennt hundertsechzehn authentische Blätter und vielleicht hundert, die ihm zugeschrieben werden. Er stach eine große Anzahl von Bildern aus der heiligen Geschichte und viele ornamentale Gegenstände, unter welchen sich namentlich das herrliche Rauchfaß auszeichnet, das wir unsern Lesern mittheilen. Der schöne Martin war aber nicht nur ein ausgezeichneter Maler und Kupferstecher,

Martin Schongauer (1445 — 1488).

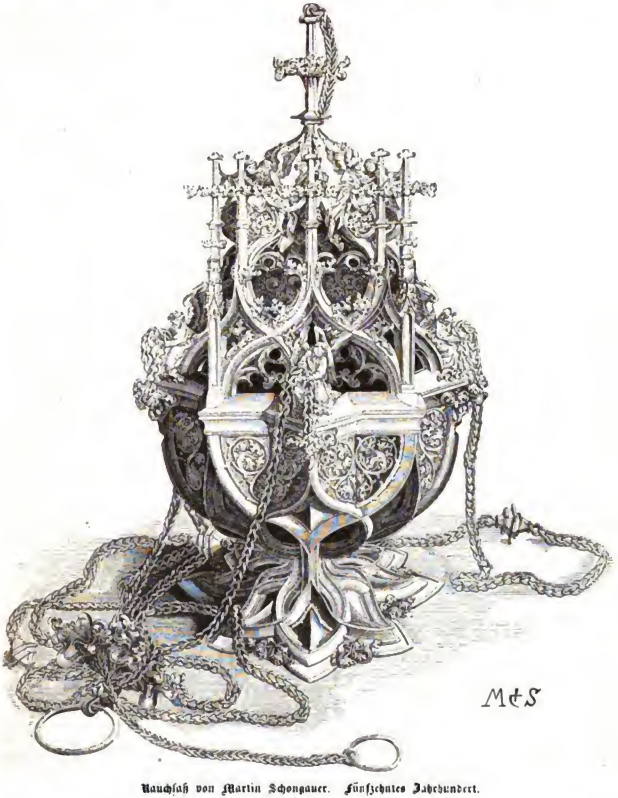
sondern auch ein sehr geschickter Goldschmied. Die Kunsthistoriker behaupten sogar, daß er der Meister gewesen, bei welchem Albrecht Dürer in seiner Jugend die Goldschmiedekunst erlernte. Dieser sagt jedoch in seiner Autobiographie nichts davon. Martin starb, nach den neuesten Forschungen des Stadtbibliothekars Hugot in Colmar, 1488, am Tag von Mariä Reinigung.

Die Kupferstecherkunst lernte Martin Schön von einem gewissen Lupert Rust, über den uns leider alle Nachrichten fehlen. In der Malerei stammt er aus der van Eyk'schen Schule, deren große Entdeckung er in Deutschland verbreitete. Dieser Einfluß der niederländischen Schule auf sein Talent verleiht ihm einen eigenthümlichen Charakter unter den Deutschen.

Die Vorliebe für Stoffe aus der Leidensgeschichte theilt Martin Schön mit seinen Nebenbuhlern am Rhein und in Westphalen, er kehrt jedoch das Element der Widerfacherschaft mit besonderer Vorliebe hervor. Seine Physiognomien edler Art sind von großer Reinheit der Form und Lieblichkeit; den runden Gesichtern der kölnischen Meister zieht er ein längliches Oval vor und gliedert dasselbe in drei fast gleiche Theile, indem er die Stirn um etwas verkürzt, dagegen den untern Gesichtstheil verlängert und den stillen Augen und holden Lippen, überhaupt den ge-

Digitized by Google

sammten Zügen den Ausdruck eines fest in sich zusammengeschlossenen Gemüthes gibt; bürgerlich, doch von freiem Adel der Seele und durch ein naturwahres Ideal vergeistigt, das ihm vor dem innern Auge steht. In Porträttreue stehen seine Bilder den flandrischen nach, sie verfolgen die einzelnen Züge minder genau. Wie Hieronymus Bosch, ein Maler seiner Zeit, sich den Mißbildungen des Thierreiches mit Behagen hingibt, lebt Martin Schön sich mit geistvollem Auge auch in die Naturausschweifungen menschlicher Struktur und Physiognomien ein; doch nicht, um an ihnen nur den sichtlich ausgeprägten Fluch religiöser Verwerfung zu erkennen. Der ungeheure Widerspruch



Rauchfaß von Martin Schongauer. Fünfzehntes Jahrhundert.

menschlicher Freckheit erscheint ihm so in sich selber haltungslos, daß er sich mit keinem Bannstrahl dagegen waffnet. Unerschüttert in seinem Glauben, trübt er auch dem Beschauer jene sichere Harmonie nicht, für welche das Nichtige von Hause aus überwunden ist. Er trieb keinen losen Spaß mit dem Bösen. Sein guter Humor kommt in Darstellung alltäglicher Scenen zu Tage. Er ist Meister in der Composition, Meister in der Gewandung, aber schwach in der nackten Form und den landschaftlichen oder architektonischen Hintergründen. — Die Köpfe übertreffen an Schönheit alles übrige in seinen Bildern und das Colorit entspricht der Anmuth des Ausdrucks. —

Wie später Dürer, war Martin Schongauer mehr wohl Kupferstecher und Zeichner, als Maler, doch gehört er auch in dieser Kunst zu den berühmtesten Meistern.

Man schreibt ihm in den Gallerien von Spanien, Italien, Frankreich und England eine solche Masse von Bildern zu, daß das Leben eines Meisters nicht ausgereicht

Digitized by Google

hätte, sie alle zu malen — namentlich nicht eines Meisters, der wie Schön seine Zeit zwischen dem Pinsel und Grabstichel theilte. Keines seiner Bilder trägt das Monogramm, das seinen Kupferstichen angefügt ist. Seine besten Bilder befinden sich in Ulm, Stuttgart, Nürnberg, München, Schleißheim, Berlin, Basel, Wien, Mailand, vor Allem aber in Colmar, seiner Vaterstadt. Das hervorragendste dieser Gemälde ist die sogenannte Madonna im Rosenhag hinter dem Hochaltar der Stiftskirche zu St. Martin. Maria sitzt über lebensgroß auf einer Rosenbank, in Zügen und Ausdruck bescheiden in vielem Glück, doch nicht ohne Hoheit, wenn auch weniger anmuthreich als andere Madonnen, um sie her auf's traulichste blüht eine Rosenhecke, in der bunt befiederte Vögel spielen; zwei schwebende, zarte Engel halten eine Krone über ihrem Haupte. Die ganze Composition ist groß und freundlich.

Eine lebendige Fortentwicklung hat sich bei den Schülern Schön's nicht gezeigt: dadurch steht er ziemlich isolirt da.

Für die Frauen.

IV.

Die Bildung des menschlichen Gebisses, welche, bei seltenen Ausnahmen, den Freßwerkzeugen der Raubthiere gleicht, eben wie jene alte Ueberlieferung von einem ursprünglichen Jagd- und Jägerleben der Menschheit leitet darauf hin, die animalischen Nahrungsstoffe oder das Fleisch, doch mit den fleischigen Baumfrüchten zugleich, als die ursprünglichsten anzusehen, und daher vor allen andern zuerst in Betrachtung zu nehmen. In der That enthält das Fleisch der Thiere, chemisch oder diätetisch betrachtet, den verhältnißmäßig größten Antheil ernährender Grundstoffe. Uns kommt es jedoch nur darauf an, wie die Nahrsamkeit des Fleisches am Zweckmäßigsten durch die Kunst entwickelt werde.

Wilde, dem thierischen Zustande nahe stehende Nationen pflegen die animalischen Stoffe ohne große Umstände roh zu verzehren, wie die Patagonier in Anjons Reisen. Kalmucken und Tschergisen, welche in der Kunstbildung um einen Schritt weiter gekommen sind, streben schon dahin, ihr Pferdefleisch zu erhitzen, indem sie darauf spazieren reiten. Gebildeten Nationen jedoch würde sowohl die ganze, als die halbe Rohigkeit äußerst widrig und ekelhaft sein: ja es scheint, daß gerade die gebildete Lebensweise die Verdauung schwächt und das Bedürfniß einer künstlichen Hülfe hervorruft. Diese Hülfe, welche die Kunst einer verfeinerten oder geschwächten Verdauung zu leisten bemüht ist, erfolgt durch eine wohlvertheilte Einwirkung des Feuers, des Wassers und des Kochsalzes.

Seit vielen Jahrtausenden dienen die ebengenannten drei Elemente unzähligen Völkerschaften gleichsam zu ihren äußeren Verdauungswerkzeugen; man gewöhnt sich daher von Jugend auf daran, den angezündeten Heerd oder die Feuerstelle, nach welcher hie und da sogar die Familien gezählt und geschätzt werden, als ein Ding anzusehen, welches nicht wohl anders sein könne. Indessen mußte eine sehr lange Zeit darauf hingehen, bis da irgend ein guter Kopf auf den Einfall gerieth, seine Jagdration an der Spitze eines Stockes zu befestigen, und sodann dem Feuer auszusetzen. Einmal erfunden, fand diese Verbesserung unstreitig schnelle und häufige Nachfolge.

Ein zweites längeres Weltalter mußte vorüberschreiten, ehe man ein wasserdichtes, feuerfestes Geräthe, sei es aus Thon oder aus Metall, erfunden hatte, ohne welches das Sieden und halbfeuchte Dünsten überall nicht möglich wäre. Die Erhitzung des Fleisches an der Flamme, ja selbst der Gebrauch des natürlichen Kochsalzes, kann der Zufall die Menschen gelehrt haben. Wer aber ohne vorangegangene Erfahrung frischweg auf den Nutzen des Siedens und auf den Gebrauch des Topfes schloß, war ohne alle Frage ein Geist von seltener Tiefe. — Doch ist es möglich, daß der Topf ursprünglich nur zum Trinkgeschirre gebildet worden, und daß alsdann der Zufall oder der Vorwitz allmählich darauf hingeleitet hat, darin Flüssigkeiten zu erwärmen, und vermöge der letzteren eßbare Dinge mittelbar zu erhitzen.

Es ist mithin die erste und wichtigste Aufgabe, die Feuerstelle bequem anzulegen; aber gerade in diesem Stücke hinkt unsre übrigens wohlbestellte Bankunst; denn ein Kamin, der nicht raucht, ist fast so selten geworden, als ein Theater, in dem man gehörig hört. Wer nun zufälliger Weise in dem Besitze einer Küche ist, die nicht raucht, der mag sich wohl in Acht nehmen, sie einer freventlichen Neuerungssucht aufzuopfern; denn der erste Stein, den man daran verrücken würde, möchte schwerlich der letzte bleiben, der überhaupt des Verrückens bedürfte.

An einem guten Feuerheerde — und gut ist ein solcher, an dem man kochen kann, ohne zu weinen — soll ein bequemer Platz für ein frisches, lodernde Bratenfeuer befindlich sein, welches allenfalls auch mehrere Spieße mit hinreichender Hitze versehen möge. Zur andern Seite dieses centralen Gluthfeuers muß es einen Raum geben für Wasserkessel und allerlei Hafen und Töpfe, damit die abwärts gerichteten Gluthstrahlen nicht etwa völlig verloren gehen. Ich rathe daher, alle Kohlen am Gluthfeuer anzuzünden, und sie erst, nachdem sie recht ausgebrannt sind, in die Seitenkamine zu bringen.

Es sind in neueren Zeiten mancherlei Sparheerde und Oefen erfunden worden, über welche man die bewährtesten physikalisch-mechanischen Bücher, z. B. des Grafen von Rumford kleine Schriften, nachlesen kann. Diese nützlichen Erfindungen sind nur selten in Anwendung gesetzt worden, entweder weil man überhaupt nur ungern von seinen Gewohnheiten abgeht, oder auch weil man bei dem Hergebrachten sich wirklich besser befand.

Allein in Sachen des Feuers entscheidet nicht allein der Heerd, vielmehr auch die Beschaffenheit des brennlichen Stoffes. Eine Gattung des Holzes hat vor der andern Vorzüge; das Buchenholz vor allen. Man muß ferner darauf Bedacht nehmen, daß immer ein überjähriges Holz zur Hand sei; denn saftiges, nasses Holz wird unwillig brennen und rauchen, mithin gar manche Speise verderben. Ich würde selbst rathen, jederzeit etwas recht trockenes Buschholz oder Reisig in Vorrath zu halten, weil es viele Fälle giebt, in denen man nur durch ein frisches, schnell lodernden Feuer erwünschte Wirkungen hervorbringt.

Unter den übrigen Brennstoffen verdient die ächte Steinkohle den Vorzug; ja, wo gerade eine sehr gedrängte und heftige Hitze nöthig ist, wie bei den Ochsenschnitten und Ochsenbraten der Engländer, ist die Steinkohle jeder anderen Feuerung vorzuziehen. Je thoniger aber die Kohle, je unbrauchbarer ist sie zum Kochen, theils, weil sie um so weniger Hitze ausgiebt, theils weil sie bei langsamerem Verbrennen nur um so mehr üblen Geruch veranlaßt, der den Speisen sehr leicht sich mittheilen kann. Torf, oder

Digitized by Google

mit Erdharz durchdrungener todter Pflanzenstoff, ist in den meisten Fällen der Braun- oder Lettenkohle vorzuziehen, weil er mit minderem Geruch und schneller verbrennt, und, einmal verkohlt, den Geruch ganz zu verlieren pflegt. Man thut daher wohl, den Torf mit leichtem Holzwerk zu verkohlen, bevor man die Speisen daran setzt.

Holzkohlen sind ein vortreffliches Brennmaterial; sie erhitzen bis wenig unter dem Grade eines guten Steinkohlenfeuers, und sind dabei geruchloser. Doch muß ich angehende Kochkünstlerinnen darauf aufmerksam machen, daß nicht alle Holzkohlen redlich, oder nach den wahren Grundsätzen der Kunst verfertigt werden. Wenn sie aus zu nassem Holze, oder bei starkem Winde gebrannt werden; oder wenn geizige Köhler die Gluth erstickt haben, ehe alle todte Theile verzehret sind; so pflegt sich ein unruhiger Spuck- und Luft-Geist in den Kohlen zu regen, der sprühet, lärmt und knallt, wenn das Feuer angeblasen wird, und die Töpfe mit Staub und Kohlenstücken erfüllt.

Dieses von der Feuerung. Das Wasser aber, diese edelste Gabe der Natur und trefflichste Labung des Menschen, wird von den Neueren nicht mehr mit jener sorgsamen Liebe und Pflege behandelt, welche das classische Alterthum, ja sogar noch das Mittelalter auszeichnete. Die Trümmer großer Wasserleitungen, welche noch immer den ganzen Umfang des römischen Weltreiches bedecken, beweisen, daß die Römer nicht allein um die Menge, vielmehr auch um die möglich beste Beschaffenheit des Wassers bekümmert waren; denn die große Empfänglichkeit dieses Elementes veranlaßt, oft sogar bei nahe liegenden Quellen, die größte Verschiedenheit in seinen Bestandtheilen oder bessir in seinen Beisätzen. Wie es nun überhaupt sehr wichtig ist, ein gutes Trinkwasser zu haben, so wird es auch nicht weniger von Belang sein, mit welchem Wasser man koche; denn nicht jedes gute Trinkwasser taugt zum Kochen, eben wie umgekehrt nicht jegliches Kochwasser zum Trinken geeignet ist. Zum Kochen nehmlich eignet sich nur ein weiches, wenig mit mineralischen Bestandtheilen geschwängertes Wasser, und es ist immer noch besser mit einem lauen, stehenden Wasser zu kochen, als mit einem mineralischen; denn die fauligen Pflanzentheile des ersteren werden im Sieden theils durch das Schäumen abgesondert werden können, theils bei beruhigtem Wallen im Grunde des Gefäßes einen Niederschlag oder Bodensatz bilden, während die mineralischen Wasser im Kochen die in ihnen enthaltenen Salze und Säuren nur um so mehr auflösen und den Speisen mittheilen.

Das Kochsalz endlich, obgleich in seinen Hauptbestandtheilen immer dasselbe, ist dennoch in Beziehung auf seine Beisätze mannigfaltig verschieden. Das edelste Salz ist ohne alle Frage das reine, in Massen vorhandene Steinsalz, unter diesem hat das spanische den Preis. Seine Güte erprobt sich in den Einsalzungen der Fische, z. B. der holländischen Heringe. Ein gutes Quellsalz kündigt sich auf den ersten Blick durch die Reinheit und Durchsichtigkeit seiner Krystalle an; das Meersalz bleibt aber immer dunkelfärbig, weil es ein wenig Altrum zu enthalten pflegt.

Der Eistaucher.

Der Eistaucher, welcher weder zum Fluge, noch zum Gange glücklich gebaut ist und selten außerhalb des Wassers gesehen wird, bewohnt das Eismeer und die Süßwasserseen der nördlichen Gegenden unsres Globus. Wenn die Eismassen ihn vertreiben, so zieht er sich von den Gewässern von Spitzbergen, Grönland, Lappland und Irland nach den Farön und Shetlandsinseln, den Orcaden und Schottland herab. Strenge Winter treiben ihn sogar bis an die Ufer von England und bisweilen sah man ihn selbst in den Lagunen der Picardie. Dieser Vogel verbirgt sein aus trocknen Kräutern gebautes plattes Nest unter dem Sumpfschwertel und dem Schilf der kleinen in den Seen und Fischteichen zerstreuten Inseln des Nordens. Jedes Paar wohnt für sich und entzieht sich so geschickt den Nachforschungen, daß man lange Zeit glaubte, der Eistaucher brüte in der Tiefe des Meeres oder er trage, wenn er auf der Oberfläche des Wassers schwimmt, in zwei Höhlen unter den Flügeln seine beiden grünbraunen, dunkelgefleckten Eier.

Ein Pfad, der durch die häufigen Wanderungen des Vogels im Grase gebahnt war, verrieth endlich dem Jäger das wohlverstecke Nest, auf welchem das Weibchen des Eistauchers sich so platt gemacht, daß sie unter dem Binsengebüsch verschwand. Wenn er in diesem Asyl gestört wird, wenn ein mächtiger Feind zu nahe kommt, so schiebt der Eistaucher, der sich seiner Füße, die zu weit hinten stehen, nicht zur raschen Bewegung bedienen kann, so lange ruckweise auf dem Bauche fort, bis er sich in das Wasser stürzen kann, wo er untertaucht. Mit Hülfe seiner Flügel und seiner großen Ruderfüße schwimmt er außerordentlich rasch. „Ich verfolgte diesen Vogel," sagt ein englischer Reisender, „in einem Schiffe, das vier starke Ruderer lenkten und doch konnte ich ihn nicht einholen, obgleich das Feuer unsrer Musketen ihn, sobald er sich zeigte, immer wieder unterzutauchen nöthigte."

Man muß dem Eistaucher auflauern, wenn er sich in den Höhlen der Felsen in der Nähe der Schlupfhafen verborgen hat, deren sandigen Boden man durch nicht allzutiefes Wasser erkennen kann. Er hält sich häufig in diesen zerstreuten Buchten auf, weil sie die günstigste Gelegenheit zur Verfolgung der kleinen Fische bieten, welche seine gewöhnliche Nahrung bilden, und wurde deßhalb oft schon am Angelhaken oder in Garnen herausgezogen, die für den Heringsfang ausgeworfen waren. Wenn man auf den Eistaucher schießt, muß man wohl zielen und ihn auf einen Schuß tödten; ist er nur verwundet, so rettet er sich und es ist wenig Aussicht, ihn mit einem zweiten Schusse zu erreichen.

Man hat jedoch schon häufig lebendige Eistaucher gefangen, die man dann genauer beobachten konnte. Der Naturforscher Montagu hielt einen solchen in einem Teiche und hatte ihn in wenigen Tagen gezähmt. Der gelehrige Vogel kam auf den Ruf von einem Ufer zum andern und nahm sein Futter aus der Hand. Eine Wunde, die ihn eines Auges beraubte, hatte auch das andre beschädigt. Dies hinderte ihn jedoch nicht, einen Fisch, der in den entferntesten Theil des Teiches geworfen wurde, sogleich zu entdecken. Abweichend von seiner gewöhnlichen Nahrung fraß er auch Fleisch.

Hr. Nuttall in Boston war gleichfalls im Besitze eines jungen Eistauchers, den er auf dem Salzmarkte von Chelsea gekauft und in einen Fischteich gesetzt hatte. „Dieser Vogel," sagt er, „stieß beständig ein schreckliches Jammergeschrei aus und bohrte sich tief in den Rasen ein. Dort blieb er stille sitzen bis man ihn fand; dann rutschte er rasch in das Wasser und stöhnte. Wenn man ihm zu nahe kam, vertheidigte er sich tapfer und stürzte sich zornig auf den

Digitized by Google

Feind los, den er mit seinem starken dolchartigen Schnabel schlug und biß. Sein Auge, das so roth wie das eines Albino war, schien bei Tage sehr schwach zu sein: er vermied das zu starke Licht und wurde erst gegen Abend munter. Seine Pupille dehnte sich wie die aller Nachtthiere leicht aus. Ein unermüdlicher Taucher, steckte er oft den Kopf unter das Wasser, um seiner Beute aufzulauern. Er blieb mehre Minuten lang unter dem Wasser; kam er wieder an die Oberfläche, so durchschnitt er das Wasser so rasch, als ein Pfeil die Luft. So gelehrig auch mein Eistaucher nach und nach wurde, sich auch wohl an Besuch gewöhnte, so fiel er doch immer wieder in seine alten Gewohnheiten zurück, schlich sich davon und suchte sich einen sichern Schlupfwinkel, der mehr nach seinem Geschmack war, wie er überhaupt selbst den bittersten Hunger dem Verluste der Freiheit vorzog."

Der Gang, von welchem Hr. Nuttall spricht, zog ihm den Namen zu, den er in Lappland führt, — Loon, der Hinkende.

Der Körperbau des großen Eistauchers ist für sein Leben im Wasser vortrefflich geeignet. Der schmale Kopf ist viel kleiner als die Partie des Halses, um das Wasser rascher durchschneiden zu können; die Flügel des Vogels sind vorgeschoben, damit die vier Glieder, welche zugleich schwimmen, sich nicht gegenseitig hindern; die Schenkel, welche ganz hinten stehen, begünstigen die Bewegung des Schwengels, dessen der Eistaucher zum Tauchen benöthigt ist, und seine Beine, platt, dünn und scharf wie eine Messerschneide, zertheilen leicht die Wellen, während seine Ruderfüße sich ausbreiten und das Wasser schlagen, und sich wiederum mit solcher Geschmeidigkeit falten, wenn der Vogel sie vorschießt, um einen neuen Ruderschlag zu machen, daß sie dann nicht breiter sind, als das Schienbein.

Die Bewohner der Orcaden nennen ihn Embergoose,

Der Eistaucher. (Colymbus glacialis.)

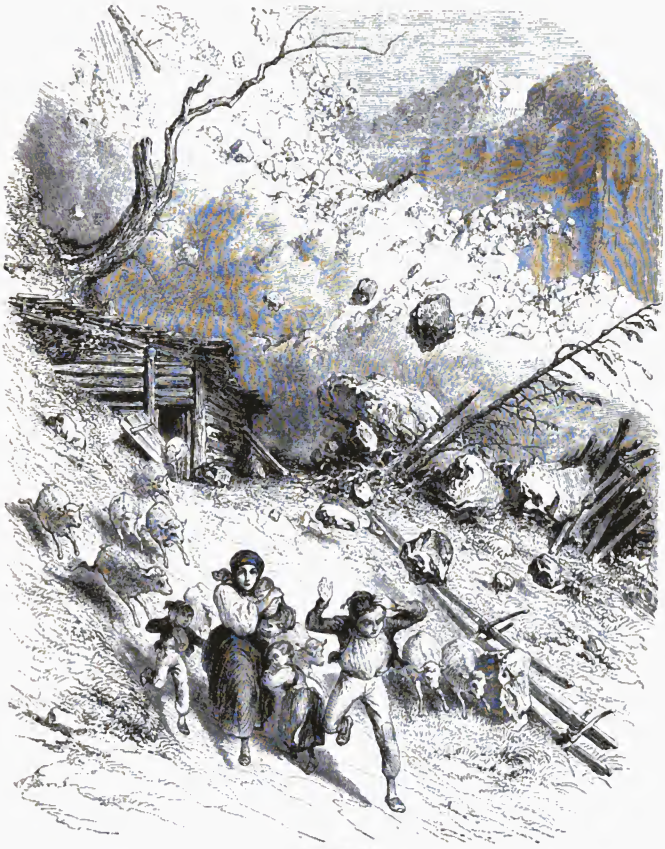
weil er größer ist, als die Gans: mißt von der Spitze des Schnabels bis zum äußersten Ende des Schwanzes zwei und einen halben Fuß. Der glänzend schwarze Schnabel ist sehr stark; der untere Kiefer, nach Wilson, aus zwei Theilen gebildet, die durch eine dünne und elastische Haut verbunden, sich horizontal von einander entfernen können und dadurch die Oeffnung vergrößern, was den Vogel in den Stand setzt, die stärksten Fische zu verschlingen. Der Kopf und die obere Partie des Halses sind von schönem sammetenen Schwarz mit grünen und purpurnen Reflexen; ein doppeltes Halsband von schwarzen und weißen Federn schmückt nur den vordern Theil des Halses; unterhalb desselben verläuft sich ein glänzend schwarzer, grün und violet moirirter Streifen in das Gefieder des Rückens, das von demselben reichen, mit halbkreisförmigen weißen Tupfen geschmückten Sammete ist. Der untere Theil des Körpers ist von weißem Hermelin; der Schwanz besteht aus zwanzig Federn, welche wie die Flügelspitzen braun sind.

Die Barbintzis, ein Volk, das im Norden von Sibirien wohnt, gerben die Haut des Eistauchers und wissen sie so zuzubereiten, daß der Flaum erhalten wird. Die zusammengenähten Häute werden als Pelze für warme Kleider verkauft, welche keine Feuchtigkeit zulassen. Die Grönländer und die Wilden von Hudsonsbai schmücken sich mit den Federn des Eistauchers. Regnard erzählt in seiner „Reise durch Lappland", daß die Eingebornen sich mit einer aus der Haut des Eistauchers gemachten Kapuze bedeckten und sie so überzogen, daß der Kopf des Vogels auf die Stirne herabfiel und die Ohren durch die Flügel bedeckt waren. Dieser originelle Kopfputz zog die Aufmerksamkeit des poetischen Reisenden lebhaft an.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lemoine & Comp in Paris.

Digitized by Google

Die Lawinen.



I. Schneelawinen.

Die Lawinen gehören zu den furchtbarſten Naturereigniſſen, welche den Alpenbewohner und den Reiſenden in Berggegenden bedrohen. Man erzählt ſich hunderte von furchtbaren Geſchichten, und wenn die Einbildung des Menſchen gewöhnlich auch bei der Ausmalung ſolcher traurigen Scenen übertreibt, ſo darf man doch behaupten, daß hier die Wirklichkeit nicht hinter den ſchauererregendſten Schilderungen zurückbleibt. Der Ausbruch eines Vulkans iſt in ſeiner zerſtörenden Wirkung viel weiter greifend; aber auch wie viel ſeltener! Ueberdieß kündet er ſich vorher an; die Erde zittert und tobt, und meiſt haben die Unglücklichen, die er bedroht, Zeit zu flüchten. Die Lawine aber, die beſtändig über dem Haupte des armen Hirten hängt, kommt beinahe immer zu plötzlich, als daß man ihr ausweichen könnte. Freilich vernimmt man auch auf den Bergen von Ferne den Donner der Lawine: aber ſie ſtürzt im ſelben Augenblick aus den Höhen herab und iſt ſo raſch und furchtbar, als der Blitz des Himmels.

So ſchrecklich dieſes Phänomen auch ſcheint, es iſt nur die Folge einer großen und unaufhörlichen Wohlthat

der Natur; die Schneevorräthe, die es auf den Bergen ansammelt, speisen unsre Flüsse und Ströme das ganze Jahr hindurch. Sollen wir uns beklagen, daß diese Vorrathsspeicher bisweilen unter ihrer Last brechen? Das ist das allgemeine Naturgesetz. Es gibt nichts Gutes, aus dem nicht auch etwas Böses entstehen könnte. Dagegen sich zu schützen, steht dem Menschen die Erfahrung zur Seite. Man kennt ziemlich genau die bedrohten Stellen; man findet ein natürliches Obdach in den Wäldern; man darf nur auf diese Winke achten. Der kluge Aelpler baut seine Hütte an den Fuß eines schützenden Felsen oder auf einen glücklich gelegenen Bergkamm. Der Reisende vermeidet die gefährliche Jahrezeit, Temperatur und Stunde. Hat er Eile, so nimmt er erfahrene Führer; er beobachtet streng die Vorsichtsmaßregeln, welche ihm von den Bewohnern dieser Gegenden an die Hand gegeben werden; er nimmt die Glocken der Saumthiere weg und vermeidet jeden Schrei. Bisweilen hingegen schießt er eine Pistole los, um den Schneesturz, der nahe am Losbrechen war, zu beschleunigen. Ist die Gesellschaft zahlreich, so theilt man sich in Gruppen, die in bestimmten Entfernungen von einander marschiren, um sich im Fall der Noth gegenseitig zu Hülfe eilen zu können.

Das Wort Lawine kommt ohne Zweifel von dem Worte Lauen oder Aufthauen, weil wirklich sehr häufig das Schmelzen des Schnees den Sturz der Lawine beschleunigt. Wenn sich im Laufe des Winters eine beträchtliche Masse angesammelt, welche die Felsen bedeckt oder sogar über sie hervorhängt, fällt sie, sobald die ersten Frühlingswinde eintreten, auf die tiefer liegenden Abhänge nieder, vergrößert sich im Fortwälzen und stürzt sich mit furchtbarer Wucht in die Thalgründe hinab. Gewaltiger als der Sturzbach, bricht sie sogar Felsen los und reißt in wilder Zerstörungswuth alles mit sich, was ihr den Weg versperrt. Selbst zur Seite des Laufes, den sie genommen, gewahrt man häufig die Spuren ihrer vernichtenden Macht. Man fand umgestürzte Hütten und die dichsten Bäume durch die Lufterschütterung der Lawinen zu Boden gestürzt und geborsten.

Man weiß mit ziemlicher Genauigkeit die den Frühlingslawinen ausgesetztesten Orte; weit größerem Zufall ist man jedoch bei den Lawinen ausgesetzt, welche die Alpenbewohner die kalten oder Windlawinen nennen, weil sie vom Winde losgelöst werden. Weht dieser über die mit frischgefallenem Schnee bedeckten Felsen, oder über die Wälder hin, die ihrer Last noch nicht entladen sind, so bedarf es nur einiger auf die steilen Abhänge hinfallenden Flocken, um die Bildung einer Lawine zu veranlassen. Diese Art von Schneemasse ist nicht sehr compact, und der Unglückliche, der unter ihr begraben würde, kann leichter wieder gerettet werden.

Die Reisenden, welche die Berge nur zur schönen Jahreszeit besuchen, sind diesen Gefahren nicht ausgesetzt. Sie kennen die Lawinen nur von ihrer malerischen Seite und sie wünschen sich nichts mehr, als Zeuge dieses imposanten Phänomens zu sein. Man kann ihnen dies Vergnügen gönnen, denn es ist von keinen traurigen Folgen begleitet. Die Sommerlawinen bilden sich nur auf den höchsten Spitzen und stürzen in unbewohnte Schluchten hinab. Selten durchwandelt man die Thäler der Hochalpen, ohne den Genuß dieses großartigen Schauspiels zu haben. Er kündet sich durch ein donnerähnliches Geräusch an. Der erfahrene Führer macht auf einen Silberfaden aufmerksam, der an den Bergwänden hinabrollt, auffrallt und in Staub zerstiebt. Dieser Donner bei reinem Himmel, der von tausend Echos im Thale wiederhallt, entlockt dem Zuschauer unwillkührlich den Schrei der Bewunderung. Aber in dieser zerborstenen Masse erhalten der Rhein, die Rhone, die Etsch ihren Tribut. Der vorjährige Schnee speist die Ströme, und diese Schneemassen stehen ehestens wieder in Form von Wolken um die Spitzen der Berge, die sie anziehen. Das ist der ewige Kreislauf, den die Hand des Schöpfers vorgeschrieben.

Die Reisenden können zuweilen in den Thälern bis zum Schluß des Sommers Schneemassen finden, die die warme Jahreszeit nicht zu schmelzen vermochte. Es sind die Reste einer Lawine, die von geborstenen Felsen und Bäumen umgeben ist, wie ein sterbender Krieger von denen, die sein kühner Arm niedergeschmettert. Ist diese Masse in einen Sturzbach gefallen, so hemmt sie seinen Lauf, bis sich das Wasser einen Weg durchgebrochen. Wie ein kühn gewölbter Schwibbogen schwingt sie sich über den Strom und die Reisenden schreiten muthig über diese Brücke des Zufalls.

Die Annalen der Bergländer sind voll von Erzählungen großer Ereignisse im Gefolge von Lawinenstürzen. Im Jahre 1477 bedeckte eine dieser schrecklichen Massen sechzig schweizer Soldaten mit mehren Pferden in der Nähe des St. Gotthard. Im Jahre 1501 kamen hundert Menschen auf gleiche Art beim Uebergang über den St. Bernhard um. Am 25. Januar 1684 wurde beinahe das ganze Dorf Saas in Wallis durch eine Lawine zerstört, welche siebenundfünfzig Menschen tödtete.

Bei einer Wanderung durch das Bellegardthal, sagt Philipp Bridel, sah ich auf einer herrlichen Wiese Haufen von Baumstämmen und Felsblöcken liegen und erfuhr, daß diese Wiese, das einzige Besitzthum einer Wittwe und ihrer Familie durch eine Lawine zerstört worden war, welche eine Scheuer und zwei Menschen bedeckt hatte. Als der Frühling kam, schien der Boden zu ewiger Unfruchtbarkeit verdammt, so dicht war das Lager von Steinen, Kies und anderen Trümmern, die ihn bedeckten. Aber die ganze Gemeinde von Bellegarde machte sich in Masse auf, Männer, Frauen, Kinder eilten herbei, um das Erbe der Wittwe und Waisen zu reinigen und bald waren die Spuren der Zerstörung verschwunden, die fremdartige Kruste fortgeschafft und auf dem Felde wuchs noch im selben Jahre dichtes, hohes Gras.

Caspar von Brandenburg aus Zug, Oberstlieutenant in spanischen Diensten, stieg vom St. Gotthard mit einem Diener in das Thal herab. Es war im Frühjahr. Sie näherten sich Airolo, als plötzlich beide von einer ungeheuren Lawine, die von den Alpen herabstürzte, bedeckt wurden. Ein kleiner Hund, der ihnen folgte, und der in diesem Augenblicke etwas entfernt von ihnen war, theilte ihr trauriges Schicksal nicht. Unruhig, als er sie nicht mehr sah, blieb er stehen, bellte, scharrte den Schnee auf und kehrte, als er sah, daß alles nichts nützte, nach dem St. Gotthard's Hospiz zurück, wo sein Herr eingekehrt war. Er bellte an den Bewohnern des Hauses hinauf, als wollte er sie bitten, ihm zu folgen und machte sich endlich wieder auf den Weg. Anfangs hatte man nicht darauf geachtet. Erst nachdem er mehre mal wieder gekommen und sein Bellen und Winseln immer kläglicher geworden, faßten die Leute des Hospizes Verdacht und folgten dem armen Hunde, der sie nach dem Orte führte, wo sein Herr verschwunden war. Bei dem Anblick der frischen Lawine war das Benehmen des Hundes kein Räthsel mehr für sie. Nachdem man die nöthigen Werkzeuge herbeigeholt und mit großer

Digitized by Google

Anstrengung gearbeitet hatte, fand man endlich die beiden Unglücklichen, welche sechsunddreißig Stunden unter dem Schnee gelegen und nächst Gott diesem Hunde ihr Leben verdankten. Sie erwarteten in diesem kalten Gefängniß mit einer Angst, die sich nicht beschreiben läßt, einen eben so langsamen, als schmerzlichen Tod.

Eine höchst interessante Schilderung eines Lawinensturzes bietet das hübsche und billige Büchlein des trefflichen Erzählers K. Steiger: „Das verschüttete Dorf." Stuttgart, bei Hallberger, auf das wir den Leser aufmerksam zu machen nicht versäumen wollen.

Unser Bild schildert mit meisterhaftem Griffel den Sturz einer Schneelawine, die die Hütte der armen Wittwe zerstört und sie des dürftigen Obdachs beraubt, wenn auch ihr Trost — die lieben Kinder, ihr kleiner Besitz — die Heerde durch die Hand Gottes, die zerschmettert und schützt, erhalten bleibt.

Don Cadeo Cristobal.

Scenen aus dem mexicanischen Leben

von Gabriel Ferry.

Zu Anfang des Jahres 1835 war ich in Mexico in eine sehr häkliche Angelegenheit verwickelt; es handelte sich um Eintreibung einer beträchtlichen Schuld bei einem Manne, von welchem man nicht die geringste Spur auffinden konnte; das Geschäft, das mir anvertraut war, machte es nöthig, daß die Sache sehr nachdrücklich gefährt werden mußte, und ich hatte mich deßhalb an mehrere Rechtsgelehrte gewendet, die dafür bekannt waren, daß sie niemals vergeblich mit solchen verwickelten Fällen sich befaßten. Alle hatten damit begonnen, mir ihre Mithilfe zuzusagen, allein sobald ich den Namen des unsichtbaren Schuldners, Dionisio Peralta, nannte, nahmen sie ihr Wort zurück, und setzten meinem gerechten Verlangen die wunderlichsten Ausflüchte entgegen. Der eine hätte es sich niemals vergeben können, einem so feinen Manne, wie dem Herrn Peralta, den geringsten Verdruß verursacht zu haben, ein anderer war ihm durch eine Compadrazgo (Gevatterschaft) von Alters her verbunden; der dritte hielt mir mit Rührung die Erinnerungen einer nahen Verbindung seit seiner Kindheit entgegen; ein vierter war freimüthiger als die übrigen und ließ mich errathen, daß im Hintergrunde all dieser freundschaftlichen Bedenklichkeiten die Furcht vor einem Degenstoße verborgen liege — ein Verfahren, das der Signor Peralta ohne Zweifel mehr als einmal angewendet hatte, um sich seiner allzudringlichen Gläubiger zu entledigen. Ich kenne, setzte er hinzu, nur den Licentiaten Don Tadeo Cristobal, welcher eure Angelegenheit übernehmen könnte. Er hat ein Herz von Stein und eine Hand von Eisen, und ist der Mann, dessen ihr bedürft. Ich ging augenblicklich nach der Calle de los Batanes, wo, wie man mir sagte, der Licentiat Don Tadeo wohnte; allein hier erwartete mich ein neues Mißgeschick: er hatte seine Wohnung verlassen, und niemand konnte oder wollte mir sagen, wo er hingezogen war.

Entmuthigt und niedergeschlagen wandelte ich am Abend dieses Tages, den ich mit vergeblichem Hin- und Widerlaufen zugebracht hatte, trübselig unter den Hallen der Kaufleute Portales de los Mercaderes, am großen Platze von Mexico, umher. Ich hatte als letztes Auskunftsmittel beschlossen, Erkundigungen über Don Tadeo bei den zahlreichen öffentlichen Schreibern einzuziehen, deren Buden, unter diesen Gallerien gelegen, ebensoviele stets offene Nachweisungsbüreaus sind, allein als ich unter diese Bogengänge getreten war, vergaß ich den Beweggrund, welcher mich nach diesem Bazar, dem täglichen Sammelplatz aller Müßiggänger in Mexico, geführt hatte, und meine Aufmerksamkeit wurde gänzlich durch das lebendige Bild in Anspruch genommen, das sich hier vor meinen Augen entrollte. Diese Zerstreuung ist leicht erklärlich, wenn man sich den zauberhaften Anblick vergegenwärtigt, den die Plaza Major eine Stunde vor Sonnenuntergang darbietet. Die Portales de los Mercaderes nehmen eine Seite dieses ungeheuren Platzes ein, während die Cathedrale, das Ayuntamiento und der Palast des Präsidenten die drei übrigen Seiten bilden. Die schönsten Straßen Mexico's münden zwischen diesen Gebäuden ein: die Straße de la Primera-Monterilla ganz mit eleganten Buden besetzt; die Straße de los Plateros oder der Goldschmiede, welche zu beiden Seiten mit Juwelen und Bijouterien eingefaßt ist. Diesen Straßen gegenüber, wo der europäische Handel seine ganze Pracht ausbreitet, scheint der mexicanische Kleinhandel die düstern Arkaden der Mercaderes zu seinem Schauplatz ausersehen zu haben. Zur Zeit meines Aufenthaltes in Mexico hatte noch keine französische Neuerung das malerische Aussehen dieser Arkaden umgestaltet, welche getreu an das erinnerten, was man in Paris die Piliers de la Halle benennt. Schwere Bogen lehnten sich einerseits an große Magazine, andererseits an Pfeiler, an deren Fuß Buden (alacenas), reichlich mit Gebetbüchern, Rosenkränzen, Dolchen und Sporen versehen, sich erhoben. Neben diesen Buden, gleichsam um den Kleinhandel auf seinen niedersten Stufen darzustellen, verkröchten zerlumpte Leperos kleine Glaswaaren und verfolgten mit ihrer Waare an einem Fingerende die Käufer mit ihrer lustigen Zudringlichkeit. Dazwischen kreischten die Verkäuferinnen von gebratenen Wildgänsen oder von Tamales, welche im Schatten der Halle saßen, durch das Getöse der Menge ihren bekannten Ruf: Aqui hai pato grande, mi alma; señorito venga 'sted, oder das ebenso häufige kurze: tamales queretanos. Vorübergehende und Käufer sind aber eben so beachtungswerth wie die Verkäufer.

Die schillernde Farbe der Gewänder und Tapalos (Mantillen), das Gold der Mangas (Aermel), die bunten Stickereien der Sarapes (Mantel) bildeten in dem Halbdunkel zwischen den Säulen ein glänzendes Gemisch, welches an die tollsten venetianischen Maskenzüge mahnte. Besonders des Abends bot das Gedränge unter den Arkaden das bunteste Schauspiel dar, wenn die Buden sich schlossen und die Hallen sich in einen politischen Club verwandelten. Vor den Schwellen der sorgfältig verriegelten Thüren stjend, oder mit schnellen Schritten in diesen Kreuzgängen umherwandelnd, unterhalten sich Officiere und Bürger von vergangenen oder zukünftigen Revolutionen, bis endlich die fast verödeten Gänge süßen Mysterien zur Zufluchtsstätte dienen, und man unter ihren schweigsamen Wölbungen nur noch leises Geflüster von Liebenden hört.

Ich irrte schon einige Zeit unter den Arkaden umher, als der Anblick der Bude eines öffentlichen Schreibers mir den Zweck meines Ganges ins Gedächtniß rief. Unter den hier Geschäftigen bilden die öffentlichen Schreiber eine bedeutende Körperschaft. Man darf nicht vergessen, daß in Mexico der erste Unterricht im allgemeinen noch sehr vernachlässigt ist, und daß die Beschäftigung eines öffentlichen

Digitized by Google

Schreibers inmitten dieser des Schreibens unkundigen Bevölkerung nichts von ihrer ursprünglichen Wichtigkeit verloren hat. Die fügsame Feder der Evangelistas, wie man sie nennt, wird zu tausend mehr oder minder zarten und oft auch zu zweideutigen Aufträgen in Anspruch genommen, von dem alltäglichsten Bettelbriefe bis zu dem Zettel, wodurch der Bravo seine Opfer in irgend einen dunkeln Hinterhalt lockt. Der Evangelist, den ich unter seiner zahlreichen Brüderschaft herausgefunden hatte, war ein kleines Männchen, mit beinahe kahlem Schädel, den nur wenige graue Haare umgaben. Meine Aufmerksamkeit war besonders durch den Ausdruck spöttischer Munterkeit auf ihn gezogen worden, welche die sonst unbedeutenden Gesichtszüge belebte. Ich wollte mich gerade an diesen Mann wenden, um Erkundigungen über Don Tadeo bei ihm einzuziehen, als ein Zwischenfall, der sich gegen mein Erwarten in die Länge zog, mich unwillkührlich veranlaßte, meine Rolle als schweigsamer Beobachter wieder aufzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)

San Leo.

Die kleine Stadt San Leo liegt in der Provinz Pesaro, einer Delegation der römischen Staaten, sieben Meilen von Urbino, zehn von Rimini, drei von San Marino, und hat ungefähr 1500 Einwohner. Wenige Reisende kennen

sie: denn sie liegt nicht auf der gewöhnlichen Poststraße, und der steile Weg, der zu ihren Thoren führt, ist nur für den Fußgänger und mit großer Mühe auch für den Reiter zugänglich. Vor diesem großen und wohlbewachten Thor befindet sich eine Zugbrücke; hat man diese überschritten, so liegen Felder, Gärten, hübsche Häuser, einige Baudenkmäler, unter anderem eine alte, der heiligen Jungfrau geweihte Kirche (la pieve) vor dem Blicke; die Cathedrale, ein neueres und größeres Bauwerk, ist dem heiligen Leo Dalmate, dem ersten Bischof der Stadt, geweiht: San Leo war nehmlich bis zum Jahre 1562 der Sitz eines Bisthums; zu dieser Zeit verlegte Gregor VII. den Sitz der Bischöfe, welche jedoch jedes Jahr am 1. August in der Cathedrale von San Leo das Hochamt halten müssen. Die übrigen Kirchen, die einen Besuch verdienen, sind: das Kloster bei Osservanti, von Franz von

Digitized by Google

Asssisi gestiftet und das große Rathhaus, das die Florentiner unter Papst Leo XI. erbauten. Die alte Festung, welche die Stadt beherrscht, hat die langen Belagerungen im Mittelalter tapfer ausgehalten; 1797 nahmen die Franzosen sie ein. Von ihren Zinnen steht der Blick weithin über fruchtbare Gefilde und lachende Hügel. Kein Geräusch stört die Ruhe dieser schönen Landschaft; nur bisweilen hört man Gesang aus der kleinen hübschen Stadt, die auf dem Plateau liegt und in der Luft zu hängen scheint, heraufdringen.

San Leo ist der Geburtsort Rossinis, des größten italienischen Componisten, der davon den Namen „der Schwan von Pesaro" trägt.

Ein Reiseabenteuer in Texas.

Ich bin durch Texas gereist, und lebe noch! Ist das nicht wunderbar? Aber freilich, an den Landesbewohnern liegt die Schuld nicht. Uebrigens paßt das Wort Bewohner oder Einwohner nicht ganz auf ein Durcheinander von Menschen, das man nicht buntscheckiger denken kann. Da lebt allerlei Volks nomadisch und wirr durcheinander. Wilde und Flüchtlinge, Gauner und rechtschaffene Leute, Amerikaner und Spanier, Portugiesen und Mulatten, Mestizen und Franzosen, Deutsche und Schweden, Neger u. s. w. Viele haben sich in andern Staaten mit Polizei und Gerechtigkeit überworfen, und treiben nun hier ihr altes Wesen weiter. Ich bin glücklich aus diesem Texas wieder herausgekommen. Ein sonderbares Land, und seine Hauptstadt Galveston ist eben so sonderbar. Dort ist jeder Mensch entweder General oder Richter; aber die Generale haben keine Armee und die Richter keine Prozesse. Ein Haus um's andere ist ein Kaffeehaus, eine Schenke, eine Kneipe, wo Richter und Generale trinken und rauchen. Und diese Richter, welche niemals Recht sprechen, diese Generale, welche nur auf Heerstraßen Krieg führen, bilden eine Bevölkerung der absonderlichsten Art. Für einen Salvator Rosa oder Callot wäre sie wie geschaffen.

Die große nordamerikanische Union wirft den verbrecherischen Abschaum, den sie im eigenen Lande nicht behalten will, die gefährlichen Abenteurer, Gauner und Beutelschneider an ihre Grenzen. Seit etwa sechs oder acht Jahren geht der Zug dieser Biedermänner nach Texas und in die westlichen Prairien, und Galveston ist einer ihrer Hauptsammelpunkte.

Als ich in eines der fashionabelsten Gasthäuser, „das Tremont-House" eintrat, fand ich dort ein Dutzend texanischer Generale und eben so viele Richter. Sie saßen um einen mächtigen Ofen herum, spielten Karten, schworen wie Insassen der Hölle, rauchten wie Schornsteine und spieen braunen Saft weithin durch das Zimmer. Die Leute sprachen ein merkwürdiges Englisch, an dem die Eleganz nur sehr geringen Antheil hatte. Man hatte einen Gimpel gerupft, Reisende um ein Erkleckliches erleichtert, einen pfiffigen Yankee bei einem Waarenkaufe an Pfiffigkeit noch übergipfelt und so und so viel Indianer zum „großen Geist" geschickt. Ich setzte mich schweigend in eine Ecke des Saales, aber die Ankunft eines Fremden erregte doch Aufmerksamkeit. Der Aufwärter brachte mir das Fremdenbuch; ich sollte meinen Namen einzeichnen. Dieser Galvestoner Figaro sah ziemlich braun aus, hatte auch stark gekrauseltes Haar; es war ein Mulatte.

„Wie heißt der Fremde?" rief ein langer magerer Herr, eine wahre Galgenfigur, — es war Richter Broadley — dem Aufwärter zu. Ein anderer sagte dem Mulatten: „Macht rasch, General, und bringt mir meinen Pfeffermünzgrog; ich warte schon lange darauf."

„Gleich General, bitte um Entschuldigung", entgegnete der Mulatte, und brachte rasch das Verlangte.

Ich stellte meine Betrachtungen an, und schrieb in's Fremdenbuch: Capitän Tolmer; geht nach St. Louis. — Kaum hatte ich die Feder weggelegt, so ging das Buch auch schon aus einer Hand in die andere. „Wer ist er?" fragte der eine; „ob er wohl Geld hat?" der andere; „er sieht aus wie eine Taube", der dritte; „Tolmer, er scheint aus England zu sein"; — „nein, der Name ist wohl deutsch"; — und so ging das Hin- und Her-Muthmaßen fort; auch gab man sich nicht etwa die Mühe, leise zu sprechen. Ich schwieg zu alle dem, fand aber reichlich Stoff zum Nachdenken. In New-Orleans hatte ich ein sehr schönes Racepferd gekauft und dieses mit nach Galveston gebracht. Es stand jetzt im Stalle des „Tremont-House." Sollte das herrliche Thier in der Nähe solcher Leute nicht etwa Gefahr laufen, ohne mein Wissen und ohne meinen Willen seinen Besitzer zu wechseln? dacht' ich, ging hinaus und ließ die Generale und Richter weiter muthmaßen, meinen und calculiren über meine Person und meine Herkunft.

Im Stalle fand ich einen vierschrötigen texanischen Richter, der gemüthlich seine Pfeife schmauchte und dabei mein Pferd sattelte, wahrscheinlich um — es zu probiren! Diese Theilnahme für mein Eigenthum war mir sehr rührend, und ich begann ein Gespräch.

„Nun, was machen Sie denn da? Das ist mein Pferd, Herr. Weßhalb, Herr, satteln Sie mein Pferd?"

„Ah, der Gaul gehört Ihnen? Auf Ehrenwort, ein hübsches Pferd!"

„Lassen Sie Sattel und Zaum an Ort und Stelle, Herr; verstehen Sie mich?"

„Ja wohl, verstehe ich Sie."

Trotzdem sattelte der vierschrötige Richter mein Pferd weiter auf. Seine Kaltblütigkeit schien mir doch nahe an Unverschämtheit zu streifen, und so riß ich ihm denn den Zaum aus der Hand. „Machen Sie endlich ein Ende, Herr!" rief ich.

„Sie wissen nicht, mit wem Sie reden", war die Antwort.

„Das ist mir vollkommen gleichgültig. Sehen Sie hier eine Reitpeitsche und ein paar Pistolen, sie werden Ihnen zeigen, daß ich mich blutwenig um Ihren Namen und Ihre Person kümmere. Und nun packen Sie sich fort aus dem Pferdestalle."

Der vierschrötige Richter drehte sich um und nahm die Pfeife aus dem Munde. Dann sagte er: „Ich bin Richter Peters, und Sie werden mit mir zu thun bekommen."

In diesem Augenblick trat der Mulatte Antiochus, wie wir wissen General und Aufwärter in einer Person, in den Stall und sagte mir mit lachender Miene: „Walken Sie doch den Richter einmal recht tüchtig durch; er hat es nöthig. Man kann gar nicht mit ihm auskommen, wenn er nicht manchmal abgeklärt wird."

Ich ließ einen harten Dollar in die Hände des Antiochus gleiten, und schwenkte keck meine Reitpeitsche, während der Richter schweigend abtrollte. Der Mulatte sagte mir:

Digitized by Google

„Sie thaten wohl daran, mein Herr, daß Sie hierher kamen, und nach Ihrem Pferde sahen. Aber nun müssen Sie auch auf Ihrer Hut sein, denn die Herren drin haben ein Auge auf Sie geworfen. Ihr Pferd und Ihr Mantelsack stechen unseren Stammgästen in's Auge. Sie müssen nie vergessen, daß Sie hier in Texas sind, und werden meinen guten Rath nicht verschmähen. Ich würde Ihnen rathen, sich baldmöglichst aus dem Staube zu machen. Auf ein Menschenleben legt man hier so großen Werth, wie auf eine todte Fliege. Wir haben hier so viele „Richter", daß von Gerechtigkeit gar keine Rede ist."

Für diese gute Lehre erhielt Antiochus einen zweiten Dollar, und nachdem ich rasch mein Pferd gesattelt, zeigte er mir den Weg, welcher zu dem Landhause eines Spaniers, Don Jose Morell, an welchen ich ein Empfehlungsschreiben hatte, führte. Als ich durch Galveston ritt, fiel mir das bunte Treiben in dieser Stadt auf. Die Leute schrieen einander an, zankten sich und waren theilweise in großer Bewegung. Bald war ich vor dem Hause meines Spaniers. Er saß auf dem hölzernen Söller seines Hauses, rauchte seine Cigarre und hatte sein Gesicht durch einen großen Strohhut vor den Sonnenstrahlen geschützt. Er kam herab, empfing mich sehr freundlich, und ich vergaß bei ihm beinahe, daß ich in Texas war.

„Sie wollen also das Wagstück unternehmen und durch die Prairien reisen, über den Red River nach San Antonio de Berar, und dann durch Arkansas nach St. Louis? Auf Ehre, mein Herr, das ist ein abenteuerlicher Plan. Wissen Sie auch, daß man bei uns auf Menschen Jagd macht, wie anderwärts auf wilde Thiere? Wenn Sie aber Abenteuer gern haben, so wird man Ihnen in Hülle und Fülle damit aufwarten, mögen nur Sie sich Glück wünschen, wenn Sie mit heiler Haut davon kommen. Sehen Sie gleich einmal da den Kerl, der um mein Haus herumstreift. Er hat gesehen, wie Sie Ihr Pferd an den Pfeiler banden und wird sich merken, wohin Sie reiten. Der Mann ist ein Spion auf eigene Faust. Sie werden unterwegs so viele Hinterhalte als Gebüsche finden."

„Nun, da werde ich mich tüchtig wehren müssen."

„Wir wollen nur erst Ihr Pferd hereinziehen lassen, und dann in's Haus gehen; Sie müssen sich zuvor ein wenig orientiren. Dann bilden wir eine Bedeckung, und dazu nehmen wir am Besten Indianer und Spanier. Die rothen Leute, insbesondere die Kamantsches, haben ein unglaublich feines Gehör. Wenn Sie ihnen ein Jagdgewehr oder einige Pfund Pulver schenken, so können Sie sich unbedingt auf diese Leute verlassen. Sie verstehen sich auf kleine Scharmützel und wissen eben so vortrefflich einen Hinterhalt zu legen, als demselben auszuweichen."

Ich blieb eine ganze Woche lang bei Don Jose Morell; dann übernahm er es, mich mit heiler Haut bis nach der kleinen Stadt Nacogdoches zu befördern.

Es gibt in Texas noch einige kleine Städte, die ihren frühern Charakter bis heute theilweise bewahrt haben; Nacogdoches gehört zu ihnen. Zur Zeit der spanischen Herrschaft war sie eine liebliche kleine Landstadt, hinter grünem Gebüsch versteckt, von trägen Kreolen und Indianern mit stolzem Blick bewohnt. Aber neben und unter beiden hatte sich Abschaum aus den „Staaten" auch hier niedergelassen, Säufer und Spieler, die von früh bis spät in den Schenken saßen und mit einander zankten. Die Straßen waren theilweise sehr unsauber, manche Gebäude verfallen, die Physiognomien der Leute, welche mir begegneten, hatten nichts Ansprechendes, und man sah, daß die amerikanischen Ankömmlinge eben kein Glück mitgebracht hatten.

Als ich mit meinen Begleitern im „Rothen Adler" ankam, versammelte sich allerlei Volks. Don Jose Morell hatte mich an den Gastwirth empfohlen, einen Wirth von jenem Schlage, den Cervantes so trefflich geschildert hat. Die Augen glänzten hell in seinem runden gebräunten und doch bleichen Gesichte; man sah es ihm gleich an, daß er einsichtsvoll, pfiffig, wohlgelaunt und ein Spaßvogel war. „Sie sind willkommen", redete er mich an; „Alle, die der vortreffliche Don Jose mir empfiehlt, sind meine Freunde. Darf ich wohl fragen, ob sich der Herr längere Zeit hier aufhalten wird?"

„Schwerlich werde ich lange in diesem Lande bleiben. Ich möchte heute Abend noch weiter, meine aber, daß die Reise nicht ohne Büchsenknall und Kugelpfeifen abgehen wird."

„Bei Gott, da haben Sie ganz Recht. Der Himmel möge Sie beschützen!" entgegnete der Spanier ernst. „Ein guter Mantelsack findet hier im Lande manchen Liebhaber. Unter uns, Caballero, man ist Ihnen auf der Spur. Seit einigen Tagen sind wohl ein halbes Dutzend Männer hier gewesen und haben sich nach Ihnen erkundigt. Sie vermuthen bei Ihnen Dublonen, Dollars, und das hübsche Pferd wird auch seinen Liebhaber finden. Kennen Sie den Richter Peters?"

„Er hatte die Ehre, mit meiner Reitpeitsche Bekanntschaft zu machen. Der ehrliche Mann wollte mir in Galveston mein Pferd stehlen."

„Lesen Sie doch gefälligst diesen Brief, den ein mit mir in Verbindung stehender Mann mir heute geschickt hat. Wir sind hier wie in ewigem Kriegszustande. Allerlei List, Hinterhalt, Plünderung, Ueberfall kommt häufig vor, nicht selten auch Mord. Bald schwärmen Indianer, bald Texaner auf der Prairie umher, und sind Dörfern und Städten zur Last. Das ist die Freiheit, welche wir jetzt genießen. Ich muß sehr vorsichtig und immer auf der Hut sein. Mein Späher ist ein alter französischer Handwerker, auf dessen Redlichkeit ich bauen darf. Aber lesen Sie doch."

Der Brief lautete folgendermaßen: „General Peters hat sich mit mehr als einem Dutzend anderer Generale zusammengethan, will nach Nacogdoches reiten und wird ohne Zweifel bei Ihnen logiren. Jetzt stellt er einem gewissen Captain Tolmer nach, welcher Geld bei sich führen soll. Es würde gut sein, diesen Herrn zu warnen. Er muß eine andere Richtung einschlagen." Der Spanier bemerkte: „Mein Franzose hat Recht, sein Rath ist gut. Auf einen Schelmen anderthalbe, wie das Sprichwort sagt. Ich rathe Ihnen Folgendes: Halten Sie sich einige Stunden im großen Saale auf, reden Sie mit Dem und Jenem davon, daß Sie nach Galveston zurückreiten wollen, geben Sie für morgen früh eine falsche Stunde als Zeit Ihrer Abreise an, und dann dürfen Sie sicher sein, daß Generale und Richter sich staffelweise auf der Straße aufgestellt haben werden, um Sie einigermaßen zu erleichtern. Aber Sie reisen heute Abend ohne Sang und Klang auf einer andern Straße ab. Die Richtung werde ich Ihnen zeigen."

Und so geschah es auch. Den ganzen Tag über wurde das Haus nicht leer, mir fielen allerlei Galgengesichter auf, die nach und nach wieder verschwanden. Abends neun Uhr ging ich in den Stall, um nach meinem Pferde zu sehen. Ich fand es gesattelt, und mein trefflicher Wirth sagte: „Jetzt ist es Zeit; Sie gehen zu Fuß hinaus, die große Straße entlang. An der Brücke nehmen Sie die Richtung

Digitized by Google

rechts, bis Sie an ein Binsengestrüpp kommen. Dort bleiben Sie, bis ich, Schlag 10 Uhr, mit Ihrem Pferde und Ihrem Gepäck erscheine. Nun aber rasch, wir haben keine Zeit mehr zu verlieren, und Niemand darf etwas merken." Der Spanier rieb sich frohlockend die Hände und fügte hinzu: „Schon lange habe ich auf diese Gelegenheit gewartet; jetzt will ich mit dem Richter Peters meine Rechnung in's Gleiche bringen. Sie, Caballero, sind Veranlassung, daß Gerechtigkeit geübt wird. Sie werden Dinge erleben, an denen Sie Ihre Lust haben. Bei Gott, Señor, ich habe diesen Schuft auf dem Kerbholze, und freue mich, daß ihm nun bald tüchtig angestrichen wird. Das wird einen prächtigen Tanz abgeben: Ha, die Schurken! Aber jetzt müssen wir eilen!"

Der Wirth erschien mir so kräftig und so voll Feuer, daß ich keinen Augenblick an der Wahrheit seiner Aussage zweifelte. Ich ließ Pferd und Gepäck in seinen Händen und that Alles, was er mir vorgeschrieben. Am bezeichneten Platze, den ich ohne Unfall erreichte, erschien er Schlag 10 Uhr in Begleitung eines Mestizen, dessen Mutter eine Spanierin, dessen Vater ein Kamantschen-Indianer war.

„Der hier soll Sie geleiten", sprach er, „wir wollen in das Gestrüpp gehen. Die Teraner wagen sich nicht leicht hinein, weil dort gewöhnlich Jaguare liegen, die in hungriger Laune große Sehnsucht nach Menschenfleisch spüren. In dieser Jahreszeit haben sie anderweitig genug zu fressen. Folgen Sie mir nur ganz dreist, aber Sie müssen nicht in den kleinen See rechts da fallen; es sind Alligatoren darin."

Im Binsengestrüpp lag ein großer Nachen, auf dem wir an's andere Ufer fuhren. Dort fanden wir einen Indianerpfad und gingen etwa eine halbe Stunde Weges zu Fuß weiter. Alsdann pfiff unser Wirth; ein anderer Pfiff antwortete laut gellend aus der Ferne, und bald nachher kam eine Bedeckung und mit derselben zwei mächtig große Hunde. Sie leckten dem Mestizen die Finger. Mein Wirth drückte mir die Hand. „Jetzt müssen wir uns trennen, dieser wackere Bursche da wird Sie zu meinem Neffen Don Ramon de Vigueyra führen, bei dem Sie allerlei lustige Trauerspiele sehen sollen. Mein Neffe mag den Richter Peters eben so gerne leiden, wie ich selber; ich glaube, Sie werden dort eine Belagerung in bester Form auszuhalten haben. Dringen Sie ja darauf, daß er Ihnen den Marquis und die Herzogin vorstellt; das sind mächtige und höchst achtbare Personen. Die Herzogin ist freilich ein Bischen kokett; der Marquis tanzt sehr schön; Sie werden beide sehen. Auch Richter und General Peters wird zufrieden sein." Und abermals rieb er sich frohlockend die Hände.

„Was ist denn das für eine Herzogin?" fragte ich. „Eine charmante Creatur vom besten Ton; gesalzen, Caballero, gesalzen: weiter sage ich Ihnen nichts. Eine furchtbare Amazone, die ich im Kampfe mit unserm Peters sehen möchte. Und nun reiten Sie mit Gott, Herr; glückliche Reise!"

Und so schieden wir denn von einander. Der Mestize ging zu Fuß; die beiden Hunde trollten neben ihm. Als wir an einem Baumdickicht vorüber kamen, rief er: „Anda, Perro!" (Faß Hund!) und beide rannten zwischen die Bäume. Nach einigen Minuten vernahm ich ein Gewieher, und gleich darauf sprengte ein Roß hervor, das die beiden Hunde stellten. Der Mestize packte es an der Mähne, warf ihm einen Zaum über, schwang sich hinauf und sprengte mit ihm voran, die beiden Hunde zur Seite. Kaum vermochte ich dem wilden Pferde (dem Mustang) zu folgen; es war fast ein Jagen wie bei einem Kirchthurmrennen. Nach Verlauf von etlichen Stunden gelangten wir bei vollem Mondschein in eine Lichtung, die rings von Wald umgeben war. Dort gewahrten wir ein eben nicht großes, einstöckiges Gebäude, das übrigens plump und fest schien. Ich bemerkte nachher, daß die Pforte von Eisen und jedes Fenster mit dickem Eisenblech beschlagen war.

Als mein Mestize einige Worte gesprochen, öffnete ein Mann mit einer Laterne die Fensterklappe und sagte: „Schon gut, schon gut. Ich wußte, daß Ihr kommen würdet. Es wird Alles gut gehen: der Marquis und die Herzogin sind schon bereit."

(Schluß folgt.)

Das Schloß Ham.

Im Departement Somme.

Die Erbauung des Schlosses von Ham, welche die Volkserzählung Ludwig von Luxemburg (1470) zuschreibt, ist sicher älteren Datums, denn man sieht nirgends das Wappen von Luxemburg und findet statt dessen überall ein J zwischen zwei Knotenstricken. Dieses J ist der erste Buchstabe des Namens Jeanne und die Knotenschnur deutet an, daß es sich um eine Person handelt, welche nicht verheirathet war. Robert de Bar hatte eine einzige Tochter, welche Jeanne hieß, die Erbin der Grafschaften von Soissons, Marle und Ham war und bei ihrer Verheirathung mit Ludwig von Luxemburg am 16. Juli 1435 dieses reiche, wieder neu renovirte und befestigte Schloß ihrem Gatten als Heirathsgut zubrachte. Das Gebäude, das ehemals von dem Gouverneur bewohnt war, ist das älteste im Innern des Forts; es wurde auf Befehl des Bruders Carl VI., Herzogs von Orleans, erbaut; davon zeugt das Wappenschild mit den Lilien.

Das Schloß, das inmitten eines schlammigen Sumpfes erbaut ist, hat vier runde Thürme, welche an den Ecken eines länglichen Quadrates stehen und durch hohe, mit Zwingern und Schießscharten versehene Mauern unter einander verbunden sind. Zwei andre viereckige Thürme stehen im Zwischenraume der runden Thürme und beherrschen die beiden Festungsthore; eines desselben ist jetzt zugemauert, und die Brücke, die dahin führte, zerstört.

Der Hauptthurm, der auf der Westseite liegt, imponirt durch seine schwere Massenhaftigkeit. Er ist hundert Fuß hoch und hält ebensoviel im Durchmesser; seine aus Bruchsteinen gebaute und mit Sandstein überkleidete Mauer ist 33 Fuß dick. Die drei Stockwerke haben drei große sechseckige Säle.

In den untersten Stockwerken befinden sich die Gefangenen in zwölf großen und langen Zellen.

Ueber dem Eingangsthor stehen die Worte „Mon mieux", wahrscheinlich um auszudrücken, daß der Connetable, der dies in den Stein hauen ließ, in seinen schlechten Vermögensumständen hier „sein Bestes" zu finden hoffte.

Die Wasserschnauzen dieses Thurmes sind höchst seltsamer Art; die eine stellt unter anderen einen bärtigen Mann mit langen Haaren vor, der ein zerbrochenes Wappenschild hält.

Nach dem Tode des Connetable Ludwig von Luxemburg brachte seine Tochter den Besitz des Schlosses an das

Digitized by Google

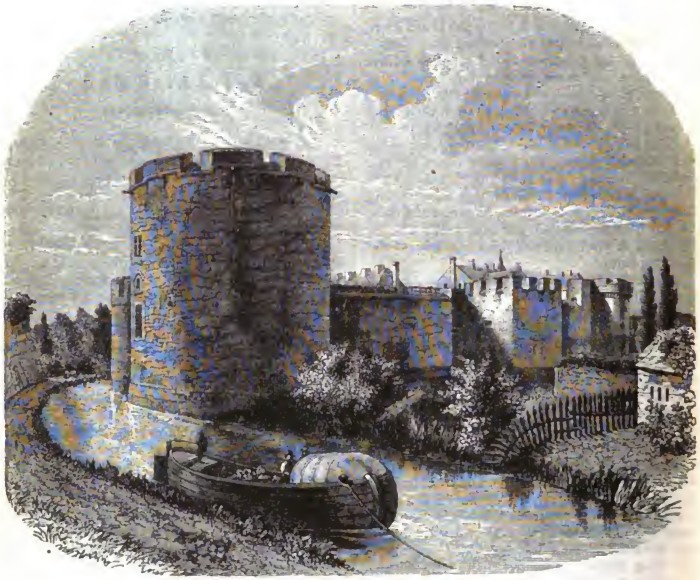
Haus Bourbon. Diese Dame bevorzugte das Schloß Ham, das sie häufig bewohnte. Sie war die Mutter von Franz von Bourbon, dem Waffengefährten Franz I.

Um diese Zeit belagerten die Engländer die Festung, in welche sich Amè de Sarrebrücke mit hundert Lanzen warf; unterstützt von den Einwohnern, vertheidigte er den Platz so tapfer, daß die Engländer die Belagerung aufgeben mußten. Nicht so glücklich war die Stadt, als sie 1557 der spanischen Invasion Widerstand leisten wollte.

Nach der Einnahme von Saint Quentin durch die Spanier eilte Philipp II., mit seiner ganzen Armee Stadt und Schloß Ham zu berennen. Obgleich von Peter Chapuis und Adrian von Visselen mit Unterstützung einiger schottischen Compagnien tapfer vertheidigt, wurde es am 12. September durch eine Bresche gestürmt, welche die Kanonen Philipps, die seit drei Tagen mehr als 2000 Kugeln verbraucht hatten, in die Mauern geschossen.

Nach dem Friedensschluß wurde Ham zu gleicher Zeit mit St. Quentin und Catelet an Frankreich zurückgegeben.

Nachdem das Schloß nacheinander an die Häuser Coucy, Bar, Luxemburg, Vendome und Navarra übergegangen, kam es unter Heinrich IV. wieder in den Be-



Das Schloß Ham.

sitz der Krone. Seit dieser Zeit hat Ham nichts Merkwürdiges mehr erlebt und ist nun über ein Jahrhundert Staatsgefängniß.

Unter den Gefangenen, welche in Ham saßen, nennt man Jacques Cassard von Nantes, den unerschrockenen Seemann, der durch einen Cabinetsbefehl des Cardinal Fleury in dies Gefängniß geworfen wurde und 1740 starb; den Grafen Marboeuf, Lautrec, Mirabeau, die Republicaner Chasles, Duhem, Choudieu, Hugues, die Royalisten Vibray, Montmorency, Choiseuil, Polignac und einige Schiffbrüchige von Calais; unter dem Kaiserreich einige spanische Publizisten, Cardinäle und Geistliche; unter der Restauration den Capitän der Medusa; 1830 die Unterzeichner der Ordonnanzen Carl X. Peyronnet, Polignac, Guernon de Ranville, und Chantelauze; später die Herzogin von Berry und Louis Napoleon.

Dieser wurde 1840 dahin gebracht und war mit dem General Montholon und Doctor Conneau gefangen bis zum 25. Mai 1846, an welchem Tage er glücklich entkam.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lorilleux & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Der Pallast und Garten von Kensington.

Der Kensingtonpallast liegt im Westend von London, wo sich die Wohnungen, Parks und Gärten der Reichen gruppiren, während die geschäftige und volkreiche City weder Licht, noch Promenade, noch Raum hat. Die Architektur des Pallastes ist unregelmäßig; er hat nichts Imposantes, als seine Proportionen und scheint durch seine Trockenheit gegen die Fortschritte der Kunst und Industrie zu protestiren. Die Schönheit seiner Gärten, die an Hyde-Park stoßen, kann allein die Gunst erklären, in der er bei Wilhelm III. stand, der ihn vom Lordkanzler Finch kaufte. Nach ihm legten die Königinnen Maria und Anna große Pflanzungen in dem Parke an und vergrößerten die Promenaden, welche die Königin Caroline, Gemahlin Georg II. unter der Leitung eines Malers, eines Architecten und eines Gärtners neu anlegen ließ. Zur selben Zeit malte Kent die große Treppe und die Plafonds mehrer Säle.

Digitized by Google

Die Zimmer sind mit Bildern von hohem Werthe und den ersten Meistern angefüllt. Am 29. November 1836 verwüstete ein großer Sturm die Gärten und entwurzelte hundertzweiunddreißig Bäume, unter denen nicht wenige hundertjährige Eichen sich befanden. Sechs Thore führen zu diesen Promenaden. Obgleich ein öffentlicher Garten, ist der Eintritt doch Bedienten in Livree, Frauen in Holzschuhen oder Strümpfen und Hunden untersagt.

Die königlichen Besitzer, welche am meisten Vorliebe für diese Residenz zeigten, waren Georg II. und seine Gemahlin. Wenn unsre Wohnungen, die stummen Zeugen unsres Privatlebens, das Echo der Vergangenheit seyn könnten, so würden die Mauern dieses Pallastes das laute Gelächter, die heftigen Ausdrücke des Zorns, den trotzigen Ton des bürgerlichen Königs wiederhallen, der, ein Deutscher auf dem Throne Englands, die Unbeugsamkeit des deutschen Charakters mit französischer Galanterie und Leichtigkeit des achtzehnten Jahrhunderts auf seltsame Weise vereinigte. Von Grund des Herzens ein vortrefflicher Mensch, dem es weder an Muth, noch an Geist fehlte, hatte Georg II. das Glück, in der Königin Caroline einen Rath von hohen Gaben, zartem Tacte und unerschütterlicher Geduld, zu besitzen. Unterstützt von Sir Robert Walpole, dem geschicktesten und glücklichsten englischen Minister, machte sie aus ihrem Gemahle einen sogenannten großen Mann oder trug wenigstens viel zur Wohlfahrt des Landes bei. Sie beherrschte den König und wußte ihm ihre Ideen als die seinen unterzuschieben. Und der König hatte so wenig Verdacht auf die geheime Macht der Königin, daß er eines Tages die aufzählte, die unter seinen Vorgängern geherrscht, indem er sagte: „Carl I. wurde von seiner Frau beherrscht, Carl II. von seinen Günstlingen, König Johann von den Geistlichen, die Königin Anna von ihren Frauen, mein Vater von allen, die in seiner Umgebung lebten.“ Und indem er sich mit triumphirendem Lächeln an seine Zuhörer wandte, fügte er hinzu: „Wer aber herrscht heute?“ Um sich diesen großen Einfluß auf den König zu erhalten, brachte die Königin täglich sieben bis acht Stunden mit dem König zu, was keine geringe Aufgabe war, da er weder las, noch sich vorlesen lassen wollte, und sie sich deßhalb gezwungen sah, allen Unterhaltungsstoff aus sich selbst zu schöpfen.

Die Königin benützte diesen Einfluß, dessen sie sich bis zu ihrem Tode erfreute, nur zum Guten ihres königlichen Gemahls und Englands. Sie starb nach den Einen in Hampton-Court, nach Andern in Kensington, wo sie einige Tage zubringen wollte.

Diese liebenswürdige und majestätische Gestalt begleitet uns unter dem dichten Schatten der Bäume von Kensington, die sie gepflanzt, in den Alleen, durch die sie geschritten, und den Hallen des Pallastes, deren Echo uns so manche interessante Geschichte aus dem Leben der geistreichen Fürstin erzählen könnte.

Der Umfang des Parkes beträgt $3^1/_4$ Meile. Die innere Einrichtung des Pallastes ist elegant, doch kommt sie den Einrichtungen der Paläste englischer Großen nicht gleich.

In dem fast mit London verwachsenen Dorfe Kensington wohnte John Hunter, der berühmte Physiolog und Chirurg lange Zeit. Er liegt auf dem dortigen Kirchhofe begraben.

Von Cadeo Cristobal.

Scenen aus dem mexicanischen Leben
von Gabriel Ferry.

(Fortsetzung.)

Ein junges Mädchen hatte sich der Bude des Evangelisten genähert; ihre gekräuselten Haare, die in langen Flechten unter ihrem Rebozo herabhingen, ihre lichtbraune Gesichtsfarbe, ihre halbentblößten Schultern, ihre schlanke Gestalt, die niemals durch ein Mieder entstellt worden war, und vor allem die drei Röcke von grell abstechenden Farben, welche in gestreckten Falten um ihre Hüften fielen, alles das verrieth in der jungen Clientin des Evangelisten den reinsten Typus der China.

Tio Luquillas! rief das junge Mädchen.

Was gibt es? erwiederte der Evangelist.

Ich bedarf eurer.

Ich dachte es wohl, da ihr mir rufet, versetzte Tio Luquillas, und entfaltete ein Blatt rosenfarbenes Papier; aber die junge China machte mit ihrer braunen niedlichen Hand ein ungeduldiges Zeichen.

Was wollt ihr, sagte sie, daß ein Mann, der sterben muß, mit eurem rothen Papiere beginnen solle?

Zum Teufel! sagte der Schreiber, ohne sich zu regen, während das junge Mädchen mit einer ihrer langen Flechten über ihre schönen thränenfeuchten Augen fuhr. Es ist also ein Abschied?

Ein Seufzer war die einzige Antwort der China; dann neigte sie sich gegen das Ohr des alten Schreibers und sagte ihm einen kurzen Brief vor, nicht ohne häufige Pausen zu machen, um Athem zu schöpfen und ihren Thränen freien Lauf zu lassen. Niemals war mir der Gegensatz zwischen gefühllosem Alter und leidenschaftlicher Jugend ergreifender erschienen. Ich war nicht der einzige, welcher es bemerkte, und jeder Spaziergänger, der an der Bude des Tio Luquillas vorüberging, verschlte nicht einen Blick des Mitleids und der Neugier auf das junge Mädchen zu werfen. Der Evangelist faltete den Brief zusammen, dem nur noch die Aufschrift fehlte, als ein Vorübergehender, kühner oder neugieriger als die anderen, sich barsch in die Unterredung mischte. Das Gesicht dieses neuen Ankömmlings war mir nicht unbekannt, und ich erinnerte mich, daß er mir einige Tage zuvor bei einem Stiergefechte als wahrer Liebhaber auf die anziehendste Weise ein Schauspiel verdeutlicht hatte, das auch ich leidenschaftlich liebte. Der Augenblick war wenig günstig, um meinerseits den Evangelisten auszufragen, deßhalb blieb ich einige Schritte entfernt von der Gruppe und wartete geduldig den Moment ab, bis der neue Besucher des alten Luquillas sich entfernen würde. Dieser Mann, den ich nur durch das Gespräch weniger Stunden kennen gelernt hatte, flößte mir eine Art von Interesse ein. Er war ungefähr vierzig Jahre alt. Seinen Zügen fehlte es nicht an Adel, ungeachtet des Ausdrucks düstern Spottes, der oft ihr Ebenmaaß verzerrte. Hätte mich auch unser erstes Zusammentreffen nicht an ihn erinnert, so wäre seine sehr bemerkliche Kleidung genügend gewesen, ihn mir bemerklich zu machen. Er trug einen weiten, blauen, roth ausgeschlagenen Mantel, und einen breiten Sombrero von fahler Bigogne mit goldenen Tressen.

Für wen ist dieser Brief, mein Kind? fragte er die China mit einem gewissen gebieterischen Ausdruck.

Das Mädchen zeigte mit der Hand nach dem Gefängniß des Präsidialpalastes, und murmelte einen Namen, den ich nicht verstand.

Digitized by Google

Ah! er ist für Pepito? erwiederte der Unbekannte mit lauter Stimme.

Ach, ja! und ich weiß nicht, wie ich ihm meinen Brief zukommen lassen soll, setzte das junge Mädchen hinzu.

Sey darum ohne Sorge. Hier ist eine Gelegenheit, welche der Himmel dir sendet.

In diesem Augenblick stürzte die Menge aus den Hallen lärmend nach der Plaza Major. Was war die Ursache dieses raschen Aufruhrs? Ein allzu gewöhnliches Ereigniß in Merico, ein Mord, der auf offener Straße begangen wurde. Man hatte den Mörder ergriffen, sein Opfer aufgehoben, und der düstere Zug bewegte sich nach dem nächsten Gefängniß. Dieses war gerade dasjenige, worin der Geliebte des jungen Mädchens eingesperrt war, und ich begriff nun leichtlich den Sinn der hoffnungsvollen Worte, welche an die China gerichtet worden. Die Procession, welche in diesem Augenblick über den Platz zog, hatte in ihrem halb komischen, halb traurigen Anblick eine ganz örtliche Eigenthümlichkeit. Ein Cargador (Lastträger) ging voraus, auf seinen Schultern einen Stuhl tragend, der mittelst eines Riemens, welcher um seine Stirne lief, fest gemacht war, wie es bei den mexicanischen Lastträgern gebräuchlich ist; auf diesen war ein Mann oder vielmehr ein Leichnam festgebunden, der mit einer blutigen Decke umhüllt war. Der Mörder, zwischen vier Soldaten, folgte unmittelbar seinem Opfer. Müßige Neugierige und einige Freunde des Todten, welche, so gut es gehen wollte, ihren Schmerz ausdrückten, bildeten den Zug.

Von all' diesen mehr oder minder bewegten oder geschäftigen Menschen, war der Mörder ohne Zweifel der ruhigste, indem er mitten unter den Soldaten seine Cigarette mit wunderbarer Sorglosigkeit rauchte, und von Zeit zu Zeit Vorwürfe an sein Opfer richtete, welche dieses zu seinem großen Erstaunen unbeantwortet ließ.

Hola, sagte er, keine schlechten Späße, Panchito, du weißt wohl, daß ich nicht recht genug bin, deiner Frau eine Pension auszubezahlen. Du magst dich immerhin todt stellen, ich laß mich von dir nicht anführen. Aber Panchito war wirklich todt, was auch der Mörder sagen mochte, und mich überlief ein Schauder, als diese häßliche Leiche, deren Augen in den glühenden Sonnenstrahlen starr offen standen, ganz nahe an mir vorübergetragen wurde. Der Liebhaber der Stiergefechte war ohne Zweifel mehr als ich an solche Schauspiele gewöhnt, denn er ging geradezu auf den Zug los, hielt ihn an, und indem er dem Mörder den Brief der China zeigte, sagte er zu ihm: Höre, du kennst gewiß den berühmten Pepito Rechista?

Der morgen gehängt werden soll? Meiner Treu, es ist mein Gevatter.

Wohlan! da du nicht vor ihm hingerichtet werden wirst, so wirst du ihn alsbald im Gefängniß sehen und sollst ihm in meinem Auftrag diesen Brief übergeben.

Ach, Herr Cavalier, unterbrach ihn in diesem Augenblick die junge Mexicanerin, welche das Gesicht in Thränen gebadet und mit pochender Brust sich dem Mörder zu Füßen warf, indem sie auf antike Weise den Saum seines Mantels faßte; um Christi Blut und des Verdienstes der heiligen Jungfrau mit den sieben Schmerzen willen, vergeßt nicht ihm diesen Abschied zuzustellen. Ich bin so unglücklich nicht bis zu ihm gelangen zu können!

Ja, linda mia, ja, versetzte der Mörder, mit der Hand über die Augen fahrend, indem er seiner Stimme einen pathetischen Ausdruck zu geben bemüht war. Auch ich habe ein empfindsames Herz, und ohne dieses verdammten Pancho, der mir immer im Wege ist, wäre ich nicht hier, ich schwör' es euch; aber gebt eure Seele zufrieden, preciosita de mi alma! . . .

Ein Gelbstück, welches der Freund der Stierkämpfe dem Gefangenen zuwarf, schnitt diese beredte Tirade ab, und die Soldaten beeilten sich nach dem Gefängniß zu marschiren. Der Zug verschwand bald um die Ecke des Ayuntamiento, während einige Frauen mit dem Zartgefühl, welches den Mexicanerinnen eigen ist, die junge China umgaben, aber ohne sie vermögen zu können, sich zu entfernen. Bald allen Bitten widerstehend, sah ich sie auf das Gefängniß zuschreiten, sich am Fuß der düstern Mauern niedersetzen, und dort unbeweglich, das Gesicht in den Rebozo gehüllt, verweilen. Der Liebhaber der Stiergefechte hatte sich in der Menge verloren und der Augenblick war endlich gekommen den Evangelisten zu befragen: ich klopfte dem Greise leise auf die Schulter.

Könnt ihr mir sagen, wo der Licentiat Don Tadeo Cristobal wohnt?

Don Tadeo Cristobal, saget ihr? aber der war ja im Augenblicke hier.

Hier! Don Tadeo?

Habt ihr nicht gesehen, mit welcher Gefälligkeit er es übernommen hat, dem Banditen Pepito Rechista die Botschaft zukommen zu lassen, welche mir eine der hübschesten Chinas von Merico dictirt hat?

Wie! der Mann mit dem Sombrero und dem rothen Mantel wäre Don Tadeo, der Licentiat?

Er selbst.

Und wo ihn nun wieder finden?

Ich weiß es nicht, denn er hat, um es recht zu sagen, eigentlich gar keine Heimath; er wohnt ein wenig allenthalben. Wenn ihr indeß mit ihm wegen eines dringenden Geschäfts zu reden habt, so geht noch diesen Abend zwischen neun Uhr und Mitternacht nach dem Callejon del Arco (Sackgasse der Arkaden), und ihr werdet ihn sicher im letzten Hause rechts vom Platze treffen. Ich dankte dem Schreiber, und nachdem ich ihm einige Reales als Zeichen meiner Erkenntlichkeit zurückgelassen hatte, wandte ich mich nach dem Callejon del Arco. Obgleich es kaum sieben war, war es mir darum zu thun vor Nacht das Haus aufzufinden, wohin ich mich zwei Stunden später begeben wollte. Die Erfahrung hatte mir gezeigt, daß ähnliche Vorsichtsmaßregeln in Merico nicht unnütz sind, und diese Sackgasse war mir als einer der gefährlichsten Schlupfwinkel der Hauptstadt bezeichnet worden.

Der Anblick derselben rechtfertigte nur allzugut, wie ich mich bald überzeugen konnte, was man mir davon gesagt hatte. Das Häusergewirre, wozu die Hallen der Kaufleute gehören, welches unter dem Namen Jmpedradillo bekannt ist, bildet kein zusammenhängendes Viereck. Gegenüber, an der Seite der Cathedrale, die gegen Südwest gewendet ist, öffnet und senkt sich in den Jmpedradillo ein schmales Gäßchen; es ist dies der Callejon del Arco. Er gleicht einer jener Höhlen, welche der Ocean zuweilen in den senkrechten Abhängen des Gestades auswühlt. Wenn man, noch geblendet von den Strahlen der Sonne, welche über den Platz ausströmen und sich an den weißen Mauern der Häuser und dem Granit der Trottoirs brechen, in dieses enge und dunkle Gäßchen dringt, unterscheidet das Auge erst allmählich eine andere Gasse, welche diese im rechten Winkel durchschneidet und mit ihr einen finstern Kreuzweg bildet. Hier, wie in den Höhlen am Meeresufer, hört man keinen Lärm von außen mehr, das Ohr vernimmt nur ein

Digitized by Google

dumpfes klägliches Gesumme, das ebenso wohl dem Geheule der Wogen als dem Geräusch einer volkreichen Stadt gleicht. Einige Buden von Schustern, schwere, fest verschlossene Thüren, da und dort halb offene dunkle Eingänge erinnern allein daran, daß man sich in einer Stadt, mitten unter bewohnten Häusern befindet. Die Wände sind beständig feucht und nur zur Zeit der Sonnenſommerwende fällt Mittags ein flüchtiger Sonnenstrahl vom glühenden Himmel kräftig in diese Sackgasse nieder. Dann erwacht auch hier ein wenig Leben bis zum Augenblick, wenn die Sonne den entgegengesetzten Wendekreis berührt und wieder alles in Schweigen und Finsterniß zurücksinkt.

Hier war es, in einem dieser düstern Häuser, wo ich den Mann finden sollte, der, wie man mir versicherte, allein eine Angelegenheit zu beendigen vermochte, vor der alle Rechtsgelehrten von Merico zurückgebebt waren. Ich blieb wenige Augenblicke stehen, um mit Staunen diese Umgebung zu betrachten, die zur Wohnung eines Rechtsgelehrten so seltsam gewählt war; aber hatte mich die Episode, von der ich Zeuge gewesen, nicht schon hinlänglich auf die Sonderbarkeiten des Don Tadeo vorbereitet? Wie sollte ich mir den familiären Ton mit dem Elenden erklären, dem er unter meinen Augen die Botschaft an Pepito Rechifla übertragen hatte? Wie mir die Beziehungen erklären, welche zwischen dem Banditen und dem Licentiaten zu bestehen schienen? Diese befremdliche Vertraulichkeit zwischen einem Mann des Rechts und einem Räuber und Mörder schien mir nach dem ersten Anschein von schlimmer Vorbedeutung. Dennoch bestimmte mich die Hoffnung endlich einmal eine zu lange schon hinausgeschobene Lösung zu erhalten, und ich verließ den Callejon del Arco, indem ich mir vornahm zwei Stunden später dahin zurückzukehren.

(Fortsetzung folgt.)

Das Thal von Meyringen.

Die Berner Alpen sind die schönsten der Schweiz; sie scheiden den Canton Bern von Wallis und stoßen an

Waiden im Meyringer Thal. Kanton Bern.

die Alpen von Unterwalden, Freiburg und Waadt. Das Thal von Meyringen, in das wir dem Leser einen Blick bieten, öffnet sich dem Reisenden, der Interlaken und Brienz verlassen, um sich nach Wallis zu begeben. Es ist eine der malerischsten Gegenden der Schweiz; dort schäumet der reiche Wasserfall von Reichenbach. Die Heerden, welche im Herbste von den Hochalpen herabkommen, bringen einen Theil des Winters auf diesen Waideplätzen zu. Die kleinen Sennhütten, die man in der Ferne sieht, bieten ihnen ein Schutzdach gegen die Kälte, welche zu heftig ist, als daß man die Kühe während der Nacht draußen lassen könnte. In diesen Niederungen erwarten sie die Zeit der Rückkehr in ihre Heimath. Im Grase lagernd und wiederkäuend oder auf Felsen und Brücken sitzend blicken sie nach den hohen Waiden, wo sie ihre schönsten Tage unter freiem Himmel zubringen.

Und vielleicht ist der Hirte selbst nur ein Verbannter in diesen tiefen Thälern; er liebt seinen Berg und seine Sennhütte, wie der Matrose das Meer und das Schiff. Und sobald der Frühling die Alpen grünen macht, treibt er heitern Sinnes die Heerde auf die Höhe. Hat er sich auf den Weg gemacht, wie der Hirte, von dem wir hier ein treues Bild sehen, so wirft er noch einen liebevollen Blick auf das Haus, wo sein alter Vater ihm den kleinen Sohn hütet; vielleicht sieht er sie auch unter dem entlaubten Kirschbaum oder gewahrt er den Rauch, der aus dem Dache der Hütte steigt, wo man Mahlzeit hält und ihn sicherlich vermißt. Noch einige Schritte und der Felsvorsprung entzieht ihm das geliebte Bild: er steht allein auf hoher Alp mit seiner Heerde.

Der athletische Mann trägt auf seinen Schultern all' sein Geräth. Er hält mit der einen Hand den Melk-

Digitized by Google

kübel und stützt sich auf den Stock mit der eisernen Spitze, die in der sehnigen Faust eine gefährliche Waffe werden könnte. In einer hohen Bütte trägt er den Milchseier mit der Buttermilch, den Schemel, auf welchen er sich beim Melken setzt, die Käseform, den Dreifuß, in welchem jene abtropfen; und endlich den großen Kessel, in welchem man die Milch kalt werden und gerinnen läßt.

Geh', glücklicher Senner, geh' und erfülle deinen nützlichen Beruf, ferne von der Welt; erhebe dich über das Gewühl der Menschen; arbeite für sie, ohne dich

Käser auf den Bergen am Brienzer See.

in ihr geräuschvolles Treiben zu mischen; dein Loos ist eines der glücklichsten, das man sich denken kann; du genießest den Frieden des Einsiedlers, ohne dich seiner traurigen Unthätigkeit hinzugeben; du erfüllst das Gebot der Arbeit und entgehst dem Kummer, der uns arme Menschenkinder quält.

Ein Reiseabenteuer in Texas.

(Schluß.)

So war ich denn, wie erzählt, gegen Mitternacht mit einem Mestizen vor dem Hause des Don Ramon, des Neffen des Gastwirths zum „Rothen Adler" in Nacogdoches angelangt. Eine Negerin öffnete uns die Thür, welche in ihren Angeln knarrte und uns gleichsam das Abenteuer zu verkünden schien, von welchem wir bald Zeugen seyn sollten. Der Mustang war wieder in Freiheit gesetzt worden, und mit schnaubenden Nüstern und wildem Gewieher, seiner wiedererlangten Freiheit froh, ins Weite gerannt. Nachdem der Mestize seine Leuchte niedergesetzt, führte er uns in ein kleines viereckiges Gemach mit ärmlichem Hausrath. Aber die von Indianerinnen geflochtenen Matten waren wunderschön. Der Mestize ging hinaus, um meinem Pferd abzuwarten, und ich nahm Platz auf einer Matte im Winkel.

„Sag' doch der Venus, daß Jupiter gleich herein kommt," rief Don Ramon dem Mestizen nach. Venus war die Negerin und Jupiter ließ nicht lange auf sich warten. Er war der kolossalste Mensch, den ich je gesehen habe, auch hatte er nicht, wie sonst die Neger, wolliges Haar. Seine Nase war freilich platt und sein Mund aufgeworfen, aber im Ganzen sah doch der schwarze Jupiter recht gut aus.

„Bist du zufrieden, Jupiter? Wie steht's mit deinen Leuten? Ist die Herzogin guter Laune und der Marquis aufgeräumt?"

„Ja wohl; sie sind beide vergnügt."

Digitized by Google

„Haben Sie schon gespeist?"

„Noch nicht."

„So gib ihnen nicht viel, Du mußt sie heute Nacht nicht verwöhnen, Jupiter; ich habe ihnen eine andere Mahlzeit aufgespart. Daß nur der Stall gut zugeschlossen wird. Auch auf die Gartenthür habet Acht. Es gibt heute etwas. Liegen Johann und Joseph im Hinterhalt?"

„Beide sind auf ihren Posten," antwortete Jupiter, dessen dicke Lippen verschlagen lächelten. „Also heute Nacht haben wir Fandango?"

„Es wird wohl nichts anderes seyn. Und ich frage noch einmal, ist Alles gut verschlossen?"

„Kein Teufel könnte in's Haus herein, und keine Kugel."

„Gut also mein Junge, halte Deine Ohren offen, und sey bereit, wenn Joseph seinen Pfiff gibt, die Kerle dürfen uns nicht überraschen."

„Wenn sie gut davon kommen wollen, so müssen sie es sehr geschickt anfangen," sprach Jupiter, als er aus der Thür ging. Seine letzten Worte waren: „Der Marquis ist im kleinen Hofe."

Don Ramon de Vigueyra, den ich mir mit voller Muße betrachtete, als er mir aus einer mit Korbweiden umflochtenen Flasche ganz vortrefflichen Madeirawein einschenkte, hatte keine Aehnlichkeit mit seinem Oheim, dem aufgeweckten Wirth, welcher mir als Führer gedient hatte.

Er mochte etwa vierzig Jahre alt seyn, war blaß, und sein Blick hatte einen sanften und melancholischen Ausdruck, nur zuweilen zuckte ein wilder Blitz unter seinen Wimpern; seine Nase war fein gestaltet und gerade, die Brauen kühn, der Schnauzbart nicht stark. Man sah es dem Manne an, daß er entschlossenen Sinnes war und diese scheinbare Ruhe eine starke Leidenschaftlichkeit barg. Don Ramon hätte am Hofe Philipp des Zweiten eine Figur spielen können. Seine feingeschnittenen Lippen und die scharfen Falten auf seiner Stirn deuteten auf beharrliche Entschlossenheit eines kräftigen Menschen. Nachdem wir einander begrüßt hatten und ich ihm Auskunft über das Wohlbefinden seines Oheims gegeben, sagte er: „Wir leben hier, wie die Wölfe, Señor Caballero. Ich habe keine Frau, habe niemals geheirathet und werde auch nie heirathen. Sie sehen dort hängt — er zeigte nach der Wand auf die Pistolen, Pfeile und Netze, — was mir Freude macht, und womit ich mich beschäftige. Außer Jupiter, Venus, Johann und Joseph, dem Marquis und der Herzogin sehe ich im lieben langen Jahre beinahe nie Menschen, sondern meist nur Thiere. Seit sechs Jahren wohne ich hier am Platze. Ich brauche kaum zu fragen: Sie fürchten sich doch nicht?"

Ich antwortete mit einem verständlichen Lächeln.

„Nun gut denn; halten Sie sich auf allerlei seltsame Dinge gefaßt. Etwas starke Nerven können Ihnen diese Nacht gar nicht schaden." Während er das sagte, hörte ich ein Geräusch, das durch Thüren und Gänge bis in unser Zimmer drang. Es war ein Heulen und Stampfen, ein Kreischen und Aechzen, das mir im höchsten Grade sonderbar vorkam. Don Ramon bemerkte mein Staunen: „Der Ort, an welchem Sie sich befinden, und wo Sie aufrichtig willkommen sind, Señor, erlaubt mir nicht, Sie mit städtischen Ergötzlichkeiten zu erfreuen. Wir liegen eben etwas weit ab von civilisirter Gesellschaft."

„Das scheint mir doch nicht so zu seyn," warf ich lächelnd ein, „denn sprachen Sie nicht eben von einem Herrn Marquis und einer hübschen Herzogin? Sind beides wohl ihre Gäste?"

„Das freilich wohl. Wollen Sie den Herrn Marquis sehen? Die Herzogin ist eben bei Tafel."

„Sehr gern."

Don Ramon nahm eine Kerze vom Tische und wir gingen beide dem Corridor entlang, welcher der Eingangspforte gegenüber lag. Er führte uns in einen innern viereckigen Hofraum, auf welchen die Kerze Don Ramon's nur einen unsichern Schein warf. Als wir kaum die Schwelle überschritten, rannte ein plumpes Thier auf uns zu, und legte beide Tatzen auf Don Ramon's Schultern. Es war ein Bär. An ihm hinauf sprangen jene beiden Hunde, welche mit mir gekommen waren, sie bellten und zupften ihn an den Ohren, und trieben überhaupt Kurzweil mit ihm. Aber der Marquis nahm das nicht im Mindesten übel auf; er kümmerte sich gar nicht darum.

„Hier haben Sie meinen Marquis," sprach Don Ramon, während er dem Ungeheuer irgend eine Leckerei in den Rachen steckte. „Er ist recht wohl erzogen, nur ein bischen lecker." Jetzt kam eine ganze Meute Hunde herbeigerannt, mächtige Thiere, von jener Race, mit welcher früher die Spanier Jagd auf die Indianer machten. Sie bellten und heulten, und wollten nicht leer ausgehen. — „Sie sehen, mein Haus ist eine Menagerie, das hier sind meine Unterthanen, und ich darf versichern — sehr getreue." Er hatte Recht. Auf's bloße Wort entfernten sich Alle. Die Pforte wurde geschlossen und wir gingen zurück in unser Zimmer.

„Mein Herr," sagte Don Ramon, „hier in dieser Einöde gibt es keine besseren Vertheidiger als diese Thiere. Mit dieser meiner Leibwache fürchte ich die Indianer nicht, welche so gern unsere Wohngebäude in Brand stecken; und ebensowenig habe ich Angst vor dem teranischen Raubgesindel, das auf Raub, Plünderung und Mord ausgeht. Von meinem Neger Jupiter und den Lipanis-Indianern habe ich gelernt, wie man die Bestien zähmen muß. Die berühmtesten europäischen Thierbändiger können von ihnen, und ich kann jetzt wohl sagen, auch von mir lernen. Freilich muß man die Erziehung bei den Thieren anfangen, wenn sie noch jung sind. Ich bin dieser Geschöpfe in einer Art Herr und Meister, welche Sie in Erstaunen setzen wird. Sie sollen Beweise davon haben. So fürchte ich mich denn weder vor Indianern noch Räubern. Doch ich vergesse ganz das Nöthigste. Wollen Sie nicht ein wenig genießen?"

Venus hatte, während wir sprachen, einen Tisch gedeckt und Speisen aufgetragen, die mir trefflich mundeten. Während ich aß, fuhr Don Ramon fort: „Mein Oheim hat recht, wenn man benachrichtigt worden und auf der Hut ist, ist ein Mann zwei werth. Und ich bin benachrichtigt, mein guter Oheim weiß die Sachen vortrefflich einzufädeln! So einfach er sich stellt, so gescheidt ist er. Verlassen Sie sich darauf, dieser Schurke Peters stattet uns einen Besuch ab. Er weiß nicht, welche tapfere Besatzung ihn hier empfängt. Wollen Sie nicht diese Oliven versuchen, Señor? Sie sind ächt, aus Sevilla. Aber da bringt ja Jupiter den Marquis her. Er wird sehr erfreut seyn, wenn Sie ihm hier dieses Stück Brod geben; er frißt es gern. Ich zweifle nicht, daß Sie beide ganz gute Freunde werden." In der That erschien unser vierfüßiger Gast und grüßte höflich.

„Was sagen Sie zu dem höflichen Burschen, Señor? Ich wüßte keinen Teraner, der sich mit ihm messen könnte

Digitized by Google

herr Marquis, Ihre Schöne harrt auf Sie. Oeffnen Sie die Thür, dann fällt noch eine tüchtige Schnitte Brod für Sie ab."

Der Bär öffnete mit der linken Tatze die Thür und hereinsprang eine dunkle Masse und hüpfte in einem Satze bis zu dem Tische, an welchem wir saßen. Es war ein wunderschönes Jaguarweibchen, das seine Glieder reckte wie die Katzen. Dieses Tigerthier legte seine Pfoten auf den Tisch, verwandte die Augen nicht von seinem Gebieter und wartete ruhig auf die Liebkosungen, an welche er es gewöhnt hatte.

„Ich habe die Ehre, Ihnen die Herzogin vorzustellen. Sie ist nicht ohne Reize und sieht es gern, wenn man ihr ein wenig um den Bart geht. Die Schönen sind für Schmeicheleien und Aufmerksamkeiten immer empfänglich." — Ich that, was Don Ramon mir anrieth. Als ich das schrecklich schöne Thier streichelte, sprang es mit einem Satze etwas täppisch in meinen Schooß, während der etwas eifersüchtige Herr Marquis sich von seinem Gebieter liebkosen ließ.

Jetzt eben fingen die Hunde draußen an zu blaffen und anzuschlagen, und gleich nachher führte Jupiter einen andern Hund herein, der stark keuchte. Er trug am Halse eine kleine Büchse von Zinn, welche Don Ramon öffnete. Sie enthielt eine Botschaft vom Oheim. Der berüchtigte Peters war nebst einer Anzahl anderer Banditen uns auf der Spur und wir mußten uns gefaßt machen, ihn zu empfangen. Don Ramon lächelte, tunkte einen Flanellappen in ein Glas Branntwein, das Jupiter ihm hinhielt, und rieb damit den Hund ab, welcher die Botschaft überbracht hatte.

„Sie überzeugen sich, daß ich ein guter König für meine Unterthanen bin, und so ziemlich weiß, was ihnen dienlich ist. Ich bedarf ihrer heute Nacht. Jupiter, nimm Du den Marquis an Dich, ich werde für die Señora Sorge tragen. Paß auf das Pfeifen." Dann wandte er sich zu mir: „Wenn es Ihnen recht ist, so geleite ich Sie oben in's Haus, oder in die Festung, wenn Sie das lieber hören. Im Fensterladen finden Sie eine Schießscharte, durch welche Sie beim Mondschein Alles sehen können, wenn etwa Das oder Jenes Sie interessirt. Aber öffnen Sie nicht, denn die Kugeln der Banditen respectiren Keinen. Inzwischen können Sie sich die Nacht mit diesem Paket Havannacigarren vertreiben. Gute Nacht."

Das Zimmer, in welches er mich hinaufgeführt hatte, war sehr zierlich hergerichtet; ich fand sogar eine gute Auswahl spanischer Bücher, welche dem Geschmacke des Besitzers Ehre machten. Aber kaum hatte Don Ramon seinen Leuchter auf den Tisch gesetzt, so hörten wir rasch nach einander zweimal pfeifen. Der Schall kam aus dem Walde. Don Ramon zuckte etwas zusammen und blies sogleich das Licht aus und flüsterte mir zu: „Da sind sie; nun wird der Tanz beginnen." Mit diesen Worten ging er aus der Thür und eilte die Treppe hinab.

Durch meine Schießscharte im Fensterladen konnte ich bemerken, daß eine Schaar berittener Leute gegen das Haus ansprengte. In einer Entfernung von etwa zehn oder fünfzehn Schritten hielten sie an, und eine Stimme, welche ich sogleich als jene des Richters Peters erkannte, rief laut: „Holla! Man öffne die Thür den Behörden des Staates Texas! Ramon! steht auf. Im Namen des Gesetzes verlange ich von Euch, daß Ihr den Spion ausliefert, der sich bei Euch versteckt hält. Wie, willst Du mich nicht erkennen, Schurke? Ich bin Peters, General Peters!"

„Braver General," sagte Don Ramon hinter seiner Thür mit lauter Stimme, „ich kann Euch in der That nicht die Thür öffnen. Im Walde wimmelt es von Wölfen und Jaguars. Ich will mich von diesen Bestien nicht fressen lassen, wackrer Freund, hört nur, wie meine Hunde bellen."

„Glaubst Du, ich sey ein Dummkopf," rief der General wüthend. „Ich sage Dir, mach gleich auf oder ich lege Feuer an Deine Baracke. Kennst Du Peters; weißt Du nicht, wer ich bin?"

„Peters ist ein Schurke!" entgegnete Don Ramon sehr vernehmlich; „er ist ein Schandbube, und wenn meine Hunde ihn nicht in Stücke reißen, so hänge ich ihn mit eigner Hand an den ersten besten Baum." —

„Ah, so stehen die Sachen! Cameraden, aufgepaßt! Zielt gegen die Fenster, Feuer!"

Etwa ein dutzend Kugeln schlugen gegen die eisernen Fensterladen, ohne irgend welchen Schaden anzurichten, gleich darauf hörte man draußen eine plumpe Masse hinabfallen. Von dem Auftritte, der nun folgte, vermag ich keine Schilderung zu geben. Ich hörte, wie die Angreifenden schrieen und fluchten, wie die Pferde stampften, wieherten, schnaubten und hinweggaloppirten, das übrige deckte die Finsterniß des Waldes. Der Marquis und die Herzogin, Bär und Jaguar, waren aus dem Fenster gesprungen und hatten sich über die Banditen hergemacht. Zugleich waren die Hunde aus der für sie geöffneten Pforte hinausgestürzt und jagten nun Roß und Reiter in den Wald, in welchem ein fürchterliches Gemetzel angerichtet wurde. Wir hörten das Wehgeschrei derer, welche von Hunden und wilden Thieren in Stücke zerrissen wurden, und es war uns unmöglich zu erfahren, ob auch nur einer von den Begleitern des Generals mit dem Leben davonkam. Aber so viel ist gewiß, seit jener Nacht hat man weder in Galveston noch sonst wo etwas vom Richter oder General Peters gehört.

Das ganze Drama dauerte kaum eine Viertelstunde. Dann ging ich hinunter. Don Ramon gab Befehl, wo möglich alle Blutspuren, oder was überhaupt an das Gemetzel erinnern konnte, zu entfernen. Mich durchbebte ein Schauer. Don Ramon, der meine Gemüthsstimmung sah, bemerkte: „Ich begreife und ehre Ihr Gefühl. Was Sie sahen, war allerdings schrecklich, aber nothwendig. Seit 6 Jahren harrte ich auf den Tag der Rache und Vergeltung. In jenem Peters habe ich nicht nur einen Räuber bestraft, sondern auch einen Barbaren, der meine Schwester getödtet und meinen Vater lebendig verbrannt hat. Ja, die Rache ist gerecht. Jetzt können wir ausruhen; und wir haben Ruhe nöthig. Nun können Sie sicher weiter reisen."

Die Vanille.

Die Vanille wächst an feuchten und schattigen Orten, am Rande der Quellen, in der Nähe des Meeres, vor allem an Orten, die der Ueberschwemmung ausgesetzt sind und in der Umgebung von Salz- oder Brackwassern. Sie blüht im Monat Mai; ihre Früchte werden gegen das Ende des Septembers reif. Man findet sie in beinahe allen Gegenden von Südamerika: in Brasilien, Mexico, Columbien; auch häufig in den tropischen Gegenden von Asien; dort scheint sie jedoch von den Engländern eingeführt zu seyn.

Die im Handel vorkommende Vanille ist nichts anderes als die vor der vollkommenen Reife abgenommene, einige Tage der Gährung unterworfene, dann im Schatten

Digitized by Google

getrocknete und zum Abhalten der Insekten mehrmals mit Cacao bestrichene Samenkapsel der Vanilla aromatica. So wie die Frucht zu uns kommt, hat sie nur die Hälfte oder drei Viertheile der natürlichen Größe. Der walzenrunde, an Bäumen bis zu deren Spitze hinaufrankende

Die Vanille.

Stengel befestigt sich überall da, wo auf der entgegengesetzten Seite Blätter stehen mittelst runder und glatter Luftwurzeln und Ranken. Die Blätter sitzen ohne Stiel zu beiden Seiten des Stengels, aber in abwechselnder Reihenfolge, sind länglich, glatt, dick, fleischig und sehr nervig. Aus ihren Winkeln kommen fünf bis sechs traubenförmig gestellte Blüthen; die Blüthenhülle ist aus fünf ausgebreiteten, wellenförmig gebogenen, lanzenförmig zugespitzten, grünlich weißen Blättern zusammengesetzt. Die Frucht erscheint als eine lange, ziemlich dünne, beinahe cylindrische Capsel, welche im Innern ein braunes, wohlriechendes, ziemlich saftiges Mark enthält, worin die sehr kleinen Samen in unzähliger Menge liegen.

Der Name Vanille stammt von dem spanischen Worte Baynilla (Schötchen). Die Cultur der Vanille besteht darin, daß man Vanillenstengel an geeignete Orte bringt, sie unten mit Erde umgibt, und an dem Baum befestigt, von dem sie den nöthigen Nahrungsbedarf erhalten sollen. Man benützt dazu meist etwas lichtere Wälder, und nennt die Pflanzungen Baynillates. Die Ernte beginnt im September und dauert bis Mitte März: sie wird fast nur von Indianern besorgt, welche um diese Zeit die Wälder besuchen, wo die Vanille entweder wild oder angebaut gefunden wird, und dann jeden Tag das Ergebniß ihres Fleißes den Aufkäufern bringen. Diese sortiren ihre Waare, lassen sie mehre Tage an einem schattigen Orte liegen und trocknen sie endlich an der Sonne, indem sie jede Feuchtigkeit mit der größten Sorgfalt abzuhalten suchen. Wenn die Schoten den gehörigen Grad von Trockenheit erreicht haben, so bindet man sie in Bündel zu 50 Stücken und verpackt sie sogleich in Blechkästchen. Im Handel kommen drei Sorten vor: die Vanille de Ley (ächte Vanille) der Spanier, die beste und theuerste, ist sechs Zoll lang, drei Linien breit, mit Längsfurchen versehen; an beiden Enden dünner und unten krumm und dabei ist sie weich und klebrig, dunkelröthlich braun und von sehr starkem angenehmem Geruch, dem des peruvianischen Balsams ähnlich. An trockenem Orte aufbewahrt, umzieht sie sich bald mit glänzenden Krystallnadeln vor Benzoesäure. Unächte oder Simaronavanille, die zweite Sorte, ist im Allgemeinen von jener nicht verschieden, nur kleiner, weniger dunkelbraun, trockener, weniger aromatisch und nicht mit Benzoesäure überzogen. Wahrscheinlich kommt letztere von der wilden Pflanze. Die dritte Sorte heißt Vanillon (spanisch Vanilla pompona oder bova). Die Schoten dieser sind fünf bis sieben Zoll lang und sechs bis neun Linien breit; braun, weich, klebrig, fast ganz offen und wahrscheinlich in ganz reifem Zustande eingesammelt; sie besitzt einen starken, aber weniger angenehmen Geruch.

Sehr häufig sucht man die geringere Vanille durch Bestreichung mit peruvianischem Balsam wohlriechender zu machen. Die Aufbewahrung der Vanille geschieht am besten an ganz trockenen Orten, damit sie nicht schimmelt. Durch Verschließen in Zinn und Bleiblech muß man sie vor dem Zutritt der Luft schützen.

Sonst wurde die Vanille in der Medizin als tonisches und reizendes Mittel angewandt; heutzutage ist man davon abgekommen. Sie dient jetzt dagegen noch in Verbindung mit andern Speisen als Verdauung beförderndes Mittel; doch ist sie am meisten als Parfum gesucht und man bedient sich ihrer zum Wohlriechendmachen des Rahms, kühlender Getränke und besonders der Chocolade, der sie einen angenehmen Geschmack und Geruch verleiht.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lorsen & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Eine Puritanerhochzeit.

Erzählung.

Eine Truppe Reiter, die von Ruthwell kam, hatte in einem der kleinen Dörfer, welche diese Stadt von Bracmar trennen, Halt gemacht. Ihre Uniform ließ sie als ein Detachement jener furchtbaren Dragoner erkennen, welche von Johann II. nach Schottland geschickt worden, um das königliche Ansehen durch das strengste Verfahren gegen die Puritaner wieder herzustellen.

Seit dem Tage, an welchem die schottischen Presbyterianer, um sich den Religionsgesetzen Carls I. zu widersetzen, Vertrauensmänner ernannt und den Covenant aufzusetzen hatten, durch den sich alle verpflichteten, ihren Glauben und ihre Freiheiten aufrecht zu erhalten, war der Geist der Empörung gegen das Haus der Stuarts durch alle Classen gedrungen. Carl II. mußte mit bewaffneter Hand mehre Revolten jener Covenanten unterdrücken, die sich unter einander als Heilige bezeichneten, und sein Nachfolger Johann II., der die gefährlichsten Feinde ganz ausrotten wollte, befahl mit doppelter Strenge gegen sie zu verfahren.

Aber wie das immer der Fall, die Energie der Verfolgten wächst mit der Ungerechtigkeit der Verfolger. Der alte Gährungsstoff der Covenanten war noch zu mächtig in vielen, um nicht bei Gelegenheit mit furchtbarer Gewalt sich Luft zu machen. Ihrer Tempel beraubt, versammelten sich die Puritaner an einsamen Orten, um ihren Gottesdienst zu feiern und die Predigten ihrer Geistlichen zu hören; sie wurden selbst bis dahin von den Soldaten des Königs verfolgt und wie wilde Thiere niedergemetzelt: aber sie verzichteten deßhalb nicht auf ihre Conventikel und erschienen nun mit Waffen, um der Gewalt mit Gewalt zu begegnen.

Zwanzigmal hatten die Dragoner von Ruthwell diese religiösen Versammlungen zerstreut und mehr als einer von ihren Kameraden, von der Hand getroffen, die er die Bibel zu lassen zwingen wollte, schlief unter den Haiden des Grampiangebirgs. Diese Verluste hatten die Offiziere und Soldaten aufs höchste erbittert: nach einer stillschweigenden Uebereinkunft machten sie nirgend mehr Quartier, sondern metzelten alles nieder, was ihnen vor die Klinge kam.

Henry Lochlevin, der die im Dorfe haltende Abtheilung commandirte, hatte sich durch seine Unerbittlichkeit und Unterdrückungswuth besonders bemerklich gemacht. Er war einer jener Glücksritter, wie sie namentlich Irland und Schottland damals kannte, und die, nachdem sie ihren Degen in den Kriegen des Continents getragen, reich an Erfahrung, aber jedem Gefühle und vor allem der Vaterlandsliebe fremd, in ihre Heimath zurückkehrten.

In diesem Augenblick saßen Lieutenant Henry Lochlewin und der Cornet Morton in dem einzigen Wirthshaus des Dorfes, während der übrige Theil der Truppe sich draußen erfrischte. Der Lieutenant schien schlechten Humors zu sein und leerte gegen seine Gewohnheit in kleinen Zügen sein Glas Portwein. Nach langem Schweigen, das Morton respectiren zu müssen glaubte, erhob er endlich den Kopf, sah durch das kleine offne Fenster und bemerkte halblaut, die Sonne ziehe am Horizonte hinab.

„Es bleibt uns noch Zeit genug, Bracmar zu erreichen," versetzte der Cornet, „wenn der Lieutenant nicht etwa die Absicht hat, aus irgend einem Grunde einen Abstecher zu machen."

Digitized by Google

Lochlevin schüttelte den Kopf.

„Leider nein," sagte er barsch. „Die Psalmensänger halten sich gegenwärtig ruhig und gehen etwas haushälterischer mit ihrer Haut um."

„Und der Lieutenant, der sich langweilt, sehnt sich nach der Covenantenjagd," fragte Morton lachend.

Lochlevin schüttelte den Kopf, ohne zu antworten und trommelte mit seinen zehn Fingern auf dem Tische des Wirthshauses, während er das Accompagnement des Pfeifers dazu summte.

„Der Lieutenant," fuhr der Cornet fort, „hat einen eigenthümlichen Geschmack für solche Expeditionen: wenn er einen Kopf abläbelt, so sollte man glauben, es sei jedesmal Selbstrache dabei im Spiele."

„Wer sagt Euch, daß das nicht der Fall?" fragte der Glücksritter mit einem finstern Blicke.

Morton wollte lachen.

„Bei Gott! hättet Ihr etwa unter den „Heiligen". einen Vetter, der Euch im wichtigsten Augenblick des Lebens einen Strich durch die Rechnung gemacht, oder einen reformirten Pfarrer zum Rivalen?

„Mehr als das, Morton, mehr als das," sagte Lochlevin, indem er das Glas leerte. „Wenn ich nicht immer zum Lachen aufgelegt bin, so müßt Ihr Euch das dadurch erklären, daß mir seit meiner Rückkehr nach Schottland gar mancherlei Erinnerungen auftauchen ...."

„Heute zum Beispiel ...."

„Ja heute, denn es ist der Jahrestag ...."

Er stützte den Ellbogen auf den Tisch und strich sich den Schnurrbart.

„Ich glaube, es handelt sich um eine interessante Jugendgeschichte," sagte der Cornet halb ernsthaft, halb lächelnd.

„Um eine wahre Geschichte," versetzte der Lieutenant, der das Bedürfniß zu fühlen schien, sein Herz vor einem andern auszuleeren.

„Es sind heute zweiundzwanzig Jahre; ich war neunzehn und Elisabeth siebenzehn. Nichts lag unserer Verbindung im Wege; unser Stand und das Vermögen hielt sich das Gleichgewicht. Wir besaßen beide nichts. Aber ihre Familie hatte den Covent unterschrieben, während die Lochlevins treue Katholiken geblieben waren."

„Ich begreife; die Eltern des Mädchens verweigerten ihre Einwilligung."

„Wie Ihr sagt, Morton; Elisabeth gab jedoch meinen Bitten nach und ein Priester von Dornoch vereinigte uns im Stillen."

„So seid Ihr also verheirathet," rief der Cornet ganz erstaunt.

„Hört mich zu Ende," sagte Lochlevin ernst. „Einen Monat später wurde ich von ihrer Familie angeklagt, arretirt und nach London gebracht, von wo ich nach dem Continent entfloh."

„Und Mrs. Elisabeth?" fragte Morton unwillkührlich neugierig geworden.

„Mistriß Elisabeth!" wiederholte der Lieutenant in etwas minder festem Tone; „wohl, ich zog Erkundigungen über sie ein und erfuhr .... erfuhr, daß sie auf dem Kirchhofe von Dornoch ruht."

Der Cornet machte eine Bewegung.

„Das ist der Grund, weßhalb ich seit meiner Rückkehr an diesen Ort bisweilen in finsteres Brüten versinke," fuhr Lochlevin fort: „die Ausbrüche meiner Wuth sind die Windstöße der Erinnerung, welche von Norden kommen .... Ihr begreift, Morton .... und wohl auch, weßhalb ich diese Psalmensänger hasse! Auf Ehre! wenn ich die Covenanten angreife, ist mir, als stünde ich Elisabeths Mördern gegenüber."

„Ihr habt Recht, Lieutenant," sagte der Cornet tief ergriffen: „nun werde ich muthig drein schlagen, wenn es gilt."

Lochlevin machte ihm mit der Hand ein Zeichen des Dankes und füllte die beiden Gläser.

Eine ziemlich lange Pause folgte dem Geständniß des Lieutenants; die Flasche Porto neigte sich zum Ende; er dachte bereits daran sich wieder in den Sattel zu werfen, als eine alte in den schottischen Mantel gehüllte Frau in das Wirthshaus trat.

Ihre Züge waren mehr von dem häufigen Genuß des Geneverö, als durch das Alter zerstört und aus ihrer Physiognomie sprach ebensoviel Gemeinheit, als Heuchelei. Sie trat zu den beiden Dragoneroffizieren und verdoppelte ihre Verbeugungen, Glückwünsche und Ergebenheitsversicherungen. Lochlevin glaubt, sie bitte um ein Almosen und wies sie ab.

„Zum Teufel mit diesem von Puritanern und Bettlern gepflasterten Lande!" murmelte er: „Platz da Here! Glaubst Du die Tasche der Offiziere des Königs sei voll Schillinge? Bitte bei Deinen Freunden den Covenanten."

„Wer sagt, daß das meine Freunde seien," rief die Alte mit einer gewissen Entrüstung. „Glauben die Offiziere des Königs, Kitty sey toll geworden! Meine Freunde! sie, die mich nicht mal nach Durst trinken lassen und meinem alten zum Arbeiten unfähigen Körper die nöthige Ruhe mißgönnen. Meine Freunde! die Partisane des Pastor Lennox .... dessen, der noch kürzlich in der Kirche sagte, ich sei ein Stein des Anstoßes und der Teufel werde auf diesen Stein bauen! Ach, ich brauche nur ein Wort zu sagen, daß der Lieutenant mich nicht mehr für einen Freund dieser Menschen hielte."

„So sagt es!" fuhr Lochlevin fort, der durch das Gerede der Alten aufmerksam geworden.

„Der Lieutenant wird mit einer armen Creatur Mitleid haben, die vom andern Ufer der Spey kommt, ohne ihre Lippen genetzt zu haben," sagte die Alte; „er wird mir das Glas Genever nicht versagen, das meinen schwachen Magen stärkt. Holla Peters, die Herren da bezahlen die halbe Pinte, die Ihr mir einschenkt."

Der Kellner sah Lochlevin an, der ein bestätigendes Zeichen machte, und brachte Kitty, was sie verlangte.

„Trink," sagte der Lieutenant, „und wenn Du uns wirklich etwas von Wichtigkeit mitzutheilen hast, so beeile Dich, denn wir werden in Braemar erwartet."

Die Alte schüttelt den Kopf.

„Nicht auf jener Seite gibts Arbeit für die Dragoner des Königs," sagte sie, den Genever in kurzen Zügen schlürfend.

„Wo denn?" fragte der Cornet.

Sie kniff das Auge zusammen und lachte wahrhaft diabolisch.

„Was geben die Dragoner des Königs, wenn ich ihnen sage, wo die Covenanten in diesem Augenblick versammelt sind?" fragte sie halblaut.

Lochlevin zitterte.

„Was sagst Du da?" rief er: „Du habest von einem Conventikel gehört?"

„Mehr als das," sagte Kitty; „ich sah die Leute selbst dahin gehen, ich folgte ihnen und in weniger als

Digitized by Google

einer Stunde kann der Lieutenant mit seinen Leuten dort sein."

„Bei meinem Degen, wenn Du die Wahrheit sprichst, werde ich meine halbe Pinte Genever nicht bereuen."

„Und der Lieutenant wird mir gestatten, auf seinen Sieg zu trinken?" fügte die Vagabundin hinzu.

„Gut, aber ich hoffe, daß Du mich in das Nest dieser Dummköpfe führst," sagte Lochlevin, indem er sich erhob; „Vorwärts Alte, beweise uns, daß Du nicht betrunken und nicht toll bist."

„Der Lieutenant habe Mitleid mit einer armen Frau, die auch leben muß;" versetzte Kitty, ohne von der Stelle zu gehen; „wenn sie für den Dienst des Königs in den Bergen umherstreift, wer bezahlt sie für ihre Mühe?"

„Geh, ich verstehe," sagte der Lieutenant, der ihr ins Gesicht blickte. „Du willst Deinen Preis machen! Gut! ich gebe Dir ein Pfund!"

„Sterling," setzte die Alte hinzu.

„Schottisch, nicht mehr," berichtigte Lochlevin; „auch erhältst Du Dein Geld erst, wenn Du uns die Covenanten gezeigt."

Und als er sah, daß die Alte noch markten wollte, fügte er barsch hinzu: „Abgemacht! Wenn Du nicht etwa vorziehst, an den Sattel eines meiner Soldaten gebunden und als verdächtig nach Bracmar geführt zu werden"

Kitty merkte, daß sie nichts mehr herausschlagen würde und nahm die Bedingungen des Lieutenants an, der augenblicklich zum Aufsitzen zu blasen befahl, die Alte auf ein Dragonerpferd setzen ließ und nach dem Gebirge aufbrach.

Aber kaum hatten sie die letzten Häuser des Dorfes hinter sich, als der Kellner des Wirthshauses, ohne sich die Zeit zu lassen, einen Hut aufzusetzen oder die Serviette abzulegen, in derselben Richtung forritt und den Weg über einen Abhang einschlug, der ihn früher an den Kreuzweg des Kleinsees brachte.

Die Lage des Kreuzwegs inmitten von Hügeln und fern von allen befahrenen Wegen, war gewöhnlich sehr öde; aber diesmal hatten sich die Puritaner zu einer großen Feierlichkeit versammelt.

Es handelte sich um die Heirath eines der Gemeindemitglieder, des jungen Reynolds, mit der Mündel des Pastor William Lennor.

Dieser proscribirte Flüchtling irrte seit drei Jahren in den Grampiangebirgen umher und ermuthigte mit seinen Predigten die Schwachen und Lauen; aber wenn er auch keine Furcht für sich kannte, so war er doch ängstlich besorgt für das Schicksal der armen Waise, die ihm anvertraut worden. Er sah ein, daß Henriette eines Beschützers bedürfe, der weniger compromittirt wäre, als er selbst, und hatte einen solchen in Reynolds gefunden, der eine Neigung für das junge Mädchen gefaßt.

Alle Glaubensanhänger waren auf dem Kreuzweg des Kleinsees versammelt, um der Trauung anzuwohnen. Die Jünglinge und die jungen Mädchen waren aus Theilnahme für Braut und Bräutigam gekommen und die Alten wollten sich an dem feierlichen Acte, der sie wieder enger verbände, erbauen.

Die Versammlung hatte sich am Ufer des Sees und zwischen den Felsen niedergelassen. John Ritter, ein alter Gerechter, der nach dem Ausdruck jener Zeiten alle Triumphe Israels gesehen, hatte in das allen Nachforschungen glücklich entgangene Register den Trauungsact eingezeichnet. William Lennor nahm sodann den Brautleuten das Wort ab und erklärte den Text der Bibel: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei!" Die Zuhörer hatten ihre Aufmerksamkeit auf Reynolds und Henriette gerichtet. Plötzlich hörte man in der Ferne einen Schrei. Lennor hält inne; Aller Augen erheben sich .... Auf der Höhe eines nahen Hügels erscheint Peters; er schwingt die Serviette; er ruft Worte, die der Wind davonträgt, in denen aber Jedermann eine Warnung erkennt.

Augenblicklich erhebt sich die Gemeinde; man lauscht! Pferdegalopp kommt von dem Abhang des Hügels herab. Eine Staubwolke, in welcher die Gaskette und Säbel glänzen, steigt am Anfang des Kreuzweges auf.

Ein Schrei durchdringt die Reihen der Puritaner; die Frauen fallen auf's Knie, die Männer ergreifen ihre Waffen; aber es ist bereits zu spät. Die von Lochlevin angeführte Schaar kommt wie ein Windwirbel näher; sie durchbricht die schwache Schanze der Lanzen und Schwerter, und stürzt sich auf die zerstreute Masse, die sie unter die Hufe ihrer Rosse wirft, und mit dem Säbel niedermetzelt.

Die Furchtsamsten und Gewandtesten eilen nach dem Felsen, stürzen sich in's Wasser und fliehen über die Wellen; aber die Kugel der Dragoner erreicht sie aus der Ferne, in dem Augenblick, in welchem sie die Hände falten, um Gott zu danken. Endlich leistet nichts mehr Widerstand, nichts flieht, und die Soldaten putzen ihre Säbel an den Haaren ihrer Pferde.

Einige leicht verwundete Dragoner stiegen ab, um sich von ihren Kameraden verbinden zu lassen. Der Lieutenant sah um sich und fühlte einen unwillkührlichen Schauer bei dem Anblick der Frauen und Greise, die den Boden bedecken. Inmitten des Kreuzwegs liegen die beiden Neuvermählten leblos und mit in einander verschlungenen Händen; neben ihnen hauchte William Lennor den letzten Seufzer aus, und etwas entfernter lag der Leichnam des „Gerechten" Ritter, der die Feder und das Register noch in der Hand hielt.

Lochlevin wandte sich an den Cornet, der abgestiegen war, um den Gurt seines Pferdes fester zu schnallen.

„Morton, seht mal, was diese Leute schrieben, als wir sie überraschten: ohne Zweifel eine aufständische Proclamation oder eine Verschwornenliste.

Der Cornet nahm das von Blut befleckte Buch und sah hinein.

„Auf Ehre! Das ist das Register ihrer Kirchenmitglieder," rief er, „und das Letzte was sie geschrieben, war ein Trauungsact; ohne Zweifel, der des jungen Mannes und des Mädchens."

„Gut!" sagte Lochlevin; „nehmt das Buch als Document mit."

Aber der Cornet las mit halblauter Stimme, was Ritter geschrieben hatte.

„Unter den Augen Gottes und zum Vollzug seines Gesetzes:

„Haben sich vorgestellt und erklären, durch den Bund der Ehe vereint werden zu wollen:

„Charles Reynolds und Henriette von Glencairn...."

„Welchen Namen habt Ihr genannt?" rief der Lieutenant.

„Seht selbst," sagte Morton und deutete mit dem Finger auf das Register .... „Henriette von Glencairn."

„Geboren zu Dornoch," fuhr der Lieutenant fort, dem sich eine Wolke vor die Augen legte.

„Marie Glencairn," fuhr der Cornet fort.

„Und Heinrich von Lochlevin," vollendete William Lennor, indem er sich erhob.

Digitized by Google

„Meine Tochter!“ stotterte der Lieutenant.... „Ich hatte eine Tochter!“

„Die mir von ihrer sterbenden Mutter anvertraut wurde und die ihr soeben getödtet,“ sagte Lennor.

Lochlevin stieß einen Schrei aus und wankte auf seinem Pferde.

„Gott ist gerecht!“ fuhr der sterbende Geistliche fort; „Du hast unbarmherzig das Blut Deiner Brüder vergossen und in Deiner Wuth wider Willen Dein eignes Blut damit vermengt. Das Schwert, das der Haß führt, hat immer zwei Schneiden: eine für den Feind, und die zweite für uns selbst.“

Die Engpässe von Corunña.

Spanien macht namentlich durch seine zahlreichen Berge den Eindruck eines rauhen und unbebauten Landes. Fünf große Bergketten durchziehen die Halbinsel von Ost

Die Engpässe von Corunña.

nach West und sind durch kleinere Ketten verbunden, welche sozusagen das ganze Land in ein Netz von Hügeln und Felsen hüllen. Auch sind die Ebenen ziemlich selten; man findet deren nur im Herzen des Landes.

Wenn diese physische Beschaffenheit der Leichtigkeit der Communication schadet, die Bewohner vereinzelt und die große Bewegung moderner Civilisation aufhält, so bietet sie auf der andern Seite auch wieder bedeutende Vortheile. Sie mäßigt die große Hitze des Climas und unterhält die Strömung des Wassers, das die Thäler befruchtet. Die Berge waren den Spaniern in politischer Beziehung nicht minder nützlich: sie besaßen darin ein Bollwerk ihrer nationalen Unabhängigkeit. Die asturischen Gebirge hemmten, wie man weiß, den Einfall der Araber und Pelagius gründete dort das kleine Königreich Orviedo, das später die ganze Insel wieder eroberte.

Zweierlei Dinge nehmen in den langen Ketten, die Spanien durchschneiden, unser Interesse in Anspruch: die Wohnungen und die Wege. Wenn man die Sennhütten der Alpen und die Wege gesehen, welche der schweizer Bauer an den Abhängen hinaufgezogen, so ist man über die hohen weißen Bauten Spaniens erstaunt, die man von weitem immer für befestigte Thürme und kühn angelegte Steinchausseen längs der Abhänge hält. Alles trägt noch das arabische Gepräge, und zeugt in seinen kühnen Formationen nicht allein, wie die Alpenlandschaften, von einer klugen und fleißigen Nation, die mit der Natur zu kämpfen hat, sondern auch von der mächtigen Civilisation eines kriegerischen Volkes. Diese Großartigkeit nimmt jedoch bedeutend ab, wenn man näher kömmt. Was von Ferne eine Citadelle schien, ist oft nichts als ein Wirthshaus oder ein Pachthof; der Weg, der seine kühnen Linien an den Bergspitzen hinaufzieht, ist

Digitized by Google

kaum zu gehen, da er nicht unterhalten wird. In Spanien hat das Land, wie der Bewohner sich einen Schein von Großartigkeit bewahrt, der gewaltig täuscht. In der Ferne sieht man nur Degen und Mantel, in der Nähe bemerkt man den Rost und die Risse. Wir sind weit entfernt von jener Zeit, in der ein Geograph schreiben konnte: „Es gibt keinen Fürsten der Welt, der so viele Reiche hätte, als der König von Spanien. Seine Staaten liegen in Europa, Asien, Afrika und Amerika. Der König konnte sagen, die Sonne gehe nie in seinem Reiche unter und die Ueberschrift einiger Briefe, die die Fürsten von Persien an sie richteten, lautet: „Dem Könige, dessen Hut die Sonne ist."

Unser Bild bietet einen Anblick der Engpässe von Coruña, eines der mächtigsten Häfen im Nordwesten von Spanien und gibt den Beleg zu dem, was wir oben von dem Charakter des Landes im Allgemeinen sagten.

Die Todtenleuchte von Sarlat.

Die kleine Stadt Sarlat, der Hauptort in dem Arrondissement, das gewöhnlich den Namen le Périgord noir führt, liegt in einem ernsten und tiefen Thale, das von

Die Todtenleuchte zu Sarlat.

kastanienbewachsenen Bergen umgeben ist. Ihre wenig bekannte Geschichte vermischt sich mit der des übrigen Perigord. Wahrscheinlich würden die häufigen Ueberschwemmungen, denen sie ausgesetzt ist, und die Entfernung von allen größeren Verbindungsstraßen die Einwohner längst bewogen haben, sie zu verlassen, wenn sie nicht der Sitz eines alten Bisthums wäre. Seine Eigenschaft als Hauptort des Cantons, sein Handel sichern ihm auch für die Zukunft Wohlstand und Leben.

Die ziemlich große Kirche von Sarlat bietet wenig Interesse; einige Statuen über dem Portal und eine ziemlich nackte Absis aus dem vierzehnten Jahrhundert ist alles, was einen Augenblick die Aufmerksamkeit fesseln kann. Auf dem Kirchhofe jedoch befindet sich eine Baute, die erhalten und studirt zu werden verdient: es ist dies eine Grabcapelle mit einer „Todtenleuchte". Die Bauten dieser Art sind äußerst selten. Die Leuchten, welche im zwölften und dreizehnten Jahrhundert auf den Kirchhöfen errichtet wurden, bestanden gewöhnlich in einer einfachen viereckigen Säule, an deren Sockel man einen steinernen Altar anbrachte: der Art ist die Leuchte von Antigny. Die Grabcapellen mit Leuchten sind beinahe alle zerstört; die auf dem alten Kirchhof der Nonnen von Fontevrault, die man noch heute von der allgemeinen Promenade sieht, ist viereckig und hat Strebemauern auf den Seiten; auf seinem Steindache erhebt sich eine hohle Säule, die eine achteckige Leuchte trägt. Die Capelle von Sarlat ist ganz rund. Das byzantinische Erdgeschoß wird von einem spitzbogenförmigen Thore und drei, gegenwärtig zugemauerten, Fenstern derselben Art erhellt. Im Innern stand ein Altar. Das Gewölbe ist kuppelförmig. Der erste Stock wird von vier kleinen rundbogigen Oeffnungen beleuchtet. Aus dem oberen

Digitized by Google

Theil des Baues, der sich kegelförmig schließt, ließen viereckige Löcher das Licht, das nun jeden Abend anzündete, ausströmen. Heutzutage ist dieses seltsame Gebäude eine Pulvermühle.

In der Mitte des Bildes steht das Seminarium, das jedoch seine Bestimmung verändert hat, da die Zöglinge nach Périgueux versetzt wurden.

Don Tadeo Cristobal.

Scenen aus dem mexicanischen Leben
von Gabriel Ferry.

(Fortsetzung.)

Die Nacht war da; es war eine jener Mainächte, in denen die Klarheit des Mondes Mexico einen zauberhaften Anblick verleiht. Weiche Lichter fielen auf die bemalten Kirchthürme und die farbigen Façaden der öffentlichen Bauwerke nieder. Der Mondschein unter den Tropen entfaltet üppigen Glanz, von welchem man in unserm unfreundlichen Klima keine Vorstellung hat. Auf der Plaza Major war das Gedränge nicht mehr so dicht wie vor Sonnenuntergang, es war ruhiger und stiller geworden. Die Spazierenden flüsterten nur mit leisen Stimmen, wie wenn sie gefürchtet hätten das Schweigen dieser klaren Nacht zu unterbrechen. Das Wehen der Fächer, das Rauschen der seidenen Gewänder, ja zuweilen ein weibliches Lachen, melodisch und rein, wie das Anklingen eines Kristallglases, bisweilen auch das Tönen eines fernen Glöckleins, unterbrachen allein diese große Stille. Verschleierte Frauen, in Mäntel gewickelte Männer, glitten wie Schatten über den Sand, der kaum unter ihren Füßen knisterte. Ich erwähne nicht jener Abenteurer, welche man allenthalben in Mexico findet, wahre Urbilder von Eisenfressern, deren Säbel und Sporen auf dem Pflaster klirrten. So war die fröhliche bunte Menge beschaffen, die sich zu der Stunde auf der Plaza Major drängte, als ich langsam und nicht ohne eine gewisse Unschlüssigkeit mich nach dem Gallejon del Arco wandte.

Bei meinem ersten Schritte in dem finstern Gäßchen wehte mir ein kalter Luftzug, wie aus einer Kellereröffnung ins Gesicht, und machte mich erstarren. Ich verweilte einige Secunden an dem Eingang der Sackgasse, indem ich versuchte, an den vergitterten Fenstern oder Thüren der Häuser irgend einen Lichtschimmer zu unterscheiden, aber alles schien erstorben und öde; ich faßte nun meinen Entschluß und tappte nach der Richtung des Hauses, das ich selben Tages aufgesucht hatte. Ich war bis an die erwähnte Kreuzstraße gelangt, als ein Geräusch von Schritten sich hinter mir hören ließ, und ich einen Mann sah, der vom Platze kam und auf mich zuging; ich wollte auf die Seite gehen, weiß aber nicht wie ich mit die Beine in einem langen Rappiere verwickelte, das der pächtliche Spaziergänger bei sich trug; ich strauchelte und konnte einem Falle nur dadurch ausweichen, daß ich mich an seinem Mantel festhielt. Der Mann trat alsbald einen Schritt zurück, und das Klirren des Stahls benachrichtigte mich, daß er seinen Degen zog.

Capo de Dios! rief er, habt ihr es auf meine Person oder auf meinen Mantel abgesehen, ihr Herr Spitzbube?

Ich glaubte diese Stimme wieder zu erkennen, und beeilte mich zu antworten: Ich bin weder ein Dieb, noch ein Mörder, Señor Don.

Ich hoffte der Unbekannte werde meinem Gedächtniß zu Hülfe kommen und seinen Namen aussprechen; aber dem war nicht so, und indem er sich an die Thüre eines nahen Hauses anlehnte, fragte er mich barsch: Wer seyd ihr, und was wollt ihr von mir?

Ich suchte die Wohnung des Licentiaten Don Tadeo, antwortete ich, und wenn ich nicht irre, ist es das Haus vor welchem wir uns in diesem Augenblicke befinden.

Ah! und wer hat euch dieses Haus angegeben?

Tio Lucas, der öffentliche Schreiber. Ich habe Don Tadeo in einer wichtigen Angelegenheit zu berathen.

Don Tadeo!.... wohlan, er ist es selbst, mit dem ihr redet.

Die Kleidung dieses Mannes, dessen Züge ich nicht unterscheiden konnte, war in der That gleich jener, welche der Liebhaber der Stiergefechte einige Stunden zuvor trug, und dessen wahren Namen Tio Lucas mir gesagt hatte. Ich beeilte mich Don Tadeo zu antworten, indem ich mir zu der zufälligen Begegnung Glück wünschte, und einige Augenblicke Gehör von ihm erbat.

Sehr gerne, erwiederte er; ich bin ganz bereit mich mit euren Angelegenheiten zu befassen, aber treten wir vorerst ins Haus, wir werden bequemer reden können. Zu gleicher Zeit klopfte er mit dem Griffe seines Rappiers an die Thüre, an welche er sich lehnte. Mein Beruf, setzte er hinzu, nöthigt mich einige Vorsicht zu gebrauchen; ihr werdet sogleich erfahren, warum. Verwundert euch nicht allzusehr über meine seltsame Behausung. Man wird euch gesagt haben, daß ich ein Original sei, und man hatte Recht. ... Don Tadeo hielt inne, die Thüre des geheimnißvollen Hauses war mit großem Kettengerassel geöffnet worden. Der Thürsteher, eine Stockiaterne in der Hand, verbeugte sich erfurchtsvoll vor dem Licentiaten, der mir ein Zeichen gab, ihm zu folgen. Wir schritten rasch über den Zaguan oder Vorplatz; nachdem wir eine steile Treppe hinangestiegen waren, blieben wir vor einem Thürvorhang von Wollenzeug stehen, über dem ein Transparent mit riesenhaften Buchstaben angebracht war, auf welchem man die Worte: „Sociedad Filarmonica" las. Laute Stimmen, verwirrtes Geschrei drangen aus dem Saale, den diese hochtönende Ueberschrift ankündigte.

Sind das eure Clienten, Herr Licentiat, welche einen solchen Lärm machen? fragte ich Don Tadeo. Ohne mir zu antworten, hob dieser den grünen Vorhang auf, und wir befanden uns in einem weiten, schlecht beleuchteten Gemache. Ein breiter, mit einem grünen Tuche bedeckter Tisch, der von Spielern umgeben war, stand in der Mitte desselben. Nebst den an den Wänden hängenden Lampen vervollständigten vier Wachskerzen, hoch wie Kirchenlichter, die in blechernen Lichtstöcken standen, die Beleuchtung. Kleine Tischchen dienten den Zechern, welche nach ihrer Wahl Tamarinden- oder Rosenwasser, oder auch Branntwein von Barcelona tranken. Im Hintergrunde des Saales erhob sich eine hohe Estrade, mit Leinsarbe angestrichen, über der eine wunderliche Trophäe von Baßgeigen, Waldhörnern und Clarinetten ohne Zweifel an die eigentliche Bestimmung der Anstalt erinnern sollte. Man kann sich meine Ueberraschung denken, als ich den Fuß in eine solche Kneipe setzte, im Augenblick, da ich in das Studirzimmer eines Rechtsgelehrten eingeführt zu werden glaubte. Auch schaute ich meinen Gefährten an, wie wenn ich ihn zum erstenmale gesehen hätte; es war wohl der Mann, dem ich auf den Stufen des Circus und unter den Hallen der Kaufleute begegnet, aber in seiner seltsamen Kleidung, mit seinem langen Rappier, seinem dichten struppigen Haarwuchs, sah Don Tadeo weit eher einem Banditen als einem Rechtskundigen

Digitized by Google

ähnlich. Kaum hatte er einige Schritte in dem Saale gemacht, als er von zwei Individuen angeredet wurde, welche würdige Stammgäste dieser Höhle zu sein schienen. Es war ein Riese von wildem Aussehen, welcher dem Licentiaten eine Hand, plump wie eine Hammelskeule darbot, und ihm auf spanisch mit auffallender englischer Aussprache sagte: Wie geht es dem Señor Don Tadeo?

Besser als denen, welchen ihr gram seyd, Meister Jose Pearce, entgegnete dieser, indem er auf den ihn Anredenden einen Blick fallen ließ, kalt und durchdringend, wie die Klinge eines Degens. Wißt ihr, daß euer Ruf nun in Mexico wie in Texas gemacht ist, seitdem ihr .....

Still! entgegnete der Amerikaner, sichtbarlich wenig begierig den Licentiaten seine Rede beendigen zu hören. Mit eurer Erlaubniß, ich komme euch um Rath zu fragen.

Sogleich, erwiederte der Rechtsgelehrte, ich muß den Vortrag diesem Cavalier geben, dem ich vor euch begegnet bin.

Verzeihung, hört mich zuvor an, Herr Licentiat, unterbrach der andere mit schielenden Augen und graulichen Haaren, der die mexicanische Volkstracht trug; auch ich habe euch um Rath zu fragen.

Du bist's, Navaja! entgegnete Don Tadeo, indem er den Mexicaner, der unter seinem strengen Blick bestürzt schien, mit den Augen maß. Handelt es sich beständig noch um diese schlimme Geschichte ....

Still! rief nun auch seinerseits der Mexicaner, wenn es euch gefällt, so werde ich der Dritte sein.

Es hatte Don Tadeo genügt, auf zwei ohne Zweifel wenig erbauliche Episoden aus dem Leben seiner Clienten anzuspielen, um alsbald von ihrem ungestümen Drängen befreit zu sein. Ich bewunderte diese Gewalt, welche mein Gefährte augenscheinlich um den Preis eines langen, vertrauten und gefahrvollen Verkehrs mit den schlimmsten Helden des mexicanischen Gaunerwesens erkauft hatte.

Wohlan, sagte endlich Don Tadeo, indem er sich zu mir wandte, kann ich nun erfahren, Herr Cavalier, wer ihr seyd, und welches Geschäft euch zu mir führt? Es muß sehr zarter Natur sein, denn man nimmt meine Dienste nur in Anspruch, um Schwierigkeiten zu lösen, welche meine Genossen für unübersteiglich halten. Es wird auch ohne Zweifel einer dieser würdigen Rechtskundigen sein, der euch gerathen hat, euch an mich zu wenden.

Ich nannte den Licentiaten, der mir den kühnen Muth und die scharfe Klinge des Don Tadeo gerühmt hatte. Dieser schüttelte den Kopf mit seinem gewohnten höhnischen Lächeln.

Es handelt sich, fuhr er fort, wie ich wohl sehe, um eine gefährliche Sache. Der Mann, welchen ihr mir nanntet, ist mein erklärter Feind, und er weist mir keine andern zu; ich habe da, wie ihr mir werdet gestehen müssen, ein seltsames Fach ergriffen. Darum mag es mir auch gestattet sein, Abends in den Straßen etwas rasch nach dem Degen zu greifen; ich bin von Sevilla, und man hat nicht vergeblich einige Jahre seines Lebens unter den Haudegen der Vorstadt Triana zugebracht.

Ihr seyd Spanier?

Ja, gewiß, und bevor ich Rechtsgelehrter wurde, bin ich das gewesen, was man uracho y caballero (Sturm und Edelmann) nennt.

Ich sah mich in Folge eines Duells genöthigt, mein Heil in Neuspanien zu versuchen. Ich besaß um es hier zu finden, zwei köstliche Eigenschaften, die selten beisammen sind; ich hatte die Jurisprudenz und die Fechtkunst gleich gut inne. Ihr selbst hattet Gelegenheit, zu erfahren, daß ich von meiner alten Fechterlaune nichts eingebüßt habe; aber es fällt mir eben ein, daß ich euch, Herr Cavalier, wegen meines Ungestüms von vorhin um Entschuldigung zu bitten habe. Es hat in der That wenig gefehlt, daß ich euch meinen Degen in den Leib gestoßen hätte. Erlaubt mir, daß ich zur Sühne meines barschen Angriffs euch Rosenwasser oder Refino von Catalonien anbiete. Und ohne mir Zeit zu lassen ein Wort zu sagen, zog mich der Licentiat an einen Tisch, wo wir uns setzten. Mein Erstaunen wuchs, je näher ich mit diesem seltsamen Menschen bekannt wurde. Erst nachdem man uns bedient hatte, gab er es zu, daß ich ihm mein Anliegen vortrug, was ich so kurz und klar als möglich that.

Gut, sagte er, es handelt sich also um einen Schuldner, den ihr nicht habt auffinden können. Aber ihr wißt doch wenigstens seinen Namen?

Ja, es ist ein Mann, der, wie es scheint, euren Genossen sehr lebhafte Sympathien einflößt, denn keiner wagt es, sich mit seiner Verfolgung zu befassen.

Laßt ihn einmal hören, diesen schrecklichen Namen; ich bin neugierig, ob er denselben Eindruck auf mich machen wird?

Ich werd' ihn euch ganz leise sagen. Mein Schuldner heißt Don Dyonisio Peralta.

Der Licentiat verzog keine Miene. Und wie viel schuldet er euch?

Vierzehnhundert Piaster.

Wir wollen, sagte nach einigem Schweigen Don Tadeo, nach der Terrasse dieses Hauses hinaufgehen, wo wir ungestörter sprechen können. Aber vor allem erlaubt mir, daß ich die beiden Burschen hier abfertige, die darauf warten. Euer eigenes Interesse erfordert, daß bevor wir unsere Unterredung fortsetzen, ich einige nothwendige Erkundigungen unter den anwesenden Gästen einziehe. Alles, was ich von euch verlange ist, daß ihr durchaus keine Ueberraschung blicken laßt, wenn ihr hier Dinge hört oder seht, die ihr nicht verstehen solltet.

Ich drückte dem Licentiaten die Hand und wir standen auf, um uns der Gruppe der Spieler zu nähern, welche, während wir uns unterredeten, sich bedeutend vergrößert hatte. Eine doppelte Reihe von Neugierigen umstand den grünen Tisch, auf welchem die Piaster mit sehr verlockendem Klang umherrollten. Der Licentiat ging an seinen beiden Clienten dem Amerikaner und Mexicaner vorüber, indem er ihnen ein Zeichen gab, ihn zu erwarten, und schritt geradezu auf einen jungen Menschen los, der unter den Zuschauern stand, und gierige Blicke auf den grünen Teppich heftete. Dieser junge Mann mit hagerem, gelbem Gesichte trug auf seinen langen, fetten Haaren einen kleinen Hut, der beinahe keinen Rand hatte, und um die Schultern eine sehr abgenützte Escalavina (kurzen Mantel.) Es war das schöne Urbild des Advokatenschreibers, welcher bedauerte nicht auf einer Karte die ganze Habe seines Patrons verspielen zu können.

Ortiz, sagte der Licentiat, indem er ihm auf die Achsel klopfte, habt ihr bei euch, was man zum Schreiben bedarf?

Sicherlich, antwortete dieser, und zog aus einer Tasche eine Rolle, welche Papier, Feder und Tinte enthielt. Der Licentiat setzte sich in eine Ecke, schrieb einige Zeilen, faltete das Papier zusammen und übergab es seinem Schreiber, der auf die Weisungen, welche ihm sein Herr mit leiser Stimme gab, nur mit Kopfnicken antwortete und eilig den

Digitized by Google

Saal verließ. Der Licentiat bat mich darauf noch einige Augenblicke Geduld zu haben, während er seinen beiden Clienten die versprochene Auskunft ertheilen würde, und ich mischte mich unter die Menge, die sich um den grünen Tisch drängte. Es war in der That ein anziehendes Schauspiel, diese Versammlung von Abenteurern jeder Art zu sehen, in welcher die sonderbarsten Typen der alten Spitzbubenromane sich ein Stelldichein gegeben zu haben schienen. Eine charakteristische Einzelheit fiel mir auf, und dieß war, daß der Banthalter ein scharfes catalonisches Messer vor sich liegen hatte. Eine Belehrung, die er den Spielern gab, erklärte mir den Gebrauch, welchen er von dieser spitzen Klinge zu machen gesonnen war.

Ich mache die hier anwesenden Herren darauf aufmerksam, sagte er, daß, wenn einer sich beifallen läßt, seinen Einsatz mit der Cassa zu vermischen, ich ihm ohne Gnade die Hand an den Tisch heften werde! Diese sonderbare Drohung schien niemanden weder zu überraschen, noch zu beleidigen, und ich schloß daraus, daß der von dem Banthalter vorgesehene Fall schon mehr als einmal vorgekommen war.

Ungeachtet der wunderlichen Auftritte, deren Zeuge ich war, fing ich doch an die Zeit etwas lang zu finden, bis der Licentiat mich der Betrachtung des grünen Teppichs entzog, und mich in eine entlegene Ecke des Saales an einen Tisch führte, an welchem seine beiden Clienten, der amerikanische Rieſe und der schielende Mericaner sich brüderlich niedergelassen hatten. Der Amerikaner leerte eben den letzten Rest einer Flasche catalonischen Refinos, während der Mericaner an einem Glas Tamarindenwasser nippte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zweizähne.

Diese interessanten Fische, die die eigenthümliche Fähigkeit haben, ihre Stacheln willkührlich bewegen zu können, sind von Linné unter dem Geschlechtsnamen „Zweizähne" vereinigt worden, weil ihr Maul aus zwei ungetrennten Kinnladen besteht, welche wie zwei Zähne gebildet sind. Später hat Cuvier die Zweizähne in die Familie der Gymnodonten eingereiht. In der Sprache der Matrosen tragen sie den characteristischen Namen Meerschweine.

Diese Fische leben von Schaalthieren und Polypen, die sie mit Leichtigkeit zwischen ihren harten Kinnbacken zermalmen. Ihre Nasenlöcher sind, je nach der Gattung, entweder oben geschlossene Röhren, welche auf der Seite zwei Oeffnungen haben, oder zwei fleischige unten verbundene Fühlspitzen. Das Wasser, das ihnen zum Athmen dient, läuft, nachdem es ihre Kiemen bespült, durch eine verticale Ritze heraus, die gerade vor den Brustflossen liegt; aber man sieht von außen weder Deckel, noch Häutchen. Die Stacheln stecken durch horizontale Verlängerungen oder Wurzeln in der Haut selbst fest. Wenn sie Luft einathmen und durch das Wasser den Schlund ausdehnen, schwellen sie auf die höchst seltsame Weise auf, daß die Stacheln emporstehen. Sind die Zweizähne so angeschwollen, daß sie eine sphärische Gestalt bilden, so drehen sie sich um und schwimmen, den Bauch in die Höhe, auf der Oberfläche des Wassers; dieser geschwollene Zustand ist für sie ein Mittel der Vertheidigung, weil ihr Körper dann von lauter starr emporgerichteten Stacheln umgegeben ist. Wenn sie wieder in die Tiefe des Meeres tauchen wollen, so werfen sie die Luft aus, die sie angeschwellt und nehmen ihre frühere Gestalt an.

Der Zweizahn (Diodon hystrix, Linn.)

Die getrockneten und mit Heu ausgestopften Zweizähne, welche man in Naturalienkabinetten trifft, sehen der Frucht der wilden Kastanie ähnlich. Sind sie nicht angeschwellt, so haben sie eine längliche Form; ihr Körper und namentlich ihr Kopf ist gedrückt. Sie besitzen eine Schwimmblase mit zwei Lappen, dagegen ermangeln sie der Bauchflossen, und haben Brustflossen, eine Rückenflosse, eine Afterflosse und eine Schwanzflosse.

Der Fang dieses Fisches ist ein sehr angenehmer Zeitvertreib. Man wirft die Schnur aus, an der ein kleiner stählerner Hacken mit einer Seekrabbe befestigt wird, dem er sich augenblicklich nähert: sieht er jedoch die Schnur, welche den Hacken hält, so wird er mißtrauisch und macht tausenderlei Schwenkungen darum herum; er kostet bisweilen, aber plötzlich fährt er drauf zu, schlägt den Hacken mit seinem Schwanze und sieht er, daß die Schnur sich während dieser Aeserei nicht bewegt, so verschluckt er den Hacken und die Lockspeise und macht sich auf die Flucht; findet er nun, daß der Fischer ihn an der Schnur hält, so geräth er, zur großen Belustigung der Zuschauer, in die heftigste Wuth, sträubt und legt seine Stacheln, füllt sich wie ein Ballon mit Luft und bläst sich wie ein indischer Truthahn auf; er wendet sich nach allen Seiten, um seinen Feind mit den Stacheln zu verwunden, aber vergeblich. Sieht er, daß all' seine Wuth nichts nützt, so sucht er sich mit List zu helfen: er senkt plötzlich seine Stacheln, bläst all' seine Luft aus und macht sich so flach, wie ein leerer Handschuh, so daß er statt einem bewaffneten Fische, der der ganzen Welt mit seinen Stacheln droht, einem durchs Wasser gezogenen Lumpen gleicht. Zieht man ihn heraus, so sträubt er seine Stacheln so unbeweglich und starr in die Höhe, daß man ihn an keiner Seite seines Körpers ergreifen kann. Man muß ihn deßhalb ein ziemliches Stück vom Ufer wegtragen, wo er stirbt.

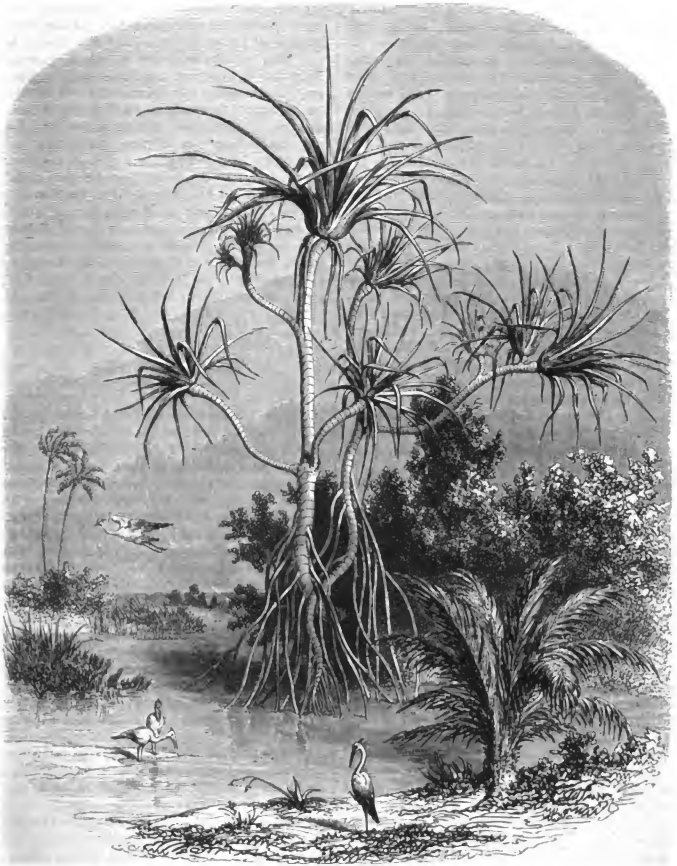
Derselbe.

Der Zweizahn (Diodon hystrix, Linn.) den wir in seinen beiden geschilderten Formen mittheilen, bewohnt das rothe Meer, das indische Meer, und den großen Ocean.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Forte von Lawton & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Pandanus.



Die erſten Reiſenden in Afrika, welche aus den öden, unfruchtbaren Gegenden der Sahara an die Ufer des Senegal kamen, ſtießen einen Schrei der Bewunderung beim Anblick der plötzlichen Veränderung aus, die die Natur ihren Blicken bot. Die reichſte Vegetation ſchließt ſich ohne Uebergang an die trockenſte Unfruchtbarkeit, und ein ſchwarzer, großer, robuſter Menſchenſchlag tritt an die Stelle der magern, kleinen, nomadiſchen Araber der Wüſte.

„Ich habe nie etwas Aehnliches geſehen, obgleich ich lange in den europäiſchen Meeren umhergeſchifft bin,“ ſagt 1446 der Venetianer Cada-Moſco, der an den Küſten von Senegambien reiſte; „die Erde iſt flach und mit immergrünen Bäumen bedeckt, denn die neuen Blätter entfalten ſich, ehe die alten abgefallen ſind: ſie werden nie welk und dürr, wie in unſeren Ländern, und die Bäume treten weit auf die Küſte hinaus, als wollten ſie das reine und geſalzene Waſſer der Wellen trinken.“

Zwanzig Jahre ſpäter entdeckten die Portugieſen etwas

Digitized by Google

südlicher, unsern des sumpfigen, angeschwemmten Landes von Guinea vier Inseln, die ohne Zweifel ihrem vulkanischen Boden die seltene Vegetation verdanken.

Fernando-Po, die nördlichste und größte, erhielt den Namen des portugiesischen Edelmannes, der sie, entzückt von ihrem Anblick, zuerst Formosa (die Schöne) genannt. Auf der zweiten, der Prinzeninsel, die dreißig Stunden von der guineischen Küste entfernt liegt, findet sich die merkwürdige Art von Pandaneen, welche wir hier abbilden. Aus der Ferne erscheint die Insel wie ein grüner Punkt im Ocean; unterirdische Feuer haben hohe Hügel aufgeworfen, die sich über einander thürmend, einen runden Spitzberg bilden, der sich in den Wolken verliert. Der Boden, eine reiche Anhäufung zerfallener Lava, bringt die herrlichsten Pflanzen, die prachtvollsten Bäume hervor, welche unter tropischem Himmel wachsen. Es ist ein Luxus der verschiedenartigsten Nuancen von Grün, über das die mittägliche Sonne ihr glänzendes Gold ergießt. Dunstsäulen ziehen sich an den Abhängen hin; Hütten verbergen sich unter dem dichten Blätterwerk. Imposante Bogen von Hochholz wölben sich über den zahlreichen Staudengewächsen, die die Pflanzenmassen bedecken, unter welchen der Boden verschwindet. Die schwere Luft ist mit glühenden Düften erfüllt. Unter dem Schutze des Boabab, dieses Baumcolosses, und den riesenhaften Malven- und Meliagewächsen der tropischen Gegenden, deren Spitzen bisweilen von eleganten Cocosnußsonnenschirmen überdeckt sind, breiten die dunkeln Massen des Caffeebaumes ihre Purpurblätter aus. Baumhohe Farrenkräuter schlingen sich dazwischen und bilden undurchdringliche Dächer, und um die Ananas, die ihre spitzen Blätter nach allen Seiten ausstreckt, wuchern die Liliengewächse mit ihren köstlichen Farben, die bizarren Irideen, die schlanken Glockenblumen, die leichten Winden, die Lobetianen und tausend andere namenlose Pflanzen im prachtvollsten Moose, das diese fruchtbare Erde bedeckt.

Ein Offizier dem wir obiges Bild verdanken, gibt von dem Pandanus folgende Schilderung:

Ein Wasserfall, der von den Höhen der Insel herabkommt und von Fels zu Fels seinen silbernen Spiegel bricht, unterhält eine beständige Feuchtigkeit in dem großen Thale, in dem sich die Hitze der Sonnenstrahlen, welche von den beiden nahen Bergen reflectirt werden, concentrirt. Die laue Athmosphäre erzeugt in diesen Abgründen die üppigste Vegetation. Der Pandanus erhebt sich, wo die Schlucht breiter wird und sich die Wasser des Sturzbaches in einem Bassin mit den Wellen des Meeres vereinigen.

Der Pandanus der Prinzeninsel erreicht eine Höhe von 42 bis 48 Fuß, und hat, wo er am dicksten, ungefähr einen Fuß im Durchmesser; in der Nähe des Wassers hat er nur die Dicke einer feinen Wurzel. Der Stamm ist geringt: jeder Ring hat mehre Fibern mit spitzen Ecken, die bisweilen spitzbogenförmig gekrümmt sind und in das Bett des Flusses tauchen. Dieses Bündel von Stützen trägt den ganzen Baum. Die Fibern, die sich gabelförmig theilen, haben einen Zoll Durchmesser und sind, wie der Stamm, mit einer Rinde, aber ohne Ringe, bedeckt. Oberhalb dieser Stützen theilt sich der Baum, der wie ein ungeheures Reptil aussieht, in zwei Stämme mit fünf bis sechs Zweigen. Jeder Zweig ist mit langen, spitzen, scharfkantigen Blättern gekrönt, die einer Pfeiltrophäe ähnlich sehen.

Dieser seltsame Baum mit seinen schwachen Stützen, seinen nackten Zweigen, die ihr Blätterdiadem nach allen Himmelsgegenden wenden, macht einen luftartigen Eindruck. Zahlreiche Sumpfpflanzen wachsen um den Pandanus her und spiegeln sich in dem Wasser, das den Baum nährt. Ringsumher herrscht die tiefe Stille der Einsamkeit, die nur von dem Quacken der Molche und andern Sumpfthiere, die sich an's Ufer wagen, oder von dem Schrei des Reihers, der sich auf die Beute stürzt, unterbrochen wird."

Man fand den Pandanus in mehren Gegenden von Polynesien, in Neuseeland und Neuguinea. Die Bewohner von Oceanien machen sehr schöne Matten aus den Blättern des Pandanus odoratissimus, die sie Vacua nennen. Den Beinamen „wohlriechend" verdankt er dem herrlichen Geruch seiner männlichen Blüthen, deren eine schon ein Zimmer auf lange Zeit parfümirt. Der Pandanus utilis, der in Madagascar und auf der Insel Bourbon heimisch ist, wird auf der Ile de France und den Antillen cultivirt: aus den Blättern macht man Reusen, in welchen der Caffe, Zucker und die Colonialwaaren nach Europa gebracht werden. Der Pandanus utilis mit seinen eßbaren Körnern, wächst hauptsächlich in Madagascar. De Candolle theilt uns endlich mit, daß in Afrika eine Art von Pandanus existirt, der mit Donner und Blitz seine Blüthe öffnet.

Für die Frauen.

V.

Die Meinungen der Alten sind darüber getheilt, ob einfache oder gemischte Nahrung dem Menschen zuträglicher sey. Die Hippokratiker sind für die Einfachheit, Aristoteles dahingegen vertheidigt die Vielfältigkeit. Gegen letztere nahm man aus der ungleichen Verdaulichkeit der Nahrungsstoffe den Hauptgrund. Dieser träfe indessen nur die einzelnen Mahlzeiten und keineswegs den ganzen Jahresumlauf; in Beziehung auf diesen räth selbst Hippokrates, in den Nahrungsstoffen zu wechseln. Es ließe sich übrigens, bei einer genaueren Bekanntschaft mit den Eigenschaften der einzelnen Nahrungsmittel, als wir bis jetzt erworben haben, auch eine solche Anordnung der Mahlzeiten denken, welche jedesmal das gleichmäßig Verdauliche vereinigte. Indessen, nicht allein die Eigenschaften der Nahrungsmittel, vielmehr auch die Verdauungsfähigkeit der einzelnen Essenden bedingt die Zuträglichkeit einer Mahlzeit. Es möge daher ein jeder seine Erfahrungen sein im Gedächtniß behalten, und nur von solchen Speisen essen, die ihm einzeln oder in Verbindung mit andern genossen recht wohl bekommen sind.

Eine Mahlzeit für Wenige muß also, nach obiger Erinnerung, aus wenigen, gerade für diese geeigneten Speisen bestehn; ein Gastmahl aber aus vielen, damit ein Jeder das Seinige auswählen könne.

Reichlich besetzte, für gesellige Mahlzeiten vorgerichtete Tafeln, müssen aber auch aus demselben Grunde theils aus Gerichten bestehen, welche für Alle taugen, mithin allen gereicht werden können; theils aus solchen, die man aufsetzt, damit ein Jeder nach Gefallen hinzulange. Bei deutschen und überhaupt bei nordischen Schmäusen begeht man häufig den Fehler, alle Schüsseln herumgureichen und dergestalt die Commensalen zu nöthigen, aus Langeweile und Ueberdruß sich den Magen zu überladen. Mehrere Muster, nach denen jenes Uebel vermieden werden kann, behalte ich mir vor, in dem Kapitel von der Anordnung festlicher Mahlzeiten mitzutheilen. Man wird nur auf einzelne Commensalen treffen, welche die Gefräßigkeit haben, von Allem essen

Digitized by Google

zu wollen. Diesen wird man eine Wohlthat erzeugen, wenn man jeden Gang, so bald als möglich ist, abträgt, und die Zeit also eintheilt, daß selbst ein fleißiger Esser nur etwa von zwei Nebenspeisen genießen kann. Auf solche Weise wird die Ehre des Hauses gerettet, der Eindruck des Ueberflusses und der Ordnung bewirkt, ohne daß die Gesundheit des Unmäßigen leide, oder der Verständige das ängstigende Gefühl habe, als solle er gemästet oder gar erstickt werden.

Es scheint übrigens, um auf die Hauptsache zurückzukommen, daß die Hippokratiker in der Betrachtung der zusammengesetzten Nahrungsmittel jene chemische Verwandlung aus den Augen verloren haben, von welcher die Köche ein unbestimmtes und dunkles Gefühl besitzen. Nahrungsstoffe, welche auf eine schickliche Weise in einer Speise oder in mehreren aufeinanderfolgenden verbunden werden, können ihre Auflösung gegenseitig befördern und unterstützen, denn Trockenes und Feuchtes, Fettes und Dürres, Kaltes und Hitziges kommen einander gegenseitig zu Hülfe.

Zudem ist die Ernährung im eigentlichen Sinne nicht der alleinige Zweck des Essens; es kann vielmehr auch die Verdünnung oder Reinigung der Säfte, der Reiz oder die Verminderung des Reizes beim Essen beabsichtigt werden. Diese Wirkungen werden von den gesunderen menschlichen Naturen, eben wie von den edleren Thieren, instinctmäßig in den Speisen aufgesucht oder vermieden, weßhalb dieselbe Speise in den verschiedenen Lebensaltern, ja selbst in den verschiedenen Gesundheitsumständen derselben Person, bald gefällt, bald widersteht.

Aber die Vervielfältigung der Nahrungsstoffe hat auch eine weltgeschichtliche Wichtigkeit. Völker, die sich von mancherlei ernähren, dürfen ihre Wohnsitze näher zusammendrängen, weil sie der Hungersnoth weniger ausgesetzt sind. Verschiedene Körner, Pflanzen und Thiere erfordern auch eine verschiedene Temperatur, einen verschiedenen Boden. Dieselbe Wendung der Jahreszeiten, welche der einen Gattung verderblich wird, kann der andern förderlich seyn. Nicht alle Land- und Himmelsstriche trifft dasselbe Schicksal; glücklich im Nothfall, wenn man auch die Producte der Fremde zu nutzen weiß.

Eine zu einfache Nahrungsweise hat in China die Bevölkerung in die wasserreichen Reisländer zusammengedrängt. Sie soll dort unermesslich sein und sich nicht hinreichend ernähren können. Man sehe, daß die Vorurtheile der Chinesen gestatten, den Anbau des Roggens, der Gerste, des Hafers und der Kartoffel in ihre nördlichen und steinigen Provinzen einzuführen, welche nach den Reisebeschreibern eben so menschenleer sind, als die großen Flußthäler und Ebenen übervölkert; so wird eine jährliche Colonisation aus den letzteren in die ersteren möglich, deren natürliche Gränze sehr weit hinausliegen möchte.

Wir bringen uns nur selten in Erinnerung, was wir, in Beziehung auf die europäische Bildungsfähigkeit, von alten Zeiten her der ackerbauenden und kochkünstlerischen Richtung der Griechen und der Römer verdanken. Die Möglichkeit, eine zahlreiche Volksmenge auch in wenig fruchtbaren Landstrichen zu ernähren, ist eine Erbschaft aus der alten Welt, welche das Mittelalter eine Zeitlang gleich einer wenig beachteten Seltenheit in seinen Klöstern treulich aufbewahrt hatte, um sie späterhin einem neueren, zwar thätigen, aber höchst undankbaren Geschlecht zu übergeben.

Seefahrt und Naturwissenschaft hat uns Allerneueste noch um Vieles bereichert. Allein es liegt eine so weite Kluft von den Grübeleien der Theoretiker zum practischen Leben, daß nur Einiges, wie die Kartoffel, in allen Richtungen sich verbreitet hat.

Demungeachtet ist die Vermehrung und Vervielfältigung der ernährenden Naturstoffe in den letzten Decennien reißender vorwärts gegangen, als der Verbrauch. Wir bedürfen, daß sich die Bevölkerung allenthalben vermehre, daß bessere Gesetze, bessere Verwaltungen in den Ländern, die das Mittelmeer umgeben, eben wie in den neuen Welttheilen eine ihrer Ausdehnung angemessene Bevölkerung hervorrufen, welche die Erzeugnisse unseres Fleißes verzehren könne. Oder wir sollten, gleich den Römern und andern gebildeten Völkern der alten Welt, dahin trachten, eine müssige Bevölkerung, die wir zwar ernähren, aber kaum beschäftigen können, zu großen öffentlichen Werken zu verwenden. Diese werden theils, wie Kanäle und Landstraßen, den öffentlichen Reichthum dauernd vermehren, theils, wie andere Gebäude, den Genuß des Lebens erhöhen. Sollte aber zu solchen Werken das Geld fehlen, wie man behauptet, so fehlt doch das Getreide nicht, um die Arbeiter zu ernähren, und eine Abgabe in dem schwer verkäuflichen Naturstoffe würde gegenwärtig wenig lästig fallen.

Vermöchte man nur, aus einer abstracten Berechnung nach Summen wirklichen und eingebildeten Geldes, sich in die Realität wirklicher Lebensverhältnisse hinüberzudenken, so möchte das überflüssigste aller Uebel, das Uebel des Ueberflusses, leicht zu beben seyn. Denn es ist in der That Reichthum und Ueberfluß an Kraft zu außerordentlichen Werken, wenn in einem Staate Menschen vorhanden sind, welche durch die Bedürfnisse der Privatpersonen nicht in Anspruch genommen werden, welche aber dennoch wirklich ernährt werden können. Nur wo man einen solchen Ueberfluß wirklicher Menschenkräfte besitzt, kann man Werke anlegen, wie die Wasserleitungen, Brücken und Heerstraßen der Römer, wie das Kanalsystem der Lombardey und Aehnliches, was seine Entstehung nicht dem Gelde, sondern dem standhaften Willen der Menschen verdankt. —

Ich nehme nicht Anstand zu behaupten, daß es ungleich mehr darauf ankomme, alle Tage des Jahres ein hinreichendes, wohlanständiges, reinliches, einladendes Mahl zu haben, als von Zeit zu Zeit ein prachtvolles und reiches Gastgebot. Denn, mag es gleich ergötzlich und dienlich seyn, abwechselnd reichliche Schmäuße zu geben, seine Freunde um sich her zu versammeln, und der Freude über das gewöhnliche Maaß hinaus sich hinzugeben, so ist es doch nur der Umlauf der täglichen Mahle, welcher wahrhaft ernährt und belebet, die Kräfte ersetzt und aufrichtet.

Wer die Vorräthe seines Landes kennt, dem wird es im ganzen Laufe des Jahres nicht an mancherlei Speisen fehlen, welche auch da, wo dem Ueberflusse entsagt werden muß, den Tisch hinreichend und ergötzlich besetzen. Nach einer kräftigen Suppe, sie möge nun aus der Brühe von Fleisch oder Fischen, oder nur aus Wasser mit allerlei durchgetriebenen Mehlfrüchten verfertigt werden, wird es nunmehr einer vorsorgenden Hausmutter nicht fehlen an allerlei Gesalzenem oder säuerlich Eingemachten, an frischer Butter, Radieschen und Rehnlichem. Diese Stächlein nemlich werden ihr zum zierlich in kleinen Tellern aufgetragenen Imbiß dienen. Gesalzene Heringe und gesäuerte Gurken; Radieschen und frische Butter; einige Schnitten guter Wurst oder hartgeräucherten Schinkens; oder Ueberreste von gekochtem Gesalzenen aller Art, werden ihr auch ohne großen Aufwand die Mittel an die Hand geben, zwei oder vier Tellerchen zum Imbiß aufzusetzen. Dann folgt das Gesottene; dann das Gemüse mit Beilagen von gebackenem

Digitized by Google

oder auf dem Roste gebratenem Fleisch und Fische, wenn etwa dem beschränkten Hausstande nicht täglich den Braten zu geben gestattet ist. Endlich beschließen das Mahl leichte Mehlspeisen, geronnene Milch, oder Käse und Früchte, welche die Jahreszeit giebt, oder die Kunst aufbewahrte.

Ischl.

Das Erzherzogthum Oestreich theilt sich in das Land ob der Ens und unter der Ens, Oberöstreich und Niederöstreich. Das letztere umschließt den größten Theil des alten Erzbisthums Salzburg und damit auch das malerische Land, das den Namen Salzkammergut führt.

Das ganze Terrain ist ein Labyrinth von kleinen mit Fichten bewachsenen Bergketten, zwischen welchen reizende Thäler, anmuthige Seen und wohlthätige Quellen liegen.

Bei einer dieser Quellen erhebt sich die kleine Stadt Ischl, die neuerdings durch die diplomatischen Zusammenkünfte einen bekannten Namen erhalten.

Ischl, der Mittelpunkt und Hauptort des Salzkammerguts liegt 1476 Fuß über der Meeresfläche, in der schönsten Lage, von der großartigsten Natur umgeben, am Ufer des Traunflusses. Neue Häuser auf den kleinen Hügeln der

Ischl. Hôtel Calachini.

Umgebung, elegante Villen, theilweise im Privatbesitz, theilweise für Fremde eingerichtet, verleihen dem Ganzen das Gepräge eines vielbesuchten Bades. Inmitten des Städtchens liegt das große Hotel Calachini, das auch auf unserem Bilde hervortritt, und den hohen Badegästen prachtvolle Wohnungen bietet. Die schönsten Spaziergänge, namentlich am Ufer des Flusses und auf den Bergen, sowie in den schattigen Parken haben für den Kranken, wie für den Gesunden eine große Anziehungskraft. Das von hohen Bergen eingeschlossene Thal ist durch ausgedehnte Anlagen nach allen Richtungen, mit Bänken an den besten Punkten, sowie Tempeln, Sommerhäusern, Denksäulen und Büsten verschönt.

Noch größere Aufmerksamkeit verdienen jedoch die weiteren Umgebungen. Das Salzkammergut gilt mit Recht für das Oberland Deutschlands. Der Wallstädter See, der Gosausee, Wolfgangsee, Außen- und Gmundner See bieten die reichste Auswahl von Ausflügen: überall ist man wieder in eine abgeschlossene Natur, in ein anmuthiges Stillleben versetzt; eine Landschaft voll Ruhe und Frische breitet sich vor unsern Blicken aus. Man hört hier nicht das Geräusch wilder Wasser; außer dem Traunfall bei Gmunden, den Wasserstürzen am Salzberg und bei der Chorinsky-Clause haben die Quellen keine sichtbare Bewegung: sie scheinen aus der Tiefe des Sees zu kommen und spiegeln in ihrem Wasser die waldigen Hügel. Da und dort sieht man einen Schneeberg, dessen Eisspitze aber häufig in den Sommerdünsten verschwindet. Man findet jedoch im Salzkammergut weder die Sennhütten, noch die malerischen Trachten des Oberlands: alles hat hier eine weniger scharf ausgeprägte Physiognomie.

Auf dem Traunflusse, an dem sich der Weg nach dem Gmundner See hinzieht, fahren reich mit Holz und Salz beladene Schiffe, die von den großen Rudern der Schiffer gelenkt werden. Stromaufwärts ziehen sie Pferde, die dem Ufer entlang gehen.

Digitized by Google

Das Volk in der Nachbarschaft ist ziemlich wohlhabend. Ueberall spricht sich eine große Freude am Schönen, vor allem an Blumen aus. Keine Hütte, deren Garten nicht ein reicher Blumenflor zierte. Das schwarze oder braune Tuch, das den Kopf der Frau einhüllt, der spitze Hut des Mannes ist stets damit geschmückt; der junge Bursche trägt gerne noch eine Rose hinter'm Ohr. Ich sah ein junges Mädchen begraben, dessen Sarg mit Blumen überschüttet war.

Die Wege in der Umgebung sind dadurch bemerkenswerth, daß sie alle wie für Wettrennen angelegt zu sein scheinen. Ueber die Berge führen kerzengerade Pfade, was die Besteigung etwas schwierig, das Herabfahren geradezu gefährlich macht.

Ischl ist vom östreichischen, böhmischen und ungarischen Adel viel besucht und deßhalb ein kostspieliges Bad: dagegen lohnt sich ein Ausflug dahin auf's Glänzendste.

Don Tadeo Cristobal.

Scenen aus dem mexicanischen Leben

von Gabriel Ferry.

(Fortsetzung.)

Hier seht ihr, sagte mir der Licentiat mit einem bedeutsamen Blicke, zwei Cavaliere, die eure Bedenklichkeiten wegen der vierzehnhundert Piaster, die ihr mir schuldet, heben und beseitigen werden, daß ihr sie mir mit aller Gemüthsruhe bezahlen könnt, indem ihr mir euer Guthaben an den Herrn Peralta abtretet, der seine Unterschrift sehr gerne honoriren wird.

Ich habe das nicht gesagt, rief der Amerikaner mit rohem Lachen; ich weiß nicht, ob er sehr gerne bezahlen wird. Alles, was ich weiß, ist, daß er bezahlen wird, oder ....

Sachte, unterbrach ihn Don Tadeo, von dem Augenblick an, da Peralta mein Schuldner wird, ist mir sein Leben kostbar, und ich erwarte, daß man Rücksicht darauf nehme.

Der Herr Peralta wird gerne bezahlen; ich schwör' es euch, sagte seinerseits der Mexicaner mit süßlichem Tone, indem er sein Rosenwasser in kleinen Zügen schlürfte, als wär' es Feuer gewesen, während der Amerikaner sein Glas Refino in einem Zug wie Wasser leerte.

Daß er bezahle, ist alles was ich verlange, erwiederte der Licentiat; aber ist es nicht Pepito Rechista, den ich dort unten mit meinem Schreiber sehe? Fürwahr, Ortiz hat seinen Auftrag gut ausgeführt. Der Name Pepito erinnerte mich an die hübsche China, welche ich so trostlos unter den Hallen der Kaufleute gesehen. Deßhalb betrachtete ich auch mit Neugierde den Mann, dessen Namen der Licentiat so eben genannt hatte. Es war einer jener Bursche mit brauner Farbe, wirren Haaren und frechem Gesichte, wie man sie nur unter den Zelten umherziehender Zigeuner oder in den Straßen von Mexico begegnet. Sobald Pepito den Licentiaten erblickte, lief er auf ihn zu und drückte seine Hände mit allen Zeichen tiefen Dankes. Ach! Señor Licentiato! rief er aus, ich werde nie vergessen, daß ich euch mein Leben zu verdanken habe. Ich war verurtheilt übermorgen erdrosselt zu werden, und ihr habt mich aus den Klauen des Juez de Letras (Criminalrichters) gerettet; denn Dank einigen Realen, die aus eurer Börse kamen, wurde ich in Freiheit gesetzt. Ja, Señor Licentiado, spielt nicht den Erstaunten; ich weiß es, daß ihr mein Retter seyd, euer Schreiber hat es mir gesagt.

Ortiz ist ein einfältiger Mensch, entgegnete ihm trocken Don Tadeo, aber ich freue mich demungeachtet über dein gutes Glück; denn morgen früh hab' ich mit dir zu reden, und ich zähle auf dich. Hier hast du vorerst einen Piaster zu deinem Abendessen.

Laßt das! Ich bin niemals hungrig als wenn ich nichts in der Tasche habe. Wenn ich einen Piaster habe, setze ich ihn aufs Spiel. Und der Bursche wandte sich gegen den grünen Tisch. Der Amerikaner und Mexicaner erhoben sich gleichfalls und folgten ihm. Don Tadeo, der auf diese Weise von den Ungestümen befreit wurde, zog mich alsbald in eine Ecke. Ihr seht diese drei Männer, sagte er lächelnd; glaubt ihr daß es viele Schuldner gibt, die im Stand sind, solchen Mahnern zu widerstehen, zumal wenn es sich von einer Schuld handelt, die an den Licentiaten Don Tadeo abgetreten ist. Ihr habt mich ohne Zweifel verstanden, als ich in eurer Gegenwart auf dieser Cession bestanden habe; mein Name ist eine Waffe mehr, die wir in diesem gefährlichen Kampfe brauchen. Ist er beendigt, so werden die Früchte euch gehören, nach Abzug der Kosten des Feldzugs, die ihr mir gestatten werdet mit den Ehren des Siegs zugleich in Empfang zu nehmen.

Aber wie werdet ihr diesen Peralta auffinden? Bis jetzt war es mir nicht möglich auf seine Spur zu kommen.

Das ist meine Sache, und die Sache der drei Burschen, mit welchen ich euch diesen Abend bekannt gemacht habe. Der Dyonisio Peralta ist ein schlechter Zahler, aber ein sehr guter Fechter. Indeß, wir wollen sehen. Ich erinnerte alsdann Don Tadeo, daß es geschienen habe, er wolle ausführlicher über meine Angelegenheit mit mir sprechen, und bot ihm an, nunmehr seine Neugierde in dieser Beziehung zu befriedigen. Im Grunde suchte ich aber nur eine Gelegenheit diesen seltsamen Menschen genauer zu beobachten und kennen zu lernen. Don Tadeo schien meine geheime Absicht zu errathen. Es ist bald eilf, erwiederte er mir, indem er nach seiner Uhr sah; ich bin zu eurem Befehle bis um Mitternacht. Steigen wir auf die Azotea (Terasse), welche um diese Stunde verödet ist. Die Nacht ist schön, und ihr werdet mir euer Anliegen ohne Zeugen vorbringen können.

Oben auf der Terasse verweilten wir vorerst einige Augenblicke in schweigender Bewunderung. Zu unsern Füßen dehnte sich die alte Aztekenstadt mit ihren Kuppeln und zahllosen Thürmen aus, wunderlich vom Monde beleuchtet. Ganz in unserer Nähe warf die Kathedrale den doppelten riesenhaften Schatten ihrer Thürme auf die ungeheure Plaza Major. Weiterhin erhob der Prarian seine schwarze Masse mitten aus den lichten Räumen, welche das nächtliche Gestirn erleuchtet, gleich einem dunklen Fels in den schimmernden Meereswogen. Etwas ferner unterschied man die zierliche Kuppel von Santa-Teresa, die fünf Kuppeln des Franciscanerklosters, die Thürme der Augustiner und der Bernhardinerinnen, und hinter diesem majestätischen Gewirre von Zinnen, Kuppeln und Thürmchen verrieth sich die Ebene durch die weißlichen Dünste, die aus den Seen aufstiegen, und gleich einem glänzenden Heiligenschein die Stadt umhüllten.

Don Tadeo brach zuerst das Schweigen, indem er einige Fragen über die Angelegenheit an mich richtete, die er zu einem ersprießlichen Ende zu führen übernommen hatte. Ich beeilte mich ihm zu antworten, indem ich mir

Digitized by Google

vornahm ihn dahin zu bringen, mir über sich selber einige Mittheilungen zu machen, die zu hören ich sehr begierig war; allein der Licentiat war in ein sinnendes Träumen versunken, und ich verzweifelte schon daran sein zurückhaltendes Schweigen brechen zu können, als der befremdlichste Zufall mir zu Hülfe kam. Es war das Geläute einer fernen Glocke, das sich plötzlich wie eine geheimnißvolle Klage aus dem tiefen Schweigen der Nacht erhob. Bei diesem Tone schüttelte Don Tadeo rasch den Kopf, dann barg er sein Gesicht, das sich mit Todesblässe überzog, in beide Hände; endlich faßte er meine Hand, und indem er mich mitten in der Auseinandersetzung meines Anliegens unterbrach, rief er aus: Hört ihr nicht die Glocke? Sie mahnt mich an ein furchtbares Ereigniß aus meinem frühern Leben.

Er erzählte mir nun eine jener „dunkeln Thaten," die auf das ganze Leben eines Menschen den düstern Schleier der Schwermuth und des Menschenhasses werfen, den kein freundliches Ereigniß mehr zu lüften vermag. Ich lauschte ihm mit banger Aufmerksamkeit und athmete tief auf, als er mit den Worten schloß: Dies war für mich der Faden, an dem ich in das dunkle Labyrinth der mexicanischen Rechtspflege geleitet wurde.

Florian begann für mein Leben ein finsterer und bewegter Abschnitt, den nur der Tod wird enden können. Ich entschloß mich mitten unter Räubern und Mördern zu leben, in der Hoffnung, durch ihre Mittheilungen zur Kenntniß des Geheimnisses zu gelangen, das mich umhertrieb. Unter dem Vorwande meinen Beruf als Rechtsgelehrter auszuüben, befaßte ich mich mit allen Angelegenheiten, welche mir Gelegenheit boten diese Elenden auszufragen, und in ihre Schenken und Schlupfwinkel einzudringen. Von nun an geschah in Merico kein Verbrechen mehr, dessen Urheber ich nicht im Nothfalle dem Gerichte anzeigen konnte. Die geheimsten Verbindungen der Uebelthäter waren mir nicht verborgen. Ihr habt vielleicht von der Bande der Ensebados reden gehört, die während eines ganzen Jahres in der Hauptstadt Schrecken verbreitete. Diese Ensebados waren Männer, welche bei nächtlicher Weile, nachdem sie ihren nackten Leib mit Fett oder Oel eingesalbt hatten, sich auf den vorspäteten Vorübergehenden stürzten, um ihn zu berauben oder ihn zu erdrosseln. Ein einziger dieser Banditen, so unfaßbar wie ein Reptil, vermochte sich den Anstrengungen vieler Soldaten zu entziehen. Den Anführer der Ensebados kannte ich; er hat Merico nicht verlassen, und noch heute könnte ich ihn im Nothfall nennen. Ich erwähnte hier nur eines Beispiels dieser seltsamen Entdeckungen; ich könnte euch deren tausend anführen. Dank diesem Leben voll unabläßiger und gefahrvoller Nachforschungen, erwarb ich eine Erfahrung, die mich bald den Elenden furchtbar machte, deren grauenvollste Thaten ich auf diese Weise kennen lernte. Oft auch gerieth ich in Lebensgefahr, und mehr als ein Uebelthäter suchte in mir einen unbequemen Beobachter zu bestrafen, allein die Dienste, welche meine Kenntniß des Gesetzes mir ihnen zu erweisen gestattete, erwarben mir auf der andern Seite auch genug ergebene Clienten, um die Wiederholung solcher Versuche zu verhindern, die meinen Feinden theuer zu stehen gekommen wären. Gegenwärtig genieße ich beinahe ungestraft die Macht, welche ich über die furchtbarsten Banditen in Merico ausübe, und wie ihr seht, habe ich da ein ganzes Heer zu meinen Befehlen, um den ehrlichen Leuten Schutz zu leihen, die meines Beistandes bedürfen.

Dieß ist mein Fall, antwortete ich, und ich wünsche mir Glück, mich an euch gewendet zu haben.

Gehen wir hinunter: ich hoffe binnen wenigen Tagen euch gute Kunde darüber geben zu können.

Wir stiegen rasch hinunter, und waren in einigen Augenblicken auf dem großen öden Platze, in welchem der Callejon del Arco einmündet. Hier trennten wir uns; der Licentiat wandte sich nach der Straße de los Batanes und ich nach der Monterilla. Auf baldiges Wiedersehen, rief mir Don Tadeo noch von weitem zu. Auf Wiedersehen, erwiederte ich, obgleich ich in meinem Innern die Zuversicht des kühnen Rechtsgelehrten nicht theilte. Ich konnte mich in der That nicht enthalten, Don Tadeo den Thierbändigern zu vergleichen, welche oftmals unser Erstaunen erregen durch ihren Muth und ihre Gewandtheit, deren geringste Unvorsichtigkeit sie aber mitten in ihrem gefährlichen Triumph zu Opfern werden lassen kann.

Mein Mißtrauen war vorerst nicht ungegründet, denn ein ganzer Monat verging, ohne daß ich von Don Tadeo ein Lebenszeichen erhielt. Endlich erklärte mir ein Billet, das er mir durch die Hand seines Schreibers Ortiz zukommen ließ, diese lange Zögerung. „Als ich meine Arbeiten beginnen wollte, schrieb er, wurde ich durch eine Wunde ins Bette gefesselt, die zum Glück wenig gefährlich war, und welche ich in einem dieser Hinterhalte empfangen hatte, die mich schon mehrmals bedrohten. Indeß kann ich euch verkünden, daß eure Angelegenheit gegenwärtig auf guten Wegen ist. Es ist mir endlich nicht ohne Mühe gelungen die Wohnung des Dyonisio Peralta aufzufinden, und ich habe die euch bekannten drei Bursche auf seine Spur gesendet. Lebt wohl; macht keinen Schritt um mich zu sehen, und in kurzem werdet ihr andere genügendere Nachrichten erhalten."

Kaum waren acht Tage hingegangen, als ich von neuem Botschaft von dem Licentiaten erhielt. Er gab mir einen genauern Bericht über den Feldzug, welchen er gegen Don Dyonisio eröffnet hatte, und der glücklich beendigt war. Pepito Rechista, der Amerikaner John Pearee, der Mericaner Navaja hatten sich nach einander bei Dyonisio Peralta eingestellt, um, wie sie sagten, die Bezahlung einer Schuld einzufordern, welche ihnen von ihrem Freunde, dem Licentiaten Don Tadeo, überlassen worden war. Dyonisio Peralta, welcher trotz seines adeligen Wesens dennoch zu ihrer Sippschaft gehörte, hatte sie vorerst mit der noblen Anmaßung eines Capitäns in der Komödie empfangen; allein die nachdrücklichen Drohungen der drei Banditen hatten ihn bald umgestimmt. Peralta kannte dem Rufe nach die Männer, mit denen er es zu thun hatte; es war ihm ein Kampf auf Leben und Tod angekündigt, und der Einfluß des Licentiaten, welcher hinter diesen furchtbaren Helfershelfern stand, machte das Spiel entschieden ungleich. Auch hatte er am Ende eine Uebereinkunft vorgeschlagen, welche der Licentiat anzunehmen sich beeilte.

Peralta besaß in dem kleinen Dorfe Tacuba, eine Stunde von Merico, ein Landhaus, dessen Werth dem Betrag seiner Schuld ungefähr gleichkam. Er willigte ein, es Don Tadeo zu überlassen, welcher sogleich Besitz davon genommen hatte.

Es blieb mir also nichts mehr übrig als dieses Haus aus den Händen seines neuen Besitzers in Empfang zu nehmen und alles war beendigt. Don Tadeo lud mich ein, ihn des andern Tages früh Morgens zu erwarten. Wir wollten uns zusammen nach dem ehemaligen Besitzthum meines Schuldners begeben, wo er mich als gesetzlichen Eigenthümer einzuführen beabsichtigte.

Des andern Tages hielt Don Tadeo genau die Stunde

Digitized by Google

ein. Er kam mich abzuholen mit zwei gesattelten Pferden, und wir ritten sogleich nach Tacuba hinaus. Ich war sehr begierig mein neues Besitzthum einzusehen und ganz besonders den Feierlichkeiten anzuwohnen, welche in Mexico bei Besitzergreifungen gewöhnlich sind. Unterwegs wünschte ich dem Licentiaten Glück zu dem guten Stern, der bei dem letzten Anlaß abermals sein Leben behütet hatte. Zugleich drückte ich ihm mein Bedauern aus, vielleicht die Rache des Dyonisio Peralta auf sein Haupt gelenkt zu haben, aber er antwortete mir, daß meine Voraussetzung durch nichts gerechtfertigt werde, und daß allem Anschein nach der Mensch, der ihn zu ermorden beabsichtigte, derselbe Elende sei, dessen mörderische Hand schon früher in sein Leben eingegriffen. Er setzte hinzu: wie dem auch sein mag, bat mein Verdacht auf Navaja mich nicht gehindert, ihn in eurer Angelegenheit zu verwenden, in welcher sein Eifer mir sehr nützlich war; denn diese Menschen gehorchen, Stunden der Trunkenheit oder des Schwindels ausgenommen, blindlings dem, der sie seine Uebermacht fühlen läßt. Auch habe ich in dem Briefe, den Peralta mir geschrieben hat, um mir seine Bereitwilligkeit anzuzeigen, nicht ohne Bedauern Drohungen gegen diesen Elenden gelesen, den ich im Verdacht habe, daß er mir nach dem Leben getrachtet hat, und welcher der thätigste unter den drei Mahnern war, die ich auf die Spur eures Schuldners gebetzt habe. Peralta ist nicht der Mann vergeblich zu drohen, und ich fürchte nur allzubald gerächt zu werden.

Während wir so sprachen, waren wir aufs freie Feld gelangt, wenn man so die kahle und verbrannte Ebene nennen darf, die wir im Galopp durchflogen. Die Hitze war entsetzlich; ein düsteres Schweigen umgab uns; plötzlich unterbrach der Hufschlag eines Pferdes diese Stille, und ein Reiter, in welchem ich ohne Mühe Pepito Rechista erkannte, schloß sich uns an. Der Bandit war mit einer gewissen Gewähltheit gekleidet; er trug eine blaue Manga mit gelbem Futter, und ritt ein Pferd, das mit mexicanischer Eleganz ausgerüstet war. Er grüßte uns mit höflicher Gönnermiene. Ihr werdet mir verzeihen, Herr Licentiat, sagte er, wenn ich mir die Freiheit nehme, mich euch anzuschließen, aber da ich von euch selbst wußte, daß ihr heute einen kleinen Ausflug zu machen habt, dachte ich, es wäre euch nicht unangenehm, einen Gefährten weiter zu finden. Dieser Weg ist nicht ganz sicher, und, setzte er hinzu, indem er einen bedeutsamen Blick auf den Arm warf, welchen der Licentiat in der Schlinge trug, es ist auch nicht immer klug, sich zu weit allein von Hause zu wagen. Uebrigens glaube ich, daß wir heute den Degen gegen niemanden ziehen werden.

Nachdem er diese letzten Worte feierlich langsam ausgesprochen hatte, neigte sich Pepito gegen das Ohr des Licentiaten, und sagte ihm etwas leise, was ich nicht verstehen konnte; ich bemerkte nur daß er mit dem Finger auf eine Hügelreihe zeigte, welche sich zu unserer Linken erhob, und über welcher ein Flug großer schwarzer Geier kreiste. Ohne zu antworten, hielt der Licentiat einen Augenblick sein Pferd an und richtete sein Auge, in welchem ich schmerzliche Ueberraschung gewahrte, nach dieser Seite hin. Dann gab er uns ein Zeichen unsern Weg fortzusetzen, spornte sein Pferd kräftig an und einige Minuten später ritten wir in die Straßen des Dorfes ein, wo mein neues Besitzthum gelegen war.

Das Haus, welches mir Don Tadeo überlassen hatte — denn der Licentiat hatte nach der Clausel, deren man sich erinnern wird, für sich selber Besitz davon genommen — war an dem äußersten Ende des Dorfes gelegen. Zahlreiche Gruppen von Einwohnern, die an den Spenden, welche solche Besitzergreifungen begleiten, Theil nehmen wollten, hatten sich vor dem Hause versammelt und halfen uns dasselbe erkennen. Es war ein kleines Gebäude von ziemlich traurigem Ansehen, mit einem Vordache und Pilastern von Backsteinen. Zahlreiche Risse durchfurchten die Mauern und zeigten die gebietende Nothwendigkeit einer völligen Ausbesserung an. Hinter dem Hause dehnte sich zwischen vier bemoosten Mauern, die von Unkraut überwuchert waren, ein kleiner ganz verwilderter Garten aus. Der Hüter, welchen der Licentiat in das Haus gesetzt hatte, öffnete uns die Thüre. Ihr seyd in eurem Eigenthum, sagte er mir. Wir traten ein; das Innere des Hauses war noch zerfallener als das Aeußere. Die Decken waren geborsten, die ausgetretenen Stufen der Treppen knarrten kläglich unter den Füßen, und der Garten war ein undurchdringliches Gewirre von Hauswurz, Nesseln und Disteln, aus denen einige Fruchtbäume von sehr schwächlichem Wuchse hervorragten. Indeß konnte alles zusammen, diese zerfallene Hütte und das wüste Gelände, der Summe gleichkommen, die mir Peralta schuldete, und das genügte mir umsomehr, als man sich mit einem Schuldner von der Gattung des Don Dyonisio nicht allzu anspruchsvoll zeigen durfte.

(Schluß folgt.)

Via Mala.

Der Holzschlag.

Holz und Kräuter sind der Reichthum der Alpen, aber die Kühe können nicht auf alle Waiden gelangen: sie müssen die wilderen der abenteuernden Ziege und dem nomadischen Mäher überlassen, der an den schroffsten Abhängen über unermeßlichen Untiefen seine Kräuter sammelt. Auch die Wälder sind häufig schwer zugänglich und der Holzschlag kann nur mit großer Anstrengung und Gefahr vorgenommen werden. Bisweilen von der Abdachung der Berge begünstigt, welche das Thal schließen, wirft der Holzhacker, nachdem er die Scheite bis an den Felsenrand gezogen, sie mit einem Stoße in die Ebene. Dieses Verfahren genügt bei dem Brennholze, das zerbrechen darf.

Wenn der Ort, an welchem das Holz verbraucht werden soll, entfernt ist, so nimmt es bisweilen ein Sturzbach oder ein Strom, der unten vorüberfließt, auf, und führt es nach dem nächsten Dorfe, wo man die Flöße daraus bildet, welche das Erzeugniß der Alpen in ferne Lande tragen.

Anderwärts erlauben die Bergabhänge den Holzschlägern das Holz selbst nach dem Thale zu ziehen, oder es an Stricken herabgleiten zu lassen, wo man weder mit Pferden, noch mit Wagen hinkommen kann.

Wenn die Umgebung keinen zugänglichen Abhang zeigt, wenn in der Tiefe eines Abgrundes, wie auf unserem Bilde, der Sturzbach schäumt und durch die Schluchten stürmt, in denen sich das Holz festrennen würde, so muß man auf andere Mittel sinnen, um die Schätze der Alpenfelsen auszubeuten. Die Holzhacker steigen an einem steilen Abhang hinauf und errichten, wenn sie an Ort und Stelle angekommen sind, einen Mechanismus, von welchem unser Bild eine klare Anschauung gibt. Auf jeder Seite des Abhanges befestigt man einen Flaschenzug, zwischen welchem ein starkes Seil läuft: an diesem rollt das Holz über dem Abgrunde hin und kommt an dem Orte an, wo die Wagen halten.

Digitized by Google

Wir ſind hier mitten in der Via Mala, im Canton Graubünden. Meiſt werden Kohlen an dieſer großen mechaniſchen Vorrichtung hinabgelaſſen, indeſſen auch häufig Bau- und Brennholz. Die beiden Endpunkte ſind 900 Fuß von einander entfernt.

In der Tiefe dieſes furchtbaren Abgrundes, zwiſchen dem Schamſer- und Domleſchgerthale ſtürzt ſich der Hinterrhein hinab. Die Via Mala, welche ihren Namen von den großen Unglücksfällen trägt, die durch Lawinen und Felſenſtürze veranlaßt wurden, iſt ſeit dem Jahre 1470 ange-

Der Holzſchlag in der Via Mala.

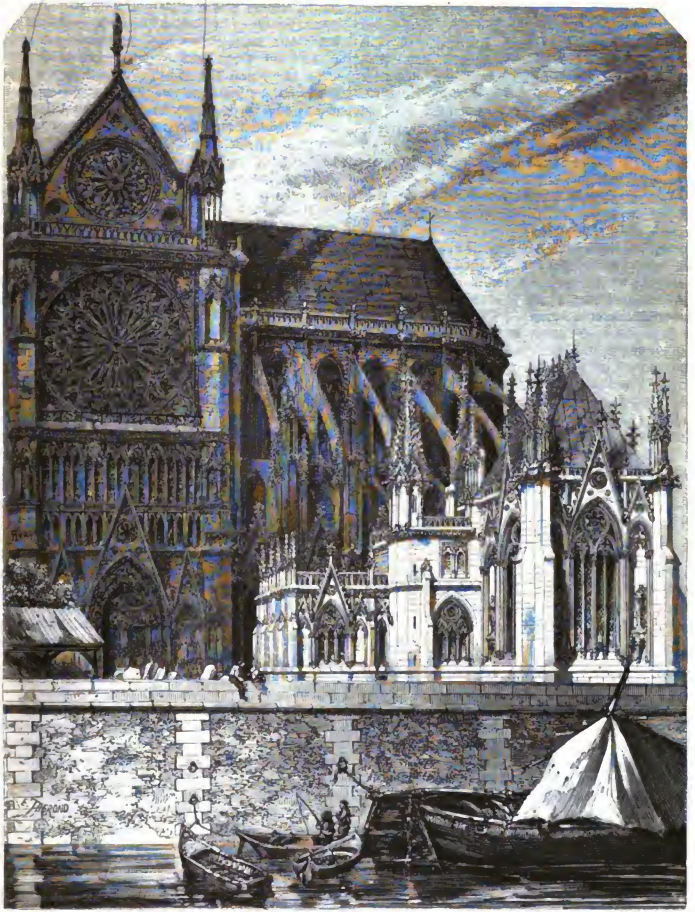
legt. Später ſchlug man Brücken über den Abgrund und wer ſie paſſirt, wird dem kühnen Architekten Chriſtian Wildener ſeine Achtung nicht verſagen. Die Tiefe unter der großen Brücke beträgt 500 Fuß.

Kommt man aus den Engpäſſen heraus nach Ander, ſo iſt man angenehm überraſcht, wenn man die hübſchen, von grünen Wieſen umgebenen Häuſer ſieht und ſich in einem ausgezeichneten Wirthshauſe erquicken kann. — Graubünden iſt einer der wenigſt beſuchten Theile der Schweiz und verdient es doch weit mehr, als manche andere. Keine Alpengegend bietet ſolche Contraſte, eine ſolche Kette lachender und wilder Scenen.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Zu haben bei Lawson & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Notre-Dame von Paris.



Seit mehreren Jahren ist man bemüht, was Zeit und Menschen an einem der ältesten und berühmtesten Bauwerke Frankreichs zu Schaden gebracht, wieder herzustellen. Man sucht die Solidität der einzelnen Theile des Monumentes, die nicht länger der zerstörenden Macht der Zeit blosgestellt werden durften, zu befestigen; man gibt den zerfressenen oder verstümmelten Ornamenten ihre ursprüngliche Gestalt wieder; von der Krypta bis zur Thurmkrone hat man der Kirche von Notre-Dame ihre frühere Schönheit und Stärke verliehen; man hat sie verjüngt. Unter der Leitung der mit der mittelalterlichen Baukunst innigst vertrauten Architekten Viollet-Leduc und Lassus ist das

Digitized by Google

herrliche Denkmal einer großen Zeit in seiner alten Pracht wiederhergestellt. Man hat sich jedoch nicht auf Reparaturen beschränkt: man fügte dem Monumente ein kleines neues Gebäude im alten Style, eine Sacristei mit den Formen des dreizehnten Jahrhunderts an. Für sich betrachtet, ist dieser Bau ein kleines Meisterwerk, er trägt alle Elemente eines Monumentes der höchsten Bedeutung in sich. Man findet im Innern ein Kloster, kleinere, mittlere und große Säle. Auf dieser Seite hat das Gebäude nur ein Stockwerk, sonst zwei, wodurch Dächer aller Art und Höhe von den Terassendächern bis zu den Spitzdächern mit Zinnen, Pyramiden und Strebemauern, entstehen. Die Wahl des Materials, die Verwendung desselben, die Vollendung der Bildhauerarbeiten, alles verleiht dieser Sacristei einen sehr hohen Werth. Welche Studien und Kenntnisse der Entwurf voraussetzte, läßt sich kaum bestimmen: die Ausführung erforderte jedoch mehr als eine Million Franken. Indessen bleibt die Würdigung des Baues immer nur den Kennern vorbehalten: aber diese sind beinahe einstimmig im Lobe der Architekten, die den Styl des dreizehnten Jahrhunderts bis ins kleinste Detail auf ihr Werk überzutragen wußten, und wirklich verbindet sich die Sacristei so harmonisch mit dem Hauptgebäude, daß sie wie ein Kind erscheint, das an der Brust der Mutter liegt. Man hat nur die Einwendung gemacht, daß die gothischen Sacristeien gewöhnlich nicht mit einem solchen Aufwand von Kunst und Material gebaut seien, daß sich unsre Vorväter mit einfacheren Bauten begnügten und an ihren schönsten Cathedralen die Sacristeien nur viereckige Fenster gehabt und dergleichen. Doch ist das Werk so schön und gelungen, daß wir nicht daran mäckeln, sondern uns des herrlichen Baues freuen wollen, der der berühmten Notre-Dame von Paris einen neuen Schmuck verleiht.

Don Tadeo Cristobal.

Scenen aus dem mexicanischen Leben

von Gabriel Ferry.

(Schluß.)

Nachdem wir das Erdgeschoß und den Garten gesehen hatten, stiegen wir in das erste Stockwerk hinauf. Das Gemach, in welches wir zuerst eintraten, schien der Salon zu sein, und war, nach dem Modergeruche zu schließen, der daraus hervordrang, in langen Jahren nicht aufgethan worden. Wir beeilten uns, Luft und Licht in diesen öden Raum eindringen zu lassen, den fest verschlossene Laden völlig finster machten. Lange Spinngewebe hingen von der Decke nieder, so zahlreich und dicht wie das verdorrte Bartmoos, welches von den Aesten der Cedern von Chapultepec flattert. Kisten und Kasten waren vollkommen leer, nur in Einem lag ein dickes Buch mit altem staubigen Einband, welches der Licentiat, nachdem er es rasch durchblättert hatte, unter seinen Mantel nahm. Unsere Inspection war zu Ende. Rufe Zeugen, sagte Don Tadeo zu Pepito, den wir bei diesem feierlichen Anlasse als Festordner aufgestellt hatten. Der Lepero, majestätisch in seine blaue Manga drapirt, ging sogleich nach dem Fenster, und hielt eine ebenso kurze als würdige Anrede an die Zuschauer in Lumpen, die unten versammelt waren. Der Erfolg von Pepito's Beredsamkeit übertraf unsere Erwartung, und in wenig Augenblicken war der Hof mit einer weit größern Anzahl von Zeugen angefüllt, als das Gesetz sie fordert. Niemals hatte ich eine so reiche Sammlung von Galgengesichtern gesehen. Wir gingen von Pepito angeführt in den Hof hinab, und von da, von den Zeugen gefolgt, in den Garten. „Meine Herren Cavaliere, rief Pepito mit schallender Stimme, ihr seyd Zeugen, daß im Namen des Gesetzes der hier anwesende Herr — und Pepito wies auf mich — rechtmäßig Besitz nimmt von diesem Eigenthum. Dios y Libertad." Don Tadeo trat nun seinerseits vor. Auf seine Anweisung riß ich eine Handvoll Gras aus, welches ich über meinen Kopf warf, dann schleuderte ich einen Stein über die Gartenmauer: dieses war der Act der Besitznahme nach der Ausdrucksweise des mexicanischen Gesetzes. Ein allgemeines Hurrah erfolgte alsbald aus dem Munde der Zeugen. Es blieb mir nun nur noch die letzte Förmlichkeit zu erfüllen übrig, welche das Herkommen auferlegt, d. h., eine Spende an die Burschen auszutheilen, welche aus allen Winkeln des Dorfes zusammengelaufen waren, um mich willkommen zu heißen. Dieß war mit einigen Piastern abgemacht, welche die Zeugen, von Pepito angeführt, in der nächsten Schenke zu vertrinken gingen.

Wohlan denn! sagte der Licentiat als wir allein waren, da seyd ihr nun endlich in Besitz eures Guthabens gelangt. Was haltet ihr von meinem Verfahren förmige Gläubiger fügsam zu machen?

Ich denke, Don Tadeo, daß ihr da ein sehr gefährliches Spiel spielt, und wenn ich euch einen Rath geben dürfte, so wäre es, so bald als möglich diesem Berufe eines Vergelters des Unrechts zu entsagen, worin der Verlust früher oder später den Gewinn übersteigen muß.

Ihr seht indeß, daß ich Glück genug in meinen Unternehmungen habe. Wie dem auch sein mag, so möchte ich doch, im Falle daß irgend ein Degenstoß vor der Zeit mir in die Quere käme, euch ein bleibendes Andenken an mich geben. Hier ist ein Buch, welches nicht in dem Inventar dieses Hauses läuft. Das Werk ist alt und hat seinen Werth.

Ich danke euch, sagte ich dem Licentiaten, indem ich den staubigen Band in Empfang nahm; mehr als dieses Buch wird die Erzählung, welche ich auf der Azotea des Hauses im Callejon del Arco gehört habe, mich an euch erinnern. Man vergißt nicht so leicht derartige Mittheilungen, und es ist ein seltsames Glück einem solchen Roman, wie dem eurigen, statt einer Rathstheilung zu begegnen.

Die Stunde nach Merico zurückzukehren, war endlich gekommen. Ohne Pepito abzuwarten, dessen Tagewerk sich wahrscheinlich in der Schenke beendigte, spornten wir unsere Pferde querfeld ein. Die Hitze war noch erstickender als beim Ausreiten. Wir gelangten bald in die Nähe der Hügel, welche Pepito dem Licentiaten gezeigt hatte. Die Schaar der Geier über den Felsen schien sich vermehrt zu haben, und ein Leichengeruch kam uns mit den Staubwirbeln des Windes entgegen. Der Licentiat hielt rasch sein Pferd an.

Wenn ihr neugierig seyd, bis zum letzten Blatte den Roman zu lesen, dessen ihr so eben erwähntet, so schlage ich euch vor nach jenen Hügeln zu gehen. Aber ich fürchte, ihr habt etwas schwache Nerven.

Und welches Schauspiel würde uns dort erwarten?

Es liegt dort eine Leiche, und ihr seht, wie in diesem Augenblick die Geier sich daran ersättigen. Einer der drei Elenden, welche ich beauftragt hatte, euren Schuldner zu verfolgen, hat für alle andern bezahlt. Gott ist gerecht. Der Mann, welcher unter Peralta's Dolche fiel, ist der

Digitized by Google

Mörder, der in meiner Geschichte spielt. Der Roman ist nun vollständig; was haltet ihr davon?

Ganz gewiß, der Anblick der Leiche, welche diese Geier zerfleischen, würde den Eindruck nicht verstärken, den mir eure Erzählung zurückgelassen hat.

Vorwärts! ich sehe, daß ich eure Nerven schonen muß, antwortete der Licentiat, indem er seinem Pferde die Sporen gab. Kehren wir nach Merico zurück.

Wir trennten uns auf der Plaza Major und versprachen uns wieder zu sehen, aber das Schicksal fügte es anders, und wenige Wochen nach meiner Besitznahme des Hauses, welches Peralta cedirt hatte, mußte ich Merico verlassen, um durch Städte und Einöden die weite Fahrt zu beginnen, wovon ich in diesen Blättern noch einige Episoden erzählen werde. Bei meiner Rückkehr nach Merico war die Spielhölle im Callejon geschlossen und der Evangelist, Tio Lucas, welchen ich um Nachrichten von dem Licentiaten fragte, sagte mir, daß er nach Spanien zurückgekehrt sei. Seit jener Zeit bemühte ich mich vergebens neue Erkundigungen über Don Tadeo einzuziehen, und das letzte Erinnerungszeichen, welches mir von diesem seltsamen Menschen geblieben, ist die Handschrift des Alonso Urbano, die gegenwärtig auf der großen Bibliothek zu Paris aufbewahrt wird.

Eine holländische Geschichte.

„Immer die gleichen Nadelstiche nach dem Tiktak der einförmigen Pendeluhr," sagte das Mädchen und gähnte.

Der Blick, den die Mutter ihr zuwarf, hatte die gewünschte Wirkung, denn Lisbeth machte eine leichte Bewegung mit der Schulter, ihre Wimper senkte sich und ihre Nadel ging rascher aus und ein.

„Der Hund schläft, meine Mutter näht, der Vater raucht und liest seine ewige Zeitung; und morgen? liest der Vater wieder und raucht, die Mutter näht, der Hund schläft, und ich arbeite mit der Nadel."

Lisbeth, die ganz in diesen Gedanken versunken war, zog so stark an, daß der feinste Faden, der dick und doch elastisch ist, abriß. Der unruhige Blick richtete sich wieder auf sie und ohne ein Wort zu sagen, legte die Mutter einen Knäul auf den Schooß der Tochter.

Der Tiktak des Pendels ging ruhig fort; die Nadel lief mit leisem Geräusch über die Leinwand und der rebellische Gedanke Lisbeth's wagte nur leise vor sich hin zu flüstern.

„Wenn Franz da wäre, würde sich wenigstens sein Stuhl bewegen; auch seine Zunge; er würde diese Todtenstille unterbrechen. Franz hat eine wohlklingende Stimme! Wie lachte er neulich, als er meine beiden Augen mit den Händen bedeckte und mich rathen ließ, wer hinter mir stünde! Ich hatte ihn wohl kommen hören, aber nicht um ein Königreich würd' ich zugestanden haben, daß ich ihn erkannt. Er lacht so heiter . . Was kracht auf dem Fußboden? . . . . Wer hat den Fauteuil bewegt? . . . ."

„Was hat denn Lisbeth?" fragte der Vater; „das ist eine ewige Unruhe! Sie macht allein mehr Lärm, als eine Legion von Hamstern im Korn."

„Minette ist's nur, die mit der Alten spielt, mein Lieber!" versetzte Frau Vanbroken.

„Geben Sie Acht, Frau Vanbroken, geben Sie wohl Acht! Der Kopf Ihrer Tochter bewegt sich leichter, als eine Wetterfahne zwischen Nord- und Südwind."

Die Stimme hatte einen strengeren Ton, als die Worte. Die Augen der beiden Frauen senkten sich auf ihr Nähzeug. Die Finger nahmen ihre mechanische Bewegung wieder auf und die beiden Blätter der Harlemer Zeitung, welche langsam umgedreht wurden, begleiteten mit ihrem Geknitter den Tiktak der Uhr, das leichte Geräusch der spinnenden Katzen und das Schnarchen des Hundes.

„Die sieben Tage der Woche sehen sich alle so ähnlich, wie die sieben Teller, die den Speiseschrank schmücken? Ich muß mich wohl an diese Art von Bewegung gewöhnen, die einzig und allein in der traurigen Nähterei besteht: die Stunden sind sich so langweilig gleich, wie die Knöpfe an Vaters farblosen Rock. . . . ."

Man öffnete das Fenster, um einen Lichtstrahl einzulassen: der holde Mai sandte seine herrlichen Düfte herein, die der Wind, der die Hyacinthen geküßt, auf seinen Flügeln trug.

„Ach!" dachte Lisbeth, „wenn Franz da wäre oder der Vater ausginge. Es ist seine Stunde. Aber die verwünschte Zeitung ist heute, glaube ich, länger denn gewöhnlich. . . . Wo ist der, der die Stunden so vortrefflich zu verscheuchen weiß? Wo ist der, der die Lieder so lustig pfeift, wie ein Staar?" Sie stieß einen Seufzer aus; der Hammer der Glocke schlug vier; sie zitterte lebhaft.

„Wahrhaftig," sagte Herr Vanbroken, „man kann doch nicht mal zu Hause seine Ruhe haben. Ich sagte es Ihnen schon oft, Madame Vanbroken, daß die jungen Mädchen bescheiden und stille seyn müssen. Die Frau kann nie ruhig und sanft genug in all' ihren Bewegungen sein. Das hätte Sie die Bibel, die Sie so häufig lesen, längst lehren sollen."

Und Herr Vanbroken legte die Zeitung feierlich zusammen, steckte sie mit wichtiger Miene in die Tasche, stellte seine Pfeife in die Ecke des Armoirs, die sie seit dreißig Jahren bewohnte, nahm seinen Stock, warf einen unzufriedenen Blick auf seine Tochter und seine Frauen entfernten sich noch mehr von seinen Augen, während sein kalter Blick auf seine Frau fiel. Einen Augenblick später hörte man seinen leisen und gleichmäßigen Tritt auf der hölzernen Treppe.

„Endlich!" . . . . hätte Lisbeth beinahe gerufen.

Sie warf die Leinwand, an der sie nähte, weg, kniete auf den Schemel zu den Füßen ihrer Mutter nieder und überhäufte sie mit Liebkosungen.

„Seien Sie nicht so ernst, Mama, liebe Mama! lassen Sie Ihre arme Lisbeth wieder mal ausathmen. Bedenken Sie nur, daß ich jung bin; alles, was jung ist, spielt, lacht, springt, tanzt und belustigt sich, nur Lisbeth lebt, als wäre sie die Großmutter von Methusalem."

Die Mutter ließ ihre Hand auf die Schulter ihrer Tochter sinken und seufzte.

„Weßhalb so traurig seufzen, liebe Mutter!" sagte Lisbeth. „Warum? Ihre Lisbeth, ist nicht schlechter, als ein anderes Mädchen. Wäre sie besser, wenn sie wie eine Nürnberger Puppe durch eine Springfeder sich bewegte und lebte. Ich muß mich bewegen, muß mich freuen, muß singen und lachen, springen und leben! Kurz ich muß in eine andere Luft!"

„Mußt und verlassen!" murmelte ihre Mutter sinnend.

„Nein, liebe Mutter nein! Aber sehen Sie, nur in unsrer kleinen Stadt tragen Hände und Füße beständig Fesseln. Wenn der Wunsch sich Bewegung zu machen auf Deinen Sohlen brennt, so mußt Du dem Fuße Halt gebieten; Deinen Athem an Dich halten, wenn Dir ein Lied in

Digitized by Google

der Kehle steckt, Deine Lippen schließen, wenn das Lachen, das Du draußen hörst, Dich sie zu öffnen zwingt; Deine Augen senken, wenn heitere Gesichter oder lustige Gespräche Deine Theilnahme wecken. Die Wachsfiguren, die man einmal im Jahre auf unsrem großen Leinwandmarkte zeigt, könnten ganz gut meinen Platz einnehmen, eine so würdige Tochter der methodischen Stadt Heerenveen bin ich. Fragen Sie nur Franz!"

„Das ist das große Wort. Franz! Er ist's, der Dich hassen macht, was Dir ehemals gefiel; und Du willst, daß ich ihn liebe."

„Ich versichere Sie, daß ich nur soviel Freiheit will, als das Huhn in seinem Korbe. Nicht mehr, ja noch weniger. Das Huhn streckt doch seinen Kopf so oft hinaus und herein, als es mag; es stampft wenigstens so oft mit seinen Füßen, als ihm beliebt, während Ihre Lissel .... O! falten Sie die Stirne nicht; grämen Sie sich nicht, daß Ihr Kind mehr Luft nöthig hat, als Ihre Hyacinthen."

„Dieser Franz mit seinem trotzigen kecken Gesichte, seinen schweigenden Händen, seiner schwarzen wetterharten Haut und seinen Späßen aus allen Länder."

„Mutter, Mutter, sprechen Sie nicht schlecht von ihm: was er sagt, öffnet uns die weite Welt. Seit ich ihn sprechen hörte, denke ich; ich hatte vorher nur Kindereien im Kopfe; jetzt denke ich an die furchtbaren Stürme der Südersee, an das Mars Diep, auf dem er beinahe umgekommen. Wäh-

Eine holländische Familie.

rend meine Nadel über die Leinwand hinwandert, male ich mir all' die schönen Gegenden aus, die er vom Thurm des Rathhauses zu Amsterdam gesehen; oder lasse ich all' die schönen Bilder der Herzoge von Geldern und die glänzenden Galerien ihrer Paläste an meinem Blicke vorüberziehen. Ich schlafe nicht mehr ein, wenn ich in unserer gradlinigen Capelle die Gesangbuchslieder näseln höre; ich denke an die herrlichen Töne der berühmten Orgel, welche mit ihrem majestätischen Klang die große Kirche des heiligen Michael in Zwoll erfüllt. Wenn ich je nach Nymwegen käme, würde ich sicher das Belvedere im Kalverbosch erkennen, so oft sah ich es in meinen Träumen. Und das verdanke ich Alles Franz!"

„Ja, Du verdankst ihm Deinen Widerwillen gegen Alles, was Dich umgibt, den Wunsch nach dem, was Dir fern liegt. Kind, das Glück ist, wie die Lüfte — überall; um sie zu athmen, bedarf es jedoch gesunder Lungen, die Brust muß sich ruhig und regelmäßig schwellen. Ein Mädchen aber, das treuer Herzen müde wird, die es geliebt, seit es auf der Welt ist, das sich an Orten langweilt, wo es früher glücklich war, das nur die Fehler derjenigen sieht, die in seiner Umgebung leben, das nur weiß, was ihm fehlt, das wird eines bewegten Lebens ebenso überdrüssig werden, als eines unbewegten, ruhigen. Es wird sich vielleicht inmitten des Lärms nach jener Stille sehnen, die ihm jetzt so abscheulich erscheint; es wird an den behaglichen Kamin zurückdenken, an dem es im Schooße der Liebe saß und von dem es jetzt so gerne entfliehen möchte; aber wenn es wieder kömmt, ist es vielleicht für immer erloschen."

So sprachen Mutter und Tochter lange Zeit mit einander, ohne sich gegenseitig zu überzeugen. Mehrmals erneuerte sich das Gespräch; jedesmal schieden sich die Ansich-

Digitized by Google

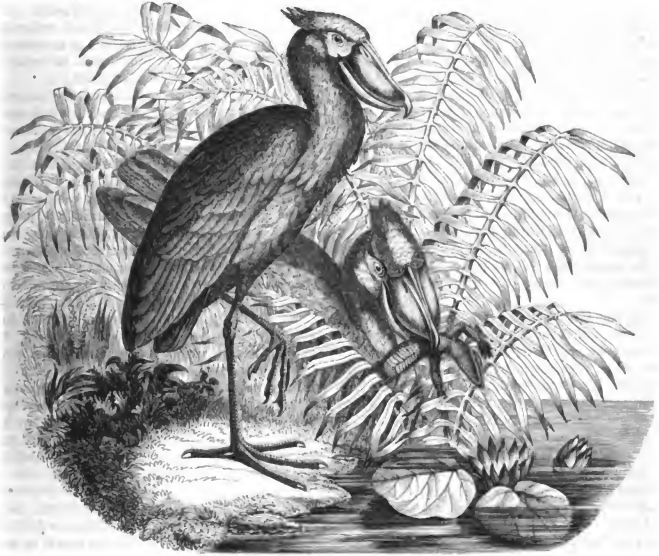
ten ſtrenger; der Geſchmack an der Veränderung und der an der Ruhe kämpften mit einander ohne andern Erfolg, als daß die Anſichten nur noch feſtere Wurzel faßten.

Der Tag der Trennung kam. Wie viele Thränen floſſen von beiden Seiten? Aber das Schickſal war unvermeidlich. Lisbeth war die Frau des Capitäns des hübſchen Logger Yſſel geworden und begab ſich nach dem kleinen Hafen Staverne, wo das Schiff nur noch ihrer harrte, um in See zu ſtechen.

Franz hatte in all' ſeinen Unternehmungen Glück und Lisbeths Beſitz zählte er gewiß nicht zum unbedeutendſten. Der Kiel der Yſſel trug den ſchönſten Torf der reichen Gruben der Umgegend von Heerenveen und brachte die feinen Faden und ſchönen Gewebe Frieslands zurück. Der glückliche Franz hatte durch ſeine Heirath über die Einſprache des Herrn und der Frau Vanbroken den Sieg davon getragen. Seit lange war ihre einzige Tochter dem Sohne eines Nachbars beſtimmt: der junge Mann wollte ſich, nach ſeiner Rückkehr aus Sumatra, wo er einen Oheim beerbte, in ſeinem Geburtsort niederlaſſen; als er jedoch nach Heerenveen zurückkam, war Alles abgemacht. Lisbeth hatte über ihr Schickſal entſchieden und das väterliche Haus verlaſſen.

(Schluß folgt.)

Der Baläniceps rer.



Dieſer Vogel, der auf der Weſtſeite Afrikas von dem engliſchen Orinthologen Gould entdeckt wurde, gleicht in vielen Beziehungen einem Vogel Südamerikas, der zu der Familie der Kahnſchnäbler gehört und unter dem Namen Löffelreiher (Cancroma Linn.) bekannt iſt.

Der Schluß des Schnabels und die Form der Füße erinnert an einen Vogel, der heutzutage nicht mehr exiſtirt, den Dodo, ein Thier von welchem man nur noch einen foſſilen Kopf und Fuß beſitzt.

Der Schnabel des Baläniceps (balaena-Wallfiſch) hat die Form eines Löffel und iſt ſehr groß: das Männchen hat ihn gelb, das Weibchen rothbraun. Die convere Spitze, die ſich oben zurundet und in einem Haken ſchließt, iſt bräunlich und hängt über den gelben Schnabel herab; die Naſenlöcher ſind lang. Die Mitte des untern Kiefers iſt häutig. Die Ringe um die Augen ſind gelblich, die Augen ſelbſt von klarem Braungrau. Die Beine ſind lang und mit feinen Schaalen bedeckt.

Die Hauptfarbe des Vogels iſt beinahe die des Löffelreiherd, das heißt dunkelgrau auf dem Rücken und an den Füßen, blaßgrau am Bauche. Die Federn des Hinterkopfs ſind verlängert und bilden eine Art Haube. Der Wuchs des Vogels ſcheint der des amerikaniſchen Zabira zu ſein. Nach einer Zeichnung von Gould iſt er ungefähr vier Fuß hoch. Seine Lebensweiſe kennt man noch nicht. Bis jetzt hat man nur ein Exemplar, das Gould nach England gebracht. Man nimmt an, daß der Baläniceps rer in den Einöden von Afrika wohnt, wo er von Molusken, Fiſchen und Reptilien lebt, die er mit ſeinem Schnabel geſchickt aus dem Waſſer zu holen weiß.

Digitized by Google

Der Arsenik.

Von A. W. Grube.

Arsenik, das fürchterliche Gift! Es überkommt Jeden ein unwillkührliches Schaudern, wenn er nur den Namen hört. Und wirklich gibt es auch im ganzen Mineralreiche kein stärkeres Gift als den Arsenik, der alles Leben, das thierische wie das menschliche in der Wurzel angreift und zerstört. Kein anderes Gift ist auch so oft angewandt worden, nicht blos um Mäuse und Ratten zu vertilgen, sondern leider! um Menschen auf eine feinere Weise zu morden. Ist ein Mensch durch Arsenik vergiftet, so ist er in der Regel unrettbar verloren, und nur Ein Mittel gibt es die Kraft des furchtbaren Giftes zu bannen, das ist Eisenoxyd-Hydrat, nämlich eine Verbindung von Eisen, das durch Sauerstoff verkalkt ist, mit Wasser. Diese Verbindung zieht den Arsenik schnell an und macht ihn unschädlich. Aber wer hat das Mittel so schnell zur Hand, als es nöthig wäre?

Die Arsenikvergiftung kündigt sich durch trockene Zunge und heftigen Durst, dann durch Erbrechen und Leibschneiden an, das immer heftiger und krampfhafter wird und nur mit dem Tode endigt. Der durch Arsenik vergiftete Körper geht bald in Fäulniß über und läuft gewaltig auf; es zeigen sich an dem Leichnam schwarze, grüne und gelbe Flecken, die Nägel sind blau, und in den Eingeweiden findet man oft Löcher und Brandflecken. Der Geruch ist unerträglich. Die Wirkung des Giftes ist so stark, daß selbst Mäuse und Ratten, die man durch Arsenik getödtet hatte, wieder Menschen vergiftet haben, indem sie von Durst gequält einen Theil des genommenen Pulvers wieder in die Milch oder das Wasser spieen, durch das sie ihren Durst löschen wollten.

Und dennoch, so gefährlich auch der Arsenik dem Menschen werden kann und schon geworden ist, so kann er auf der andern Seite dem Menschengeschlecht doch wohlthätig werden, wenn er mit kluger Vorsicht gebraucht und angewandt wird. Mit dem Arsenik hat der gütige Schöpfer uns ein zweischneidiges Schwert in die Hände gegeben. Daß wir uns nicht damit verwunden, dazu gab er uns den vernünftigen Geist, und daß wir Andern nicht damit schaden, dazu pflanzte er die Liebe uns in's Herz; nur dann, wenn diese gewichen ist, wird der Arsenik das dem Menschen verderbliche Gift.

Der Arsenik wird von einem Metalle gewonnen, welches Arsen heißt. Die Natur hat hier und da, z. B. im Harz zu Andreasberg, dieses Metall ganz gediegen dargestellt, und da erscheint es unter dem Namen Fliegenstein oder Fliegengift in blättriger Gestalt, von schwärzlichgrauer oder bläulichweißer, dem Blei ähnlicher glänzender Farbe, die sich aber an der Luft geschwind verändert und ins Gelbliche oder Schwarze übergeht. Besteht das gediegene Arsen aus regelmäßig geschichteten Scheiben, die gleich den Häuten einer Zwiebel übereinander liegen, so nennt man es Scherbenkoball. Dieser gleicht in der Farbe dem Fliegenstein, gibt aber, wenn man darauf schlägt, einen metallenen Klang, ist schwer und hart, läßt sich aber doch schneiden, wie Blei.

Dieses Arsen nun entwickelt, wenn es bei Luftzutritt erhitzt wird, weiße, stark nach Knoblauch riechende Dämpfe, die sich als feines Pulver ansammeln lassen, welches eben das Giftmehl bildet, das wir Arsenik nennen. Der Arsenik ist also die arsenige Säure, d. h. Arsen mit Sauerstoff verbunden. Die arsenige Säure wird besonders beim Rösten der Zinn- und Kobalterze gewonnen; manche Kobalterze enthalten sehr viel Arsenik. Man zerstampft solche Erze, bringt sie dann in einen Röstofen, der Arsenik entweicht in Dämpfen, und der mit Arsenikdämpfen beladene Luftstrom wird durch einen langen Kanal oder „Giftfang“ geleitet, worin sich der größte Theil des Arseniks absetzt; da es nicht fehlen kann, daß bei dieser Operation die armen Arbeiter auch etwas von den Arsenikdämpfen einathmen müssen, so stechen diese Leute bald hin, und erreichen selten ein hohes Alter. Uebrigens ist man jetzt immer mehr darauf bedacht, die Arsenikdämpfe abzuschließen und für die Arbeiter unschädlich zu machen.

Das Arsenikmehl kommt aber noch nicht in den Handel, theils weil es noch unrein ist, theils weil der Transport und Verkauf eines so sehr giftigen Stoffes in Form eines staubigen Pulvers zu gefährlich sein würde. Es wird daher in eisernen Cylindern noch einmal verdampft und niedergeschlagen (sublimirt), wodurch es gereinigt und in eine feste glasigte Masse verwandelt wird, die anfangs ganz durchsichtig ist und dem Porzellan gleicht.

Nun höre, warum man sich um die Gewinnung des Arseniks so sehr bemüht, und warum er ein wichtiger Handelsartikel geworden ist. Der Arsenik ist vor Allem in der Hand des geschickten Arztes ein wichtiges Heilmittel, namentlich bei Krebsschäden. Wenn du den vielen in der Apotheke bereiteten Arzneien, die schon manches Menschenleben gerettet haben, nachfragen wolltest, so würde man dir fast lauter Gifte nennen. So ist das Quecksilber ein giftiges Metall, dessen Dämpfe auch sehr schädlich sind und den Speichelfluß veranlassen, aber sein Oxyd ist eine wohlthätige Augensalbe, und seine Verbindung mit Chlor, die man Kalomel nennt, eine der wichtigsten Arzneien. Und wie Quecksilber und Schwefel eine der schönsten rothen Farben, Zinober, wenn sie innig sich verbinden, so ist es auch mit dem Arsenik ein ganz ähnlicher Fall. Auch der Arsenik ist ein großer Freund des Schwefels, und findet sich schon in der Natur mit ihm verbunden. Da erscheint er denn entweder in schönem gelben Kleide, Auripigment oder Operment genannt, oder in noch schönerem rothen, als Rubinschwefel oder Realgar. Die Alten kannten von dem Arsenik noch nichts als das Auripigment, das freilich auch schon giftig genug ist. Es ist halb durchscheinend und von Demantglanz, und spielt vom Orange oder Honiggelb ins Grüne. Häufiger wird jedoch der Rubinschwefel (vorzugsweise Rauschgelb genannt) angewandt, und künstlich gewonnen durch Zusammenschmelzen von Schwefel und Arsen. Nicht blos als rothe Farbe prangt er in manchem Wandgemälde, sondern er leuchtet auch im schönen bengalischen Weißfeuer. Hast du Lust, ein bengalisches Freudenfeuer anzuzünden, so nimm 24 Gewichtstheil Salpeter, 2 Theile Schwefel und 7 Theile Rubinschwefel.

Doch nicht blos der Maler und der Feuerwerker wissen den Arsenik zu gebrauchen, auch der Kattundrucker zieht seinen Nutzen davon. Wird die Arsenikſäure mit Kali verbunden, so entsteht ein saures Salz, durch welches man die Farbe abhält, um sie für spätere Zeit anzuwenden. Man reservirt sich offene Stellen, indem man das arsenikſaure Kali darauf bringt, so daß die Beize dieselben nicht berührt, und sie dann also auch nicht mitgefärbt werden. Zu dem Ende macht man eine Lösung des Salzes mit Gummiwasser und Pfeifenthon zu einem dünnen Brei, und drückt diesen auf die Stellen, die vor der Beitze geschützt werden sollen. Die Drucker nennen darum das arsenikſaure Kali die Reservage.

Du hast dich wohl schon über die reine Weiße und Durchsichtigkeit manches Krystallglases gefreut, aber wohl nicht daran gedacht, daß Arsenik darin steckt, der alles Farbige verschluckt hat. In der Glasmasse gebunden ist er nicht mehr schädlich, wohl aber offenbart sich seine bösartige Natur noch hinlänglich im Scheel'schen und im Schweinfurter Grün, einem Doppelsalze von arsenikfaurem und essigfaurem Kupferoxyd. Man überzieht mit diesen Farben oft die Stubenwände, wenn aber das Grün nicht mit einem guten Bindemittel aufgetragen wird, so löst es sich leicht ab, und wird als feiner Staub eingeathmet. Der Chemiker Döbereiner erzählt folgenden Fall: Ein jetzt regierender Fürst wurde während seines längeren Aufenthaltes in einer fremden Stadt kränkelnd, und die Symptome der Krankheit waren denen, die bei Vergiftungen mit arseniker Säure sich einstellen, so ähnlich, daß man an eine Vergiftung glaubte, obgleich man bei keinem Nahrungsmittel oder Getränk, Spuren von Arsen auffinden konnte. Der Fürst wurde immer leidender. Man fragte den Vater des Dr. Döbereiner um Rath, und bei dessen Nachforschungen theilte man ihm mit, daß es in dem Wohnzimmer des Fürsten ungemein stäube, so daß täglich die Möbeln mehrmals abgewischt werden müßten: der Arzt wurde dadurch veranlaßt, eine Menge des Staubes sich sammeln zu lassen, und als er ihn chemisch untersuchte, fand sich alsbald die Gegenwart des Arsens. Nun ward das Zimmer untersucht, das sich unter einem Getraideboden befand, und von den Erschütterungen desselben zu leiden hatte. Der Anstrich bestand in einem schlecht aufgetragenen Schweinfurter Grün, das sich durch den Borstwisch ganz leicht abfegen ließ. Nun war der Grund der Vergiftung erkannt, die Krankheit aber wurde durch geeignete Mittel, unter denen Wohnungsveränderung das erste war, glücklich beseitigt.

Weil die Arsenikfarben so gefährlich sind, sucht man sie jetzt durch andere Metallkalke zu ersetzen, und beschränkt ihre Anwendung. Das Gefährliche des eigentlichen Arseniks ist aber, daß er wegen seines äußeren Ansehens so leicht mit anderen Stoffen, mit Zucker, Mehl, gereinigtem Weinstein ꝛc. verwechselt wird, und in seiner wässerigen Lösung so rein und unschuldig ausschaut wie Wasser. Das Fliegenwasser ist nichts anderes als Wasser, worin Arsenik gekocht wurde; es ist aber polizeilich verboten, und mit Recht. Die Aqua Toffana, deren Bereitung noch immer ein Geheimniß ist, enthält als Hauptbestandtheil jedenfalls Arsenik. Dieses schreckliche Giftwasser soll von einem Weibe, Namens Toffana, die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Neapel lebte, erfunden worden sein. Weder Geruch, noch Geschmack, noch Farbe verräth den bösen Feind, der um so schrecklicher wirkt, weil man mit ziemlicher Gewißheit vorherbestimmen kann, wann das Opfer fallen muß. Papst Clemens XIV., der den Orden der Jesuiten aufhob und dadurch sich viele Feinde machte, soll durch diesen höllischen Trank ermordet sein.

Wenn man die tödliche Kraft des Arsenikgiftes bedenkt, so kommt es einem ganz wunderbar vor, zu hören, daß sich Menschen dazu entschließen konnten, den Arsenik zu essen, um ihre Lebenskraft neu zu beleben und zu stärken. Von solchen Arsenikessern laß dir noch einiges erzählen.

In mehreren Gegenden Niederösterreichs und der Steiermark, besonders in den an Ungarn grenzenden Gebirgsgegenden herrscht, vorzüglich unter den Bauern, die merkwürdige Gewohnheit, Arsenik zu essen. Sie beziehen ihn unter dem Namen „Hedri“ (Hidri, Hidrich, Hüttenrauch) von herumziehenden Kräutersammlern und Hausierern, welche denselben in den ungarischen Glashütten von den Arbeitern kaufen. Auch Viehärzte und Quacksalber haben ihn feil.

Die Giftesser haben bei ihrem Genusse einen doppelten Zweck. Erstens wollen sie sich durch die gefährliche Speise ein gesundes Ansehen, frische Gesichtsfarbe, und einen gewissen Grad von Wohlbeleibtheit geben; denn gerade die jugendlichen Giftesser zeichnen sich durch die blühendste Gesichtsfarbe und ein von Gesundheit strotzendes Aeußere aus. — Die Zahl der Todesfälle in Folge des zu starken Genusses von Arsenik ist nicht so unbedeutend, besonders unter jüngeren Leuten: Jedem Seelsorger in jenen Gegenden, in denen der Mißbrauch des Arsenikessens herrscht, sind öfters Fälle von Vergiftungen vorgekommen, und die Erkundigungen, die Dr. v. Tschudi darüber eingezogen hat, lieferten ihm eigenthümliche Resultate. Sei es aus Furcht vor dem Gesetze, welches den unbefugten Besitz des Arseniks untersagt, oder sei es, daß die Stimme des Gewissens ihnen ihr Unrecht vorwirft, die Giftesser verheimlichen so viel als möglich den Gebrauch dieses gefährlichen Mittels. Meistens ist es nur der Beichtstuhl oder das Todtenbett, welches den Schleier ihres Geheimnisses lüftet.

Der zweite Zweck, den die Giftesser erreichen wollen, ist, wie sie sagen, sich luftiger zu machen, d. h. das Athmen beim Bergsteigen sich zu erleichtern. Bei jedem weiten Wege, wenn sie bergan steigen müssen, nehmen sie ein kleines bröckelchen Arsenik, und lassen es allmählig sich auflösen. Die Wirkung ist überraschend, und mit Leichtigkeit ersteigen sie Höhen, die sie sonst nur mit den größten Athmungsbeschwerden erklimmen würden. Auf diese Erfahrung gestützt, hat Dr. Tschudi in gewissen Fällen von Asthma (Brustbeklemmung) den Arsenik mit dem ausgezeichnetsten Erfolge angewendet.

(Schluß folgt.)

Die kleine Pächterin.

Was verleiht diesen ländlichen Scenen einen so unwiderstehlichen Reiz? Was finden wir an diesen alten, zerrissenen Mauern, an diesen Schindeldächern, an diesen Hafergarben, diesen sich mit den Flügeln schlagenden Hähnen und diesem Esel, der wie ein verkannter Philosoph unter seinem Strohdach steht so Schönes? Worin liegt die Anziehungskraft, die die frische Gestalt der jungen Bäurin, die naive Haltung, die unordentliche Kleidung dieses Kindes für uns hat?

Das Ganze trägt das Gepräge der Wahrheit und des Lebens. In dieser Arbeit des Landlebens erfüllt der Mensch offenbar die Aufgabe, die ihm von Gott gegeben, als ihm die Herrschaft der Erde in die Hand gelegt wurde.

Das Landleben, die Wiege unsres Daseins, ist noch immer die Hoffnung der meisten Menschen; aus den Städten sehnt sich das müde Auge gerne nach der gesunden Arbeit und der leichten Freude des Landes. Wir dürfen darum nicht über die Anziehungskraft solcher Bilder staunen. Die meisten Menschen erblicken darin das Ziel ihrer Wünsche, die Erfüllung ihrer Hoffnungen.

Der Künstler hat hier aus einem Gedichte die einfachste, aber darum doch eine der anziehendsten Scenen gewählt. Ein Kind folgt seiner ältern Schwester, die den

Digitized by Google

Geſchäften des kleinen Pachtgutes obliegt und fragt auf Schritt und Tritt die kluge Lehrerin. Wir glauben, wenn wir das Bild länger betrachten, das Geſpräch der beiden Kleinen zu vernehmen.

„Warum wirfſt Du denn das gute Korn zur Erde?“ fragt der Knabe: „das Korn iſt ſo mühſam zu dreſchen und würde beſſer zu Brod gebacken, als den Küchlein vorgeworfen.“

„Die Küchlein werden größer,“ ſagt das Mädchen, „und jedes wird um ein Stück Silbergeld in der Stadt verkauft. Man muß auf ſpätere Zeiten Bedacht ſein und warten können.“

Das belehrte Kind ſteckt ſeine Hand in den Korb, den das junge Mädchen trägt und gibt dem Geflügel, das ſich um ihn drängt, ſelbſt Futter. Da ſieht es den Eſel und ruft:

„Hanna, warum iſt der Graubart nicht bei den Arbeitern auf dem Felde, um den Karren zu ziehen und das friſche Gras heimzutragen.“

Die kleine Pächterin.

„Der Graubart iſt noch jung, er bedarf der Ruhe, um wieder Kräfte zu ſammeln: man muß immer an die Zukunft denken.“

Das Kind fragt nicht länger und ſtreichelt die langen Ohren des Eſels: aber ſein Blick fällt auf den dicken Franz, der die letzten Garben hereinträgt und er frägt wieder:

„Hanna, warum eilt man denn ſo ſehr mit dem Getreide, das Wetter iſt noch nicht ſehr ſchön geweſen und man könnte das Korn wohl draußen laſſen?“

„Es droht Regen zu kommen, und kluge Leute thun nicht morgen, was ſie heute thun ſollen.“

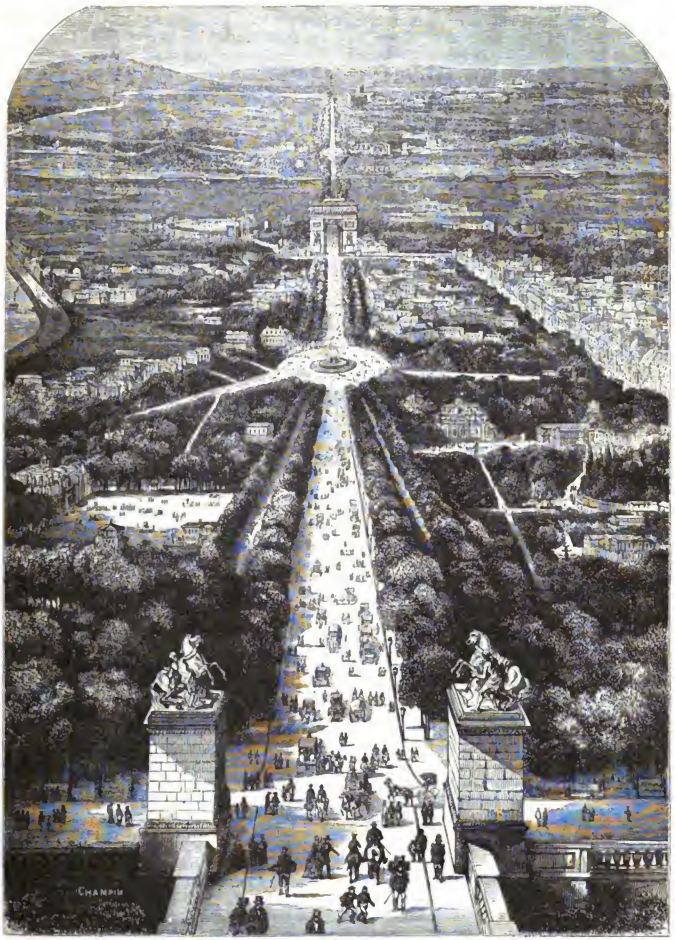
Und der kleine Peter hilft dem Knechte das Getreide hereinſchaffen.

Kindliche Belehrung! wird man ſagen. Wohl möglich! Aber wer von Euch bedürfte nicht ähnlicher Winke, wie das Kind. Ihr mögt ſein, was Ihr wollt, Kaufmann, Künſtler, Handwerker, Staatsmann, denkt an den Rath der kleinen Hanna und ſagt, ob Ihr nicht ſchon gar oft, des Endes vergeſſend, der Geduld ermangelt; ob Ihr mehr die Zukunft als die Gegenwart im Auge gehabt und ob Euch nicht bisweilen der Sturm überraſcht hat.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Filiale von Lawſon & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Die elysäischen Felder.



Die elysäischen Felder waren ehedem ein stilles Wäldchen, wo man Schatten, Ruhe und frische Luft fand, wenn man eine Zuflucht gegen das Geräusch von Paris suchte. Während in der Nähe, am Ufer des Flusses, die Carossen der nobeln Welt, das heißt der reichen Leute und derjenigen die etwas dareinsetzen, ihnen nachzuahmen, die drei Alleen des Cours-la-Reine durchschnitten und die Fußgänger sich zwischen Früchteverkäuferp und Kuchenhändlern umher-

Digitized by Google

trieben; während auf den Boulevards, auf dem Pont-Neuf die Seiltänzer, Possenreißer, Marionetten, Automaten, Charlatane Sänger, Operateure und Spiele aller Art eine neugierige Menge anzogen, ließen sich diejenigen, die die Ruhe vorzogen, unter den schattenreichen Bäumen nieder, um zu plaudern oder zu sinnen, wie es die Weisen der alten Mythe in den glücklichen Feldern der Unterwelt machten.

Wenn ein Franzose des vorigen Jahrhunderts heutzutage die Champs-elysées sähe, er würde große Mühe haben, sie wieder zu erkennen. Welche Veränderung! welches Leben! welches Geräusch! Alle Bewegung hat sich aus dem Cours-la-Reine nach der Mitte der Promenade gezogen: alle Unterhaltungen, alle Sehenswürdigkeiten der Brücken, Quais und Boulevards, alle Spiele haben jetzt die Alleen besetzt. Von zwei bis drei Uhr Nachmittags füllen Cavaliere, Amazonen, Wagen aller Art, von den elegantesten bis zu den gewöhnlichsten, die große Allee, welche von der Place de la Concorde nach der Barrière de l'Etoile führt; die Kugel- und Ballspieler ziehen die größten Kreise von Zuschauern an: die Nacht bricht ein: die Lichter werden von allen Seiten angezündet: Singen und Lachen, ein toller Wirrwarr von Stimmen ertönt rings umher: die Cafés, die Restaurants, die Schauspiele werden geöffnet, beleben sich und zertheilen die Masse. Die Zerstreuung und das Vergnügen mit ihren tausenderlei Abwechslungen haben unter diesen Laubdächern ihren Sitz aufgeschlagen: man kömmt nicht mehr hieher, um sich stillem Träumen zu überlassen oder frische Luft einzuathmen; man kömmt hierher, um sich zu vergessen, sich von des Tages Last und Hitze zu erholen, sich an dem Glanz der Lichter und den rauschenden Belustigungen der Menge zu ergötzen. Die tolle Stadt sucht sich hier mit Lust und Scherz die langsam schleichende Zeit zu vertreiben. Ruhe und Einsamkeit muß der Träumer anderswo suchen.

Wir haben hier diese herrliche, von allen Städten Europas beneidete, Promenade in Miniatur vor unserem Blicke. Geht man zur Linken der großen Allee, so findet man hübsche Cafés, welche kleine Theater unter freiem Himmel errichtet haben, wo junge elegantgekleidete Damen Romanzen und Ensemblestücke singen; Ringspiele und Carousselle; Marionettenbühnen; das Theater de Guignolles und des Theater de la Folie; die Luftflotte, Segelschiffe, auf denen man in der Luft schwimmt; Restaurants, Springbrunnen; den Cirque National, ein großes, leichtes und elegant decorirtes Gebäude. Auf dieser Seite stoßen an die Promenade die Gärten der großen Hôtels des Faubourg St. Honoré, unter denen sich auch das des frühern Präsidenten befindet. Zur Linken der Allee sind die Sehenswürdigkeiten, die Belustigungen, die Gebäude weit zahlreicher und verschiedener: unter englischen Billardspielen und Armbrustschießen, russischen Schaukeln, Caffeconcerten und Restauranten sieht man hier das Panorama, das Carré Martigny, wo sich gewöhnlich die Industrieausstellungsgebäude befinden; an den Seiten der Allee die Pistolenschießen, der Bal Mabille, ferner der Jardin d'hiver (Wintergarten) dieser bewundernswürdige Glaspallast, einer der größten Schätze von Paris; Bauerreien; reiche und elegante Villen und das Blumenschloß.

Diese unerschöpfliche Mannigfaltigkeit von Vergnügungen, die man nicht alle aufzuzählen vermag, geben dem Pariser Gelegenheit, sich in einen Rausch von Lust und Freude zu stürzen. Ganz Frankreich bietet nicht mehr Unterhaltung. Die politischen Unruhen dringen nie dahin; der Regen, der Sturm selbst verscheucht die Lust nicht; man verbirgt sich einen Augenblick unter den Bäumen, den Portiken, den Buden und sobald die Wolke vorübergezogen, beginnt die Freude von neuem. Erst um Mitternacht verliert sich die große Masse: es wird stiller: aber Schatten und Dunkelheit sind von diesem Orte für immer verbannt. Das Gas verbreitet sein weißes Licht bis zum Aufgang der Sonne.

Eine holländische Geschichte.

(Schluß.)

Die Briefe des jungen Mädchens waren die feurigsten Dithyramben auf das Glück. Alles war so neu, so schön! und Franz war in den Augen seiner jungen Gattin noch liebenswürdiger, denn zuvor.

Nach und nach mäßigte sich jedoch der Enthusiasmus; die arme Mutter, der anfangs das Herz geblutet, daß sie so ganz ersetzt sei und die Tochter inmitten ihrer Vergnügungen sich kaum der aufopfernden Liebe in der Heimath erinnere — die arme Mutter wurde für ihr Kind besorgt und verdoppelte ihre Arbeit und ihre Thätigkeit, das einzige Mittel, ihren Kummer auf Augenblicke zu vergessen. Sie wünschte sich jene Zeiten zurück, in denen ihr die Thränen über das Glück ihrer Tochter so reichlich geflossen.

„Keine Ruhe!" schrieb Lisbeth, „man müßte eine Gesundheit von Eisen haben, um dieses Leben aushalten zu können." Auch der liebenswürdige Franz wurde ein Mensch, hatte seine Fehler. „Man kann ihm seine schreckliche Pfeife nicht abgewöhnen; er dürfte gegen die Frau doch mehr Rücksicht haben."

Mit Lisbeth war alles, was die erste Wiege ihres Lebens Jugendliches und Heiteres umschloß, verschwunden. Die Briefe, die sie schrieb, mußten den häuslichen Heerd nur noch trauriger machen.

Herr Vanbroken, ein Pedant in seinen Gewohnheiten, ein Despot in seinen Ideen, ein Sonderling in seinem Charakter, liebte dennoch seine Tochter von ganzer Seele. Leider aber machte diese Liebe seine phlegmatische und hartnäckige Natur nicht geschmeidiger, sondern im Gegentheil nur um so starrer und unbeugsamer. Um für das reife Alter seiner Lisbeth mehr Vermögen anzuhäufen, hatte er das junge Mädchen von allen Vergnügungen und Unterhaltungen fern gehalten, auf die sie einen so außerordentlichen Werth legte. Er steigerte seine Ansprüche an sie im Verhältniß zu seiner Liebe und sagte täglich: „Was ich thue, geschieht nur zu ihrem Besten." Diese Strenge des Vaters, die ohne Zweifel in dem Kinde den Wunsch nach Veränderung, nach Lustbarkeiten und Reisen geweckt, hatte ihr zugleich einen Widerwillen gegen den Ort eingeflößt, wo sie ihre Kindheit verlebt. Ohne es zu wissen, säen wir bisweilen die Pflanze, deren giftige Frucht uns tödten wird. Der arme Vanbroken hatte die Heirath, die alle seine Plane durchkreuzte, selbst herbeigeführt: er überlebte sie nur wenige Jahre. Die treue Pflege der ausgezeichneten Frau konnte das Lebensende des alten Gatten nur kurze Zeit verschieben.

Franz mußte die kranke Frau zu Hause lassen und kam allein nach Heerenveen, um die Erbschaftsangelegenheiten zu ordnen. Es war ein ehrenwerther Seemann, so sehr sich auch seine Frau bisweilen, und nicht ohne Grund, über seine Heftigkeit beklagte. Frau Vanbroken meinte

Digitized by Google

freilich, solche kleine Widerwärtigkeiten und Leiden des menschlichen Lebens müsse man ohne Murren ertragen.

Die Schwiegermutter und der Schwiegersohn vertrugen sich während der ganzen Zeit, die er in Heerenveen zubrachte, auf's Beste. Sie hatte früher die Fehler des jungen Mannes studirt, der sie ihrer Tochter berauben sollte: jetzt sah sie nur die Vorzüge des Schwiegersohnes, die sie glücklich machen konnten. Sie trennten sich mit aufrichtigem Schmerze. Frau Vanbroken blieb in dem kleinen Hause wohnen, das ihr nebst einer kleinen Rente gehörte, die, wie sie sagte, für ihre geringen Bedürfnisse ausreichte. Selbst in ihrer bescheidenen Stellung fand sie Mittel, ihrer Tochter Zeichen der Erinnerung, kleine, stets klug ausgewählte Geschenke zu senden. Es waren die Früchte ihrer Arbeit: Leinwand, zu der sie den Faden gesponnen, Spitzen, die sie gemacht, zahme Vögel, die sie aufgezogen, kostbare Hyacinthen- und Tulpenzwiebel, die sie gepflanzt und deren Gattungen sie vermehrt und verschönert. Sie trieb zuletzt einen kleinen Handel mit Blumen, und verschaffte sich auf diese Weise die Mittel zu einem behaglichen Leben. Die Stellung, die ihr das Schicksal angewiesen, wußte sie durch ihre Thätigkeit und ihre Geduld zu verbessern. Wenn sie auch die Liebe vermißte, auf die sie früher im Kreise der Familie hoffen zu dürfen geglaubt, so wußte sie sich dafür eine andre im Kreise ihrer Umgebung zu schaffen.

Die Nachbarn liebten sie. Die jungen Mädchen, die sie mit ihrem freundlichen Rathe unterstützt, ehrten sie wie eine Mutter. Die ältern Leute ergötzten sich an ihrem klugen Gespräche; man war gewiß, bei ihr stets ein offenes Ohr, die liebevollste Theilnahme zu finden. Unausgesetzte Thätigkeit und regelmäßige Lebensweise, erhielten ihre Gesundheit frisch. Ihr Kummer, den sie muthig trug, strömte immer aus derselben Quelle — aus der Unzufriedenheit ihrer Tochter.

Eines schönen Tages im sonnenhellen Mai gegen fünf Uhr, zur Zeit, da die Wärme nachläßt, betrachtete Frau Vanbroken in ihrem alten Lehnstuhl stehend, den sie mit einem herrlichen Stoffe überzogen, ihr von tausend Farben strahlendes Zimmer. Neben ihr spielten zwei junge Hunde, Abkömmlinge von Medor mit einer kleinen männlichen Katze, die sich mit tausend graziösen Wendungen dem Kampf zu entziehen wußte. Eine Nachtigall, welche in den Zweigen des Baumes vor dem Fenster saß und unter dem Blätterwerk verborgen war, verrieth sich durch ihre perlenden Triller; die offne Glasthüre ließ die erotischen Düfte einiger edeln Pflanzen, deren Vanillengeruch sich mit dem der Hyacinthen und Jonquillen verband, in das Zimmer dringen. Die Herrin dieser Schätze erquickte sich an dem Genusse, während sie ein hübsches Körbchen vollendete, an dem sich die Chiffre Elisabeth mit der von Franz vereinigte.

„Wo ist sie? Wo ist sie?“ fragte draußen eine Stimme, die Frau Vanbroken erzittern machte; einen Augenblick später lag Lisbeth in ihren Armen.

Als die Mutter sich von ihren Liebkosungen losgerissen und ihr Kind mehrmals wieder an ihr Herz gedrückt, hielt sie sie etwas zurück, um ihr besser in's Gesicht zu sehen, und beide betrachteten sich so lange, bis eine Thräne, die freilich keine Thräne der Freude war, in dem blauen und sanften Auge der Mutter zitterte und die feurigen schwarzen Sterne Lisbeths feucht wurden.

„Mein armes Kind, meine arme Tochter!“ murmelte Frau Vanbroken.

„Ach, meine Mutter;“ rief Lisbeth, die nicht mehr das hübsche und frische Mädchen von früher war, während sie ihre Blicke über Alles, was sie ehedem so freudig verlassen, entzückt hinschweifen ließ. „O meine Mutter! in welchem Paradiese finde ich Sie wieder frischer, jünger, als früher?“

„Dies Eden wird es auch für Lisbeth schon nach Jahren oder Monaten werden! Ich zweifle nicht daran,“ sagte Franz, der soeben eingetreten.

Die Stirne der jungen Frau faltete sich, aber ihre Mutter küßte die bittern Worte weg, die bereits auf ihren Lippen schwebten.

Nachdem Frau Vanbroken ihrem Schwiegersohne für diesen freundlichen Besuch gedankt, erfuhr sie, daß Franz, welcher eine Reise von längerer Dauer machen mußte, entschlossen war, seine Frau mindestens zehn Monate bei ihrer Mutter zu lassen. „Sie hat es sehr gewünscht,“ sagte er; „denn sie versäumte keine Gelegenheit, mich zu verschern, daß sie das Meer satt habe, und der ewige Ortswechsel ihr unerträglich sei.“

Die Antworten der jungen Frau wurden immer von der aufmerksamen Mutter zurückgehalten, und als Franz sich etwas entfernt, um das Gewächshaus und die schönen Blumen des Gartens zu bewundern, flüsterte Frau Vanbroken ihrer Tochter, indem sie sie an's Herz drückte, in's Ohr:

„Kind, liebes Kind! wir schaffen uns selbst unser Paradies. Man muß sich sowohl sein Leben zu machen, als sich seinem Leben anzuschmiegen wissen. Diese Kunst wollen wir mit einander studiren.“

Pegasus im Joche,

von Schiller, illustrirt von M. Retzsch.

Auf einen Pferdemarkt — vielleicht zu Haymarket,
Wo andre Dinge noch in Waare sich verwandeln,
Bracht' einst ein hungriger Poet,
Der Musen Roß, es zu verhandeln.

Hell wieherte der Hippogryph,
Und bäumte sich in prächtiger Parade,
Erstaunt blieb jeder stehn, und rief!
Das edle, königliche Thier! Nur Schade,
Daß seinen schlanken Wuchs ein häßlich Flügelpaar
Entstellt! Den schönsten Postzug würd' es zieren.
Die Race, sagen sie, sei rar,
Doch wer wird durch die Luft kutschieren?
Und keiner will sein Geld verlieren.
Ein Pachter endlich faßte Muth.
Die Flügel zwar, spricht er, die schaffen keinen Nutzen,
Doch die kann man ja binden oder stutzen,
Dann ist das Pferd zum Ziehen immer gut.
Ein zwanzig Pfund, die will ich wohl dran wagen;
Der Täuscher, hoch vergnügt die Waare loszuschlagen,
Schlägt hurtig ein. „Ein Mann, ein Wort,“
Und Hans trabt frisch mit seiner Beute fort.

Das edle Thier wird eingespannt.
Doch fühlt es kaum die ungewohnte Bürde,
So rennt es fort mit wilder Fingbegierde,
Und wirft, von edlem Grimm entbrannt,
Den Karren um an eines Abgrunds Rand.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Arsenik.

(Schluß.)

Die Dosis Arsenik, mit der die Giftesser beginnen, besteht nach dem Geständnisse einiger derselben, in einem linsengroßen Stückchen, also im Gewicht von etwas weniger als einem halben Gran. Bei dieser Quantität, die sie wöchentlich einigemal des Morgens nüchtern nehmen, bleiben sie geraume Zeit, um „sich erst daran zu gewöhnen." Dann steigen sie vorsichtig in dem Verhältniß, als die angewandte Gabe ihren Dienst versagt. Einer von den Bauern, ein rüstiger Sechziger, der sich einer sehr guten Gesundheit erfreuet, nimmt gegenwärtig schon auf jede Gabe ein Stückchen von vier Gran. Seit mehr als vierzig Jahren übt er die von seinem Vater überkommene Gewohnheit, die auch auf seine Söhne übergehen wird.

Es ist wohl zu berücksichtigen, daß weder bei diesem, noch bei so vielen andern Giftesssern die geringste Spur einer Arsenik-Abmagerung und Bläße zu bemerken ist; daß die Kennzeichen einer allmählichen Vergiftung nie bei Individuen eintreten, welche die Gabe des Giftes zweckmäßig ihrer Konstitution anpassen und nach dem Grade der Angewöhnung richten. Auch das ist zu bemerken, daß, wenn Jemand aus zufälligem Mangel an Arsenik oder sonst einer Ursache sich des gewohnten Genusses von Arsenik enthält, Krankheitserscheinungen eintreten, welche die größte Aehnlichkeit mit einer Arsenikvergiftung niederen Grades haben, — besonders ein großes Mißbehagen, verbunden mit Gleichgültigkeit gegen die Umgebungen, Aengstlichkeit für die eigene Person, Störung in der Verdauung, Mangel an Eßlust, Leibschneiden, Erbrechen von Schleim, Brennen vom Magenmund bis zum Schlunde. Gegen diese Anfälle gibt es nur Ein, aber schnell wirkendes Mittel, die augenblickliche Rückkehr zum Genusse des Arsenik.

Das Giftessen bildet sich, nach den genauesten Nachforschungen bei den Bewohnern der genannten Gegenden, nicht zur Leidenschaft aus, wie z. B. das Opiumessen im Orient, das Betelkauen in Indien und Australien, das Kokokauen der Pernaner, sondern es wird nur, einmal angefangen, zum Bedürfniß.

Aehnlich, wie in einigen Gegenden der Arsenik, wird in anderen das höchst giftige Quecksilbersublimat genossen; man denke an den merkwürdigen vom englischen Gesandten in der Türkei beglaubigten Fall von einem starken Opiumesser in Brussa, der täglich die erstaunliche Menge von 40 Gran Sublimat (Doppel-Chlor-Quecksilber) mit seinem Opium verzehrte. In den pernanischen Gebirgsgegenden hat Dr. v. Tschudi häufig Sublimatesser getroffen, und noch häufiger ist dieser Gebrauch in Bolivia, wo das Quecksilber-Sublimat den Indianern auf dem Gemüsemarkte verkauft wird. So kettet sich der Mensch selber an das Gift.

In Wien ist der Gebrauch des Arseniks ein sehr ausgedehnter, und zwar unter den Pferdeknechten, besonders aber unter den herrschaftlichen Kutschern. Sie streuen entweder pulverisirt eine starke Prise auf den Haber, oder binden ein erbsengroßes Stück in Leinwand und befestigen es an das Gebiß, wenn das Pferd aufgezäumt wird, wobei sich durch den Speichel der Arsenik allmählich auflöst. Das glänzende, runde, schöne Aussehen der weißen Wagenpferde feinerer Art, und besonders das beliebte Schäumen rührt in der Regel von der Arsenikfütterung her, indem der Arsenik eine vermehrte Speichelabsonderung bewirkt. Sehr allgemein wird in den Gebirgsgegenden von den Knechten, wenn die Pferde schwere Lasten steile Anhöhen hinan ziehen müssen, auf die letzte Futterportion eine Dosis Arsenik gestreuet. Diese Praxis wird Jahre lang ohne den mindesten Nachtheil ausgeübt; erhält aber ein solches Pferd einen Besitzer, der keinen Arsenik füttert, so fällt es vom Fleisch, verliert seine Munterkeit, wird matt, und selbst das reichlichste Futter ist nicht mehr im Stande, ihm sein früheres Aussehen zu verschaffen.

Nicht selten gebrauchen die Pferdehändler, wenn sie ein dampfiges Pferd auf den Roßmarkt führen, Bleischrote, um „ihm den Dampf zu stillen," indem sie die Thiere ¼ bis ½ Pfund Schrote verschlucken lassen. Es scheint, daß die wenigstens für einige Tage bewirkte Befreiung vom „Dampf" von dem Arsenikgehalte der Schrote herrührt, da bei der Erzeugung derselben ein Prozent weißer oder gelber Arsenik dem Blei zugesetzt wird, um die Masse leicht flüssiger und geeigneter zu machen, die Tropfenform zu bilden.

Die Menge von Arsenik, die bei Knechten gefunden wird, ist oft sehr beträchtlich, und die Unvorsichtigkeit im Aufbewahren desselben sehr strafbar. So übergab unlängst der Braumeister eines Städtchens in der Nähe von Wien dem dortigen Apotheker ein ¾ Pfund schweres Stück Arsenik, welches er in der Truhe seines Knechtes gefunden hatte. Im vorigen Winter (1850) vergiftete sich ein Bauer, indem er ein Stück Arsenik von der Größe einer Birne zerrieb, mit Wasser anrührte und einnahm. Eine halbe Stunde nach dem Einnehmen gab er den Geist auf.

Dennoch hebt der Mißbrauch nie den Gebrauch auf, und daß selbst das Arsenikgift in der Hand des geschickten Arztes ein bedeutendes Heilmittel werden kann, wird vielleicht die nächste Zukunft lehren. Zum Beweise aber, daß nichts Neues unter der Sonne geschieht, und daß die Alten schon längst getrieben haben, was wir klugen Europäer allein zu treiben vermeinen, sei hier noch bemerkt, daß schon seit Jahrhunderten die Aerzte der Hindu den Arsenik gebrauchen nicht nur gegen den bösen Ausschlag, welcher die Elephantiasis heißt, sondern auch gegen Gicht, Lähmungen und Nervenkrankheiten. Ihr Rezept besteht aus einem Gemisch von weißem Arsenik und gestoßenem Pfeffer, welches in dem Verhältniß von 1 Theil Arsenik zu 6 Theilen Pfeffer als Pillen genommen wird, und von der entschiedensten Wirkung sein soll.

Ein Schiffbruch im mittelländischen Meere.

Von Julius v. Wickede. *)

Im Begriff meine Fahrt auf einem nach Smyrna abgehenden Segelschiff anzutreten, schien es mir in mancher Beziehung interessant, jetzt zur Abwechslung einmal mit des Windes Kraft die blauen Fluthen des Mittelmeeres zu durchschneiden, statt, wie ich schon oft gethan, dieselben zu durchdampfen. Was machte es auch aus, wenn ich einige Tage später in Smyrna ankam oder keine so gute Schlafkoje erhielt! Ersparte ich doch dafür eine nicht geringe Summe von Piastern am Passagepreis. Dieß schienen mir die einzigen Unterschiede zwischen der Fahrt mit dem Dampf- oder Segelschiff zu seyn. Allein was sollte ich für Erfahrungen machen! wie bitter meinen unbesonnenen Leichtsinn büßen!

*) Wir entlehnen diese interessante Skizze dem ungemein anziehenden neusten Buche des bekannten Touristen J. v. Wickede: Aus dem Süden. Stuttgart Hallberger 1853. und empfehlen diese Schrift unsern Lesern aufs Angelegentlichste.

Digitized by Google

Ein Segelschiff, welches bald nach Smyrna abging, in dem belebten Hafen von Genua zu finden, war nicht schwer geworden. Schier über ein Dutzend der vortrefflichsten Fahrzeuge, die alle in Ladung dahin lagen, hatte mir mit echt italienischer Zungengeläufigkeit der genueser Hafenmeister genannt. Eine feste Wahl darunter war noch nicht getroffen, als ich des Mittags an der trefflichen Gastafel meines Hôtels meinem Tischnachbar, einem sehr liebenswürdigen sardinischen Ingenieur-Offizier, den Vorsatz mittheilte, mit dem Segelschiff nach Smyrna abzureisen. Der Sardinier erwiederte lachend, daß er diesen Entschluß, und was mich zu demselben bewogen habe, wohl begreife. Denn, fuhr er auf meine verwunderte Miene fort, ich würde doch wissen, daß die schöne Smyrnaerin, oben an der Ecke unseres Tisches, mit ihrem Vater sich ebenfalls auf einem Segelschiffe nach ihrer Vaterstadt einschiffen wollte. Das Mädchen, die Tochter eines wohlhabenden portugiesischen Juden, der als Kaufmann in Smyrna etablirt war, schien in der That so interessant, daß man ihretwegen allein die elendeste Fischerbarke dem prächtigsten Dampfer vorziehen konnte. Sie war das Urbild einer wahrhaft orientalischen Schönheit, und von dem langen dunkeln Haar, welches, auf eigenthümliche Weise aufgebunden, das feine Oval ihres Gesichtes beschattete, bis zu den kleinen zierlichen Füßen in den gelben Maroquinschuhen mit den hohen Absätzen, war Alles so vollkommen an ihr, daß weder Maler noch Bildhauer das geringste Tadelhafte gefunden hätten. Genua ist wahrlich reich an stolzen Schönheiten unter seinen Frauen, aber wenn diese Smyrnaerin an der Seite ihres alten, weißbärtigen Vaters in unseren Speisesaal eintrat, konnte man stets auf ein lautes „quanto è bella“ der Bewunderung aus dem Munde der Italiener rechnen. Zwar beschränkte sich unsere Bekanntschaft bisher auf ein gegenseitiges stummes Grüßen, und auch mit dem Vater hatte ich nur einige französische Phrasen, die er schlecht genug radebrechte, gewechselt, aber mein Entschluß stand jetzt fest, wenn es nur irgend anginge, in so angenehmer Begleitung meine Fahrt zu unternehmen. Noch während der Tischzeit stand ich auf, um mich des Näheren durch Giuseppe, den „servo di piazza“ des Hôtels, dessen besonderer Gönnerschaft ich mich zu erfreuen hatte, zu versichern. „Si, si signore è vero,“ bejahte der schwarzbärtige Schelm meine Frage. Auf mein hastiges Andringen, ob er den Namen des Schiffes nach Smyrna wisse, schmunzelte er wohlgefällig und bemerkte mir, daß er Alles erfahre, was nicht allein im Hôtel, sondern in ganz „Genova“ vorgehe. Endlich bezeichnete er mir die neapolitanische Brigantine „La virgine dell' Annunziata“ als das Fahrzeug. Daß Giuseppe nach solcher Nachricht die Hand aufhielt, um einige Bajochi für dieselbe zu erobern, konnte man ihm als Italiener nicht übel nehmen. Ich aber wußte jetzt genug und sprang die Stufen in den Speisesaal wieder zurück, um den so eben aufgetragenen köstlichen Seefisch „Merluzzo“ mit Limonensaft nicht zu versäumen; die Absicht stand aber fest bei mir, wenn irgend möglich, ebenfalls mich der „Virgine dell' Annunziata“ für die Fahrt nach Smyrna anzuvertrauen.

Mein Tischnachbar, dem ich meinen Plan mittheilte, fand denselben ganz natürlich. Er erzählte mir überdieß, daß ich auf diesem Schiffe noch eine andere Reisegesellschaft finden würde, die unter Umständen von größtem Nutzen für mich sein könne Ein alter Pole nämlich, der die letzten Kriege als Hauptmann im sardinischen Heere gegen die Oesterreicher mitgefochten habe, jetzt aber verabschiedet worden sei, wolle mit seinem beständigen Begleiter, einem alten polnischen Corporal, sich auf dem nämlichen Fahrzeuge nach Smyrna einschiffen, um von dort aus in irgend einem asiatischen Heere sein ferneres Glück zu versuchen. Solche Reisegefährten mußten mir willkommen sein, denn komme, was da wolle, so konnte ich hoffen, eine kräftige Stütze an denselben zu finden. Ein paar „Foglietten“ mit süßem Gyperwein, den man im Gasthofe trefflich bekam, wurden von uns auf eine glückliche Reise geleert und auf meine Bitte begleitete der Offizier mich dann nach dem neapolitanischen Schiffe, mir dort mit seiner besseren Sprachkenntniß beim Abschluß des Vertrages behülflich zu sein.

„La Virgine dell' Annunziata,“ die schon auf der Rhede lag, da sie ihre Ladung vollständig eingenommen hatte, war eine Brigantine, die dem Anschein nach circa hundertsechzig bis hundertachtzig Tonnen Tragfähigkeit haben mochte. Das Schiff sah von außen gar nicht übel aus, und die hellrothen und hellbraunen Farben, mit denen es angestrichen war, schimmerten uns unter dem Glanze der italienischen Sonne recht lustig entgegen. Daß das Tauwerk nicht in so regelmäßiger Ordnung war, wie man es bei deutschen, englischen, holländischen oder gar nordamerikanischen Fahrzeugen gewohnt ist, durfte bei einem südländischen Schiffe nicht verwundern. Eine ziemlich mangelhafte Schiffstreppe brachte uns bald auf das Verdeck, und mit echt italienischer Geschmeidigkeit, begleitet von einem unendlichen Wortschwall, empfieng uns hier der Capitano des Schiffes. Die kleine, spindeldürre Gestalt desselben, in einen abgeschabten Frack gekleidet, sah eher einem halb verhungerten Schneider, wie einem wetterharten Schiffscapitän gleich, und konnte mir gerade kein sonderliches Zutrauen auf seine seemännische Tüchtigkeit einflößen. Doch „der Schein trügt“ ja oft, dachte ich, und es schwand gar bald der nicht ansprechende Eindruck, den mir dieser Lenker unserer Fahrt gemacht hatte. Hübsche, gewandte Burschen schienen mir die „Marinari“ oder Matrosen des Schiffes zu sein, von denen sich ungefähr ein halbes Dutzend müßig auf dem Verdeck umhertrieb. Die brennendrothen phrygischen Mützen saßen verwegen auf den schwarzen Lockenköpfen, die dunkeln Augen blitzten gar lebhaft in den braungebrannten Gesichtern, aus denen die schneeweißen Zahnreihen bei dem fast beständigen Lachen der Burschen so hell hervorschimmerten. Weite farbige Hemden, auf der Brust ganz offen stehend, und kurze, weite Hosen von Leinwand, die oft nur bis an das Knie reichten, bildeten durchgängig die Tracht derselben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Helleborus des Orients.

Während der Saison des Reifes, wenn die Erde mit einem dichten Schneemantel bedeckt ist und das Leben überall erstarrt zu sein scheint, zeigen sich gewisse Pflanzen noch da und dort an Hecken, am Saum der Wälder, auf bergigen Orten und breiten auf der Erde ihre breiten grünen Blätter aus, in deren Mitte sich große grünliche, weiße oder purpurne Blumen entfalten; diese Pflanzen sind die Helleboren (Nieswurz); sie blühen im Winter und am Anfang des Frühjahrs. Man unterscheidet verschiedene Gattungen: — den schwarzen Helleborus, gewöhnlich die Weihnachtsrose genannt, welcher in unsern Gärten cultivirt wird und dessen Blüthen sich im Dezember entfalten; der stinkende

Digitized by Google

Helleborus, so genannt, weil er in den Händen, mit denen man ihn berührt hat, einen starken und unangenehmen Geruch zurückläßt; endlich der grüne Helleborus, der namentlich in Berggegenden wächst. Es gibt außer diesen drei noch mancherlei andere Arten; wir beschränken uns hier auf den orientalischen Helleborus.

Die Alten bedienten sich des Helleborus als eines Purgativmittels und schrieben ihm eine beinahe sichere Heilungskraft in geistigen Krankheiten zu. In den Zeiten der Heroen hatte ein gewisser Melampus, der Schäfer, Wahrsager und Arzt zugleich war, die gute Wirkung bemerkt, die diese Pflanze auf seine kranken Ziegen gehabt, und wandte sie nun auch auf verschiedene menschliche Krankheiten an. Unter anderen hatte er den seltsamen Irrwahn der Töchter Prötus', des Königs von Argos, geheilt, welche sich einbildeten, in Kühe verwandelt zu sein. Die Hand einer der Prinzessinnen und ein Theil des Königreichs ward sein Lohn; man erbaute ihm später Tempel und der Helleborus wurde heilig gehalten. Noch in den Zeiten der Römer standen seine Heilkräfte in großem Ansehen: die Kranken gebrauchten dieses Mittel auf Anticyra, einer Cubba benachbarten Insel und es war sprüchwörtlich geworden, jedes Individuum, dessen Hirn nicht in normalem Zustande sich befand, dorthin zu schicken. „Naviget Anticyras! Er soll nach Anticyra gehen!" sagt Horaz von einem gewissen Poeten, den er mit seiner Satyre verfolgte.

Der Helleborus wurde aber von den Alten nicht nur als Purgativ und Heilmittel gegen Verrücktheit angewendet, sondern die Philosophen machten davon auch häufig Gebrauch bei ihren ernsten Beschäftigungen, um sich den Geist frei und frisch zu erhalten. Der Helleborus leistete also dieselben Dienste, wie der Kaffe für unsere heutigen Denker.

Man hat sich gefragt, welche Gattung des jetzt bekannten Helleborus die von den Alten so geschätzte sei? Lange Zeit hielt man den schwarzen Helleborus dafür. Es

Der Helleborus des Orients.

ist dies jedoch nicht der Fall. Der französische Reisende Tournefort, der Anticyra und den Olymp besuchte, wo im Alterthum der beste Helleborus gefunden wurde, hat nur eine Gattung entdeckt, die sich von den bei uns bekannten wesentlich unterscheidet und der er den Namen „Helleborus des Orients" gab. Es ist anzunehmen, daß diese Gattung dieselbe sei, welche von den Alten gebraucht wurde. Uebrigens sprechen die alten Schriftsteller von zwei Gattungen: einer weißen und einer schwarzen. Die erste wurde als Vomitiv gebraucht; die andere ist der ächte Helleborus, derselbe, den wir jetzt als orientalischen bezeichnet sehen; seine Wurzel wirkte purgirend. Man gab ihn jedoch weder Greisen, noch Frauen und Kindern. Die Etymologie des Wortes bezeichnet „tödtliche Nahrung."

Die Wirkung des Helleborus auf die geistigen Kräfte ist auch jetzt noch anerkannt; die Pflanze ist ein Purgativ geblieben, aber ein so heftiges, daß man ihren Gebrauch beinahe allgemein aufgegeben. Die in unsern Pharmacopöen noch vorkommende Gattung ist die von uns mitgetheilte. Uebrigens haben alle Gattungen ähnliche Wirkungen.

Der orientalische Helleborus gehört zur Familie der Ranonculaceen, von welchen er eine der wichtigsten Gruppen bildet. Er erreicht 10 bis 12 Zoll Höhe und ist erst an den Enden verzweigt. Seine Blätter sind in palmenartige Lappen getheilt; seine Blumen sind groß und haben ovale und farbige Einschnitte; seine Frucht bildet eine Balgkapsel. Er wächst hauptsächlich in bergigen und trockenen Gegenden und findet sich an allen Ufern des schwarzen Meeres.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Vorbe von Lowson & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Francis Drake

Francis Drake, einer der kühnſten Seefahrer des ſechszehnten Jahrhunderts, wurde 1525 zu Tavistok in Devonſhire geboren. Seine Familie war arm. In ſeinem zehnten Jahre begann er die ſchwere Lehre des Matroſen auf einer Kauffahrteibarke, die gewöhnlich an den Küſten von England fuhr und ſich nicht über die Häfen von Frankreich und Seeland hinaus wagte. Arbeitſam, muthig und verſtändig, leiſtete er weit größere Dienſte, als man ſie von ſeiner Jugend erwarten konnte. Sein Patron faßte eine beſondere Zuneigung zu ihm, und vermachte ihm in ſeinem Teſtamente die Barke. Sein zweiter Gönner war ein entfernter Verwandter, der in England wegen ſeines glücklichen Negerhandels bekannt war: die Regierung wie die öffentliche Meinung beſchützte damals jene heutzutage verpönten Erwerbsquellen. Dieſer Seemann war Niemand anders, als John Hawkins, der ſpäter ſich zum Contre-Admiral aufſchwang und ſich bei dem berühmten Kampfe mit der Armada auszeichnete. Auf ſeinen Rath verkaufte Drake die Barke und machte, dem allgemeinen Enthuſiasmus folgend, der die abenteuerlichen Geiſter jener Zeit nach der neuen Welt führte, in Begleitung Hawkins, mehre große Expeditionen, welche anfangs unglücklich ausfielen. Heftige

Digitized by Google

Eifersucht entflammte damals Spanien und England gegen einander. Drake machte sich auf seinen Fahrten kein Gewissen daraus, die mit Silber und Gold beladenen spanischen Schiffe, ja sogar die westindischen Häfen auszuplündern. So griff er 1572 zwei an der Ostseite von Panama liegende Städte an. Die Beute, die er wegschleppte, bot ihm die Mittel, drei Fregatten auszurüsten, mit welchen er seiner Regierung in den irischen Kriegen große Dienste leistete. Am 13. November 1517 segelte er von Plymouth an der Spitze dreier kleinen auf Staatskosten ausgerüsteter Schiffe ab und traf am 23. August des folgenden Jahres in der Magellanstraße ein. Es scheint festzustehen, daß er es war, der Cap Horn entdeckte. Er überwand die größten Gefahren und Anstrengungen; verlor jedoch die vier Schiffe, die ihn begleitet hatten; dasjenige, welches er commandirte und das er so glücklich gerettet, hieß der „Pelican:“ er gab ihm jedoch später den Namen: The Golden Hind.

Nachdem er die Küsten von Chili und Peru beschifft, überall, wo sich Gelegenheit bot, plündernd und raubend, wandte er sich nach Norden, wohin ihn der Ehrgeiz, jene berühmte Durchfahrt zu finden, trieb, die man noch heute sucht und die durch das Eismeer vom atlantischen Ocean in den großen Ocean führen würde. Man glaubt, daß er bis zum 48 Grad nördlicher Breite vorgedrungen. Von der strengen Kälte vertrieben, ging er wieder zurück und entdeckte die Ufer von Californien, das er Neu-Albion nannte. Von da ging er nach den Philippinen: später wagte er sich mit seinem einzelnen Fahrzeuge ohne Piloten und ohne Karte bis zu den Molukken. Am 13. Oktober landete er in Ternate. Am darauffolgenden 9. Januar stieß sein Schiff, das bei mäßigem Winde mit vollen Segeln fuhr, auf einen Felsen und wäre beinahe untergesunken. Nachdem er auch dieser Gefahr entgangen, wandte er sich nach Java und kam um das Cap der guten Hoffnung zurück. Am 26. September 1580 warf er in Plymouth Anker und fuhr später bis Deptford. Die Nachricht von seiner Ankunft verbreitete sich bald überall hin. Die Reichthümer, die er brachte, die Geschichte seiner Abenteuer, seiner Kämpfe mit den Spaniern und seiner Entdeckungen, erregten den allgemeinen Enthusiasmus. Einige von seinen Feinden murrten allerdings und warfen ihm Handlungen der Feindseligkeit vor, die, von keinem Kriegszustand gerechtfertigt, ihn im Lichte eines Piraten erscheinen ließen. Aber der Haß gegen Spanien und der Nationalstolz fanden zu große Befriedigung in dieser merkwürdigen Expedition Drakes, um solchen Gegnern Gehör zu leihen. Sogar die Königin glaubte ihm eine glänzende Satisfaction geben zu müssen. Am 4. April 1581 fuhr sie die Themse bis Deptford hinab, bestieg den reich mit Schanzkleidern behängten und bewimpelten Golden Hind und schlug unter dem Geschmetter der Fanfaren und dem Jauchzen der Menge, Drake feierlich zum Ritter. Diesen Moment erfaßt unser schön componirtes Bild, auf welchem nur die erst achtundvierzigjährige Elisabeth etwas zu alt aufgefaßt ist. Sie befahl, daß der Golden Hind, der „eine so ruhmvolle Furche um die Erde gezogen“ erhalten und als Nationaldenkmal geehrt werde. Das Schiff blieb wirklich lange Zeit im Arsenal von Deptford, ein Gegenstand des öffentlichen Cultus. Als es vor Alter zusammenfiel, machte man aus seinen Trümmern einen Lehnstuhl, den man noch heute auf der Universität Oxford bewahrt.

Drake hatte seine Laufbahn noch nicht geschlossen. — Ihm gebührt das nicht genug zu schätzende Verdienst, die Kartoffel in Europa eingeführt zu haben.

Im Jahre 1585 machte er eine neue Expedition nach Westindien. Er befehligte 1587 eine Flotte von 30 Segeln und schlug im Hafen von Cadix einen Theil der Armada. Im Jahre 1588 wurde er zum Vicedamiral ernannt und kämpfte mit Erfolg gegen die spanische Flotte. Aber seine letzten Jahre waren minder glücklich. Sein Versuch, Dom Antonio wieder auf den Thron von Portugal zu setzen scheiterte: gleiches Unglück hatte er bei einem Angriff der Spanier auf die kanarischen Inseln und Porto Rico. Sein Tod erfolgte am 9. Januar 1596; man schreibt ihn dem Kummer über das Mißgeschick seiner letzten Expedition gegen Panama zu. —

Ein amerikanisches Strombild.

Fast jeden Augenblick gleiten riesige, schwarz und weiß angestrichene Dampfschiffe mit ihren ungeheuren Schornsteinen und schwarz und weiß bemalten Röhren vorüber, einen Regen blauer Funken ausspeiend, die knisternd in das dunkle Strombett fallen. Es sind dies unglaublich leichte, aus schlecht an einander gefügten Brettern gezimmerte Fahrzeuge, die höchstens einige Monate dauern. Sie fliegen auf den Wellen dahin wie brennende Pfeile, ganze Wälder verschlingend, und finden ihren Untergang bald durch das Wasser, bald durch das Feuer, bald durch beide Elemente zusammen, und nichts ist gewöhnlicher, als daß man hört, der Mississippi habe wieder einmal zwei oder drei von ihnen mit Mann und Maus verschlungen. Diese Schifffahrt auf dem Mississippi stellt das wahre Sinnbild amerikanischer Civilisation dar. Der Fluß ist in seiner ganzen gewaltigen Ausdehnung bis zur Mündung des Ohio hinauf mit so mannigfach verschiedenen Fahrzeugen bedeckt, daß es an die Unmöglichkeit grenzt, sie näher zu bezeichnen und die verschiedenen Gattungen zu zählen. Der größte Theil derselben sind Dampfschiffe, deren Verdeck mit Reisenden vollgepfropft ist. Bald verstnken diese Dampfschiffe in die Tiefe, bald rennen sie mit einem andern Fahrzeuge zusammen und verschwinden mit ihm gemeinschaftlich in dem Wasserschlunde. Von solchem Vorfalle macht man wenig Aufhebens; denn in diesem neuen Lande, wo der Mensch so wenig bedeutet, ist auch das Menschenleben sprotwohlfeil. Majestätisch schwimmen auf dem Strome bald, Heuschobern vergleichbar, eine Art weißer Gebirge einher; es sind Baumwollenballen, die auf einem Raume von 30 — 40 Fuß Länge und 6 — 9 Fuß Breite über einander geschichtet sind; bald kommen platte, vorn und hinten eckige Schiffe stromabwärts. Ein Gedanke, ein bloßer Schatten von Segel treibt sie, und zwei am Vordertheil angebrachte Ruder spalten die Woge. Sie sind leicht gebaut, diese Schiffe, und können wohl zu Thal, aber nicht zu Berg fahren. Sind diese improvisirten Fahrzeuge an ihrem Bestimmungsorte angelangt, so zerschlägt man sie und benutzt das Material, woraus sie erbaut sind, anderweitig. Hier und da tragen sonderbare, wie Hütten gestaltete, aus kaum viereckig behauenen Balken gebaute große Kähne eine ganze Familie, die mit ihren Matratzen, Betten, ihrem Hausgeräth und ihren Hausthieren auswandert und, am neuen Ansiedelungsorte angelangt, ihre kleine Arche Noäh in Stücken schlagen wird. Wieder ein anderes Mal sind es vollkommen fertige, schwimmende Häuser, die man, ist endlich das Ufer erreicht, bis zu dem Orte transportirt, wo man seinen Wohnsitz aufschlagen will. Ganze Banden mit

Digitized by Google

ihren Schildern kommen dahergeschwommen, angefüllt mit Mode-, Material-, Töpfer- und Strumpfwaaren. Statt daß bei uns die Colporteure und Marktleute durch einen Ein- oder Zweispänner ihren Kram ziehen lassen, bewegt hier der Schiffsherr durch zwei Ruder seinen Kramladen stromauf und stromab. Auch Theater, Marionetten, Gaukler aller Art, chinesische Schattenspiele und selbst große Schauspielhäuser, in denen man Stücke von Shakespere zwischen Himmel und Wasser aufführt, treiben auf Schiffen im Strome einher. Will „Macbeth" den alten König zur Seite schaffen, so stürzt er denselben, statt ihn zu erdolchen, in den Mississippi. Dann kommen lange Flöße, aus gewaltigen Bäumen bestehend, die von Jemand in fernen Wäldern mit der Absicht gefällt wurden, sie hundert und mehr Meilen weit von der Wildniß, wo sie geblüht haben, wieder zu verkaufen.

Die Scenen an Bord dieser Schiffe selbst sind von eben so besonderer und erstaunlicher Art. Ganze Gesellschaften von Industrierittern schiffen sich auf diesen Fahrzeugen ein und vertreiben sich gewöhnlich die Zeit auf dem Verdeck mit einem fanatischen Spiel. Eine Anzahl dieser ehrenwerthen Herren ist mit sogenannten revolvingpistols (Pistolen, mit denen man, ohne sie von Neuem zu laden, 7—10 Schüsse hinter einander thun kann) versehen; andere ziehen wieder die berüchtigten Bowiemesser vor und wissen von ihnen einen furchtbaren Gebrauch zu machen. Oft ereignet sich's, daß sie eine Stadt ganz friedlich, ordentlich und geräuschlos ausplündern. So lange sie die Stärkeren sind, läßt die geplünderte Stadt sich das gefallen; aber eines schönen Tages erblickt man ein Dutzend Leichen an den Laternen hängen; — es sind die Räuber, die man bestraft und ohne Proceß aufgeknüpft hat. Vor längerer Zeit bemächtigten sich etwa hundert solcher Abenteurer der kleinen Stadt Vicksburg, behandelten die Bewohner als Besiegte, ließen sich auf's Schönste und Beste bewirthen, bedienten sich der in der Stadt vorhandenen Pferde, raubten die Frauen, brandschatzten das Eigenthum — kurz, es war ein Herrenleben für diese Spitzbuben. Endlich aber ermüdete die Langmuth der Vicksburger. Die Herren Eroberer wurden in einer schönen Nacht sämmtlich geknebelt und des Morgens zu den Thoren der Stadt hinausgeführt. Dort hängte man ihrer ein Dutzend auf einmal und trieb die übrigen unter den Füßen der Gehängten mit Knitteln fort. — Es sind wilde Gesellen, diese Abenteurer. Ich selber sah, wie einer von ihnen, der von einem Polizeibeamten auf unserem Schiffe verhaftet werden sollte, diesen umklammerte, dann sich mit ihm über Bord stürzte und mit ihm ertrank.

Pegasus im Joche.

(Schluß.)

Schon gut, denkt Hans. Allein darf ich dem tollen Thiere Kein Fuhrwerk mehr vertraun. Erfahrung macht schon klug. Doch morgen fahr' ich Passagiere, Da stell' ich es, als Vorspann in den Zug. Die muntre Krabbe soll zwei Pferde mir ersparen, Der Koller giebt sich mit den Jahren.

Der Anfang gieng ganz gut. Das leicht beschwingte Pferd Belebt der Klepper Schritt, und pfeilschnell fliegt der Wagen. Doch was geschieht? Den Blick den Wolken zugekehrt, Und ungewohnt, den Grund mit festem Huf zu schlagen, Verläßt es bald der Räder sichre Spur, Und treu der stärkeren Natur Durchrennt es Sumpf und Moor, geackert Feld und Hecken, Der gleiche Taumel faßt das ganze Postgespann, Kein Rufen hilft, kein Zügel hält es an, Bis endlich zu der Waldrer Schrecken, Der Wagen wohl gerüttelt und zerschellt, Auf eines Berges steilem Gipfel hält.

Das geht nicht zu mit rechten Dingen, Spricht Hans mit sehr bedenklichem Gesicht. So wird es nimmermehr gelingen; Laß sehen, ob wir den Tollwurm nicht Durch magre Kost und Arbeit zwingen. Die Probe wird gemacht. Bald ist das schöne Thier Ehe noch drei Tage hingeschwunden, Zum Schatten abgezehrt. Ich hab's, ich hab's gefunden, Ruft Hans. Jetzt frisch, und spannt es mir Gleich vor den Pflug mit meinem stärksten Stier.

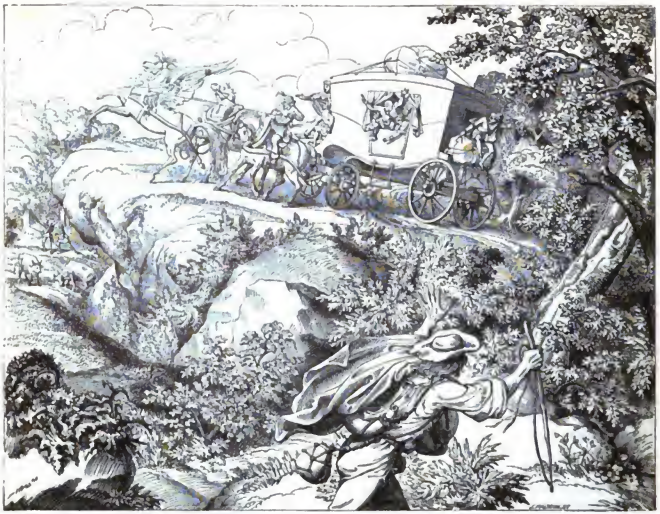
Gesagt, gethan. In lächerlichem Zuge Erblickt man Ochs und Flügelpferd am Pfluge. Unwillig steigt der Greif, und strengt die letzte Macht Der Sehnen an, den alten Flug zu nehmen. Umsonst, der Nachbar schreitet mit Bedacht, Und Phöbus stolzes Roß muß sich dem Stier bequemen, Bis nun, von langem Widerstand verzehrt, Die Kraft aus allen Gliedern schwindet, Von Gram gebeugt das edle Götterpferd Zu Boden stürzt und sich im Staube windet.

Verwünschtes Thier! bricht endlich Hansens Grimm Laut scheltend aus, indem die Hiebe flogen. So bist du denn zum Ackern selbst zu schlimm. Mich hat ein Schelm mit dir betrogen.

Indem er noch in seines Zornes Wuth Die Peitsche schwingt, kommt flink und wohlgemuth Ein lustiger Gesell die Straße hergezogen. Die Zitter klingt in seiner leichten Hand, Und durch den blonden Schmuck der Haare Schlingt zierlich sich ein goldnes Band, Wohin, Freund, mit dem wunderlichen Paare? Ruft er den Bau'r von weitem an. Der Vogel und der Ochs an einem Seile, Ich bitte dich, welch ein Gespann; Willst du auf eine kleine Weile Dein Pferd zur Probe mir vertraun, Gieb acht, du sollst dein Wunder schau'n!

Der Hippogryph wird ausgespannt, Und lächelnd schwingt sich ihm der Jüngling auf den Rücken. Kaum fühlt das Thier des Meisters sichre Hand, So knirscht es in des Zügels Band, Und steigt, und Blitze sprühn aus den beseelten Blicken. Nicht mehr das vor'ge Wesen, königlich, Ein Geist, ein Gott, erhebt es sich, Entrollt mit einemmal in Sturmes Wehen Der Schwingen Pracht, schießt brausend himmelan, Und eh' der Blick ihm folgen kann, Entschwebt es zu den blauen Höhen.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Ein Schiffbruch im mittelländischen Meere.

Von Julius v. Wickede.

(Fortsetzung.)

Der Capitän, von dem Zweck unseres Kommens unterrichtet, wurde wo möglich noch höflicher, und nannte in einem Athemzuge fast uns zehnmal „Illustrissimas Excellenzas,“ ja stieg sogar bis zum Fürstentitel hinauf. Mit welcher Redefertigkeit verstand er dabei die unzähligen Vorzüge seines Schiffes anzupreisen, wie geschickt die etwaigen kleinen Mängel desselben zu vertuschen! Es war seiner tausendfältig wiederholten Versicherung nach der beste Schnellsegler, der jemals den Spiegel des Mittelmeeres durchschnitt, ein Meisterstück der neapolitanischen Schiffswerften, welches als Luftschiff zu besitzen selbst die englische Königin sich glücklich schätzen könne. Und nun gar die Matrosen desselben. Bessere Marinaris hätten nie den Hafendamm von Neapel betreten, die Auslese der neapolitanischen Jugend, die sich dem edlen Seefahrergewerbe widme, sei an seinem Bord.

Einige Foglietten guten Weines wurden von uns noch in der Kajüte geleert, dann gab mir der Capitän die übliche „Caparra“ (Handgeld) als Unterpfand des abgeschlossenen Vertrages und sagte, ich möchte am nächsten Abend auf das Schiff kommen, da er in der darauf folgenden Morgendämmerung, in der sich gewöhnlich eine günstige Brise vom Lande her erhebt, absegeln wolle.

Der nächste Vormittag in Genua verging mit allen den nothwendigen Zurüstungen zur Reise, und mein Giuseppe mußte noch manche Gänge für mich laufen. Da es mit der Verpflegung am Bord gewiß sehr elend bestellt war, so wurden einige lange Salami-Würste, wie man sie in Genua trefflich bekommt, ein tüchtiger Schinken und ein halber Strachinokäse, um die Maccaroni damit zu würzen, dazu ein Dutzend Bottiglias mit gutem Wein von Orvietto, als Extra-Proviant eingekauft. Eine wollene Koze und ein leinener Pfühl, hart mit Reisstroh ausgestopft, sollten das Nachtlager bilden, da ich mit Recht der Schlafkoje des neapolitanischen Schiffes, wegen des dort nistenden Ungeziefers mancherlei Art, nicht traute. Meine Pistolen ließ ich noch gehörig nachsehen, damit sie vollkommen in Ordnung wären, meinen Säbel schärfte der Waffenschmied des in Genua liegenden Regiments, mit dessen Offizieren ich viel und gern verkehrt hatte, und so war ich denn zu meiner Fahrt vollkommen vorbereitet. Aber ich mußte ernste Vorstellungen über das thörichte Unternehmen, auf einem neapolitanischen Schiffe mit seiner schlechten Bemannung und Leitung eine längere Seereise anzutreten, von den Bekannten hören, bei denen ich mich verabschiedete.

Ein gar munteres Treiben herrschte an Bord, was mir wohl gefallen konnte. Ein halbnackter Marinaro, die rothe Schärpe um den Leib geschlungen, lehnte sich in malerischer Nachlässigkeit an den Mast und schlug das mit Schellen besetzte Tambourin, dessen Klänge mit einem eigenthümlichen, aber ganz wohlklingenden Gepfeife aus den zugespitzten Lippen begleitend. Nach dem Takte der einfachen Musik tanzten einige andere Matrosen, deren Kleidung nur aus Hemd und Hosen bestand, mit der ganzen südlichen Lebendigkeit der Neapolitaner, die Saltarella. Sechs bis acht der schwarzhärtigen Burschen — denn wie alle italinischen Fahrzeuge hatte unsere Brigantine eine unverhältnißmäßig starke Mannschaft — hatten um die Tänzer einen ausmerksamen Zuschauerkreis gebildet. Welch' ein Leben, welche Beweglichkeit zeigten sie in allen ihren Gesten. Das lachte und scherzte, und hüpfte und sprang, und wiegte den geschmeidigen Körper auf den Hüften und schlug den Takt mit den braunen Händen oder stampfte mit den nackten Füßen auf den Verdeckplanken umher, und kein Glied am ganzen Leibe blieb auch nur einen Augenblick unbeweglich. So wie das Tänzerpaar ermüdet schien, gleich sprang ein anderes Paar von den Zuschauern an ihre Stelle, und auch der Tambourinschläger wechselte bisweilen. So ging es fort und fort, ohne daß Spiel und Tanz und sonstige Bewegung auch nur eine Sekunde aufhörten. Verwundert sah die Mannschaft einer oldenburgischen Brigg, die ebenfalls segelfertig dicht bei uns lag, dem lebendigen Treiben der Neapolitaner zu. Wie stets in ihre rothen oder blauen Friesröcken gekleidet, lehnten sich die derben, breitschultrigen Deutschen gegen die Brüstung, behaglich den Dampf aus ihren kleinen Pfeifen in den Abendhimmel blasend. Nichts als Ruhe und Phlegma war bei ihnen sichtbar, lange Minuten vergingen oft, bis nur ein oder der andere Matrose seinen Mund zu ein paar kurzen Worten zu öffnen sich bequemte. Der Unterschied zwischen Nord und Süd trat in den Bildern der beiden Nachbarschiffe auf's schärfste hervor.

„Wat dee Kierls dwatsch (närrisch) sünd, dat see üm nicks und wedder nicks wie dee Aapen (Affen) herumdanzen, ohne dat see man schmucke Dierns bie sich hebt,“ hörte ich einen der oldenburgischen Matrosen zu seinem Kameraden sagen, nachdem er lange schweigend dem Treiben der neapolitanischen Marinari zugesehen hatte.

Jetzt erschollen durch den stillen Abend die Geläute des Ave-Maria von den Thürmen Genuas zu uns herüber. So wie die ersten Töne desselben hörbar wurden, änderte sich plötzlich die Scene auf unserem Schiffe. Der Tambourinschläger schleuderte sein Tambourin fort, die Tänzer hielten mitten in der wildesten Bewegung inne, und Alle, ohne Ausnahme, stürzten auf die Kniee, zogen ihre rothen Mützen vom Kopfe und blieben unbeweglich in andächtig betender Stellung liegen, so lange das Geläute anhielt. Kaum war dasselbe verklungen, so nahm auch die frühere Lustigkeit wieder ihren Anfang, die Schellen des Tambourins klingelten von Neuem, die Saltarella ward fortgesetzt.

Bald jedoch machte der Koch, der mit einem großen eisernen, von Ansen sehr schwarz und rußig aussehauenden Topf erschien, dem Tanze ein Ende. Jubelnd und lachend kauerte und lagerte sich die gesammte Mannschaft im Kreise um den Topf, der mitten auf das Verdeck gestellt ward. Der älteste Matrose griff zuerst mit der bloßen Hand hinein und zog eine Ladung von Maccaroni, dieser Lieblingsspeise aller Südtaliener, hervor. Mit welcher Begierde ließ er dieselben in den weit geöffneten Mund hineingleiten, wobei er den Kopf weit zurücklegte, damit die Maccaroni besser hinunterschlüpfen konnten. Dem ersten Matrosen folgte der zweite, diesem der dritte und so fort und fort; in regelmäßiger Ordnung langte ein Jeder mit der ungewaschenen Hand in die Mahlzeit, zog den langen und ziemlich breiten Mehlfaden hervor, um ihn in seinem Schlunde verschwinden zu lassen, bis dann wieder der Nächste an die Reihe kam. Wie glänzten dabei die schwarzen Augen der Burschen vor Freude und Behagen, wie wohlgefällig schnalzten sie mit den Zungen, wie lustig plauderten und scherzten sie in den Pausen! Wahrlich, eine Gruppe Maccaroni essender neapolitanischer Marinari an einem schönen Sommerabend auf dem Verdeck ihres Schiffes, ist eines der am meisten ca-

Digitized by Google

rakteristischen Genrebilder, welches der Reisende in Italien sehen kann.

Während des Essens kam auch der Capitän, der sich seine letzten Papiere geholt hatte, wieder an Bord, mit ihm die übrigen Passagiere, die außer dem Smyrnaer Kaufmann mit uns fuhren. Es waren dies die schon erwähnten Polen und ein dicker Dominikaner-Prior, der, ich weiß nicht in welchem Auftrag, nach Jerusalem wollte. Der polnische Hauptmann, dessen nähere Bekanntschaft ich sogleich machte, war ein echter Soldat, dem man auf den ersten Blick ansah, daß er manchen blutigen Kampf schon mitgeschlagen, manch hartes Ungemach ertragen hatte. Weißgrau war zwar schon Kopfhaar, Schnurr- und Knebelbart desselben, aber fest und sehnig der große, schlanke Körper, blitzend das Auge in dem scharfgeschnittenen, hageren Gesicht. Er war, wie er mir später erzählte, schon mehrere Jahre vor dem Ausbruch des polnischen Krieges von 1830 Offizier in einem polnischen Regiment gewesen und hatte dann, wie alle seine Unglücksgefährten heimatlos umherirrend, in Belgien, Portugal, Spanien und jetzt in Sardinien gedient, wie er denn auch ein spanisches, portugiesisches und sardinisches Ordensband trug. Derartiger Zuwachs zu unserer Reisegesellschaft war wirklich eine große Annehmlichkeit, denn der Hauptmann zeigte sich ebenso sehr als liebenswürdigen und unterrichteten Gesellschafter, wie man das Vertrauen zu ihm hegen durfte, daß er bei eintretenden Unfällen oder Gefahren seinen Platz vollkommen ausfüllen würde. Seine Kaltblütigkeit und Erfahrenheit hat auch später wesentlich dazu beigetragen, uns Allen das Leben zu retten.

Des Hauptmanns steter Gefährte, der allen seinen Kriegsfahrten mit der Treue eines Hundes gefolgt war und zuletzt als Unteroffizier bei den sardinischen Lanzenreitern gegen die Oesterreicher gefochten hatte, war ein Kosak, am Don geboren, und hieß Iwanowitsch. Auf welche Weise derselbe zu dem Hauptmann gekommen war, weiß ich nicht, jetzt begleitete er denselben schon an zweiundzwanzig Jahre, d. h. seit dem Ausmarsch aus Polen. Der Kosak war wirklich von einer entsetzlichen Häßlichkeit und ich mußte mich förmlich an sein Gesicht gewöhnen, bevor ich ihn ohne Widerwillen ansehen konnte. Ein fuchsrother, struppiger Bart hing von dem breiten, ganz von Blatternarben zerfurchten Gesicht bis auf die halbe Brust herab. Die Nase war von einem Kolbenschlag völlig breit gedrückt, das eine Auge schielte furchtbar, während über das Augenlied des anderen eine breite Narbe, die auch quer über den ganzen Schädel ging, sich hinzog; die Figur war klein, aber ungemein breitschultrig, die Beine von vielem Reiten in früher Jugend fast wie bei einem alten mürrischen Dachshunde — woran Iwanowitsch mich überhaupt stets erinnerte — gekrümmt. Dabei hatte er aber eine herkulische Stärke, und ich sah einst, wie er eine große Tonne, welche zu heben drei neapolitanische Matrosen vergebens sich bemühten, ohne Weiteres allein emporhob und forttrug, ohne daß man ihm nur die mindeste Mühe dabei anmerkte. Auch alle anderen Eigenschaften eines trefflichen Feldsoldaten besaß der alter Kosak im höchsten Grade. Er war bewerzt und unerschütterlich kaltblütig, dabei wachsam, listig und durchaus unempfindlich gegen jegliche Unguust der Witterung. Seinem Herrn war er mit blinder Anhänglichkeit ergeben und hätte gewiß auch nicht das mindeste Bedenken getragen, jeden Befehl desselben ohne Säumen auszuführen. Er war uns Allen mehrmals von dem größten Nutzen, daher ich seine eigenthümliche Persönlichkeit hier näher beschrieben habe. Mit den neapolitanischen Matrosen stand er vom ersten Tage unserer Fahrt an auf feindseligem Fuß. Diese nannten ihn einen „maledetto gettatore“ (verfluchter Schieler), behaupteten, seine Gegenwart bringe uns Unglück, und hätten ihn bei einer folgenden Veranlassung gerne über Bord geworfen, wenn sie nur nicht ängstliche Furcht vor seiner Stärke gehabt hätten.

Unser dritter Reisegefährte, der Dominikaner, war ein guter, dicker Mann, der mit Appetit aß und noch lieber trank und stets, außer als ihn bei unserem Schiffbruch die Todesgefahr übermannte, von heiterer Laune sich zeigte. Da er als geborner Walliser fertig französisch sprach, so hatte ich in den ersten Tagen unserer Fahrt manchen Streit, mit ihm. In seinem Innern war er ein ziemlich klar denkender Mensch, der gar nicht von großer Intoleranz gegen Andersgläubige beseelt sich zeigte.

Nach Ankunft des Capitäns begannen der polnische Hauptmann, der Dominikaner und ich, denen gemeinschaftlich die Hauptkajüte angewiesen war, unsere Einrichtungen in derselben zu treffen. Viel Zeit nahmen dieselben gerade nicht in Anspruch, denn sie waren sehr einfach und nicht für verwöhnte Reisende berechnet. Jeder von uns warf seinen Strohsack in eine Ecke, legte die Decke darauf und so war das Nachtlager fertig, dem nur der etwas verwechlichte Dominikaner noch einige Kissen und seidene Decken hinzufügte. Unser einziger Tisch mußte für uns alle drei als Waschtisch, Frühstücks-, Mittags-, Spiel- und Schreibtisch dienen und war daher stets besetzt. Als Aufwärter hatten wir den jüngsten Schiffsjungen, einen kostbaren Gassenbuben Neapels. Immerfort lustig, singend und springend, voll von Schelmenstreichen, rasch und gewandt, dabei aber lügnerisch, naschhaft und von einer Unreinlichkeit, die wirklich ins Komische ging. Er hatte nämlich einen so merkwürdigen Abscheu vor dem Wasser, daß er selbst durch das Versprechen von einigen Bajocki, so sehr ihn diese auch anlockten, nicht dahin zu bringen war, sein nußfarbenes, schmutziges und doch von Gesundheit strotzendes Gesicht in ein Becken zu tauchen. Es war, als wenn eine Ahnung ihm sagte, daß er im Wasser seinen baldigen Tod finden sollte, denn als uns einige Tage darauf ein heftiger Windstoß den Hauptmast brach, ward der Junge nebst noch drei Matrosen in das stürmische Meer geschleudert, wo sie rettungslos ertrinken mußten.

Noch graute am anderen Morgen kaum die Dämmerung, so weckte mich schon das Getrampel der über unsern Köpfen auf dem Verdeck hin- und herlaufenden Matrosen aus dem Schlaf. Rasch eilte ich mit dem Hauptmann aus der etwas beengten Kajüte, in der unser guter Padre noch fest schnarchend ruhte, auf das Verdeck. Gleich einem feurigen Meteor in unbeschreiblicher Farbengluth stieg die Sonne so eben aus dem Meere empor, einen goldigen und rosigen Schimmer über die silberblauen Fluthen desselben verbreitend, die leise von der Landbrise gekräuselt wurden. Herrlich in der reinen, klaren Morgenluft lag „Genova la superba“ mit ihren Kirchthürmen und stolzen Palästen noch vor uns, und wohl konnte ich in diesem Augenblick aufs Neue begreifen, mit welchem Rechte diese Stadt ihren stolzen Beinamen trägt. Reges Leben mannigfacher Art herrschte schon in dem von Masten starrenden Hafen und zahllose kleine wie größere Fischernachen benutzten den günstigen Landwind, um mit ausgespannten Segeln dem Meere zuzufliegen. Auch die in unserer Nähe liegenden Kauffahrer fingen bald an, die Anker aufzuwinden und die Segel zu spannen, bei welchen Geschäften auch unsere Matrosen schon thätig sich zeigten. Wie schlechte Seeleute trotz

Digitized by Google

ihres hübschen, munteren, frischen Aussehens dieselben waren, bewies sich schon hier im Hafen. Das war ein Geschrei, ein Durcheinanderlaufen, ein Fragen und Antworten, und Fluchen und Schimpfen, als wenn Wunder was für gefährliche oder schwierige Arbeit gethan werden sollte. Das größte englische Linienschiff wäre in dem Viertheil der Zeit segelfertiger gewesen wie unsere kleine Brigantine, trotzdem, daß dieselbe für ihre Größe doppelt so stark bemannt war wie ein norddeutsches Schiff. Als einen überaus drolligen Kerl stellte sich dabei der kleine, rothnasige Capitän dar, der, wie man sogleich merken konnte, ein ungemein schlechter Seemann war und nichts wie eitel Verwirrung zu Wege brachte. Der einzige tüchtige Mann schien der alte Genuese, der als Steuermann diente, zu sein, wie auch ein Matrose, ein Calabrese, Proben von Kraft und Geschicklichkeit ablegte. Viel ruhiger und bedächtiger, dabei aber doch förderlicher, ging es auf unserer Nachbarin, der oldenburgischen Brigg, zu. In festem Takte sangen die Matrosen an der Ankerwinde ihr „Ho — i, Ho — i," und auch die Arbeit in den Masten war ordentlich und rasch gethan. Obgleich die deutsche Brigg im Verhältniß ungleich weniger Mannschaft wie unser Schiff zählte, ward sie doch viel schneller fertig und ging weit früher in See, als wir. Als unsere „Virginie" übrigens endlich in Gang kam, überholte sie den Oldenburger gar bald, da sie vor dem Winde sich als ein trefflicher Segler bewies, dazu auch nicht volle Ladung hatte und mithin nicht tief im Wasser lief. Bald nachdem wir unter Segel waren, erschien auch die schöne Smyrnaerin mit ihrem Vater auf dem Verdeck, um frische Luft zu schöpfen. Das Mädchen war wirklich wunderschön! Jetzt unter Gottes freiem Himmel, von der goldenen Morgensonne hell beleuchtet, erschien sie noch strahlender, wie früher in dem mit Jalousieen verdunkelten Speisesaal des Hôtels.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schloß von Wadstena.

Dieses Schloß, am Wetter im Län Linköbing gelegen, wurde 1545 auf Befehl Gustav Wasas auf den Ruinen eines alten Gebäudes, das nach der Chronik aus den Zeiten Waldemars stammte, erbaut. Der Ingenieur Buligrim und der Architekt Jacob Sven, beide aus den Niederlanden, entwarfen die Pläne und beaufsichtigten den Bau, der erst unter Erich XII. vollendet wurde. Der Ostfronton ist mit Sculpturen geschmückt, welche der Herzog Johann von Ostgothland machen ließ; sie stellen die sieben Cardinaltugenden des Christenthums vor. Die Sculpturen des Westfrontons stellen die Attribute des Königthums dar: sie wurden unter Gustav Adolph II. ausgeführt. Die Nationalversammlungen hielten in diesem Schlosse ihre Sitzungen. Man zeigt dem Fremden ein Fenster, aus welchem sich Magnus, der Sohn Gustavs, in die Gräben stürzte. Am 12. Juli 1568 bemächtigten sich die Herzoge Johann und Karl, welche sich bewaffnet gegen ihren Bruder Erich erhoben, des Schlosses. 1716 besuchte Karl XII. hier seine Schwester Ulrike Eleonore, ehe er von Peter dem Großen bei Pultava geschlagen wurde. Man hielt eine schöne und breite Treppe hoch in Ehren, auf welcher er herabgestiegen: neuere Reparaturen machten diese Treppe jedoch verschwinden. Das Schloß gehört dem Staat und dient als Magazin. Sein Aeußeres hat noch immer etwas Großartiges: aber die Zeit nagt an diesen alten Mauern und bald werden sie nichts mehr als Ruinen sein.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Zweig-Verlag von Lawson & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Dresden.

Die katholiſche Kirche in Dresden.

Dresden, die Haupt- und Reſidenzſtadt des Königreichs Sachſen, vereinigt Alles in ſich, was eine Stadt angenehm machen kann: reizende Spaziergänge, einen ſchönen Fluß, breite Straßen, große Plätze, elegante Ge-

Digitized by Google

bäude, herrliche Kunstsammlungen und ein vortreffliches Theater. Obgleich Hauptstadt, ist sie doch nicht so bevölkert, daß sie den Lärm und das Geräusch großer Städte kennte. Sie ist in zwei Städte getrennt, die Alt- und Neustadt, welche durch eine prächtige, von 24 Pfeilern getragene, 1800 Fuß lange, Brücke vereinigt werden.

Die Ufer der Elbe sind angenehm belebt: Restaurants, Cafés, Terrassen hängen gleichsam in das Wasser hinein: die Linden-Alleen, der japanische Garten, die Brühlsche Terrasse bilden einen Gürtel um die Stadt und durchschneiden die Häuser mit ihrem Grün. Einige hundert Schritte von den Mauern der Stadt liegt der große Garten, der durch die Weisseritz von dem kleinen Garten getrennt wird; der erstere kann mit den schönsten Spaziergängen Europas verglichen werden: Statuen, ein Sommerschloß von hübscher Architektur, Caffeehäuser, Teiche, die im Sommer eine angenehme Frische verbreiten, während sie im Winter den Schlittschuhläufern reiches Vergnügen bieten, Waidpartieen, grüne Grasplätze — Alles findet sich hier in bunter Abwechslung. Geht man weiter hinauf an der Elbe, so begegnet das Auge überall kleinen Dörfern, Weinbergen und zahlreichen Landhäusern, — hier das reizende Waldschlößchen, dort das herrliche Elysium und endlich das pompöse Besitzthum des Prinzen Albrecht von Preußen.

Der Platz, welchen unser Bild darstellt, ist der Vereinigungspunkt der bedeutendsten Bauten. Vor sich hat man die katholische Kirche; rechts im Hintergrund das schöne Theater, links das königliche Schloß, das von der Kirche beherrscht wird. Wäre das Bild etwas breiter, so würden wir rechts die Brücke und die Elbe sehen: und links eine breite Freitreppe, welche zur Brühlschen Terrasse führt.

Die katholische Kirche, welche im letzten Jahrhundert unter der Regierung August III. erbaut wurde, ist im Innern wenig geschmückt: das Ganze trägt eher ein protestantisches Gepräge. Doch hat die Kirche ein großes Altarbild von Raphael Mengs, die Auferstehung Christi und ein Bild von Rottaris, den Tod des heiligen Xaver. Aber die königliche Familie, welche katholisch ist, läßt hier musikalische Messen aufführen, welche Fremde und Einheimische herbeiziehen.

Ein anderer Gottestempel, die Frauenkirche auf dem Neumarkt hat im Innern das Ansehen eines großen Opernhauses: zahlreiche Gallerieen sind bis zur Kuppel über einander gebaut. Man erzählt, der Architect Behn habe nach der Vollendung sich von der Kuppel auf die Steinplatten herabgestürzt.

Das aus sechs Flügeln zusammengesetzte Schloß, das grüne Gewölbe, die reichste Sammlung von Kunstwerken, Seltenheiten, Kostbarkeiten und Edelsteinen, das japanische Palais — die jetzige Bibliothek, — der Zwinger mit der großen Rüstkammer, sind nach den Kirchen diejenigen Bauten, welche die größte Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Doch stammen alle diese Gebäude aus nicht zu ferner Zeit. Die ganze Stadt ist modern: anfangs nur ein kleines Fischerdorf, schwang sich dieses endlich zur Stadt auf, um deren Besitz man sich lange stritt. Die Marggrafen von Meissen wurden endlich Herren der Stadt. Johann Georg II., der großen Kunstsinn besaß, begann die Verschönerungen, welche August II. und III. vollendeten. Die Belagerung von 1760 hat jedoch unendlich viel davon wieder zerstört. Göthe und Bernardin de St. Pièrre, welche Dresden nach diesem traurigen Ereignisse sahen, liehen dem Schmerze, den dieser Anblick bot, beredte Worte. Später erhob sich Dresden wieder und befindet sich im ungestörten Besitze seiner Gemäldegallerie, die die Stadt mit Florenz vergleichen ließ und von allen Enden Europas die Kenner und Liebhaber der Kunst herbeizieht. Gegenwärtig wird am Zwinger, gegenüber dem Theater, ein neues prachtvolles Gebäude aufgeführt, das dieser Gemäldesammlung einen würdigeren Raum bieten soll, als die bisherige Gallerie auf dem Neumarkte.

Ein Schiffbruch im mittelländischen Meere.

Von Julius v. Wickede.

(Fortsetzung.)

„Oh dio mio, quanto é bella, quanto é bella!“ konnte man jetzt auch auf unserem Schiffe häufig vernehmen, und in der That verdiente sie die Ausrufungen unwillkührlichen Entzückens von Seiten der leicht erregbaren Italiener. Unser Leben auf dem Verdeck, wo wir unter einem ausgespannten Segeldach den ganzen lieben Tag zubrachten, gestaltete sich bald als ein harmlos ungezwungenes und ziemlich behagliches. Die schöne Jüdin saß meist nach orientalischer Sitte mit untergeschlagenen Füßen auf einem Polsterkissen, spielte hie und da eine Art von Guitarre oder eigentlich Mandoline, oder sie beschäftigte sich damit, aus bunten Glasperlen Stickereien zu arbeiten. Meine Unterhaltung mit ihr war leider sehr mangelhaft, da sie nur Portugiesisch und sehr gebrochen Italienisch sprach. Ich benedete daher oft den alten polnischen Hauptmann, der sich so ziemlich in ersterer Sprache mit dem Mädchen unterhalten konnte. Auch mit ihrem Vater, einer echt jüdischen Physiognomie mit langem, weißem Bart, sprach ich nur wenig, da er ziemlich wortkarg war und am liebsten seine Zeit mit Lesen in hebräischen Gebetbüchern oder mit Rechnen und Notiren von Zahlen in seinem Tagebuch verbrachte. Viel und gern dagegen plauderte ich mit dem Polen, der recht gut deutsch verstand und mit allerlei interessante Begebenheiten aus seinem thatenreichen, abenteuerlichen Leben zu erzählen wußte. Mit dem guten Dominikaner stritt ich, wie erwähnt, über religiöse Dinge, ließ mir Aufschlüsse über das Klosterleben von ihm geben, was er gut konnte, da er mehrere Jahre Prior eines größeren Klosters gewesen war, oder spielte auch, wenn wir Beide nicht mehr sprechen mochten, Domino mit ihm, an welcher Partie der polnische Hauptmann auch oft Theil nahm. Anziehende Unterhaltung gewährte es mir ferner, das Treiben unserer Mannschaft zu beobachten. Da wir sehr zahlreiche Hände am Bord hatten, die Reinigung des Schiffes aber auch nur sehr oberflächlich betrieben ward, so hatten die Bursche Zeit genug zu einem üppigen Genuß des „dolce far niente.“ Viele Stunden konnten sie müßig auf dem Verdeck umherliegen und mit den lebhaften dunkeln Augen in den blauen Himmel starren. Lagen sie nicht in solcher Weise umher, so ward häufig mit der vulkanischen Leidenschaftlichkeit echter Neapolitaner das beliebte „Morra“ gespielt, und ganze Vormittage saß oft so ein unermüdliches Spielerpaar sich gegenüber, fortwährend mit den gespreizten Händen vor den Nasen umherfahrend und in gellendem Tone die Zahlen ausrufend. Arbeiteten die Matrosen unseres Schiffes ungleich weniger als unsere norddeutschen Leute, so waren sie dafür auch viel genügsamer in ihren Mahlzeiten. Fleisch war gar nicht für sie an Bord geführt,

Digitized by Google

gekochter Reis, getrocknete Oliven, die beliebten Maccaroni, die und da kleine gesalzene oder frisch gefangene Seefische, bildeten ihre einzige Nahrung. Zu ihren kleinen Portionen erhielten sie täglich überdies einen Becher voll schlechten und sehr wohlfeilen Landweins. Bei aller Mäßigkeit aber waren sie doch lustig und vergnügt, und tanzten jeden Abend ihre „Saltarella“ mit einem Feuer und einer Lebhaftigkeit, daß es mir Freude war, ihnen dabei zuzuschauen. Unsere Beköstigung war übrigens den Umständen nach ganz zufriedenstellend. Sehr gute Maccaroni und eben solchen Reis, dazu trinkbare Chocolade bekamen wir vom Capitän geliefert, und unsere eigenen Proviantvorräthe an Wein, Schinken, Wurst und Käse, ergänzten vollkommen das Uebrige.

So waren wir bei ziemlich günstigem Wind schon drei Tage fortgesegelt und es war Hoffnung vorhanden, in ungefähr acht bis zehn Tagen glücklich in den Hafen von Smyrna einzulaufen. Man hatte bisher alle Ursache, sich zu der Reise Glück zu wünschen. Ein altes Sprüchwort aber, dessen Richtigkeit ich diesmal, wie schon so oft, anerkennen mußte, sagt: „daß man den Tag nie vor dem Abend loben solle.“

Schon am Nachmittage des dritten Tages sprang der Wind stoßweise und ziemlich häufig um, so daß unsere Matrosen zu ihrem großen Mißvergnügen oft in die Masten hinauf mußten, die Segel anders zu stellen. Auch die Sonne ging am Abend mit einem eigenthümlich schwefelgelben Schein unter, den der alte genuesische Steuermann längere Zeit mit bedenklichem Kopfschütteln betrachtete. Wir Passagiere in unserer Kajüte sprachen zwar beim Niederlegen noch über die Möglichkeit eines nahen Sturmes, den gut zu bestehen unsere Schiffsmannschaft uns gar nicht recht geeignet schien, doch scherzten und lachten zuletzt wir unsere Besorgniß darüber fort. Der gute Padre, dem übrigens gar nicht recht wohl bei dem Gedanken an ein tüchtiges Unwetter zu sein schien, mußte mir endlich noch die Absolution versprechen, im Fall wir ohne Weiteres von den Wellen verschlungen werden sollten. Er machte zwar gute Miene zum bösen Spiel, doch konnte man seinen Scherzen jetzt schon das Gezwungene deutlich anmerken, trotzdem daß er seine Foglietta heute Abend wiederholt leerte.

Gegen Mitternacht ungefähr weckte mich ein heftiges Schwanken des Schiffs aus meinem unruhigen Schlummer auf. Die Hänglampe, die in unserer Kajüte brannte, war von dem heftigen Schwanken wahrscheinlich erloschen und dichte Finsterniß herrschte in dem engen Raum. Nicht ohne Anstrengung, so arg rollte das Schiff hin und her, richtete ich mich auf und suchte herumtappend die Kajütenthür, die auf die Verdecktreppe sich öffnete, zu erreichen. Schon war ich ihr nahegekommen, da machte das Fahrzeug wieder eine heftige Seitenbewegung. Ich verlor das Gleichgewicht, stolperte und fiel der Länge nach auf den ruhig fortschnarchenden Mönch. Mit durchdringendem Geschrei in Folge der schweren Last, die sich so plötzlich gar unsanft auf seinen dicken Körper niederstürzte, schreckte dieser aus dem Schlafe empor und ermunterte dadurch den ebenfalls noch schlafenden Hauptmann. Lachend wälzte ich mich von dem Geistlichen hinweg, wobei dessen lang hervorstechende Nase in eine bedauerliche Berührung mit meinem Ellbogen gerieth, und suchte ihm unter Entschuldigungen die Ursache meines Mißgeschicks zu erklären. Der Hauptmann, der eine kleine Laterne nebst Feuerzeug bei sich stehen hatte, bestrebte sich Licht anzumachen, was ihm nach einiger Mühe gelang. In der hellen Kajüte war das Gehen beträchtlich leichter als vorhin in der dunkelen, und so gelangten wir denn jetzt Beide zur Thür, während der Mönch, dem wir zu seiner Beruhigung die Laterne zurückließen, auf seinem Lager niederkniete und mit Lippen, die vor Furcht zitterten, seinen Rosenkranz zu beten anfing.

„La terribilissima burasca in questa notte, Signori!“ rief uns auf dem Verdeck der Capitän entgegen. Er war dort mit der gesammten Mannschaft in Thätigkeit. Und wahrlich, es stürmte ganz artig, obgleich der alte Genueſe verächtlich zu dem Angstausdrucke des Capitäns lachte, und dazu bemerkte, dies sei nur der Anfang, wahrscheinlich würde es bald noch weit ärger kommen. Die Untauglichkeit und Nutzlosigkeit unseres Capitäns verrieth sich übrigens jetzt und in Kurzem immer mehr und mehr. Derselbe wußte kaum, was er den Matrosen befehlen sollte, traf die confusesten Anordnungen, jammerte und wehklagte in einem fort und überließ endlich die weiteren Verfügungen dem alten genuesischen Steuermann, der sich während der ganzen Fahrt als ein sehr fähiger und kaltblütiger Seemann bewies; daß unsere „Marinari“ übrigens den schlechten Ruf, den die Neapolitaner im Allgemeinen als Matrosen genießen, vollkommen rechtfertigten, war eben so unverkennbar. Die sonst so munteren Burſche waren jetzt überaus niedergeschlagen, stiegen mit großer Aengstlichkeit in die Masten, um die Segel theils einzuziehen oder sie doppelt zu reffen, und verrichteten ihre Arbeit überdies so ungeschickt und langsam als möglich. Die schwierigsten Plätze mußte der Steuermann selbst oder der schon erwähnte Calabrese einnehmen, die übrigen Matrosen waren zu zaghaft dazu. Solch eine üble Mannschaft am Bord zu haben, war für uns eine gar wenig tröstliche Aussicht, und jetzt zum ersten Male war mir der Gedanke klar, daß es ein ziemlich starker Leichtsinn gewesen, gerade ein neapolitanisches Schiff zu meiner Fahrt nach Smyrna auszuwählen. Es ist nur Schade, daß einem die Einsicht gewöhnlich erst kommt, wenn es zu spät ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die sächsische Schweiz.

I.

Fünf Uhr Morgens: das ganze Hotel ist in Bewegung, es ist unmöglich, länger zu schlafen. Weßhalb diese Unruhe? Ich läute. — Es sind einige deutsche und englische Familien, welche einen Ausflug nach der sächsischen Schweiz machen. — Wie viel Zeit erfordert diese Tour? — Höchstens fünf Tage, wenn man die ganze Gegend sehen will; für die wichtigsten Puncte reichen jedoch zwei Tage aus. — Ich fasse einen raschen Entschluß, stehe auf, eile über den Neumarkt und werfe noch einen Blick auf die lange Fensterreihe der Gallerie. Herrliche Madonna von Raphael! zwei Tage, ohne dich zu sehen! — Das Dampfschiff raucht und wiegt sich in der Nähe der Brücke; die Glocke gibt das letzte Zeichen, man hat das Brett weggeschoben; es war Zeit.

Kaum haben sich die Räder in Bewegung gesetzt, so verlangt Alles seinen Caffee. Der Himmel ist umschleiert, der Wind frisch, die Elbe reißend. Wir sind bereits außerhalb der Stadt; rechts und links, auf leichten Anhöhen, Weinberge, Landhäuser, öffentliche Gärten, kleine Dörfer. Ein Dresdner — ich erkenne ihn als solcher an der Aussprache, — steht auf und zeigt mir zur Linken ein kleines ganz im Grün versteckes Häuschen: „Hier hat Schiller gewohnt, sagt er mir; hier dichtete er im Sommer 1786 den größten

Digitized by Google

Theil seines Don Carlos. Wenn es stürmte, setzte er sich in eine kleine Barke und ruderte allein auf der reißenden Elbe umher: der Donner und das Rauschen der Wogen begeisterten ihn." Ich liebe auf Reisen das Gespräch nicht: die Neuheit der Umgebung nimmt meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch; die Worte stören die Illusion; es ist weit angenehmer sich seinen Träumereien zu überlassen; was man erfährt, wiegt ja selten das auf, was man vorausgesetzt; man erfährt immer noch bald genug, daß man sich getäuscht. Aber der Herr hat eine so offne und wohlwollende Physiognomie: es ist ein Kaufmann aus Dresden. Wir sind dem Pilnitzer Schlosse, dem Sommeraufenthalt des Herzogs von Sachsen, gegenüber. Die Facade ist höchst seltsam: auf einem ziemlich massiven Bau hat man japanesische Glöckchen verschwendet. Wahrscheinlich glaubte man dem Bau dadurch eine größere Leichtigkeit zu geben; ich gedenke dabei des „grünen Gewölbes" und frage mich (ohne gerade auf eine Antwort sehr begierig zu sein): weß-

Die sächsische Schweiz. — Zwischen Weißen und Rathen. Weg nach der Bastei.

halb waren die sächsischen Fürsten so große Liebhaber des chinesischen und japanesischen Geschmackes? Das Gebäude ist beinahe ganz modern; im Jahre 1818 nahm es die Stelle eines alten Gebäudes aus dem 13. Jahrhundert ein. „Die Zimmer der Königin, sagt mein freundlicher Gesellschafter, haben die Aussicht auf den Fluß: man nennt sie deßhalb den „Wasserpalast"; die des Königs liegen auf der entgegengesetzten Seite und führen den Namen „Bergpalast." Wenn ich recht gehört, ist im Innern des Gebäudes nichts Merkwürdiges, als ein großer Speisesaal, dessen Kuppel von Säulen getragen wird und mit Fresken geschmückt ist. Im Jahre 1791 fanden die Grafen Artois und Calonne in Pilnitz eine Zuflucht. Man erzählt, daß Napoleon im Jahre 1812, als er umgeben von Königen und Fürsten, die sich seiner Macht gebeugt, in Pilnitz eintrat, gerufen habe: „Hier bin ich geboren!" Er meinte damit sein kurzes Kaiserleben, das nur zwei bis drei Jahre dauern sollte, habe hier begonnen.

„Wir sind an der Grenze der sächsischen Schweiz, die Landschaft nimmt nun einen andern Charakter an," sagt der Kaufmann. Er fügt hinzu: daß diese malerische Partie von Sachsen, welche ehedem von den Sorben bewohnt worden, nur zehn Stunden Ausdehnung in der Länge und Breite habe; daß man nicht wisse, wer ihr diesen Beinamen gegeben: daß jedoch schon im Jahre 1795 in Leipzig eine „Malerische und romantische Reise durch die säch-

Digitized by Google

sische Schweiz" erschienen sei. Die Ufer der Elbe erhalten unmerklich ein anderes Gepräge. Die Hügel werden steiler und abschüssiger. Zur Rechten sehen wir die Stadt Pirna, welche terrassenförmig von der Elbe aufsteigt und auf einer Anhöhe das Schloß Sonnenstein, das seit 1785 zu einem Irrenhaus eingerichtet ist. Es soll das schönste Institut dieser Art in ganz Europa sein. Eine Eisenbahn — die sächsisch-böhmische Bahn — folgt auf dieser Seite den Krümmungen des Flusses. Man gewahrt nach und nach die vereinzelten, runden, abgestumpften, festungsartigen Berge, welche der sächsischen Schweiz ihren eigenthümlichen Charakter verleihen. Zur Linken sieht man eine Reihe spitzer Felsen von wildem Aussehen, die sich in dem Flusse spiegeln. „Wir sind an der ersten Station," sagt der Kaufmann. „Sie sollten an einem der beiden Dörfer Welhen oder Rathen aussteigen: wählen Sie." — Niemand blieb in Welhen; ich stieg deßhalb mit den übrigen Reisenden in Rathen aus, nachdem ich meinem freundlichen Cicerone, der direkt nach Königstein ging, höflich gedankt.

Wir frühstückten in einem kleinen Wirthshause. Der Wirth — ein junger Mann von den höflichsten Manieren — versicherte mich, daß ich einen Führer nicht entbehren könne und stellt mir einen alten Bauern vor, der unter seinem Wamms ein Leder trägt, das an einer Schnur hängt. Ich habe die Dummheit ihn anzunehmen. Wir steigen bei feinem Regen eine leichte Anhöhe hinauf, inmitten von

Die Bastei.

Felsen, die mich an den Weg von Genf nach Bonville erinnern. Mein Führer bleibt jeden Augenblicke stehen, er ist asthmatisch. Wenn ihm jedoch sein Husten zu sprechen erlaubt, so zerreißt er mir die Ohren mit seinem Geschrei, um mir sein Patois verständlich zu machen: er hört dagegen keine von meinen Fragen. Mit der Spitze seines Stockes zeigt er mir lächelnd gewisse bizarre Felsenformationen, die man mit komischen Namen getauft. Hier die Kaisernase oder die Nase Ludwig XVI.; dort die Locomotive und andere Kindereien. Das ist das ganze Wissen meines Mannes; ich denke an nichts mehr, als wie ich eine günstige Gelegenheit finde, ihn zu bezahlen und mich von ihm zu befreien. Die Gegend wird immer interessanter. Unter uns die grünen Schluchten. Dann und wann bietet sich der Ausblick auf einen für mich ganz neuen Landschaftscharakter. Ich glaube eine unermeßliche Zahl von großen Citadellen inmitten von Schluchten, Felsen, bebauten und öden Ebenen zu sehen, durch welche sich die Elbe windet. Die Felsen, zwischen denen ich hinaufsteige, gleichen häufig Thürmen und Burgzinnen: ich bemerke Festungstrümmer und erinnere mich gelesen zu haben, daß hier die Burggrafen von Dohna, der Schrecken des Landes, wahre Räuber, gehaust. Der erste Felsenvorsprung, auf welchem ich anhalte, ist den Reisenden unter dem Namen das Canapee bekannt: eine von der Natur in den Felsen gehauene Bank, von welcher man eine prächtige Aussicht genießt.

Der Führer, der mir auf den Fersen folgt, zeigt mit dem Finger nach einer Felsenspitze, in der sich eine unzugängliche Grotte, die Mönchsgrotte befindet. Aber ich eile, den höchsten Punkt zu erreichen, wo ich bereits den größten Theil der Reisenden angekommen finde. Ich überschreite eine Holzbrücke, welche zwei Felsen verbindet; einige Augenblicke später komme ich auf der höchsten Spitze — der Bastei an. Meine erste Sorge ist, hier mich des braven Mannes zu entledigen, indem ich ihm mehr als verabredet, schon jetzt in die Hand drücke und mich verabschiede. Er sieht mich staunend an und will mir folgen: ich versichere ihn, daß ich allein sein wolle und schüttele ihn ab. Ein Theil der Reisenden nimmt sein Frühstück in einer vortrefflichen Restauration ein, die in der Luft zu schweben scheint: andre haben sich auf der Plattform, die von einer Balustrade umgeben ist, gruppirt und betrachten von hier aus die weithin vor dem Auge sich ausbreitende Landschaft, während nebenan eine Musikbande die Ouverture aus dem Freischütz spielt. Diese Musik paßt vortrefflich zu der wilden Umgebung. Ich lehne mich in eine Ecke der Bastei, um Niemand zu sehen, namentlich meinen Erführer nicht, der den Weg hinter mir hinabgeht. Ich suche nur an das herrliche Schauspiel zu denken, das sich vor meinen Augen entrollt und fühle mich ganz von den heiligen Schauern der Natur durchzogen; ich vergesse und bewundre.

(Schluß folgt.)

Der Eisenkopf.

Erzählung von Ludwig Rellstab.

Erstes Kapitel.

Die ersten sieben Jahre.

Karl der Zwölfte wurde von den Türken der Eisenkopf genannt.

Ich will aber nicht von ihm erzählen; dennoch von Karl. Es ist aber vorläufig nur ein kleiner Karl; im Verfolg der Erzählung wächst er erst zu einem großen heran. Doch hieß er schon als kleiner Knabe der Eisenkopf. Sein Vater, der Förster, Eberhard Stein, hatte ihm den Namen gegeben. Karl nannte ihn alle Welt! darum auch diese Erzählung, die eigentlich gar keine ist, sondern eine ganz schlichte Lebensbeschreibung, vielmehr nur eine Abschrift davon. —

Die Försterei, gewöhnlich Forsthaus Oberwald genannt, lag ganz einsam, aber doch nicht so entfernt, von der Menschenwelt, daß man nicht in einer halben Stunde die ersten Nachbarn erreicht hätte. Sehen konnte man sie sogar zu jeder Zeit, wo die Sonne oder der Mond hell genug dazu schienen, und kein Nebelgewölk über dem Thal lag. Denn das weiße, weithin schimmernde Haus mit seinem stattlichen Hirschgeweih am Giebel, und dem gleichen, nur kleineren, sammt Hirschkopf über der Thür, stand dicht am Abgrund, in den die steilrechte Felswand sich hinabstürzte, auf einem freien vom weichsten Rasen bedeckten Vorsprung des düster bewaldeten Bergabhangs. So hatte es außer einen weiten, weiten Blick über die ganze Landschaft, zunächst einen überaus romantischen, wenn auch schauerlichen in den Wald und die Felsschlünde grad unter der schroffen Wand, und dann zunächst auf das Dorf und Thal dicht am Berge. Aber es dauerte eine halbe Stunde, bis man auf den gewundenen Fels und Waldstegen hinab, und fast eine Stunde ehe man hinaufkam. Nur das Glockengeläut von drunten, war in wenig Sekunden hinauf, und schwang sich hell, wie auf unsichtbaren Silberflügeln durch die reine Bergluft; und Abends schimmerten die friedlichen Lichter aus den Häusern nachbarlich bis in die einsame Berghöhe hinauf, selbst in rauhen Winterzeiten, wo ihr Anblick am wohlthuendsten war. —

In diesem Häuschen, abgeschieden von der Welt, und ihr doch nahe; einsam und doch mit geselliger Anregung; hoch über dem Treiben und Verkehren drunten, aber doch nicht ganz unberührt davon; in diesem sauberen, gesunden, hinlänglich geräumigen Häuschen, wohnte Karl, der Eisenkopf, und doch der Liebling seiner Eltern, des Försters und seiner Frau, der sanften Anna mit den braunen Augen voll unendlicher Liebe und Milde. Ja, Karl war der Liebling Beider! Denn wann wäre ein erstgeborner, einziger Sohn, erst drei Jahre nach seiner Geburt folgte ihm ein Schwesterchen, Gertrud, — nicht der Liebling seiner Eltern gewesen? Dennoch sagte der Förster immer wieder, wenn Karl seinem strengen Gebot nicht Folge leisten wollte, und sogar der Strafe trotzte „der Junge ist ein Eisenkopf!“ Anna setzte jedesmal hinzu: „Aber er hat doch ein liebevolles Herz!“ Und eine Umarmung, und ein halbes Dutzend wärmster, seligster Mutterküsse waren für Karl die jedesmalige Frucht dieses täglich, ja öfter als einmal täglich, wiederkehrenden Gesprächs der Eltern. Was Wunder, daß er recht gern ein Eisenkopf hieß! Und der Förster, der nicht ganz mit Unrecht annahm, den Eisenkopf habe Karl von ihm geerbt, nannte ihn auch recht gern so; anfangs nämlich, in den ersten sechs, sieben Jahren. Denn jedesmal erkräftete er den Vorwurf, der in der Mutter sanften Schutzworten: „Er hat doch ein liebevolles Herz“ zu liegen schien, durch einen Commentar, den er zu seiner stehenden Phrase machte: Er sagte entweder: „Ich freue mich darüber,“ (über den Eisenkopf nämlich) „er wird ein Mann werden, wie eine Eiche!“ Oder: „Es ist mir lieb, daß er kein Holunderholz ist, das man zwischen zwei Fingern zerknickt!“ Oder er prophezeihte: „Der wächst sich aus zu einem Kernstamm, wie meine drüben im Habichtsschlag! Ein Holz, aus dem sich etwas arbeiten läßt, wenns auch ein bischen wurzelzäh ist, für die Art! Ist mir doch lieber als eine Weidenruthe, die sich um Alles biegt und schmiegt, aber für sich allein nicht Stand, nicht Halt hat. — Ja so wirds kommen mit dem Jungen, Anna, sag ich dir.“

„Wenn man den Fehler nicht schlimmer macht durch Gewaltsamkeit“ pflegte Anna leise einwendend und innerlich fürchtend zu erwiedern.

„Er wird ein Kernstamm werden, wie meine drüben im Habichtsschlag.“ Das sagte der Förster am häufigsten, und dachte dabei an die mächtigen Fichten, die in diesem Waldschlag das finstere Haupt in die Wolken streckten. Auf dieses Ziel für seinen Sohn freute er sich; aber die Stufen die dahin führten, oder ihn dahin zu führen schienen, wollte er doch den Knaben nicht hinanklimmen lassen. Er sollte ein Eisenkopf sein, doch nicht gegen des Vaters Eisenarm und Eisenbefehl; nicht als Knabe, und die Stufenjahre bis zum männlichen Alter hinauf, sondern erst als Mann selbst. Für den Vater sollte er eine sonst so geringgeschätzte Weidenruthe sein; aber, wenn diese voll ausgewachsen wäre, eine Stein-Eiche! Das war des Försters Irrthum und Fehlgriff in der Erziehung, womit er, wie wir sehen werden, großes Unheil anrichtete!

Wenn Karl sich vergangen hatte, z. B. zu nahe an den Käfig mit dem Adler getreten war, und gar die Stäbe mit der Hand berührt hatte, weil er dem wilden gewaltigen

Digitized by Google

Vogel gar zu gerne gegenüber stand ihm in die bohrenden Augen und auf die ehernen Krallen starrte, und ihn wo möglich gerne angefaßt hätte, so rief der Förster: „Karl! Was hast du ungehorsamer Sohn wieder gethan! Komm sogleich her zum Vater, und bitte ab!"

Der Knabe stand unbeweglich. —

„Komm her! Sonst!" der Vater zog den Ladestock aus dem Gewehr, zeigte ihn drohend, und blickte sehr ernst hinüber.

Karl rührte sich nicht, obwohl er wußte, daß die Strafe unausbleiblich war, wenn er nicht kam.

„Bitte ab!" rief der Vater, und sein Auge heftete schon zornige Blicke statt der ernsten auf den Sohn.

Dieser sah ihn hinwieder starr an, und die schönen Züge des kleinen Angesichts wurden immer finsterer; das große Auge funkelte; er warf die frischblühenden rosigen Lippen trotzig auf, wie im bittern Schmerz über die Gewalt, der er sich beugen sollte.

„Du kommst mir!" drohte der Förster.

Der Eisenkopf saß auf einem eisernen kleinen Rumpf; kein Glied rührte sich.

Jetzt ging der Vater mit raschen Schritten und dem drohend gehobenen Ladestock auf ihn zu.

Eisenkopf blieb wie Eisen.

Der Vater erhitzte sich. Der Schlag fiel viel zu stark für ein vierjähriges Körperchen. Das Kind zuckte krampfhaft, nur leise; große Thränen rollten über seine Wange; doch es gab keinen Laut von sich. —

Die Zornfunken des Vaters sprühten, wie wenn Stahl und Stein sich treffen; die Schläge fielen heftiger. Karl ballte die Händchen krampfhaft; seine Thränen strömten; aber er rührte sich nicht von der Stelle, und blieb stumm. — Die Mutter, in der Küche, hörte was vorging. Sie eilte aus der Hausthür. —

„Eberhard" sagte sie mit einem unbeschreiblichen Ton der Stimme, und einen ebenso unbeschreiblichen Blick zu ihrem Manne.

„Der Junge ist ein Eisenkopf" warf der Vater kochend hinaus. „Er gehorcht nicht mit einem Finger!"

„Karl, lieber Karl," sprach dann Anna und heftete ihre braunen Augen auf den Sohn, und breitete ihm die Arme entgegen.

Und dann flog ihr der Eisenkopf entgegen, und sein Herz war zu weichem Wachs geschmolzen, er drückte das Köpfchen in ihren Schooß, weinte laut, umklammerte sie, ließ sich heiß küssen, küßte sie heiß wieder.

„Lieber Karl," redete ihn die Mutter an, „du bist ungehorsam gewesen. Geh zum Vater! bitte ab! Sag ihm: Sei wieder gut, lieber Vater!"

Der Knabe ging hin; zögernd, aber er ging; und er sprach, was die Mutter ihm geheißen, stotternd, aber er that es. Der fürbittende Blick der sanften braunen Mutteraugen erwirkte ihm nun ein verzeihendes Wort des Försters.

„Aber daß du mir nicht wieder an den Käfig rührst" setzte derselbe mehr drohend als ermahnend hinzu.

Karl, der kleine Eisenkopf, antwortete nichts, allein seine Augen blickten so verlangend zu dem prächtigen starken Vogel hinüber, daß Niemand dafür bürgen mochte, er werde nicht in der nächsten Minute ungehorsam sein.

Dann aber nahm ihn die Mutter bei der Hand: „Lieber Karl! Versprich mir, du willst nicht wieder zu dem bösen Adler gehn!"

Und der Eisenkopf wurde wieder ein Wachsherz! Er reichte die kleine Hand hin, und versprach es weinend, und hielt Wort, eine ganze Woche lang, oft länger! Ist mehr von einem vierjährigen Kinde zu verlangen?

„Ja! der Junge ist ein Eisenkopf" murmelte der Förster noch Abends beim Schlafengehen. „Aber es ist mir zehnmal lieber, als wäre er ein Milchbart. — Er wird seinen Weg gehen!"

„Gewiß," pflichtete die Mutter bescheiden bei, „aber man muß ihn mit Güte auf den richtigen leiten!"

So ging es die ersten sieben Jahre!

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Thunsee.

Die Schweiz ist für Freunde der Natur das Land allgemeiner Vorliebe und Bewunderung. Außer dem Boden, den der Schweizer Landmann bebaut, und den Heerden, die er besitzt, bietet dieses herrliche Land tausendfache Schätze, die allen angehören: die Schneekuppen, die sich vom blauen Himmel abheben, die bergigen Waldungen, die sich in grünen Cascaden bis in die Schluchten herabziehen, überall Seen, diese reizenden Spiegel, die über das ganze Land hin zerstreut sind, um die Schönheiten der Schöpfung durch ihre Reflexe zu vermehren.

Das sind die Schätze, die jedem angehören und jedes Jahr die Pilger der Kunst, der Mode und des Vergnügens nach der Schweiz ziehen, und aus ihr während einiger Monate den „Spaziergang der Welt" machen.

Wir wollen nicht untersuchen, ob diese friedlichen Einfälle dem Lande Wilhelm Tells zum Vortheile ausschlugen oder der Goldstrom der Fremden nicht manche Laster in seinem Gefolge habe. Wozu solche Rückblicke, die für den Augenblick nichts ändern und für die Zukunft nichts nützen? Gegners Bewunderer mögen beklagen, daß die Zeit seiner Dichtung vorbei; die Leser Johannes' von Müller sich nach dem großen Heldenzeitalter sehnen; aber für die, welche die Welt nehmen, wie sie nun einmal im Verlauf der Zeiten geworden ist, bleibt die Schweiz das reizendste Stelldichein, das sich die Nationen geben, wo man sich so rasch kennen lernt, indem man an denselben Eindrücken Theil nimmt und der Nationalhaß durch die Gemeinschaft des Tisches und des Daches, der Mühen und Freuden verschwindet.

Unter diesem Gesichtspuncte scheint das Deck eines Dampfschiffes noch anschaulicher die Sendung der ganzen Schweiz zu verbildlichen. Reisende aus allen Ländern finden sich hier zusammen; die gezwungene Annäherung führt vertraulichere Beziehungen herbei, die Reisebedürfnisse veranlassen gegenseitige Dienstleistungen; man ist sich zu nahe, um gleichgültig gegen einander zu bleiben und man ist zu glücklich, um sich zu hassen.

Die herzliche Vertraulichkeit macht sich indeß nicht gleich im ersten Augenblicke. Bei der Abfahrt scheidet sich alles nach Nationalitäten, wie es der Zeichner auf unserem Bilde vorstellt. Der Engländer mit seinem Buch und seiner Karte läßt sich von dem Matrosen, dem er ein Trinkgeld gegeben, Gegenden und Dörfer näher bezeichnen; der italienische Geistliche setzt sich auf die Seite, um ungestört in seinem Breviere lesen zu können; der französische Künstler macht sich ein Pult aus zwei Koffern, um sein Album mit einigen Bleistiftzeichnungen zu bereichern, während zwei Studenten sich ihre gesammelten Pflanzen zeigen, und

Digitized by Google

ein Ruſſe in den Nationalpelz gehüllt einen finſtern Blick über das ſchöne Land hinwirft. Links plaudern ein Herr und eine Dame über die Reize dieſer herrlichen Natur: dieſelbe Anſchauung hat ſie bereits einen Verbindungspunct für ihr Geſpräch finden laſſen. Aber bald wird ſich die Scenerie verändern: die junge Dame wird die Blumen ſehen wollen, die der Student auf den Bergen geſammelt; die Zeichnung des Franzoſen wird von Hand zu Hand gehen; ſelbſt Mylord wird ſeine Karte weglegen, um die Skizze zu bewundern; das Kind wird den Schooß der Mutter verlaſſen, um auf dem Deck umherzuſpringen und ſich an den ausgeſchnittenen Bildern ergötzen, die im Brevier liegen: ſelbſt der Ruſſe wird ſich der allgemeinen Unterhaltung nähern. Tauſend Fragen wird man wechſeln, ſich erzählen, woher man kömmt, wohin man geht und ſtatt der Reiſenden, die ſich bei der Abfahrt alle fremd geweſen, ſieht man bei der Ankunft lauter Bekannte, bisweilen Freunde. —

Verdeck eines Dampfſchiffes auf dem Thunſee.

Der Thunſee, welcher durch die Aar gebildet wird, liegt im Canton Bern und iſt 2 1/2 Meilen lang und 3/4 Meilen breit. Dampfboote ſtellen eine raſche Verbindung auf dem von herrlichen Ufern umſäumten See her, welcher den Simmen aufnimmt, und zu den fiſchreichſten der Schweiz gehört. Am nördlichen Ende des Sees liegt die Stadt Thun und in der Nähe dieſer das Bad Blumenſtein. See, Stadt und Bad lohnen gleichſehr einen Beſuch des Reiſenden in der Schweiz und ziehen deßhalb auch jeden Sommer eine große Maſſe von Fremden an.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Horbe den Lawſon & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Freiburg.

Die Heimkehr von der Hochzeit.

Der Kanton Freiburg, obgleich nicht gerade einer der bedeutendsten der Schweiz, verdient in mehrfacher Beziehung die besondere Aufmerksamkeit. Beinahe durchaus katholisch, liegt er zwischen den zwei protestantischen Kantonen Bern und Waadt. In den, dem ersten benachbarten, Theilen spricht man deutsch, in denen, welche Waadt be-

Digitized by Google

rühren, französisch. Im Ganzen herrscht das Letztere vor. Beide Sprachen theilten sich lange Zeit sogar in den Hauptort (Freiburg), welcher an der Saane liegt, in der Art, daß man auf dem linken Ufer französisch und auf dem rechten deutsch sprach.

Das Land steht also auf der Grenzscheide zwischen zwei Idiomen und bietet den Uebergang von den Völkern latinischer Race zu denen der germanischen Race.

Vor zwanzig Jahren bot die Stadt Freiburg dem Reisenden ein seltenes Schauspiel: kam er von Bern oder von Lausanne, so glaubte er, sich in einer neuen Welt zu befinden oder vielmehr drei bis vier Jahrhunderte zurückversetzt zu sein; überall Klöster, Prozessionen, Mönche und Nonnen auf allen Straßen, in denen das Gras wuchs; der gothische Thurm von Sanct Nicolaus; Mauern mit Schießscharten, die sich an den Hügeln hinaufzogen, welche die bergige Stadt umgeben, — alles führte in die Zeiten des Mittelalters zurück, das Thun und Treiben der Einwohner, die ganze malerische Ursprünglichkeit. Die hängende Brücke, das bewundernswerthe Werk Chalys, der große Fremdenstrom, der Handel, eine Folge dieses großen Werkes, endlich der rasche Verkehr neuer Ideen haben jedoch die Physiognomie der Stadt und des Landes sehr verändert.

Der Kanton Freiburg grenzt gegen Süden an die großen Berner Alpen: von da neigt sich der Boden gegen Norden, wohin er das Wasser der Saane und ihrer Zuflüsse führt, um sie in die Aar und damit in den Rhein zu ergießen. Auf beiden Seiten der Saane dehnen sich zwei wichtige Verzweigungen der Alpen aus: die auf dem rechten Ufer schließt mit dem majestätischen Molesson. Im Allgemeinen sind die Waiden des Kantons von einer seltenen Fruchtbarkeit und das fette Vieh der Gebirge bildet vielleicht die schönste und gesuchteste Race der Schweiz. Die ächte Gryerkäse, welche in Europa eines so großen Renommées sich erfreut, wird in einem Landstrich von zehn Stunden Länge und vier Stunden Breite bereitet; die geschätzteste kommt von Charney.

Dem Botaniker bieten diese romantischen Thäler die reichste Ausbeute an seltenen Pflanzen. Der Jäger findet an einigen Orten die Gemse, selten das Reh und auf hohen Punkten den weißen Fasan. Hat er den Lämmergeier und Auerhahn auf den Alpenfelsen geschossen, so kann er, in den Sümpfen von Murten den Storch, das Wasserhuhn und selbst den Ibis finden.

Ein großer Theil des Kantons Freiburg gehörte im Mittelalter dem sogenannten Oedland oder Uechtlande an. Dieser charakteristische Name deutet an, wie viel das Land durch die Einfälle der Barbaren zu leiden hatte. Später wurde es ein Theil des Königreichs von Kleinburgund. Im 11. Jahrhundert kam es zum deutschen Reiche und zwar zum Gebiet der Grafen von Zähringen. Einer von ihnen Berthold III. gründete 1179 Freiburg und gab ihm ein kleines Territorium. Freiburg blieb dem Hause Oesterreich noch lange treu, nachdem die übrigen Kantone ihre Freiheit errungen. Die Stadt Bern, eine Schwester von Freiburg, da sie gleichfalls von den Zähringern gegründet worden, hatte sich dagegen für unabhängig erklärt. Daher die lebhaften Streitigkeiten zwischen den beiden benachbarten Städten. Freiburg blieb, obgleich von den Feinden Oesterreichs rings umgeben, und nur schwach von diesem unterstützt, mehr als ein Jahrhundert treu und als es seine Ketten brach, ward es durch die Umstände gezwungen, sich seinem neuen Herrn in der Person des Herzogs von Savoyen zu unterwerfen (1450). Im Burgunder Krieg ergriff Freiburg die Partei der Schweizer und erwarb sich so große Verdienste um die Eidgenossenschaft, daß es 1481 in den Verband aufgenommen wurde.

Später vergrößerte sich sein Territorium durch Erwerbungen und Eroberungen.

Freiburg blieb der Reformation fremd: beinahe der ganze Kanton ist katholisch: nur der Distrikt von Murten (8,400 Seelen) gehört der reformirten Kirche an. Das Ackerbau-Element herrscht unter der Bevölkerung vor: die Dörfer und unzähligen vereinzelten Häuser geben davon Zeugniß; aber selbst in den Städten und den Hauptorten findet man ländliche die Sitten und Gebräuche.

Der Ackerbau macht in der Ebene große Fortschritte, seitdem das Tritrecht und die feudalen Gülten aufgehoben sind. Man reißt die Zäune nieder, macht die Gemeindegüter urbar und legt künstliche Prairien an. Musterwirthschaften begünstigen diese Fortschritte. An verschiedenen Punkten des Kantons sind schöne Gärten angelegt und man kultivirt den Fruchtbaum mit großem Erfolg. Man trocknet Früchte und destillirt viel Kirschwasser. Die Weinberge tragen dagegen sehr wenig; man findet solche nur an den Ufer des Murtner und Neufchateller Sees.

Zwei Industriezweige beschäftigen einen Theil der Einwohner: Strohflechterei und Lederfabrikation.

Die Freiburger, namentlich die Bergbewohner, sind im Allgemeinen stark und robust. Sie haben etwas Umgängliches und Gastfreundliches im Charakter; auch haben sie mehr als ihre Nachbarn von der ursprünglichen Sitte bewahrt, bei welcher freilich auch mancher Aberglaube mit unterläuft. Die nationale Eigenthümlichkeit ist namentlich in den deutschen Distrikten streng erhalten. Die Hirten tragen ein Wamms mit kurzen, gepufften Aermeln. Der Kopfputz der romanischen Frauen ist nichts weniger als graziös; sie durchziehen das Haar mit Schnüren und bedecken es mit einem großen Strohhut, der mit einer schwarzen, fliegenden Spitze bedeckt ist. Das Bild, das wir auf der vorangehenden Seite mittheilen, stellt zwei Freiburger im Festcostüme dar. Die beiden jungen Gatten kommen von der Hochzeit und das Mädchen, das sie aus der Ferne beobachtet, gehört ohne Zweifel wie sie zu den deutschen Distrikten.

Die einfachen und reinen Sitten haben viel von ihrer frühern Roheit verloren. Bei dem französischen Theil der Bevölkerung herrscht ein heiterer Charakter vor, der sich in zahlreichen Festen — man zählt über hundert — ausspricht: selbst die abgeschafften kleineren Feste feiert ein Theil der Bevölkerung noch. Bei allen Gelegenheiten wird getanzt; das Hauptnationalfest findet im Herbste statt und dauert drei Tage: „die große Tanzweihe.“ Bei den Hochzeiten spielt man bisweilen einen Marsch, der sich traditionell aus den ältesten Zeiten erhalten hat. Im Murtner Distrikt feiert man Ernte und Weinlese. In Murten selbst begeht man noch den Jahrestag der Schlacht (22. Juni 1476), welche die Schweiz von Carl dem Zauderer befreite, mit großen Festlichkeiten.

Die Stadt Freiburg zeichnet sich selbst unter den Schweizer Städten durch ihre interessante Lage und ihre malerischen Bauten aus. Von der Saane bespült, die sie in tiefem Bette durchzieht, liegt sie auf dem unebensten und hügeligsten Boden: steil ansteigende und krumme Straßen, bisweilen auch Treppen, stellen die Verbindung zwischen den verschiedenen Quartieren her: die beiden Ufer sind durch alte bedeckte Brücken verbunden, und über ihnen

Digitized by Google

schwebt die berühmte Hängebrücke. Das Auge verfolgt von Hügel zu Hügel die mit Thürmen versehene Ringmauer und haftet auf zahlreichen Kirchen, Klöstern, dem Jesuitencollegium, Schluchten, Felsen, Gärten und Wiesen. Die Parochialkirche zu St. Nicolas erhebt sich aus der Tiefe der Stadt: der Thurm hat 365 Stufen und eine Höhe von ebensoviel Fuß. Die Kirche wurde 1182 geweiht. Ihren größten Schatz besitzt sie in der großen Orgel mit 60 Registern. Aloys Moser vollendete 1834 dieses Meisterwerk.

Die Dörfer von Freiburg bieten nicht den reichen Anblick, wie die des Kanton Bern: immerhin aber sieht man sehr viele schön gebaute Häuser, die mit Ziegeln, Stroh oder Schindeln bedeckt sind.

Ein Schiffbruch im mittelländischen Meere.

Von Julius v. Wickede.

(Fortsetzung.)

Auf dem Verdeck, wo der polnische Hauptmann und ich übrigens den ganzen Rest der Nacht zubrachten, hatte man sonstein prächtiges Schauspiel. Tiefschwarz war der Himmel, während die mächtigen Wellen des aufgeregten Meeres mit silbernem Schaum verbrämt erschienen. Als sei es eine leichte Nußschaale, so ward unsere Brigantine hin- und her geschleudert, und nur mit Mühe und indem man sich an einen festen Gegenstand anklammerte, konnte man sich aufrecht stehend erhalten; dabei spritzte der Schaum der sich brechenden Wellen von allen Seiten hoch auf das Verdeck und durchnäßte uns so, daß wir schon in der ersten Minute keinen trockenen Faden mehr am Leibe hatten. Trotz dieser Näße war es übrigens nicht kalt, sondern der Wind, der von Afrika herblies, hatte im Gegentheil einen sehr warmen Hauch.

Mit der anbrechenden Morgendämmerung schien die Gewalt des Sturmes sich immer mehr zu steigern statt abzunehmen. Von der Sonne selbst war nichts zu sehen und nur die wachsende Helle verkündete ihren Aufgang. Mit dicken, bleigrauen Wolken war der Himmel rings verhängt und fast ebenso graufarbig, nur an den Köpfen mit weißem Gisch bedeckt, zeigten sich die höher und höher rollenden Wellen des Meeres. In unserer Kajüte, wohin ich jetzt einen Augenblick ging, um etwas Wein und Schinken für mich und den Polen zum Frühstück zu holen — denn wegen des heftigen Schwankens des Schiffes war es unmöglich, Feuer anzuzünden — zeigte sich mir ein tragikomischer Anblick. Der Schrecken und die Seekrankheit, welche sich jetzt bei ihm einzustellen begann, hatten unsern guten Dominicaner in einen gar kläglichen Zustand versetzt. Sein volles, rothes, fröhliches Gesicht war aschfarbig und fast verzerrt. Gesenkt auf die Brust hing das feiste Kinn herab, geschlossen waren die lustig blitzenden Aeuglein. Eine Reliquie in goldener Kapsel zwischen den zum Gebet gefalteten Händen haltend, hatte er sich in eine Ecke der Kajüte gedrückt, und nur ein häufiges Stöhnen und lautes Anrufen aller möglichen Heiligen zum Schutz für unsere Fahrt, mit Verwünschungen seiner Thorheit vermischt, daß er sich auf ein so gefährliches Element, wie das Meer sei, gewagt habe, legte Zeugniß ab, daß in seinem armen Körper noch Leben sei.

Auch der jüdische Kaufmann aus Smyrna erschien in unserer Kajüte und zeigte sich schwer betroffen und furchtsam, obgleich er von der Seekrankheit nichts zu leiden hatte. Viel muthiger und gefaßter als der Vater bewies sich dagegen sowohl jetzt wie auch später, wo die eigentliche Gefahr erst begann, seine schöne Tochter.

Auf dem Verdeck, wohin ich bald wieder kroch, heulte der Sturm, der von Stunde zu Stunde heftiger ward, jetzt überlaut, und nur mit äußerster Mühe war es möglich, oben festen Fuß zu fassen. Unsere Matrosen waren bereits größtentheils verzagt, hatten Lust die Arbeit zu verweigern und wurden einzig durch die Befehle und Drohungen des Steuermanns, vor dem sie großen Respect hegten, bei ihrer Pflicht erhalten. Freilich übte das feige Beispiel des elenden Capitäns den verderblichsten Einfluß auf ihre Entmuthigung aus, denn statt auf dem Verdeck den Befehl zu führen, wie es sich gebührte, war der Schuft in die Matrosenkajüte gekrochen und lag dort knieend vor einem Heiligenbilde, alle möglichen Gebete, die ihm die Angst eingab, herplärrend.

Da der Wind bis gegen Mittag noch fortwährend an Ungestüm zunahm, so daß er fast in einen förmlichen Orkan überzugehen Miene machte, gab der Steuerman den Befehl, daß auch die wenigen, schon stark gerefften Segel, die wir noch am Hauptmast führten, gänzlich eingezogen werden sollten. Außer dem calabresischen Matrosen, der ein kühner Seemann war und sich bei allen Arbeiten stets als der brauchbarste zeigte, wollte Keiner auf den Mast. Schließlich kletterten nebst dem Calabresen endlich doch die zwei Muthigsten und Gewandesten der Neapolitaner und der kleine Schiffsjunge, ein kecker, wagehalsiger Bursche wie er war, hinan, den Auftrag zu vollziehen. Die Leute hatten sich auf den Hauptraa ausgelegt, das Segel einzuholen, was allerdings eine eben so mühselige wie gefährliche Arbeit war, als plötzlich eine ungeheure Welle sich hinten am Steuerruder brach und dies aus den Angeln renkte. In demselben Augenblick lief das Schiff, welches keiner Lenkung mehr gehorchte, auf dem Wind, und mit einem so starken Gekrache, als würde eine Kanone abgebrannt, stürzte der Hauptmast mit allen darauf befindlichen Matrosen über Bord. Keinen der Menschen sahen wir wieder auftauchen, das Meer hatte Alle augenblicklich unrettbar in seinen feuchten Tiefen verschlungen. Das war ein furchtbarer Augenblick, und jetzt erst waren wir in großer Lebensgefahr. Aehnlich einem Kreisel drehte sich das steuerlose Fahrzeug umher, ganz ein Spielball der wildtobenden Wellen. Unsere Matrosen hatten nach dem heillosen Untergange ihrer besten Kameraden, völlig den Kopf verloren. Laut jammernd und schreiend und sich dem Schutze des Himmels empfehlend, wollten sie in ihre Kajüte flüchten. Der Geschicklichkeit des Steuermannes allein und der erstaunlichen Energie des polnischen Hauptmanns, sowie seines Begleiters, sollten wir unsere Rettung verdanken.

Mit einem Satze nämlich sprang der Hauptmann vor die Treppe, die zur Matrosen-Kajüte führte und versperrte den Eingang dahin. Gewaltsam wollte ein Matrose dieselbe öffnen, aber unter einem zornwüthigen „Maledetto figlio d'un cane“ (verfluchter Sohn einer Hündin) hieb der Hauptmann dem Burschen mit dem Kolben seiner Pistole, die er aus der Tasche gezogen hatte, in das Gesicht, daß ihm das Blut aus Mund und Nase rann. Zugleich spannte er den Hahn einer anderen Pistole, hielt deren Mündung den scheu zurückweichenden Matrosen vor und verkündete ihnen mit einem wilden Fluche, daß er Jeden auf der Stelle erschießen würde, der sich auch nur einen Augenblick weigere, seine Schuldigkeit zu thun und den Befehlen des Steuermanns auf das Pünktlichste zu gehorchen.

Digitized by Google

Mit Hülfe des Iwanowitsch und des Zimmermanns hatte der Steuermann während der Strafrede des Hauptmanns das Ruder nothdürftig befestigt, so daß das Schiff wieder wenigstens einigermaßen gesteuert werden konnte, was unsere Gefahr für den Augenlick etwas verminderte. Eine neue Schreckensnachricht aber stand bevor. Nachdem er zwei Matrosen an das Steuerruder gestellt hatte, denen der Hauptmann seinen gleichfalls mit der Pistole bewaffneten Iwanowitsch als Wache beigab, war der Steuermann in den unteren Raum gestiegen, dort einen Leck, den wir bekommen hatten, zu untersuchen. Leider fand sich, daß derselbe ein sehr bedeutender war und unsere Brigantine viel Wasser zog. Mit gewöhnlicher italienischer Liederlichkeit in solchen Dingen war unsere Ladung nicht gehörig fest gestaut worden. So war's geschehen, das das Rohr einer ziemlich großen Kanone, die, ich weiß nicht zu welchem Zwecke, nach Smyrna bestimmt war, los kam. Sie war bei den heftigen Bewegungen im Raume hin- und hergekollert worden und hatte ein beträchtliches Loch in die Planken gestoßen.

Auf diese Kunde erhoben die meisten unserer Matrosen abermals ihr Zetergeschrei, entsagten der Arbeit und suchten ihr Heil im Gebet.

„Corpo di Bacco, — ihr verdammten Buben, glaubt ihr, daß ich in eurem elenden Kasten so ohne Weiteres ertrinken will? Arbeiten sollt ihr an den Pumpen, daß euch das Blut aus den Nägeln schwitzt, oder ich schmettere euch mit meinen Pistolen das Gehirn aus euren schuftigen Köpfen, daß ihr sofort zur Hölle fahrt. Jetzt sollt ihr arbeiten. Beim Blute des Erlösers, ihr sollt's!" So donnerte der Hauptmann in italienischer Sprache, die er aus seiner Dienstzeit im sardinischen Heere vollkommen geläufig sprach, die Matrosen an und streckte ihnen seine geladenen Pistolen drohend mit beiden Händen entgegen. Seine Entschiedenheit verfehlte denn ihren Zweck auch dießmal nicht, und obgleich einige Matrosen murrten und schalten, so wagte doch Keiner eine ernstliche Widersetzlichkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Die sächsische Schweiz.

II.

Die Bastei steht beinahe im Mittelpunkte der sächsischen Schweiz: von diesem Felsenvorsprung umfaßt der Blick die Umgebungen des Flusses, die Wege, die Dörfer, die Städte, die Schlösser, die Festungen, die hohen runden und isolirten Berge, welche diese Landschaft charakterisiren, die Schluchten, alle Höhen und Tiefen dieses einst von der Wuth der Wasser umgewälzten Bodens. Aber wer darf sich solchem Entzücken über eine herrliche Landschaft lange hingeben? Ich warf einen letzten Blick auf dieses prachtvolle Schauspiel, das ich kaum erst mit meinem Auge zu einem Bilde componirt hatte und näherte mich langsamen Schrittes einer Lichtung des Waldes, welche an das Basteiwirthshaus stößt. Sobald mich die ersten Bäume bargen, beeilte ich meine Schritte und hielt erst eine Viertelstunde später ganz athemlos an. Ich lauschte: hörte aber nichts. Ich war ganz allein an einem abschüssigen Ort im Uttewalder Grunde, zwischen zwei ungeheuren, mit Bäumen bewachsenen, Felsenwänden. Kein Laut ließ sich vernehmen: nur von Zeit zu Zeit unterbrach ein von dunkler Höhe herabfallender Tropfen, ein aus den Blättern hervorrauschender Vogel, ein unsichtbar im Grase oder in den Felsencitzen hinschleichendes Thier die feierliche Stille. Es war ein schöner Sommertag: die Sonne stand hoch am Himmel, und doch herrschte tiefe Dämmerung noch ein angenehmes Halbdunkel. Ein blauer Himmelspfad zog sich über meinem Kopfe hin; einige Sonnenstrahlen fielen schräg durch die Bäume. Wie soll ich diese große äußere Ruhe schildern, die sich so wohlthätig dem Geiste mittheilt! Nichts trägt eine solche Heilkraft für die Seele in sich.

Das erste menschliche Wesen, dem ich im Uttewalder Grunde begegnete, machte mich zittern: an einem wilden, unheimlichen Puncte des Waldes stand eine alte kleine Zwergin starr und unbeweglich an den Felsen gelehnt: nur ihre Augen bewegten sich. Ich verlor mich in Vermuthungen; bald sollte ich jedoch die Erklärung des häßlichen Bildes bekommen; einige Schritte davon entfernt, streckte mir ein kleines Mädchen bettelnd und betend die Hand entgegen, um ein Almosen für die alte Frau zu fordern. Später begegnete ich einer jungen Dame, welche von zwei Männern in einer Art Sänfte getragen wurde, während ein sehr alter Mann, ihr Vater oder ihr Gatte, in gebeugter Haltung und mit zu Boden gesenkten Augen folgte: weder die Dame noch der Herr schienen sich um die Gegend zu kümmern. Noch später kam ich an ein kleines Häuschen aus Holz: ein junges Mädchen und seine Mutter, welche unter der Thüre saßen, verkaufen dort kleine in Holz geschnittene Gegenstände, Messer, Spiegel, Gläser. Vier Stunden lang begegnete ich nun keinem menschlichen Wesen mehr, bis ich endlich aus dieser langen Schlucht auf, in den Stein gehauenen, Stufen hinausstieg und nach dem Dorfe Uttewalde kam. Später erfuhr ich, daß ich wahrscheinlich nahe an der Teufelsküche, einer großen Höhle vorübergekommen, wo die Bauern in Kriegszeiten ihren Haustrath und ihr Geld, ihre Kinder und ihre Frauen verbargen.

Von dem Dorfe ging ich aufs Geradewohl mitten durch die Felder. Einige Frauen arbeiteten im Heu: sie waren hübsch und reinlich gekleidet, meist ohne Kopfbedeckung, hatten das Haar schön in Zöpfe gebunden: ihre Züge waren fein, ihre Gesichtsfarbe zart und ihre Physiognomie von klugem Ausdruck. Alle grüßten mich mit ihrem „Da'!" der Abkürzung von guten Tag, das der Sachse wie Dag ausspricht.

Abends kam ich in dem kleinen Dorfe Lohmen an, das auf einem Sandsteinfelsen erbaut ist.

Am andern Tage besuchte ich das alte Schloß Hohnstein, das durch die Belagerungen, die es gegen die Oesterreicher und Schweden während des 30jährigen Krieges aushielt, berühmt ist. Von tiefen Abgründen umgeben, steht es mit der Stadt nur durch eine kleine steinerne Brücke in Verbindung. Man bewahrt dort, als eine Merkwürdigkeit, eine Strohschnur, an der sich ein Gefangener herabgelassen, der aber auf der That ertappt und wieder ins Gefängniß zurückgebracht wurde; man zeigt dem Fremden ferner das Gefängniß, in welchem man unter dem Herzog von Weimar und August II., Klettenberg, einen berühmten sächsischen Alchymisten des 18. Jahrhunderts eingeschlossen hatte, und eine Folterkammer, in der ein Fleischer die größten Qualen erduldete, ohne ein Geständniß abzulegen: man begnadigte ihn und später gestand er, daß er schuldig gewesen. So zwangen die Torturen häufig Unschuldige sich anzuklagen, während muthige Verbrecher nicht zum Geständniß zu bewegen waren. Neben dem

Digitized by Google

Schloß ist ein reizender Garten — das sogenannte Köhlergärtchen.

In der Nähe sah ich den Diebskeller, der während des Kriegs von 1813 einer großen Anzahl von Familien als Zufluchtsort gedient. Viele Grotten hatten diese Bestimmung, während andre von Räubern bewohnt wurden. Tauben und Raubvögel nisten ja häufig in ein und denselben Felsen. Nachdem ich die beiden Berge Hohstein und Brand bestiegen, begab ich mich nach dem Tiefengrund, wo ich mehrere Stunde Siesta hielt. Bei meinem Austritt aus dieser Schlucht war ich aufs Angenehmste überrascht: ich näherte mich einem der höchsten und schönsten Berge der sächsischen Schweiz, dem Lilienstein, auf welchem eine Spitzsäule zu Ehren Augusts II. steht und kam unerwartet nach Schandau, einem kleinen hübschen Städtchen am Ufer der Elbe. Schandau ist durch seine Mineralwasser berühmt: es ist jedoch kein Luxusbad und steht nur wirklich Kranke während der Sommermonate die Quellen benützen.

Die Reisenden, welche die sächsische Schweiz in allen Einzelnheiten besuchen wollen, schlagen gewöhnlich ihren Wohnsitz in Schandau auf und machen es zum Mittelpuncte ihrer Ausflüge. Geht man am rechten Elbufer hinauf, so stößt man auf eine Reihe von Felsen und Schluchten der seltensten und verschiedensten Formen. Nachdem ich die Kroatenschlucht, die Hölle, die Haidemühle, den Wasserfall von Lichtenheim, das Kirnitschthal, die schöne

Das Prebischthor

Quelle von Mausborn besucht, kam ich endlich nach Kuhstall, dem Hauptsammelplatz der Reisenden. Der Kuhstall ist ein zwanzig Fuß hohes offenes Felsenthor. Ein Wirth hat in die Felsenwände Zellen aushauen lassen und man ist wirklich sehr angenehm überrascht, inmitten dieser Einöde gedeckte Tische und Erfrischungen zu finden. Die einen Reisenden schreiben ihre Namen an die Wände, andere suchen durch Gesang das Echo zu wecken, noch andre legen an ihre Zeichnungen die letzte Hand. Die meisten Reisenden sind Deutsche und Engländer; wenig Südländer. Oberhalb des Kuhstalls ist der Pfaffenstein eines Besuches werth: in diese Grotte schleppten die hussitischen Bewohner von Lichtenheim im 15. Jahrhundert ihren Geistlichen. Bald sieht man nichts mehr um sich, als einen Kranz von Bergen mit den seltensten Namen. Man bringt gewöhnlich die Nacht in dem guten und billigen Gasthofe des großen Winterberges, in der Nähe des steilsten Abhanges der ganzen Gegend — des Schneeberger Loches — zu. Südwestlich nach der Grenze von Böhmen zu, tritt man in einen Heidelbeerwald, der nach dem Prebischgrunde führt. Mitten in dieser Landschaft steht eines der Wunderwerke der sächsischen Schweiz, das Prebischthor, ein 65 Fuß hoher Felsenbogen. Man steigt an einem sanften Abhange hinauf, und hat von dieser großen und soliden natürlichen Mauer eine prachtvolle Aussicht. Die entfernten Umrisse des Erzgebirges begrenzen den Horizont. Selten

Digitized by Google

geht man über das Predischthor hinaus nach Retschen und Altstadt, selbst wenn man die andre, linke Seite der sächsischen Schweiz besuchen will, nicht. Ich kehrte auf dieser Seite nach Dresden zurück. Die merkwürdigsten Puncte sind: der kolossale Schneeberg, der Napoleonsstein, auf welchem der Kaiser 1813 einen Augenblick ausruhte; der Königstein, auf welchem die einzige Feste in Sachsen — sie hat einen Umfang von $^1/_2$ Stunde mit Wald-, Feld-, Wein-, Wiesen- und Gartenbau und einem 700 Fuß tiefen Brunnen, so daß eine Besatzung von 6000 Mann stets durch die dort gezogenen Früchte ernährt werden kann; der Wasserfall von Langenersdorf am Ende des Zwieseltbales; Silber-, Kupfer- und Eisenbergwerke und endlich Sonnenstein und Pirna, die beim Herausfahren zu meiner Rechten waren. — Ich hatte viel gesehen und war doch nur drei Tage von Dresden fort gewesen.

Für die Frauen.

VI.

Von jeher waren die Menschen geneigt, in festlichen Mahlzeiten alles Maaß zu überschreiten. Denn es gilt in diesen nicht die Eßlust, nicht die Lüsternheit allein; auch die Eitelkeit und Ruhmredigkeit glaubt in der Auslegung eines großen Ueberflusses Befriedigung zu finden.

Nüchterne und über das billige Maaß hinaus frugale Nationen pflegen schwelgerische Gelage zu lieben, weil die Gegensätze gefallen und weil das Gefühl der Leere zur Ueberfüllung aureizt. Nationen aber, die sich gut und reichlich ernähren, sind selten zur Schwelgerei geneigt. Wo indessen ungeheure Reichthümer in den Händen roher, für die Genüsse des Gefühls wenig empfänglicher Menschen sich anhäufen, da pflegt die Schwelgerei auch wohl in die tägliche Lebensweise überzugehen, wie im alten Rom gegen das Ende des Freistaates, und wiederum vor dem gänzlichen Ableben des Weltreiches. Einseitige Verstandesbildung, bei unverhältnißmäßig größerer Rohigkeit des sittlichen Gefühles, schützt noch lange nicht vor dem Versinken in das seelentödtlichste aller sinnlichen Laster.

In diesem Stücke, wie überhaupt in sinnlichen Dingen, ist die Mittelstraße, ja ich möchte sagen die Mittelmäßigkeit sehr preiswürdig; möge sie immerhin im geistigen unerträglich sein.

Ein wohlhäbiges und gebildetes Volk soll daher bei Gastereien wohl die Vorstellung des Ueberflusses erwecken, wie das Meer oder der gestirnte Himmel die Idee der Unendlichkeit. Allein der einzelne Gast soll nur um so schneller zu dem Bewußtseyn seiner Beschränktheit zurückkehren und von dem Unerreichbaren sich abwenden, um dem behaglichen Gefühle Raum zu geben, daß auch für seine Individualität in dem großen Ganzen ein Raum vorhanden sei, in welchem er sich frei, wie der Fisch in der Fluth, bewegen könne.

Es sollten also die festlichen Mahlzeiten, eben wie die häuslichen, aus einer Grundlage von vier Speisen bestehen, welche für Alle taugen, in großen Schüsseln aufgetragen und sämmtlichen Gästen gereicht werden. Diese Speisen sind: Suppe, wo sie üblich ist; gesottenes und gebratenes Fleisch; gesottene und gebratene Fische. Alles dies, wie sich versteht, in dem einfachsten und natürlichsten Zustande, und daher, mit Ausnahme einiger harten oder übersetten Fleisch- und Fischarten, selbst einem Kranken oder Leibesschwachen darreichbar.

Alle andere zusammengesetzte oder einfache, reizende oder kühlende, erweichende oder unverdauliche Speisen, ordne man jedesmal als einen für sich bestehenden Gang um jene vier Hauptschüsseln, und trage Sorge, daß sie so aufgestellt werden, daß ein Jeder sie sehen und davon begehren könne.

Ich glaube, den Leser zu verbinden, indem ich nachstehend ein Beispiel der Anordnungen bekannt mache.

1. Suppe; an einer runden Tafel eine einzige, und diese zwar sehr kräftig, aber mit leicht verdaulichen, Alle ansprechenden Zusätzen; an einer langen Tafel aber zwei verschiedene und sich entgegengesetzte; z. B. Kalbskopf- und Krebssuppe, oder Kraftbrühe mit Maccaroni, die ganz davon eingebrungen sind, mit beigegebenem Parmesankäse, und gegenüber Suppe von Kräutern oder auch von durchgetriebenen grünen Erbsen, Wurzeln oder Körnern.

Um die Suppe ordne man nach der Größe der Tafel und der Gesellschaft vier, acht oder zwölf Eingänge zum Imbiß an.

Jene Suppennäpfe können nun allerdings, wenn sie von schöner Form sind, einer Tafel einige Zierde gewähren. Indessen enthält man sich bisweilen, sie auf die Tafel zu setzen, und läßt sie vielmehr auf den Schenktisch stellen und von der Dienerschaft vorlegen. In diesem Falle wird die Stelle, welche die Suppennäpfe eingenommen hätten, durch Schaugerichte ersetzt.

Auf einer runden Tafel nun wird man wohl thun, eine einzige hinreichend große Alabastervase, mit einer Fülle schöner, meist geruchloser Blumen besteckt, in die Mitte der Nebengerichte aufzustellen. Zum Nachtisch aber verwechsele man dieses Prachtgefäß mit einem anderen mit wohlriechenden Blumen angefüllten. Denn während der Mahlzeit würde der Wohlgeruch, mit den Dünsten der animalischen Speisen vermischt, einen Gestank hervorbringen; auch möchte der anhaltende Nervenreiz die Essenden stören und verstimmen. Beim Nachtisch aber wirket der Blumengeruch wohlthätig, regt auf, und verdrängt den Nachgeruch der Speisen. Voralters pflegte man deßhalb beim Nachtisch sogar duftende Zahnstocher zu reichen.

Auf einer langen Tafel aber werden zwei Vasen besser anstehn, als eine einzige. Um jede ordne man vier kleine Eingänge oder Nebenspeisen. In der Mitte aber, in gleich weiter Entfernung von jeglicher der beiden Vasen setze man, ebenfalls von vier Nebenschüsseln umgeben, ein niedriges Schaugericht. Zum Nachtisch kann man eine solche antike Schüssel mit Büscheln von Veilchen oder von andern wohlriechenden Blumen belegen, und, wenn man will, mag man diese dem Frauenzimmer zum Schlusse darreichen.

Ich kehre nach dieser Abschweifung auf den Imbiß zurück. Der Imbiß soll aus kleinen, meist kalten Speisen bestehn, welche die Magensäure aufregen, und den schädlichen Heißhunger abstumpfen. Hiehin gehört alles Gesalzene, z. B. Zunge, Schinken, geräucherte Würste, Heringe, Sardinen, geräucherter Lachs, Caviar, Bottargen, Oliven; eben wie allerlei salzig marinirte Fische, als Kilofrömlinge aus Norwegen, Neunaugen, Anguillotti und deßgleichen. Alle diese Sächlein gebe man in feinen Scheiben, kleinen Stückchen oder, wie den Caviar, auf sehr klein zugeschnittenen, gerösteten Semmelscheiben. Denn es ist nicht gut davon viel zu genießen, mithin Menschenpflicht, seine Tischfreunde dazu nicht anzureizen.

Vier Platten gesalzener Sachen können abwechseln mit vier Platten frischer Sächlein, z. B. Austern; diese immer auf allen vier Platten. Ferner Strandkrebslein,

Digitized by Google

ausgemacht auf Butterscheiben, oder mit Oel, Salz, Pfeffer und Limonensaft; geräucherter Aal, der in heißem Wasser gelaugt, von der Haut befreit, gepfeffert und Stückweis in Papier abgeröstet worden, mit Citronensäure. Ferner auf dem Rost gebraten: Schwarzreuter aus Berchtesgaden oder geräucherte Renken aus dem Staremberger See, oder Aehnliches, wie es die Landesart jedesmal hervor bringt. Endlich kann man auch allerlei Schnittchen zarten Fleisches aufsetzen, z. B. kalten Schweinebraten in feinen Scheiben, kleine Cotelette oder Rippenschnitte von Lamm und Kalbfleisch, in Kraftbrühe gedünstet oder im Papiereinschlag auf dem Roste gebraten. Trüffeln auf italienisch, eingemachte Schwämme, Radieschen und äbnliche vegetabilische Dinge können hie und da eingereihet werden.

Zu diesen füge man vier Platten mit kleinen Pastetchen, oder mit abgebackenem Gebäckfel, oder mit kleinen abgebackenen Fischen, als frischen Sardinen, Schmerlen, kleinen in Stücken geschnittenen Forellen und deßgleichen.

Setzt man aber nur vier Eingänge auf, so wähle man sie aus allen drei angeführten Arten, damit Abwechslung da sei.

Hat man Ueberfluß an Austern, so lasse man sie lieber, während von den Eingängen genossen wird, auf großen Schüsseln herumgeben, ohne sie aufzusetzen.

2. Ein großes, ansehnliches Stück gesottenen Rindfleisches. Ist die Tafel groß, so kann man zugleich ein Stück gebratenen Rindfleisches (Roastbreij) oder auch ein Stück geräucherten oder Lufttrockenen Hamburg-Fleisches auf den Vorschneidetisch setzen, aufschneiden und herumgeben. Ist die Tafel klein, so wird man besser thun, mit gesottenem oder gebratenem Rindfleisch sich zu begnügen.

Tunken, Kartoffeln und andere allgemein beliebte Beilagen des Fleisches rathe ich nicht aufzusetzen, sondern herumzureichen. Die Platten, welche diesen Gang begleiten, sollen aus Gemüsen mit und ohne Beilagen, aus allerlei Gerichten von zerschnittenem Geflügel und zarterem Fleische bestehen. Ueberhaupt müssen die aufgetragenen Nebenspeisen so eingerichtet sein, daß sie nicht brauchen vorgelegt zu werden, und daß mit einer eigenen Gabel oder mit einem Löffel Jeder seinen Theil daraus hervorlangen könne.

3. Ein großer gesottener oder gebratener Fisch; je nachdem man die Mahlzeit mit gesottenem oder gebratenem Fleische begonnen hat, mag man dem Fische die entgegengesetzte Bereitung geben.

In den vier, acht oder zwölf Nebenschüsseln trägt man allerlei Gerichte aus kleineren Fischen auf; ferner leckere Würstchen, Salmy, Fricassee, einiges davon unter der Reisdecke oder auf einer Kruste von Butterteig; endlich Mehlspeisen von kräftigem Geschmacke, als Maccaroni oder Kartoffeln mit Parmesankäse, Pollenta mit Trüffeln und deßgleichen.

4. Der Braten, als Hauptschüssel. Z. B. eine Kalbskeule, ein kalekutischer Hahn, oder drei Fasanen, neun Rebhühner oder Schnepfen und was deßgleichen mehr ist.

Die Nebenspeisen bestehn aus Salat, kalten Speisen unter säuerlichem Gallert, z. B. feinen Fischen, Geflügel, Schinken oder Wildschwein. Endlich aus Torten und süßen Mehlspeisen zum Uebergang auf den Nachtisch.

5. Der Nachtisch; er bestehe aus leicht verdaulichen, verdünnenden und auflösenden Sachen, nehmlich aus gekochten und eingemachten Früchten, Gallerten, Kremen, leckeren Milchspeisen, Gefrornem, eingemachten Gewürzen und anderem Zuckerwerke, feinem Käse und frischen Früchten jeglicher Art.

In der Anordnung der Früchte suche man, wenn deren viele vorhanden sind, den Eindruck der Fülle hervorzubringen. Erhabene Schüsseln, z. B. welche auf antike Weise einen hohen Fuß und weiten Rand haben, belege man in der Mitte mit Ananas und Melonen, und umher mit Pfirsichen, Feigen und über den Rand hinabneigenden Trauben. Armuth an Früchten aber verstecke man durch eine geschickte Vertheilung derselben über mehrere kleine Teller oder Fruchtkörbe, je nachdem man gerade eingerichtet ist.

Die Mahlzeit ist nun geordnet. Nehmen Sie Platz.

Die Rückkehr zur Schule.

Die Sonne strömt ihr heiteres Licht über Wiesen und Feld aus; die Vögel singen in den Hecken; die Bienen fliegen von Blume zu Blume, ihre Beute zu sammeln.

Peter konnte so vielen Verlockungen nicht widerstehen; er verlies mit seinem Bruder Wilhelm den Weg nach der Schule und schlug den Fußpfad ein, der an den Kornfeldern vorüberführt; er hat sich unter dem Weidengebüsch nach dem kleinen Flüßchen geschlichen, das das Thal durchschneidet und während Wilhelm im hohen Grase verloren, tausenderlei Blumen sammelt, die er ebenso bald wieder wegwirft, um neue zu pflücken, sucht er auf den Zehenspitzen fortschleichend, ein Nest unter dem dichten Blätterwerk des Gebüsches ausfindig zu machen.

Endlich werden seine Bemühungen belohnt: er hat das stille Asyl eines Finken entdeckt, der mit lautem Angstgeschrei davongeflogen ist. Herr seiner Beute, hat er, wie alle Eroberer, mit der Zerstörung begonnen: er hat das kunstvoll verschlungene Moos, diese Stückchen um Stückchen für das Bett der künftigen Familie zusammengefügte Wolle, diese Strohhalme und Binsen, das leichte Zimmerwerk, das das Gebäude zusammenhielt, umhergestreut. Die grünlichen Eier flogen in das hohe Korn hinaus und der kleine Vagabund entfernte sich rasch wie ein Soldat, der von der Plünderung heimkehrt.

Inmitten dieser diebischen Vergnügungen erfassen ihn Furcht und Gewissensbisse. Die Dorfuhr hat geschlagen und ihn an die versäumte Schule gemahnt! Er denkt an das Erstaunen der Lehrerin, an die Unzufriedenheit der Aeltern, an die doppelte Verantwortung für sich und den kleinen Wilhelm! Seine Keckheit verliert sich, seine Freude erstirbt in der Unruhe; er beeilt seine Schritte, durchschneidet das Brachfeld und gelangt an die hintere Thüre der Schule.

Da steht er! Peter hält an der von Weinlaub beschatteten Hütte; sein Herz schlägt lauter; er schleicht sich hart an der Mauer hin, die Hand am Hut, mit der Vorsicht des Schuldigen, der seinen Fehler durch Demuth wieder gut machen will. Wilhelm folgt ihm auf den Fersen und verbirgt sich ... die Gewissensbisse des Verbrechens.

Beide sind bis an die Thüre gekommen. Die Katze kauert auf der Schwelle: ein Sonnenstrahl spielt auf dem Gesichte der Schüler. Die Lehrerin, welche Unterricht gibt, ist der Hitze des Tages unterlegen und ihre Augenlieder senken sich; sie schläft.

Peter schleicht sich leise mit seinem Bruder bis zur letzten Bank der Schule; er verbirgt seinen Hut nebst der

Digitized by Google

Beute, die er mit sich führt, hinter sich: er öffnet sein Buch und thut, als ob er fleißig lernte.

Unnöthige Heuchelei! Die Lehrerin wird erwachen und Rechenschaft wegen der auf dem Felde zugebrachten Stunden verlangen: der Frage wird die Strafe folgen.

Empfange sie, Peter, empfange sie für dich und dei-

Die Rückkehr zur Schule.

nen Bruder, denn es ist eine nützliche Vorbereitung für's Leben. Lerne schon in deinen frühesten Jahren, daß kein Vergehen lange im Geheimen bleibt und Verschlagenheit die Sühne nicht ersetzen kann.

Alles wiederholt sich im Leben, nur später im großen Maaßstab. Darum gilt es, schon im Kleinen treu zu sein.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Zweite von Lawson & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Der Sommer.

Die heißen Tage des Sommers sind da: am Ufer des Wassers, unter dem Schatten der Weiden ergeht sich die glückliche Familie in Lust und Freude.

Die Barke stößt vom Lande, sie gleitet durch die murmelnden Wellen und an den zerstreuten Inseln vorüber, die wie Gras- und Blumenmauern aus dem Wasser aufsteigen. Betrachtet den jungen Mann, der das Boot lenkt, die Kinder mit den lachenden Gesichtern, die jungen Frauen, deren Schönheit unter den Strohhüten hervorleuchtet! Welche Anmuth, welches Glück! Wie heiter das Licht durch diese Schatten bricht und auf dem Wasser und in den Gesichtern spielt! Wie das Lüftchen durch die Blätter säuselt! Welch' üppiges Leben rings umher!

Danken wir dem Künstler, der uns die Freude in ihrer reinsten, wohlthätigsten und anmuthigsten Gestalt vor Augen geführt. Möchten diese glücklichen Frauen- und Kindergruppen im Glanze der schönen Jahreszeit uns den Sinn für die Freuden der Natur wiedergeben; sie allein stärken und hinterlassen keine Uebersättigung.

Digitized by Google

Der Eisenkopf.

Erzählung von Ludwig Rellstab.

(Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

Ich will nur Schmetterlinge fangen.

Der Knabe war größer geworden.

Der Förster hatte jetzt nicht mehr so seine Freude daran, wenn sein Sohn dem heftigen, strengen Willen des Vaters den starren Eisenkopfswiderstand entgegensetzte. Und dieser Widerstand hatte nicht mehr die kindliche Farbe und jene völlige Ohnmacht, selbst die der Bewußtlosigkeit, wodurch er etwas Rührendes gewann; sondern es prägte sich ein sehr entschiedenes, bewußtes Wollen darin aus. „Ich will aber den Burschen schon zwingen," sagte der Förster, „bis ihm die eigene Vernunft kommt. Sei er starrköpfig wie er wolle, noch breche ich das Eisen! — Aber er jagt mir fast zu oft die Galle in's Blut."

Alle litten dabei, Eberhard, Karl, und Anna; die letzte am meisten.

Eberhard hatte viele Tage des Aergers, Karl wenig Freudentage, Anna viele des Kummers.

Der Knabe sollte die Gewehre des Vaters nicht anrühren. Aber nichts lockte ihn so unwiderstehlich, als gerade diese. Unter Ausschelt des Vaters übte er sich oft im Schießen, aber nur im Schießstande, und hatte er frühes Glück oder frühes Geschick, aber seine Kugel traf fast immer so gut, als die des Vaters. Er begleitete diesen und den Jägerburschen oft auf die Jagd; dort aber durfte er nur schießen. Allein mit äußerster Spannung hing seine Seele, sein feuriges Auge an dem Rohr, wenn es sich auf irgend ein Geschöpf richtete, wenn Blitz und Knall hinausfuhren, und das Thier wie durch einen Zauberschlag getödtet lag. Besonders aber, wenn aus hohen Lüften ein Raubvogel herabgeholt wurde, und mit zuckenden, wild schlagenden Flügeln zu den Füßen des Knaben niederfiel, dann durchzuckte es ihn, wie mit elektrischer Gewalt, selbst die Büchse oder Jagdflinte zu ergreifen und einen so stolzen Vogel mitten in den hohen, blauen Lüften mit dem tödtenden Geschoß zu treffen. Solcher Verlockung gegenüber, waren die strengsten Verbote nur dünne Fäden, um die Knabenlust zu fesseln, und die härtesten Strafen nur schwache Pallisaden, um ihn von der Uebertretung zurückzuhalten. Ein auf ihn angeschlagenes Rohr hätte ihn, glaube ich, nicht zurückgehalten, eins von der Wand zu langen, das ihm zugänglich war. Doch Eins hielt ihn zurück: Annas Wort der Bitte. Wenn das ihm noch warm und frisch ins Ohr klang; wenn sie beim Weggehen, sei es, daß sie ins Dorf hinunter mußte, oder sonst ein Geschäft sie abrief, ihm gesagt hatte: „Lieber Karl, rühre mir ja kein Gewehr an! Deine Mutter bittet dich!" Dann hielt er ihr Wort, und wenn ihm ein Edelhirsch schußrecht gekommen wäre, und er nur die Hand hätte nach der Waffe ausstrecken dürfen. — Weniger, um es offen zu gestehen, eigentlich gar nichts, fruchtete es, wenn der Vater ihm sagte: „Nimmst du ein Gewehr, Junge, so schlage ich dir alle Knochen im Leibe entzwei!" Darauf ließ es Karl einigemale ankommen, und wurde die Drohung auch nicht buchstäblich erfüllt, so fehlte doch nicht allzuviel daran. — Allein hielt ihn Annas Bitte nicht zurück? O gewiß, so lange sie, wie ich oben erzählte, warm und frisch im Herzen fühlte, und das dauerte, für einen wilden Knaben von fast zwölf Jahren (denn er wächst in diesem Kapitel fast mit jeder Zeile) gewiß eine lange Zeit, wochenlang. Wer mehr verlangt, der brauchte eigentlich nur Alles zu verlangen; dann wäre die ganze Erziehung mit einer Bitte, einem Versprechen abgethan gewesen. Die Mutter hätte nur sagen dürfen: „Karl, versprich mir, nie etwas Unrechtes zu thun," und er, „Ja," so war Karl das vollendete Prachtexemplar der Menschheit, das ihr bis jetzt noch fehlt.

Es mangelte aber Einiges, ja vieles daran; dem Vater gegenüber stand es sogar recht schlecht damit. Beide sahen einander fast nur noch mit finstern oder scheuen Blicken an. Eberhard hatte nur die ersteren; Karl wechselte zwischen beiden.

„Der Junge ist keine Zuckerpuppe, keine Milchsuppe, kein Mutterhöhnchen" sagte Eberhard, „aber was zu viel ist, ist zu viel! Er ist dickhäutig, wie ein Keiler, mit Fichtenharz gepanzert, daß die Büchsenkugel abprallt! Ich will ihm aber doch die Tücke austreiben und die Zähne ausbrechen; geht's nicht mit Schlägen, so soll er ins Loch und hungern!" —

„Lieber Eberhard," bat Anna mit feuchten Augen, „überlaß ihn doch mir! du erbitterst ihn nur, daß er ganz verstockt wird. Er hat doch ein liebevolles Herz, trotz seinem Eisenkopf!"

„Du hast ihn verzärtelt und verzogen," fuhr Eberhard heftig heraus, „weil du ihm immer gute Worte giebst, glaubt er, ich dürfe auch nicht anders. — Ich weiß aber, daß er sich lieber halb todt schlagen läßt, als einsperren, darum das nächstemal, wo er ungehorsam ist, in den Felsenkeller mit ihm und acht Tage soll ihn kein frisches Waldlüftchen anwehen. Dann wird er wohl wie ein zahmer Vogel pfeifen!"

„Und aufhören, seinen Vater zu lieben!" sprach die Mutter mit feuchten Augen.

„Meinethalben," fuhr der Förster rauh heraus, besser, als daß er mich auslacht. Ist er ein Eisenkopf, so ist sein Vater keine Nachtmütze! — Aber mach, daß das Essen fertig wird. Ich muß in den Wald!"

Anna schwieg. Sie wußte, daß Wiederspruch ihren Mann nur heftiger reize, und ihr demüthiger Sinn unterwarf sich auch ihm, selbst bei ungerechtem Wollen. Sie ging in die Küche, richtete das Essen zu, deckte den Tisch, und sah dann nach den Kindern aus. Denn Karl war mit seinem nunmehr neunjährigen Schwesterchen vor die Thür gesprungen und hatte ihr Schmetterlinge. Zu Gertrud war er stets dienstbereit, freundlich, liebevoll; wäre sie schon verständiger gewesen, ihre Bitte hätte wohl eben so viel Gewalt über ihn gehabt, als die der Mutter.

Eben hatte er ihr einen prächtigen Trauermantel unter seinem Strohhut gefangen, griff das schöne Thierchen vorsichtig und geschickt, (denn beides war er, wo es galt, wie Wenige) ohne ihm die Flügel zu verletzen, und den sammetnen Federstaub abzustreifen, drückte ihm den Kopf ein, befestigte es mit der Nadel auf einen Stock, und reichte es Gertrud hin.

Diese gab ihm einen herzlichen Kuß für das Geschenk, und fragte: „Hast du die Schmetterlinge denn gar nicht lieb?"

„Sonst wohl! Jetzt nicht mehr! — Sie lassen sich ja mit der Hand greifen! Aber solch einen Vogel möchte ich haben, wie der Weih dort oben! Siehst du wohl, wie er sich in der blauen Luft wiegt, die Flügel sonnt, und die Kreise zieht, hoch über den Fichten und Felsen? Noch ist er nicht schußrecht!"

„Kommt zum Essen, Kinder," rief hier die Mutter.

Digitized by Google

die sich den beiden genähert und den letzten Theil ihres Gespräches gehört hatte. „Karl," wandte sie sich besonders zu diesem und zog ihn ein wenig bei Seite, „lieber Karl, hast du deine Mutter noch lieb?"

„Mutter!" rief der Knabe, und seine Arme schlangen sich feurig um ihren Nacken.

„Nun, so versprich mir," bat sie, „schlage dir die Gedanken an die Gewehre aus dem Sinn. Sieh nicht immer nach den Raubvögeln droben! Was kümmern sie dich! Der Vater wird sie schon schießen, wenn es nöthig ist!"

Sie traten ein; der Vater saß schon; Karl ging auf ihn zu und reichte ihm die Hand. Der Vater nahm sie, sah aber nicht freundlich dazu aus.

Anna winkte ihrem Manne mit den sanften Augen einen sanften Vorwurf über seine Unfreundlichkeit zu, und sagte dann ableitend zu Gertrud: „Sprich das Tischgebet, liebe Gertrud; recht achtsam und fromm."

Das Kind betete:

„Lieber Gott, gesegne uns diese Speise und laß sie uns genießen in Gesundheit und Frieden! Amen!

„Amen, in Frieden!" wiederholte Anna und sah wiederum Eberhard bittend an. Sie genossen dann das Mahl auch in Frieden; wenigstens schweigsam, ohne laute Störung. — Gleich nach dem ersten Bissen stand der Förster auf, nahm ein Doppelgewehr von der Wand, und ging in den Wald.

Karl setzte sich nach Tisch, was er gar zu gern that, auf den äußersten Rand des Bergvorsprungs, wo sich der steile Fels dreihundert Schuh tief hinabsenkt, so daß er den mächtigen Edeltannen und Riesenfichten drunten in der Schlucht gerade auf die bewegten Wipfel schaute und sie tief unter ihm ihre grünen Wellen schlagen sah. Er blickte zur Linken weit über das wogende Meer des Waldes hin, das sich durchs Thal und jenseits wieder die Höhen hinaufzog, bis der Himmel es begrenzte. Dann schaute er grad unter sich nach dem Dorf, wo er die Kinder am Kirchhof spielen und einander jagen sah, dicht vor dem Schulhause. Er verfolgte mit aufmerksamem Auge schwere Lastwagen auf der Landstraße, die durchs Dorf und das Thal hinunter fuhren. In der Mittagsstille tönte das Knallen der Peitsche, das Aechzen und Knarren der Achsen und das Rasseln der Hemmketten bis hier oben hinauf. Er dachte: „Wohin führt die Straße! Wie mag es aussehen dort hinter dem Thal, — er war nie so weit gekommen, — und hinter den blauen Bergen, über die die weiß leuchtende Straße durch den dunkelblauen Wald klimmt? Was für Dörfer, was für Städte, — er war nur einmal im nächsten Landstädtchen zur Kirmeß gewesen — mögen hinter den Bergen liegen? Mit lauter anderen Menschen, anderen Häusern und Thürmen!" — Das Herz wurde ihm so voll, so sehnsüchtig! Während er in seinen Gefühlen und Betrachtungen verloren war, traf ein heiserer Laut von oben her sein Ohr. Er schaute aufwärts; ein mächtiger Stößer schwebte kreischend mit ausgebreiteten Flügeln dicht über ihm hin, im Begriff, auf eine ängstlich flatternde Holztaube herabzuschießen. „Der wäre schußrecht!" fuhr es ihm unwillkührlich heraus, und die ganze Jagdlust durchflammte ihn, wie ein Blitz. Er war aufgesprungen ehe ers selbst wußte — da blieb er traurig stehen: „Ich darf ja nicht!" sagte er niedergeschlagen. Wiederum wandte er seinen Blick in die weite Landschaft. Es überkam ihn zum erstenmale das Gefühl, es möchte dort außen wohl viel schöner sein, als hier oben auf der Höhe. Seine Blicke bohrten ordentlich in die Ferne, — es was ihm, als möchte er gleich den Felsabsturz hinunterspringen, um nur schneller dort zu sein. Da rief hinter ihm ein Stimmchen: „Karl, lieber Karl, fange mir noch einen Schmetterling! Sieh dort den schönen hellblauen mit Gold!" Er wandte sich zur Schwester um, sah ihr liebes, kleines, verlangendes Gesicht; schnell trocknete er die von einer Thräne verdunkelten Augen, und rief ihr heiter zu: „Ja, Trüdchen! Gleich! — „Ja," setzte er dann für sich seufzend hinzu — „ja, ich will nur Schmetterlinge fangen!" (Fortsetzung folgt.)

Aus den Zeiten der Pest.

(Italien 1630.)

Ripamonti erzählt uns von den Grausamkeiten, welche zu den Zeiten der Pest begangen wurden und hebt namentlich zwei Beispiele mit dem Bedeuten hervor, daß er sie nicht etwa als die erstaunlichsten unter so vielen täglich vorkommenden ausgewählt habe, sondern weil er von beiden nur allzusehr als Augenzeuge sprechen könne.

In der Kirche Sant' Antonio zu Mailand wollte am Tage, ich weiß nicht was für eines Festes, ein mehr als achtzigjähriger Greis, nachdem er knieend gebetet hatte, sich setzen und stäubte zuvor mit dem Mantel die Bank ab. „Der Alte da salbt die Bänke;" schrieen einstimmig einige Weiber, die ihn das thun sahen. Die Leute, die in der Kirche — in der Kirche! — waren, fallen über den Alten her, raufen ihm die weißen Haare aus, geben ihm Faustschläge und Fußtritte, schleppen ihn halb todt hinaus, um ihn in's Gefängniß, vor Gericht, auf die Folter zu bringen. Ich sah ihn auf diese Weise fortschleifen, sagt Ripamonti, und weiß nicht weiter, was aus ihm geworden ist: doch glaube ich, daß er nur noch wenige Augenblicke hat leben können.

Der andere Fall, und er erfolgte am andern Morgen, war eben so seltsam, wenn auch nicht eben so unheilvoll. Drei junge Franzosen, ein Gelehrter, ein Maler und ein Handwerker, die Italien hatten sehen, daselbst die Alterthümer kennen lernen und Gelegenheit suchen wollen, etwas zu erwerben, waren, ich weiß nicht an welche Außenseite des Doms, herangetreten und betrachteten sie aufmerksam. Ein, zwei, mehre Vorübergehende blieben stehen, es ward ein Trupp, die Alle anschauten und diejenigen im Auge behielten, deren Kleidung, Haarschnitt und Reisesäcke sie als Fremde und, was noch schlimmer war, als Franzosen bezeichneten. Wie um sich zu vergewissern, daß es Marmor sei, freckten sie die Hand darnach aus, um es anzufassen. Das war genug. Sie wurden umringt, ergriffen, gemißhandelt, und mit argen Prügeln nach dem Kerker getrieben. Zu gutem Glücke ist der Gerichtshof unsern des Doms; und zu noch glücklicherem Glücke wurden sie unschuldig befunden und wieder frei gelassen.

Und solche Dinge fielen nicht blos in der Stadt vor: der Wahnsinn hatte wie die Pest um sich gegriffen. Der Wanderer, dem Landleute etwa abseits der Straße begegneten, oder auf dieser sich müßig verhaltend, ausruhend da liegen sahen, der Unbekannte, bei dem man etwas Absonderliches, Zweideutiges, in Antlitz oder Tracht vorfand, war ein Salber: auf die erste Anzeige des ersten Besten, auf den Schrei eines Knaben, läutete man Sturm, lief man zusammen. Die Unglücklichen wurden gesteinigt oder festgenommen und mit Ungestüm in das Gefängniß geworfen. Und das Gefängniß war bis zu einer gewissen Zeit ein Rettungshafen.

Digitized by Google

Scene am Ufer des Nil, zu Philoe.

Von dem Dorfe El-Ghellal, an einem der Ufer des Nil, sieht man Philoe, die kleinste, aber die interessanteste der Inseln, welche in dem Flusse zerstreut liegen. Sie erhebt sich aus den Wassern wie ein Palmengebüsch, zwischen welchem herrliche Ruinen hervorlauschen. Nichts vermag den Eindruck zu schildern, den diese prachtvollen Säulenhallen von dem herrlichsten Weiß inmitten großer Baumgruppen, machen und diesem schönen Bilde verleiht die traurige Umgebung noch einen besondern Reiz.

Hier steht man an der Grenze von Egypten.

Weiter unten begegnet unser Blick dem Syene der Alten, dem heutigen Assuan, das durch die von Ezechiel prophezeite Katastrophe berühmt ist.

Man findet noch Zeugen der ehmaligen Bedeutung dieses Ortes. Die Granitfelsen tragen die Spuren der Arbeiter, die sie ehemals für den Bau der egyptischen Pyramiden ausgebeutet; einige sind sogar mit hieroglyphischen Inschriften bedeckt. Auch findet man die Reste eines mehrmals reparirten Hafendammes und eines beinahe verschütteten kleinen Tempels, der den Göttern des Kataraktes geweiht ist.

Die Stadt Syene, welche Ezechiel als eine der Säulen Egyptens schildert, ist heutzutage nur noch ein armseliger Flecken, der kaum den Namen Stadt verdient: er hat eine Bevölkerung von viertausend Einwohnern, die aus Fellahs, Ababden, Barabras und andern kriegerischen Racen gemischt ist.

Zu Syene war der Brunnen, in welchem sich im Sommersolstitium die ganze Sonne spiegelte; hier starb der Dichter Juvenal als Verbannter. Berühmt war endlich Syenes weißer und purpurroth gefleckter Sandstein, der einen geschätzten Handelsartikel im Alterthum bildete.

Ein Negerdorf.

Die ersten Neger wurden im Jahre 1503 nach Amerika gebracht, somit kurz nach der Niederlassung der Europäer

Digitized by Google

auf dieſem Continente. Man fand bald, daß ſie weit geſchickter zur Arbeit waren, als die Eingebornen und ließ deßhalb eine große Maſſe von ſolchen kommen.

Dieſer Sclavenexport nach dem neuen Continent wurde ein Privilegium, das Karl V. 1517 einem vlämiſchen Edelmann zuerkannte; dieſer verkaufte es an die Genueſen. Später wurden die Portugieſen die Sclavenlieferanten für die amerikaniſchen Pflanzungen. 1702 traten die Franzoſen an ihre Stelle; und zuletzt übernahm England dieſe traurige Miſſion. Die zu dieſem Zwecke gebildete Compagnie mußte 4800 Schwarze jährlich liefern; der ſpaniſchen Regierung wurde für jeden Negerkopf 90 fl. Abgabe bezahlt.

Weiße hatten anfangs die jungfräuliche Erde bearbeitet und zum Lohne ein Stück Landes erhalten.

An die Stelle dieſer trat jetzt eine ſclaviſche Bevölkerung, ſchwer zu behandeln in Zeiten des Friedens, noch gefährlicher während des Kriegs. Die ſtarke Race der weißen Anbauer, die ſich bereits acclimatiſirt hatte, wich einer kleinen Zahl von Coloniſten, welche eine neue Organiſation der Colonieen zur Nothwendigkeit machte. Man regelte die Arbeit, die man von ihnen verlangen konnte,

Landſchaft auf Guadeloup

die Summe der Lebensmittel und Kleider, die von den Pflanzern geliefert werden mußten: letztre hatten ihren Sclaven außerdem kleine Parcellen Landes zu überlaſſen, für deren Bebauung ſie ihnen einige Tage freigeben mußten.

Dieſem Syſtem zufolge hat jede Pflanzung mehre Weiler, wo die Sclaven in Ajupas wohnen, die ſie ſelbſt gebaut und mit kleinen Gärtchen umgeben, welche ihnen die nöthigen Nahrungsmittel liefern, ſoweit ſie ſie nicht von ihren Herren erhalten. Dort leben ſie nach ihrer Sitte, bereiten ſich ſelbſt die Speiſen, und ſingen, tanzen, erzählen ſich Sagen, wenn ſie von der Arbeit heimkehren, und die Nacht, die ihnen gehört, genießen wollen. Unſer Bild gibt eine dieſer Niederlaſſungen und zeigt zwei Schwarze, die nach ihrer Gewohnheit auf offnem Felde kochen. Der Aufſeher, der die Runde macht, beobachtet ſie aus der Ferne.

Man ſieht leicht ein, daß dieſe prekäre Exiſtenz, die während der Arbeit dem Herrn gehört, während der Nacht ohne Aufſicht iſt, tauſend Verbrechen erzeugen mußte, die

Digitized by Google

man vielleicht zu voreilig einer Race vorwirft, zu deren Entsittlichung alles beigetragen. Das Wesen, das aufgehört hat zu besitzen, verliert auch die Verantwortlichkeit dieses erste Bedürfniß der Menschen, weil er in ihr zu gleicher Zeit einen Sporn und einen Zügel findet. Der Neger achtet deßhalb auch das Eigenthum nicht, da man es bei ihm sogar in seiner Persönlichkeit verletzt hat: wie viel weniger die Wahrheit, da er der Strafe nur durch die Lüge entgehen kann. Ja das Laster und Verbrechen ist bei den Schwarzen auf einen solchen Punkt gestiegen, daß eine neue Organisation zur strengsten Nothwendigkeit wird, und wäre man früher schon dazu geschritten, so würde man jetzt im Genusse und Vortheile leben, der unbedingt daraus entstehen muß.

Ein Schiffbruch im mittelländischen Meere.

Von Juline v. Wickede.

(Fortsetzung.)

Was mich selbst betrifft, so wies mich der Hauptmann an, mit der Mehrzahl der Matrosen an der Pumpe zu arbeiten, um diese im unausgesetzten Gang zu erhalten. Es war dieß das einzige Mittel um uns zu retten. Ein Drittheil der Matrosen durfte ich abwechselnd ausruhen lassen, die Uebrigen aber mußten in steter angestrengter Thätigkeit bleiben. In der Aufsicht darüber sollten Iwanowitsch und ich einander ablösen. Die Führung des Steuerruders und die sonstige Arbeit auf dem Verdeck übernahm der Steuermann mit noch zwei Matrosen. Der Hauptmann aber wollte sich mit dem Zimmermann in den unteren Raum begeben, um wo möglich die noch immer hin- und herrollende Kanone festzulegen und dann zu versuchen, den Leck so gut wie möglich zu verstopfen. Es war dieß die gefährlichste Aufgabe, da das schwere Rohr noch immer bei jeder Schwankung hin- und herschlug und sicher den Fuß zerquetschte, den es erreichte. Ihm aber auszuweichen war in dem engen, dunkeln Raum und bei der hüpfenden Bewegung des Schiffes wahrlich keine leichte Sache.

„Ich werde Ihnen noch eine Unterstützung an dem Padre und dem jüdischen Kaufmann schicken. Denn es hilft nichts, es müssen jetzt Alle an's Werk, wenn wir nicht kläglich verderben wollen," sprach der Pole. In demselben Augenblick kam auch Iwanowitsch, den jämmerlichen Schiffscapitän, den er unten aus der Kajüte geholt hatte, am Ohr hinter sich herziehend.

„Maledetto galeotto, (Galeerensträfling) willst du elender Hund nicht arbeiten? Glaubst du Schuft, daß wir deiner Faulheit wegen wie die Ratzen ersaufen sollen? Verdammt will ich sein, wenn ich dich nicht vorher aufknüpfe, du Dreckseele." Mit dieser sanften Anrede empfing der erzürnte Hauptmann den zitternden Capitän, stieß ihn mit dem Fuße die Treppe hinunter und befahl ihm mit an die Pumpe zu treten.

Die Arbeit auf dem beschränkten Platze, wo die Pumpe stand, war ungemein beschwerlich. Wir theilten nach der Taschenuhr die Zeit in halbe Stunden ab, und die Matrosen sammt dem Capitän mußten stets eine Stunde pumpen, bis sie dann wieder eine halbe Stunde ausruhen durften, ohne sich jedoch dabei zu entfernen.

Iwanowitsch und ich wechselten von halber zu halber Stunde ab. Während der Eine pumpte, stand der Andere mit der geladenen Pistole in der Hand als Wache daneben. Der Dominikanermönch und der alte Kaufmann aus Smyrna, Beide ebenfalls von dem Hauptmann mit kurzen Worten an die Pumpe getrieben, lösten sich von halber zu halber Stunde ab. Ihr Betragen dabei war sehr komisch, und obgleich es weder mir noch sonst Jemanden auf dem Schiffe besonders scherzhaft zu Muthe war, konnte ich doch den Blick nicht auf sie richten, ohne im Stillen über sie zu lachen. Der Jude und der Dominikaner-Prior, Beide durch die gleiche Noth zur nämlichen Arbeit gezwungen, bildeten ein seltenes Paar. Der dicke Padre schien im Schweiß zerfließen zu wollen, obgleich er ein Kleidungsstück nach dem andern abwarf und zuletzt nicht besser wie der zerlumpteste neapolitanische Matrose bedeckt war. Dabei faßten die weißen, wohlgepflegten Hände den Pumpenschwengel sehr ungeschickt, und die kurzen, ungelenken Arme wollten sich gar nicht in die taktmäßige Bewegung des Auf- und Niederziehens fügen. Und wie kläglich seufzte und stöhnte der gute Padre bald ein halblautes „Oh dio mio!" oder „Oh misericordia!" oder ein „Sancta Maria, ora pro nobis."

Viel gefaßter arbeitete im Ganzen der kleine, hagere Israelit, nachdem er den ersten Schrecken überwunden hatte. Seine körperliche Beschaffenheit erleichterte ihm die Ausdauer in dem heißen Raum, denn er trug gewiß keine Unze Fett an seinem ganzen Körper. Daß übrigens sowohl der Padre wie der Jude mit ihren schwachen, ungeübten Kräften gerade nicht allzuviel an der Pumpe förderten, bedarf wohl kaum einer Erwähnung. Aber schon des Beispieles für die übrigen Matrosen wegen war es von dem größten Nutzen, daß auch diese beiden Passagiere mit an der Arbeit Theil nahmen, und der polnische Hauptmann, der wirklich jetzt die Gewalt eines unumschränkten Dictators auf unserem Schiffe ausübte, befreite sie deshalb bis auf den letzten Augenblick nicht von ihrer Pflicht. Der Aufenthalt an der Pumpe wurde aber immer unbehaglicher, da bei dem fortdauernden Sturme alle Lucken dicht geschlossen werden mußten, was eine drückende Hitze und einen erstickenden Dunst um und verbreitete. Zwei trübe Laternen, die unaufhörlich wie der Perpendikel einer Schwarzwälder Wanduhr hin- und herschwankten, spendeten uns nur die nothdürftigste Helle. Um leichter zu arbeiten und von der Hitze weniger erschöpft zu werden, hatten wir endlich fast sämmtlich die Uniform des paradiesischen Südens angelegt, so daß wir wie die Feuerleute eines Hochofens erschienen. Dennoch scheute unsere schöne Smyrnaerin nicht, ebenfalls ihren Antheil an der gemeinschaftlichen Anstrengung zu übernehmen. Sie fand sich wiederholt ein, uns Alle mit Speise und Trank zu versehen. Die orientalische Zurückhaltung ihres Wesens war vor dem Gebote der Noth gänzlich verschwunden. Sie wartete uns auf wie eine behende Dienerin. Nahrungsmittel am Feuer zu bereiten, das war natürlich eine Sache der Unmöglichkeit. Wir Passagiere gaben daher unsere Schinken und Würste und unseren besten Wein zugleich auch für die Matrosen mit her. In den halben Stunden, die Jeder zur Ruhe hatte, erhielt er, was er wollte, nur ward Vorsorge getroffen, daß Niemand sich betrinke. Ohne den reichlichen Genuß von Fleisch und gutem Wein hätten wir aber auch die langanhaltende, beschwerliche Arbeit kaum ertragen. Die Vertheilung der Lebensmittel aber besorgte das schöne Mädchen unaufgefordert mit großer Vorsicht und Geschicklichkeit. Für jeden Matrosen, dem sie einen Becher voll Wein oder ein Stück Wurst brachte, hatte sie ein freundliches Lächeln, oder ein

Digitized by Google

paar Worte der Anerkennung und Aufmunterung bereit, und ihre Gegenwart war ein glücklicher Anlaß unsere Mannschaft einigermaßen in erträglicher Stimmung zu erhalten. Ueberhaupt war das Mädchen trotz alles Ungemaches unserer erbärmlichen Lage und der beständigen Lebensgefahr, die uns drohte, wunderbar gefaßt und ruhig, daß sie dadurch viele der Männer am Bord beschämte. Selbst in unsern engen, düstern, mit übelriechenden Qualmen aller Art erfüllten Raum, verpflanzte der Zauber ihrer strahlenden Schönheit ein heiteres Licht der Hoffnung. Sie erschien wie ein tröstliches Gestirn in unserer Nacht, wie eine Botschaft des Himmels, daß er uns nicht ganz vergessen werde.

Nach einigen Stunden kam der Hauptmann mit dem Zimmermann zu uns zurück. Greulich beschmutzt und angegriffen sah er aus und seine linke Hand blutete stark, da er sich bei dem Festmachen der Kanone arg daran verletzt hatte. Er erklärte, daß es nach vieler Mühe einigermaßen gelungen wäre, das Leck so weit nothdürftig zu verstopfen, um bei fortwährendem angestrengten Pumpen das Schiff bis zu dem nächsten Nothafen über See zu erhalten. Pumpen mußten wir aber ohne Unterlaß, wenn wir das Wasser nicht an den Hals haben wollten. Das waren denn doch wenigstens leidliche Aussichten, obgleich uns frellich noch eine sehr lange, harte Arbeit bevorstand. „Oh Dio mio! Oh santa Maria!“ seufzte unser dicker Mönch bei der Ankündigung und Thränen flossen über seine in den letzten vierundzwanzig Stunden sichtlich geschwundenen Backen.

Gegen Sonnenuntergang und nachdem wir wohl schon acht Stunden unausgesetzt gearbeitet hatten, schien der Sturm sich allmählig etwas zu legen. Da die Wellen jetzt nicht mehr so sehr über das Verdeck spritzten, auch keine Sturzsee mehr zu befürchten war, so konnten wir die obere Verdecksluke etwas öffnen und frische Luft in unser Pumpgefängniß einlassen, was eine große Erleichterung war. Mit frischem Muth und neuen Kräften belebte uns der erquickende Hauch.

Nach einigen weiteren Stunden blelt es der Steuermann sogar für thunlich, einige stark gerefte Segel auf dem Fockmast, der allein geblieben war, aufzuziehen und zu versuchen, die Richtung nach der Insel Corsika, als dem uns zunächst liegenden Lande, zu gewinnen. Die Anstrengung an den Pumpen ward hiedurch aber nicht vermindert, denn das Schiff zog noch fortwährend Wasser.

Die ganze Nacht mußten wir auf diese Weise ausdauern. Meine Hände waren zuletzt völlig mit Blut unterlaufen und schmerzten sehr; die Arme von der ungewohnten Anstrengung so steif und starr, daß ich sie kaum rühren konnte. Wenn ich nach der halbstündigen Ruhe wieder den Handgriff anfaßte und mit aus- und niederzog, so empfand ich eine folternde Marter durch den ganzen Körper. War ich aber nach einigen Zügen wieder in Schweiß gekommen, so verlor sich der Schmerz allmälig. Viele Tage übrigens, nachdem ich schon am Lande war, spürte ich heftiges Gliederreißen und Lähmungen des Rückens, wie auch die innere Haut meiner Hände, die ganz mit Blasen und Blutquesen bedeckt waren, sich abschälte. Unsere Matrosen, die wie alle Süd-Italiener solcher unausgesetzten, angestrengten Arbeit nicht gewohnt waren, wurden ebenfalls todtmüde und matt, und es bedurfte wiederholt der ernsthaftesten Drohungen des Hauptmanns, sie an die Pumpe zu fesseln. Der Dominikanermönch spannte gegen Mitternacht vollkommen aus, warf sich auf den Boden und erklärte, man möge ihn lieber auf der Stelle umbringen anstatt so zu quälen; denn zu arbeiten vermöge er nicht mehr. Da man dem armen Padre seine völlige Erschöpfung nur zu deutlich ansah, so ließ ihn der Hauptmann wirklich mehrere Stunden ruhig liegen und nahm die Stelle desselben ein. Der alte Kaufmann hielt so ziemlich bis an's Ende aus, obgleich man dem kleinen, hageren, schwächlich aussehenden Manne solche Zähigkeit nicht hätte zutrauen sollen. Einige Mal wäre übrigens auch die schöne Tochter an seinen Platz gegangen, wenn wir dies gestattet hätten.

Bei der aufgehenden Morgensonne wurden zu unserer großen Freude in der Ferne die Felsengipfel der Insel Corsika wahrgenommen. Neuen Muth und vermehrte Kraft gab uns der Anblick, und selbst der Padre hatte sich so weit gestärkt, daß er nothgedrungen wieder mit an die Pumpe gehen konnte. Auch der Sturm hatte sich beschwichtigt, obgleich das Meer noch sehr aufgeregt war und die Wellen ziemlich hoch aufsprangen. Mit aller erdenklichen Mühe glückte es jetzt dem Schiffskoch Feuer anzuzünden und uns einen Kessel voll Kaffee zu kochen. Da wir seit sechsundzwölf Stunden nichts Warmes genossen hatten, so wirkte der heiße Trank als ein Labsal.

An unserem Topmast wurden jetzt noch mehr Segel entfaltet, und da der Wind ziemlich günstig für uns war, um an das Land zu segeln, so hatten wir die Hoffnung, gegen Mittag doch vielleicht einen Nothhafen zu erreichen. Bis so lange meinten wir das Schiff über Wasser halten zu können. Und der Capitän, der jetzt erst wieder zu Worte kam, versprach jedem Matrosen eine Belohnung von fünf Ducati, wenn es ihnen gelinge, das Schiff in einen Hafen zu bringen. Ein neuer Sporn war dieß für die Burschen, daß sie ihr Bestes thaten. Wir hofften auch stets entweder Fischerböte oder Küstenfahrer zu erspähen, und gegen gute Belohnung Mannschaft von ihnen an Bord zu bekommen, damit sie uns Erschöpfte ablöste. Allein vergebens war alles Ausschauen, welches der Hauptmann von dem Verdecke mit einem Fernrohr anstellte. Nicht das kleinste Fahrzeug war zu entdecken, so rein hatte der heftige Sturm die See gefegt. Gegen Mittag, als wir noch ungefähr anderthalb Seemeilen von der aus hohen Bergen aufgethürmten Küste entfernt waren, die auch nirgends eine Bucht zeigte, in die wir hätten einlaufen können, trat eine fast gänzliche Windstille ein, so daß unsere Brigantine bald völlig bewegungslos dalag. Sie länger über Wasser zu behaupten, vermochten wir nicht, unsere Kräfte waren dahin. Auch schien das Leck in der letzten Zeit sich wieder vergrößert zu haben, denn zu unserem Schrecken bemerkten wir, daß das Wasser, wenn auch nur wenig, im Pumpensod gestiegen war. Wir hatten vielleicht auch außer dem einen Leck, welches der Hauptmann mit dem Schiffszimmermann verstopft hatte, noch ein zweites, wahrscheinlich unter dem Kiel, was aller Mühe ungeachtet nicht aufgefunden werden konnte.

Nach einer Berathung des Steuermanns, des Schiffscapitäns und des polnischen Hauptmanns ward jetzt entschieden, daß wir die Brigantine verlassen und in dem Schiffsboote an das Land rudern sollten, was möglich schien, obgleich die Brandung am Ufer sehr bedeutend war. Ein Theil der Matrosen mußte unverändert an der Pumpe fortarbeiten, damit und das Schiff nicht unter den Füßen versänke, ein anderer Theil hingegen ließ das große Schiffsboot, das glücklicher Weise im Sturm unversehrt geblieben war, in's Wasser und belud es mit den Habseligkeiten der Passagiere und den eigenen Schiffssäcken. Da uns das Boot nicht Alle zugleich fassen konnte, so war es erforderlich, daß zweimal an's Land gerudert würde, wodurch auch noch mehr von den werthvolleren Sachen zu retten war.

Digitized by Google

Der Hauptmann, der nothgedrungen noch immer die Dictatur führte, da der Capitän der Mannschaft gegenüber ohne alle Energie war, bestimmte, daß mittelst der ersten Fahrt der jüdische Kaufmann mit seiner Tochter, der Mönch und Iwanowitsch von vier Matrosen an's Land gesetzt werden solle, wobei er sich selbst den Befehl im Boote vorbehielt. Dann wolle er mit den Matrosen wieder an das Schiff zurückkommen, um uns Uebrige abzuholen.

Dieser Bestimmung, so zweckmäßig sie auch war, wollten sich zwei der Matrosen, die zurückbleiben sollten, nicht fügen. Mit lautem Geschrei stürzten sie auf das Verdeck, riefen, der Hauptmann habe ihnen nichts zu befehlen und wollten gewaltsam in das schon bereit liegende Boot einsteigen. Auf einen Wink des Hauptmanns faßte Iwannowitsch die beiden Burschen aber mit seinen kräftigen Armen, stieß ihre Köpfe mehrmals so gewaltsam zusammen, daß sie förmlich krachten, und schleuderte sie dann auf das Verdeck zurück. Der Hauptmann brachte die Betäubten durch etliche Püffe wieder zu sich und schickte sie unerbittlich an die Pumpe.

Es war hohe Zeit, daß wir wieder mit allen Kräften pumpten, denn das Wasser im Raum war stark gestiegen und nahm fortwährend zu, da wir jetzt mit weniger Händen arbeiteten. Inzwischen hatte der Steuermann mit dem Senkblei die Tiefe gemessen und diese an achtundzwanzig Klafter betragend gefunden. Er warf jetzt alle Anker aus, damit das Wrak, wenn es gesunken wäre, nicht so schnell forttriebe. Auch notirte er unsere Lage genau auf einer Karte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schneekauz.

Diese große Eule gehört den nördlichen Gegenden an und bewohnt hauptsächlich Island, die Shetlandsinseln und die Umgebungen der Hudsonsbai; auf den Orcaden kömmt sie weniger vor und ist ganz selten im Norden von Deutschland und Holland, wo im Winter von 1802 ein junges Männchen geschossen wurde. Der Schneekauz oder Haarfang nistet auf schroffen Felsen oder alten Tannen und legt zwei Eier, die nach den Einen weiß, nach den andern schwarz betüpfelt sind. Er ist nach der Lappländischen Eule (Strix lapponica) die größte; diese Letztre ist jedoch auf Lappland beschränkt und kömmt nie über den Polarkreis hinaus. Ihre Nahrung besteht wie die des Haarfangs aus Hasen, kleinen Feldratzen, Ratten und Vögeln; unter den Letztern greift sie sogar den Birkhahn, das Schneehuhn und andre von ähnlicher Größe an. Während des Winters sind die Eulen oft zu langem Fasten verurtheilt; aber im Sommer, wenn die Wanderung der Thiere von Norden nach Süden im Gange ist, leben sie im Ueberfluß. Beginnt die Wanderung der Lemminge, so wird die Lappländische Eule so üppig, daß sie nur die Leber und das Herz dieser Thiere frißt. Eine andere Eigenthümlichkeit, welche die Strix lapponica, S. nyctea, S. uralensis und die Strix funerea gemein haben, ist die, daß sie bei Tage sehen und auf Raub ausgehen, während die Eulen unsrer Länder nur bei Nacht ausfliegen, da sie das Sonnenlicht nicht ertragen können.

Unser Bild gibt ein junges Exemplar, denn die Alten sind weiß, ohne irgend einen braunen Fleck.

Redaction Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawson & Comp. in Paris

Digitized by Google

Der Rio de la Plata.

Der Rio de la Plata ist neben dem Amazonenstrom derjenige Fluß, welcher in Südamerika bestimmt zu sein scheint, der mächtigste Hebel der Civilisation dieses Welttheiles zu werden. Man ist, wenn man ihn zum ersten Male befährt, anfangs über die Trockenheit seiner Ufer, die langen niedrigen und nackten Küsten erstaunt, die bisweilen von Sanddünen und einigen verkrüppelten Staudengewächsen unterbrochen werden. Diese großen weißen Flecke bieten aus der Ferne den Anblick langer Reihen von Häuser, welche auf dem sandigen Ufer zerstreut liegen. Von einem Ufer zum andern bleibt die Natur oft viele Meilen weit dieselbe und wenn man durch Zufall einen bewohnten Ort findet, so ist er, wie die kleine Stadt Maldonado hinter Sandhügeln verborgen. Die erste Stadt, welche unsre Auf-

Digitized by Google

merksamkeit auf sich zu ziehen verdient, ist die Hauptstadt der östlichen Republik, welche am nördlichen Ufer des Flusses, einem Arme desselben entlang liegt. Montevideo bietet einen schönen Anblick; Häuser mit Terrassen von eleganten Pavillons beherrscht, eine Menge Thürme und prächtige Kirchen, die Façaden verschiedener öffentlicher Anstalten und die bunte Malerei der Häuser verleihen der Stadt einen heitern und geputzten Charakter: ihr Hafen ist belebt und sehr besucht, obgleich den heftigen Pamperas und Suestadas ausgesetzt, die dort während mehrer Monate wehen.

Von Montevideo bis Colonia del Sacramento und Las Vaccas, kleinen Städten der Republik, bleibt sich das Strombild gleich, lauter Sanddünen, bisweilen von Prairien unterbrochen; da und dort kündigt ein lebhafteres Grün, aus welchem große Bäume ihr graues Haupt erheben, einen Zufluß an. Befährt man eines dieser Flüßchen, die im Lande arroyos heißen, so enthüllt uns die Natur neue Formen. Die Ufer sind voll üppiger Vegetation und Leben; das Auge entdeckt bei jeder Wendung schöne Prairien mit großen Viehherden; überall fliegen ganze Schwärme von Wasservögeln auf und Papageien vom reichsten Gefieder beleben die Ufer.

Je mehr man vordringt, desto schroffer und enger werden die Ufer; bald rücken sie sich so nah, daß die Lianen herüberwachsen, die Wipfel der Bäume sich verbinden, die Wurzelträger sich kreuzen.

Die kleine Stadt Colonia verdient eine ehrenvolle Erwähnung wegen ihrer liebenswürdigen Einwohner, aber ihr Hafen und ihre Umgebungen vermögen die Aufmerksamkeit nicht einen Augenblick zu fesseln. Immerhin ist zu erwähnen, daß der einzige Zufluchtsort für die Schiffe sich in der Nähe von Colonia befindet, inmitten einer Inselgruppe. Fährt man westlich, so stößt man auf die Insel Martin Garcia; sie gehört zur Silber-Republik und steht als Wache am Anfang des Uruguai; sein vor den Südwinden geschützter Hafen bildet einen natürlichen Haltort für die Schiffe, welche den Rio de la Plata hinauffahren.

Die östliche Republik, deren gegenwärtige Bevölkerung ungefähr dreimalhunderttausend Seelen beträgt, ist im Ganzen eine große Einöde, die mit Ausnahme einer Stadt, Montevideo, nur elende Dörfer zählt. Die Landstriche, welche ehmals von zahlreichen Indianerstämmen bevölkert waren, werden heutzutage von wilden Thieren bewohnt. Das ganze Land, das die Natur mit Schätzen überschüttet, scheint um so mehr von den Menschen versäumt zu werden und es ist schwer zu sagen, wann es die große Straße der Wohlfahrt betreten wird, auf die es seine günstige Lage und sein glückliches Klima führen sollte.

Der Eisenkopf.

Erzählung von Ludwig Rellstab.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Biegen oder Brechen.

Drei Monate hielt Karl, der Mutter zu Liebe, das Gebot des Vaters, kein Gewehr anzurühren, mit pünktlicher Strenge, so groß oft die Versuchung war. Darüber war der Sommer fast verstrichen, und auf Aegidi am 1. September erreichte Karl sein zwölftes Jahr. Den Gehorsam, den der Knabe um der Mutter willen übte, die Mühe, die er sich ihretwegen gab, hielt der Vater fälschlich für die Frucht seiner beharrlichen finsteren Strenge, und setzte sie daher nur um so eifriger fort. „Nun fängt er an, zu fürchten," dachte er, „und wird gehorsam; mag er mit dem Eisenkopf draußen in der Welt anrennen, so viel er will, das soll mir schon recht sein; jetzt muß er ihn aber beugen!"

Eines Nachmittags, kurz vor Bartholomäi, wo die Jagd wieder eröffnet werden sollte, saß Karl mit Gertrud vor dem Hause auf einer Rasenbank. Sie hatten gerade kein Spiel vor, sondern plauderten nur mit einander. Da bemerkte Karl, der immer den aufmerksamen Blick über Hof und Garten, Feld und Wald schweifen ließ, daß die Glucke, die sie im Hof hatten, ihre Küchlein ängstlich zusammenhalte, mit den Flügeln schlug, schreiend im Kreise umherlief und oft den Kopf nach oben wandte. Er blickte aufwärts, und wolkenhoch, wie ein schwarzes Pünktchen, sah er einen Raubvogel schweben, den der Instinkt des Thiers schon als seinen gefährlichen Feind, den Habicht, erkannt hatte. In weiten Kreisen schwebt der Vogel umher, und senkte sich tiefer und tiefer. „Sieh, Trüdchen," rief Karl, „da kommt der Stößer! Die Glucke wittert ihn! Wir wollen auch Acht geben!" — Kaum hatte er das Wort gesprochen, als der Raubvogel wie ein Blitz herabschoß, und auch sogleich ein Küchlein in den Fängen hatte. Die Kinder schrieen laut auf, Gertrud vor Schreck, Karl um ihn zu scheuchen, wozu er auch sogleich aufsprang, und auf den Vogel zulief. Doch dieser schwang sich, mit dem kläglich kreischenden Thierchen, und unter dem Geschrei aller übrigen sammt der Glucke, aufwärts und den fernen Waldbergen zu, wo er muthmaßlich sein Nest hatte. Ein rasch von Karl nachgeschleuderter Stein blieb weit hinter seinem Ziel zurück, und von dem geraubten Thierchen sahen die Kinder nichts wieder, als einige ausgerupfte Federchen, die auf der Höhe auf den Rasen niederflatterten. — Die kleine Gertrud weinte laut; Karl war ganz erbittert. Er starrte dem Vogel nach, dessen mächtige Schwingen ihn schon weit fortgetragen hatten, so daß er bald gegen den dunkeln Hintergrund des Waldes dem Auge unsichtbar wurde. — Die Geschwister suchten jetzt die Mutter auf, aber sie fanden sie nicht. Sie war, ohne daß sie es wußten, zur Mühle gegangen, das nächste Gebäude, das eine Viertelstunde vom Dorf im Thal lag. — Als die Kinder zurückkehrten war wohl eine Viertelstunde vergangen. „Sieh, die arme Alte ist noch immer in Angst," bemerkte Trüdchen, da die Glucke noch immer schreiend, und halb flatternd, ihre Küchlein umkreiste. Doch Karl bemerkte, daß sie auch eben so ängstlich und oft den Kopf aufwärts richtete. Er sah dahin, und wahrhaftig, sein Falkenauge entdeckte wiederum ein schwarzes Pünktchen in schwindender Wolkenhöhe; vermuthlich derselbe Habicht, der, durch die Beute lüstern gemacht, zurückkehrte. Da schlug der Eifer wie eine glühende Flamme in ihm auf. „Nein, das werde ich nicht dulden," rief er, „jetzt will ich dich wohl anders fassen!" Und von muthiger Lust und einem innern Glauben an sein gutes Recht, verleitet, und getrieben, sprang er pfeilschnell ins Haus. Und eben so schnell hatte er aus des Vaters Kammer ein Gewehr von der Wand geholt, lud es mit dem schwersten Schrot, und eilte hinaus auf den Hof. Aber noch ehe er um die Ecke des Hauses war, hörte er den Angstschrei Gertruds, und es war die höchste Zeit, denn aber hatte der Stößer wieder ein Küchlein erhascht, und schwang sich damit auf. Seiner ansichtig werden, an-

Digitized by Google

legen, der Schuß und ein Freudenschrei waren Eins, denn der Vogel zuckte getroffen zusammen, ließ das Küchlein fallen, und stürzte dann, unsicher flatternd selbst herab. Aber noch ehe er die Erde berührte, packte eine feste Hand Karls Arm, und des Vaters Stimme: „Bursch! habe ich dich ertappt!“ traf sein Ohr. —

„Vater!“ rief Karl zwar erschrocken, aber noch muthig und im Gefühl seines Rechts, wenigstens in dem, daß er nicht so strafbar sei, als es scheine, „Vater, der Habicht hatte uns schon ein Küchlein geholt!“ — „Und wenn er ſie alle geholt hätte,— du sollst kein Gewehr anrühren, du sollst gehorsam sein!“ — Mit der linken Hand hatte der Förster dabei dem Sohn das Gewehr entrissen, mit der Rechten zog er den Ladstock aus, und that einen so heftigen Schlag auf Karl, daß der Stock zerbrach. Durch diesen unangenehmen Zufall noch mehr gereizt, ließ Eberhard, wie heftige Naturen pflegen, diesen Verdruß an dem Sohne aus. Er warf das Gewehr auf den Rasen, faßte den armen Knaben im Genick, und schüttelte ihn. Jetzt erwachte der Trotz in dem Eisenkopf. Kräftig, wie er war, stemmte er ſich mit beiden Händen gegen den Vater, und es gelang ihm, ſich loszureißen. Der Vater sprang ihm erbittert nach; Gertrud weinte laut auf und erhob die Händchen bittend. Doch Eberhard, im Zorn, achtete dessen nicht, sondern lief dem flüchtenden Knaben nach. Er hatte ihn bald erreicht, und schleppte ihn, mit überlegener Kraft, trotz seines sträubenden Widerstandes dem Hause zu. Gertrud bat flehentlich: „Lieber Vater schlage ihn doch nicht!“ „Schlagen will ich ihn nicht, ich müßte ihn sonst todtschlagen,“ rief Eberhard in seiner Wuth. „Aber büßen soll er es! biegen oder brechen! du Eisenkopf!“

So schleppte er den Knaben nach der Hausthür. In diesem Augenblick trat Anna durch das Hofthor. „Mutter!“ rief Karl mit einer Stimme, die das Herz durchdringen mußte, und richtete seine Blicke flehend zu ihr.

„Eberhard, um Gottes Willen!“ mit diesen Worten eilte Anna hinzu, und wollte dem Vater in den Arm fallen Doch dieser, dessen Zorn mit jedem Augenblick stieg, rief ihr zu: „Bleib zurück, oder es geht nicht gut!“ — Sie stand in ihrem demüthigen Gehorsam zitternd still. Doch ihre braunen, milden Augen, aus denen die Thränen über die erbleichten Wangen flossen, flehten um Verzeihung für den Knaben; der Förster aber hörte und sah nicht. — „Hinunter in den Felsenkeller mit ihm! Biegen oder brechen!“ rief er, und schleppte den Knaben die Steintreppe hinab zu dem finsteren Gefängniß. Der Keller, welcher sich unter dem ganzen Hause hinstreckte, empfieng nur durch ein einziges vergittertes Felsloch, das über dem Abgrund hinaushing Licht und Luft. Da hinein warf er das unglückliche Kind mit dem seine Angst und Qual verstärkenden Drohworte: „Hier sollst du liegen, bis du verhungerst und verfaulst.“ Eine Drohung, die freilich nicht Ernst war, die aber einem Kinde in der leidenschaftlichen Erregung wie Ernst klingen konnte. —

Wie betäubt sank Karl auf dem Boden hin, als er den Riegel der Thür hinter sich klirren hörte, und sich in dem dunkeln, kalten, feuchten Gefängniß allein sah. Schrecken, Haß und Reue mischten sich in dem qualvollen Zustande der jungen Seele. Schrecken über das, was ihm bevorstand, Haß, aus dem Gefühle des erduldeten, und Reue aus dem des begangenen Unrechts, woran er doch auch seinen Antheil dunkel empfand, da er die schmerzvolle Gestalt seiner bleichen, weinenden Mutter gesehen hatte, und nun denken mußte: Ich hatte es ihr doch versprochen! —

Der Schmerz, und die der Kindesbrust selbst in dem muthigsten Knaben so natürliche Angst gewann die Oberhand. So brach er denn nach der langen, starren Zurückhaltung, wie zusammensinkend in ein lautes Weinen aus, und seine Thränen flossen wie ein unversiegbarer Strom.

Viertes Kapitel.

Wie tief ist der Abgrund?

Es mochte eine Stunde vergangen sein. Allmählig stillten sich die Thränen des Knaben. Er wurde ruhiger. — Die Gewohnheit des Dunkels hatte sein Auge schon befähigt, in seinem Gefängniß, welches ihm anfangs ganz finster schien, alle Gegenstände zu unterscheiden. In einer Ecke waren Kartoffeln auf Stroh aufgeschüttet; einige Fässer mit anderen Vorräthen, die kühl gehalten werden mußten, standen an den Wänden. Ebenso verschiedene alte Geräthschaften, zum Theil unbrauchbar; ein zerbrochenes Rad, einige Stangen, auch eine verrostete Eisenstange, ein Bündel alter Stricke. Plötzlich schoß dem Gefangenen ein Gedanke durch den Kopf, der, welcher jeden Gefangenen am mächtigsten durchzuckt und erschüttert, wenn er nur die leiseste Hoffnung seiner Ausführbarkeit wahrnimmt, — der, der Flucht! — Durchblitzt von dieser Hoffnung, sprang er auf von dem Platz, auf dem er saß, und der Oeffnung zu, die als Fenster diente. Vergittert war ſie, doch, er rüttelte an den Stäben und ſie schienen ihm nicht so fest, daß er ſie nicht mit Hülfe der Eisenstangen würde ausbrechen können. Der Abgrund lag dicht vor dem Fenster, er wußte es, — doch hatte er nicht Stricke, um sich hinabzulassen? — Ganz entflammt von dem Gedanken, eilte er zu den Geräthschaften, um sogleich hervorzusuchen, was ihm brauchbar sein könnte. Die Eisenstange mußte irgend wo in einer Mauer gesessen haben, wie das eine noch mit Kalk oder Mörtel bedeckte Ende erwies; die andere Seite war gebrochen. Wahrscheinlich hatte ſie zur Hältniß für irgend einen Rauchfang oder sonst ein Mauerwerk gedient; jetzt konnte ſie vortrefflich zur Brechstange dienen. Die Stricke schienen noch haltbar genug, um ihn zu tragen. Ob ihre Länge ausreichend seyn würde? Das war nicht zu ermessen, es mußte versucht werden. „Da ist ja auch noch das Stroh!“ rief er unwillkührlich aus, und er sprang nach dem Lagerstroh der Kartoffeln, zog ein Büschel hervor, drehte es seilartig, und prüfte auch die Stärke dieses Hülfsmittels auf jede ihm mögliche Weise. Es entsprach ganz seiner Erwartung. Jetzt war nur noch der Versuch zu machen, ob das Eisengitter vor der Oeffnung seiner Brechstange weichen werde. Er steckte ſie unter den ersten Stab, und versuchte, ihn aus der Mauer zu brechen; er wiederstand; doch er bewegte ſich, er bog ſich etwas. Der Knabe verdoppelte seine Anstrengungen; er brockelte ein Stück vom Fels los, und die Stange wurde locker in ihrer unteren Einfügung! „O es gelingt!“ rief er, und sein vor wenigen Minuten noch so verweintes Auge glänzte wieder feurig und hoffnungsreich. Der Gedanke Flucht erfüllte jetzt seine ganze Seele. Im vollsten Eifer setzte er ſich hin, und begann die alten Stricke aneinander zu knüpfen. Vor seinem innern Auge stand dabei beständig die ganze Welt der Wunder und Schönheiten, die er nun bald durchstreifen wollte. Durch die Fensteröffnung schimmerte ein Stückchen der fernen blauen Berge in seinen Kerker; im Geiste sah er alle Thäler, Dörfer, Orte, die ihn davon trennten. Das Bild der ganzen Landschaft, die man von dem Forsthause überschaute, stand ihm lebendig vor Augen, und

Digitized by Google

leuchtete in verklärenden Farben. Der Gedanke Flucht, Wanderung in die weite Welt, erfüllte ihn so, daß er jetzt traurig gewesen sein würde, wenn sich die Thür seines Kerkers geöffnet hätte, und ihm die Strafe erlassen worden wäre. Mit einem Eifer, der ihm die Gluth ins Gesicht trieb, knüpfte er die Seile zusammen, prüfte die Haltbarkeit der Knoten, und maß die Länge. Es war über viermal die Länge des ganzen Kellers! Das war schon so lang! Und nun noch die Strohgeflechte! — Es mußte ausreichen. — Er zählte die Minuten. Bevor es dunkel wurde, konnte er die Flucht nicht wagen, denn man sah von dem Platz vor dem Hause die Mauer und Felswand, an der er sich hinunterlassen wollte, und wie leicht war er da entdeckt, und wenn auch auf der Flucht nicht mehr zu hindern, so doch bald eingeholt! Auch wollte er die Fensterstangen nicht eher losbrechen, bis das Seil ganz fertig war, damit, falls Jemand in den Keller käme, sein Vorhaben nicht entdeckt werden konnte. — Wohl drei Stunden hatte er gearbeitet, daß ihm die Hände weh zu thun anfiengen. Schon neigte sich der Tag; er sah die Sonne mit röthlichen Strahlen auf der Seite der Felsöffnung spielen; noch eine Stunde, und er konnte sein Vorhaben zur Ausführung bringen und dann die ganze Nacht hindurch wandern. Ihn schreckte nicht die Tiefe des Abgrunds, den er hinunter mußte, ihn lockte nur die weite Welt, die er bald frei, wie der Weih den Himmel, durchschweifen konnte! —

(Fortsetzung folgt.)

Das Schloß Eger.

Ruinen von Schloß Eger.

Das Schloß Eger gehört zu den ältesten Baudenkmälern Böhmens. Der Schloßthurm ist von eigenthümlicher Construction: er besteht aus großen dicken Quadern von Lava. Man datirt seine Erbauung ins neunte Jahrhundert zurück, als die Franken hier ihre ersten kriegerischen Niederlassungen hatten. Außer dem Schloßthurm ist eine Capelle im Innern des Schlosses sehr merkwürdig: sie hat zwei Stockwerke: das obere von weißem Marmor, das untere von Granit: eine große Oeffnung, die im Gewölbe der Letztern angebracht ist, stellt die Verbindung zwischen den beiden Ringmauern her. Die architectonischen Details sind mit großer Feinheit ausgearbeitet und vollkommen erhalten.

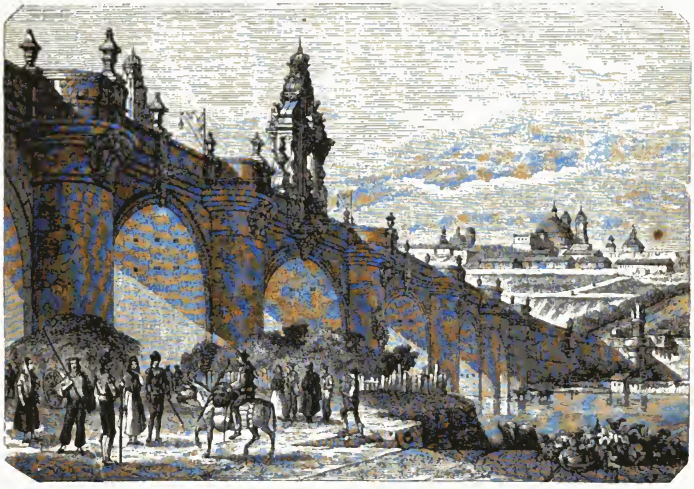
Digitized by Google

Man schreibt die Erbauung den Tempelrittern oder, was noch wahrscheinlicher, den Kreuzrittern zu. Die Capelle gehört dem romanischen Style an.

Der Theil der Schloßmauern, den unser Bild darstellt, könnte gleichen Datums sein, wie die Kapelle. Der Styl der Fenster im obern Mauertheile hat große Aehnlichkeit mit denen der kleinen Kapelle. Die Säulchen, welche die Bogen tragen, sind gleichfalls von weißem Marmor und die Bogen, wie die an der Facade der Capelle, aus gleichförmig vertheiltem rothem und weißem Marmor. Der Contrast dieser eleganten Fenster und der hohen unten ganz nackten Mauer macht eine außerordentliche Wirkung.

Diese Seite des Schlosses bietet noch ein historisches Interesse anderer Art. Der Speisesaal, dessen die Geschichtschreiber erwähnen, welche das tragische Ende des berühmten Generalissimus der östreichischen Armee im dreißigjährigen Kriege erzählen, dieser Speisesaal ist dasselbe Gemach, dessen Fenster auf dem Bilde gerade vor Augen liegen. Hier hatte das Bankett statt, während welches die Obersten Illo, Terzky, Neumann, Kinsky wehrlos hingeschlachtet wurden, wenige Minuten, ehe die Mörder in das Zimmer Wallensteins drangen. Dies Ereigniß bildet den Stoff einer der schönsten Tragödien Schillers und einer der lebendigsten Schilderungen im vierten Buche seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Mancher unsrer freundlichen Leser, der das Bild mit Interesse betrachtet hat, nimmt vielleicht eines der beiden Bücher in die Hand, um die Geschichte jener Tage, von der Hand des Meisters geschildert, an seinem innern Blicke vorüberziehen zu lassen.

Die Toledobrücke in Madrid.



Diese Brücke in der Nähe der Ringmauern von Madrid führt nach Toledo und Andalusien. Sie stammt aus dem siebenzehnten Jahrhundert und ist nach Plan und Construction gleich großartig, aber ziemlich mittelmäßig in seinen Details. Der Manzanares, dessen Bett hier ziemlich breit ist, hat während eines Theils des Jahres nichts als Sand, der von kleinen Flüssen angeschwemmt wird. Die Brücke selbst macht einen ziemlich glücklichen Effekt inmitten der Landschaft, welche der Blick von der hohen Terrasse vor dem königlichen Schlosse umfaßt, das in der Nähe des Puerta de Toledo liegt.

Ein Schiffbruch im mittelländischen Meere.

Von Julius v. Wickede.

(Fortsetzung.)

Nach ungefähr dritthalb Stunden, die uns Zurückbleibenden peinlich lang erschienen, kam endlich der Hauptmann mit dem Boote zurück, um uns aufzunehmen. Zu unserem Glück, denn das Wasser war jetzt so hoch im Raum gestiegen, daß der Steuermann der Meinung war, wir würden es, trotz aller Mühe, nicht noch eine Stunde vor dem Untergange bewahren. Für den schlimmsten Fall, wenn das große Boot nicht zur rechten Zeit zurückgekommen wäre, hatte derselbe schon das kleine Handboot zurecht ge-

macht, welches uns zur Noth, freilich dann ohne das mindeste Gepäck, aufgenommen hätte.

Wir brachten unsere Habseligkeiten, ferner die Schiffspapiere und Instrumente in das Boot, nahmen zur Vorsorge noch einige Lebensmittel und ein Fäßchen Wein mit, da es zweifelhaft war, ob wir gleich am Lande etwas bekommen konnten, und stießen dann von der Brigantine ab, die uns so viel Unglück gebracht hatte. Kaum eine halbe Stunde darauf war sie gesunken. Die Fahrt an das Land war noch sehr mühsam, ja selbst gefährlich. Das Boot war überladen und ging daher sehr tief und die überschlagenden Wellen spritzten so viel Wasser hinein, daß zwei von uns vollauf mit dem Ausschöpfen desselben zu thun hatten. Dabei hatte die Ermattung unserer Matrosen den höchsten Grad erreicht. Sie konnten kaum noch die Ruder bewegen und nur sehr langsam rückten wir vor. Nicht weit von der Küste lag eine Sandbank im Meere, und die Brandung war hier so heftig, daß wir uns nur mit größter Anstrengung durcharbeiten konnten. Es hätte nicht viel gefehlt, so wären wir umgeschlagen, und nur die Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit des alten genuesischen Steuermanns, der am Steuerruder saß, rettete uns vor diesem Schicksal. Auf der Sandbank selbst, die wohl an hundert Schritte breit sein mochte, war das Wasser so flach, daß unser schwerbeladenes Boot bald auf derselben festsaß. Wir mußten deßhalb aussteigen, bis fast an den Leib im Wasser waten, und das auf diese Weise flott gemachte Boot eine gute Strecke fortschieben. Endlich erreichten wir denn nach ungefähr anderthalb Stunden den Strand, wo der vor uns angekommene Theil der Reisegesellschaft unserer sehnsüchtig harrte. Ein frohes Gefühl aber ergriff mich, als ich den festen Boden wieder unter meinen Füßen fühlte.

Die Küste, so weit man sie überblicken konnte, wies sich als eine Reihe ziemlich hoher, fast bis an den Gipfel mit Waldungen oder dichtem Gestrüpp bewachsener Berge aus. Eine Wohnung, oder sonst nur eine Spur von menschlichen Wesen war nirgends zu erblicken; Alles war öde und leer, so weit das Auge reichte. Es ward jetzt Berathung gepflogen, was ferner von uns zu beginnen sei, und die fast einstimmige Meinung ging dahin, daß wir vorläufig hier auf einem günstigen Platze übernachten sollten. Wir waren Alle, ohne Ausnahme, todtmüde und beinahe unfähig eine längere Wanderung anzutreten. Höchstens Iwannowitsch hätte noch die Kräfte dazu gehabt eine Fußtour zu wagen; überdieß mußte auch die Dunkelheit bald eintreten. Wir rafften also Reisig und sonstiges dürres Gestrüpp zusammen, wie es in Menge vorhanden war, und zündeten ein großes Feuer an, unsere durchnäßten Kleider daran zu trocknen. In dem Kessel, den wir vom Schiffe mitgenommen hatten, wurden dann Maccaroni mit kleingeschnittenem Schinken zusammen gekocht. Trotzdem, daß wir Alle aus demselben Gefäße essen mußten, und zwar die Meisten von uns mit den bloßen Händen oder mit Holzstäben, da es an Löffeln und Gabeln fehlte, mundete dieß Mahl doch köstlicher als das beste Diner, das ich jemals eingenommen. Auch dem Weinfaß wurde von uns Allen stark zugesprochen und der kleine Feldbecher, den der Padre zufällig mit unter seinem Reisegeräth hatte, machte unaufhörlich die Runde, bis unser Durst gelöscht war. Selbst die schöne Smyrnaerin verschmähte es nicht, denselben wiederholt zu leeren, obschon er von den Lippen von acht schmutzigen Matrosen an ihren Mund gelangte. Ein Schiffbruch, wie wir ihn erlebt hatten, ist ein wirksames Mittel gegen jede Art von Prüderie.

Nach dem Essen ward vom Hauptmann angeordnet, daß er, der Steuermann, Iwannowitsch und meine Person abwechselnd mit einer Pistole in der Hand bei unserer geborgenen Habe Wache halten sollten. Alle Uebrigen durften sich dem Schlafe überantworten, nur daß von den Matrosen Einer nach dem Anderen für die Erhaltung des Feuers zu sorgen hatte. Wir wählten einen etwas geschützten Platz in einer kleinen Vertiefung aus, schafften gemeinschaftlich einen Vorrath von Feuerholz herbei und streckten uns dann in einem weiten Kreise um die lodernde Flamme. Bevor dies aber geschah, las der Dominikaner-Prior eine Art von Messe, der alle Italiener auf den Knieen liegend zuhörten. Auch thaten unsere Matrosen das Gelübde, bei ihrer Rückkehr nach Neapel baarfüßig zu einem berühmten Heiligenbilde zu pilgern, dem der Capitän eine mehrpfündige Wachskerze zusicherte. Im Ganzen war jetzt, wo er sich am flachen Lande befand, das Selbstvertrauen des Capitäns ziemlich wieder hergestellt, und er ließ seiner Zunge trotz aller Müdigkeit vielen Spielraum. Eigentlich niedergeschlagen erschien nur der israelitische Kaufmann, dem beträchtliche Waarenvorräthe, die er nur sehr niedrig, ja theilweise gar nicht versichert hatte, mit dem Schiffe gesunken waren. Eine schwere Cassette, deren Inhalt wahrscheinlich von großem Werthe war, trug er ängstlich mit sich herum und schlang, als er sich zum Schlafen legte, seinen Arm mit zärtlicher Besorgniß um den Kasten, den die schöne Tochter überdies mit einigen Kleidungsstücken bedecken mußte. Wir übrigen Passagiere hatten unser geringes Reisegepäck vollständig gerettet.

Die Ruhe am festen Lande nach so vielen Gefahren und Anstrengungen war in der That von unnennbarem Behagen. Wir streckten und reckten uns in den weichen, warmen Sand, der uns zum Lager diente, als wären wir auf Eiderdunen gebettet. Das Wachehalten von zwei Stunden kostete unter solchen Umständen keine geringe Ueberwindung, als mich die Reihe traf. Immer und immer wieder fielen mir die Augenlieder zu, so sehr ich auch dagegen ankämpfte, und ich mußte endlich aufstehen und herumgehen, um nicht von der Mattigkeit übermannt zu werden. Die Nacht war heiter, obgleich gegen den Morgen hin äußerst kühl. Brausend tönte die Brandung von der Sandbank zu uns herüber. Kein anderes Geräusch unterbrach die ringsum herrschende Stille. Von dem Scheine des Wachtfeuers grell beleuchtet lag regungslos der Kreis der Schlafenden. Die schöne Smyrnaerin anmuthig hingestreckt und so züchtig mit dem griechischen Mantel bedeckt, daß nur ihr liebliches Gesichtchen hervorschaute, darneben der in langjährigen Kämpfen versuchte polnische Hauptmann; auf der andern Seite der Vater des Mädchens, dessen langer, weißer Bart wie aus Silber gesponnen glänzte; bei dem Juden das dicke, behagliche Gesicht des Dominikaner-Priors, und weiterhin der rothbärtige, viel zerhackte Kosack, die schmächtige Gestalt des neapolitanischen Capitäns, und dann die Matrosen, die sich, wie sie gingen und standen, ohne alle Vorbereitungen auf den Boden geworfen hatten. Wahrlich, es war ein Bild, wobei mir allerlei Salvator-Rosa'sche Gedanken hätten kommen können — wenn ich nur nicht so grimmig ermüdet gewesen wäre.

Ein lautes Geräusch, welches von vielen Stimmen herzurühren schien, scheuchte mich gegen Morgen, als eben die Sonne aufgehen wollte, von meinem Lager empor. Ein Trupp von einem Dutzend Hirten stand um unser Lager, im heftigsten Wortstreit mit dem Steuerman und dem polnischen Hauptmann begriffen, der mit seinem Kosacken

Digitized by Google

längst auf den Beinen war. Wahrlich, wildere, abenteuerlichere Gestalten, als diese Corsikaner, sah mein Auge in Europa niemals. Ein Wamms von Ziegenfell, die rauhen Haare nach außen gekehrt, und eben solche Gamaschen, bildeten, nebst kurzen Hosen, ihre Hauptbekleidung, während ein langer, brauner Mantel von grobem, zottigem Gewebe lose über ihre Schultern hing. Die braun gebrannten, bartüberwucherten Gesichter hatten einen finsteren Ausdruck, der zu dem rohen und ungestümen Auftreten dieser Leute paßte. Von der Achsel hing einem Jeden ein kurzer Karabiner, der Griff eines dolchartigen Messers blitzte aus dem Gürtel hervor und in den Händen hielten sie große Bergstöcke, oben mit einem Widerhaken, unten mit einer langen Eisenspitze versehen. Ein Rudel langzottiger, weißer Wolfshunde, sich eben so böse und wild wie ihre Herren gebehrdend, umgab die Hirten. Einige derselben hatten von ihren Bergen herab in der Nacht den Schein unseres Feuers wahrgenommen, darauf riefen sie ihre Gefährten zu sich, und jetzt kam die Bande, um uns ein Strandgeld abzupressen, wozu sie nach altem Herkommen berechtigt zu sein behaupteten. Eine heftige Debatte entspann sich, auf der einen Seite von dem Hauptmann, dem Dominikaner, dem Schiffscapitän und dem Steuermann geführt; auf der andern Seite von den Hirten, die einen alten graubärtigen Kerl mit einer wahren Räuberphysiognomie zu ihrem hauptsächlichen Sprecher gewählt hatten. Die Verhandlung bewegte sich aber so schnell und von Seiten der Corsikaner in einem so seltsamen Italienisch, daß ich außer dem häufigen „Maledetto“ und „Corpo del Diabolo“ auch kein Wort davon verstand. Daß jedoch ihr Inhalt nicht allzufreundlicher Natur sein könne, konnte man aus den Geberden der Streitenden deutlich abnehmen, besonders wenn die Hirten bisweilen Anstalt machten, als wollten sie ihre Karabiner in Anschlag setzen, oder wenn sie nach ihren Messern faßten.

„Hätten wir ein paar Musketen hier und wären die Napolitaner nicht gar so feige Kerle, so wollte ich dem Gesindel sein Strandrecht mit Kugeln und Püffen nachweisen, anstatt ihm die geforderte Brandschatzung zu bezahlen,“ bemerkte mir der erzürnte Hauptmann in französischer Sprache. „Jetzt bleibt uns weiter nichts übrig, als mit den sechs Napoleonsd'or, die sie von uns verlangen, herauszurücken.“ Wir vertheilten die Summe unter uns fünf Cajüten-Passagiere und den Capitän. Der jüdische Kaufmann meinte zwar, seine Tochter könne nicht mit eingerechnet werden: sie müsse als Dame frei ausgehen. Aber der Hauptmann wollte von solcher Galanterie in diesem Augenblick nichts hören. Er fragte vielmehr den Alten spöttisch: ob er unsere Plünderer auf die kleine Cassette aufmerksam machen dürfe, die unter dem Mantel der Tochter versteckt sei; vielleicht daß wir um diesen Preis Alle davon kämen. Der Kaufmann erbiaßte und zahlte ohne Weiteres seinen Antheil und den der Tochter an der Steuer.

Nachdem die Kerle ihr Geld empfangen und den Ueberrest unseres Weines ausgetrunken hatten, kletterten sie mit großer Behendigkeit eine ziemlich steile Bergschlucht hinan, und waren in wenigen Augenblicken in dem dicken Gebüsch aus unsern Augen verschwunden. Das war denn freilich kein patriarchalisch gastfreundlicher Empfang, den wir bei unserer Ankunft in Corsika gefunden hatten, und die Scene eben nicht dazu geeignet, uns sehr für die Insel einzunehmen.

Unsere Plünderer mochten seit einer halben Stunde verschwunden sein und wir tranken eben in abwechselnder Reihenfolge aus dem schon erwähnten Feldbecher des Padre den heißen Caffee ohne Milch und Zucker, den wir uns in unserem Kessel gekocht hatten, als der Hauptmann bemerkte, daß sie ihm seinen werthvollen Säbel, der bei seinem Koffer gelegen, mitgenommen hatten. Sein Zorn kannte keine Grenzen. Er schwor, er wolle den Säbel, den der Marschall Poniatowsky seinem Vater geschenkt und der ihn, den Sohn, auf allen seinen Kriegsfahrten begleitet habe, wiedererlangen, und wenn er auch deßhalb ganz Corsika zehnmal zu Fuße durchstreifen müßte. Zunächst ward beschlossen, daß der Hauptmann und ich nebst zwei Matrosen nach einem Dorfe, was nach der Aussage der Hirten sechsthalb Migilen entfernt im Gebirge zu suchen sei, aufbrechen sollten, um dort wo möglich einen Karren zur Fortschaffung unseres Gepäckes aufzutreiben.

Nach einer mühseligen Wanderung auf steilen Bergpfaden und nachdem wir mehrmals nahe daran gewesen waren uns zu verirren, erreichten wir das ziemlich große Dorf. Einen malerischen Anblick bot dasselbe dar und paßte ganz gut zu der rauhen Berggegend in der es lag. Die Häuser, alle aus Stein gebaut, sonst aber sehr verfallen und wüst aussehend, klebten zum Theil wie Vogelnester an dem Felsen. Einige größere Gebäude, die mehr wohlhabenden Besitzern angehörten, hatten einen Anstrich wie kleine Festungen. Hohe Mauern umgaben die Häuser, die Fenster waren vergittert, Schießscharten an mehreren Stellen angebracht, die verschiossenen Thore stark mit Eisen beschlagen. Ich glaubte mich plötzlich in das Mittelalter versetzt und unter Menschen, die jeden Augenblick auf einen Vertheidigungskampf gegen drohende Feinde gefaßt sein mußten. Aus den sehr zerstreut liegenden Häusern, aus denen das Dorf bestand, kamen halbnackte Kinder jeglichen Alters und Geschlechtes mit lärmender Neugierde uns nachgelaufen, ohne jedoch, wie dieß sonst in Italien beständig der Fall, um ein Almosen dabei zu betteln. Erwachsene Personen konnten wir gar nicht erblicken, denn die Feldarbeit hatte dieselben in Anspruch genommen. Ein munterer, kecker Bube zeigte uns jedoch das beste Gebäude des Dorfes, ein großes unter dem Schatten riesiger Kastanienbäume liegendes, gut aussehauendes Haus. Die einzige Bewohnerin desselben schien ein altes Mütterchen zu sein, die uns mit mißtrauischem Befremden musterte, bevor sie uns auf unser Begehren Wein und Oliven brachte. Reinlich und ziemlich ordentlich in dem Geschmack provencalischer Schenkstuben gehalten, war das Wirthszimmer, in das wir geführt wurden, und dasselbe öffnete sich ohne Thüre gegen einen großen Vorplatz hin, der zugleich als Küche diente. Ein recht hübsches Bild des Kaisers Napoleon und mehrere reich am Schaft ausgelegte Karabiner hingen als Schmuck an den geweißten Wänden. Mit Schwierigkeit nur konnten wir der ziemlich tauben Alten begreiflich machen, daß wir den Herrn zu sprechen wünschten. „Der sei auf den Bergen bei der Heuernote beschäftigt,“ erwiederte sie, bequemte sich aber endlich doch dazu, einen sonnverbrannten Buben als Boten auszusenden.

(Schluß folgt.)

Die Flagellanten.

Von Perugia ging im Jahre 1260 eine jener großen religiösen Bewegungen aus, deren die Geschichte des Mittelalters so viele aufzuzählen hat. „Plötzlich,“ sagt ein

Digitized by Google

Chronist, „ergriff alle Welt die Furcht vor dem jüngsten Gerichte: man sah Adel und Volk, Alt und Jung bis zum fünfjährigen Kinde herab, sich vereinigen und beinahe nackt durch die Straßen ziehen. Sie gingen zwei und zwei in Processíon, eine Geißel in der Hand und schlugen sich unter Seufzern und Thränen so unbarmherzig auf den Rücken, daß das Blut in Strömen floß. „Von Perugia verbreitete sich die Bewegung über ganz Italien, und von da nach Deutschland, Böhmen und Polen. Die Flagellanten oder Geißler, denn so nannte man sie, wanderten nicht blos bei Tage, sondern auch zur Nacht mit Fackeln und Kerzen, und, sagt dieser Chronist, man sah oft ihrer Tausende mit Kreuzen und Fahnen unter dem Vorgang eines Geistlichen durch Städte und über die Felder ziehen, von der Schulter bis zur Hüfte nackt, trotz aller Kälte des Winters: nur Kopf und Gesicht war bedeckt, um sich unkenntlich zu machen. Sie geißelten sich zweimal täglich und dreiunddreißig Tage lang, zum Gedächtniß der Zahl der Jahre, welche Christus auf Erden gewellt. Auf ihre Mahnung versöhnten sich die Feinde, Wucherer und Diebe gaben das schlecht erworbene Gut zurück, die Sünder beichteten ihre Verbrechen, man öffnete die Gefängnisse, man lieferte die Gefangenen aus und rief die Verbannten zurück. Natürlich stellten sie auch neue Lehren auf. So behaupteten sie könne niemand von der Sünde absolvirt werden, wenn er nicht einen Monat lang die Buße thue, die sie sich auferlegt und die selbst den Todten, gleichviel ob im Paradies oder in der Hölle, nützlich sei.

Die Fürsten der Länder, durch welche sie zogen, unter andrem Manfred, König von Sizilien, Heinrich, Herzog von Bayern, und die deutschen Bischöffe wurden dieses tumultuosen Treibens überdrüssig und griffen zu Maßregeln, denen es gelang, sie zu zerstreuen.

Neunzig Jahre später wiederholte sich dies Phänomen, nach einer furchtbaren Pest, „dem schwarzen Tod," der in ganz Europa gewüthet. Im Monat Juni 1349 kamen von Schwaben nach Speier zweihundert Menschen unter der Anführung eines Oberen. Sie setzten am frühen Morgen unter dem Zuströmen einer großen Masse Neugieriger über den Rhein, bildeten vor dem Dome einen Kreis und entkleideten sich bis auf ein Hemd, das vom Gürtel zur Sohle ging. Dann zogen sie in Processíon im Kreise umher, warfen sich nieder und breiteten kreuzweis die Arme aus. Die, welche in der letzten Reihe waren,

Flagellantenprozession.

schritten über den Körper der Ersten weg und gaben ihnen einen leichten Schlag; dann erhoben sich diese und geißelten sich mit ihren Peitschen, deren Knöpfe mit vier Eisenspitzen versehen waren. Nach dieser Ceremonie las einer von ihnen dem versammelten Volk einen Brief vor, den, wie er sagte, ein Engel nach Jerusalem gebracht. Dieser verkündete, daß Jeder, der Gottes Zorn besänftigen wolle, seine Heimath verlassen und sich vierunddreißig Tage lang geißeln müsse.

In Speier warben sie noch ungefähr hundert Personen und mehr als zehntausend kamen nach Straßburg. Um in die Brüderschaft aufgenommen zu werden, mußte man unter Anderem Gehorsam gegen die Obern geloben, und um nicht zum Betteln genöthigt zu sein, zehn Denier (2 Kr.) täglich ausgeben können. Die verheiratheten Männer mußten nachweisen, daß sie die Zustimmung ihrer Frauen erhalten.

Die Geißler nahmen Almosen nur für die Brüderschaft an, und diese Almosen waren dazu bestimmt, Fackeln und Fahnen dafür zu kaufen. Sie geißelten sich zweimal des Tages und einmal in der Nacht. An Gewändeen und Mützen trugen sie rothe Kreuze. Im allgemeinen blieben sie nicht mehr, als eine Nacht in einer Gemeinde, mit Ausnahme des Sonntags, der sie zwei Nächte zu bleiben zwang.

Im folgenden Jahrhundert, 1418, erschien nun eine Secte Flagellanten in Sangershausen in der Markgrafschaft Mähren. Die Theilnehmenden nannten sich Kreuzbrüder und behaupteten, sich an die Vorschriften eines Briefes, den ein Engel auf den Altar des heiligen Peter gelegt, zu halten. Dieser Geißlerverein bestand jedoch nur kurze Zeit. Die Inquisition errichtete ihm einen Scheiterhaufen.

Im Jahre 1583 errichtete Heinrich IV. in Paris einen Geißlerverein, dessen Processionen er sich mit dem ganzen Adel anschloß.

Die höhere Bildung setzte jedoch endlich diesem Fanatismus ein Ende. An die Stelle der äußern Buße trat die innere Reinigung des Herzens.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lassen & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Notre Dame in Chalons,
an der Marne.

„Dort liegt Chalons mit ſeinen ſchönen Thurmſpitzen," rief ſonſt der Reiſende, wenn er in der Ferne die langen und feinen Nadeln von Zimmerwerk und Blei, ſechs an der Zahl, ſich 200 Fuß hoch über die Häuſer erheben ſah. Notre Dame de Vaur hatte damals allein vier von dieſen ſechs Spitzen: nun iſt ihr nur noch eine geblieben, die über dem Glockenſtuhl, welche noch heutzutage La Guette heißt: aber man kann aus unſrem Bilde erſehen, daß der große Bau immer noch eine Bedeutung hat, die uns bedauern läßt, daß Zeit und Menſchen ſo ſtark an ihm gerüttelt.

Digitized by Google

Zu dieser herrlichen Kirche legte der Bischoff Alpin, Herr von Bayes, im fünften Jahrhundert in einem Thale bei der Stadt, auf einem ehemals den gallischen Göttern geweihten Boden, den ersten Grundstein. Lange nannte man diese Kirche Sainte Marie oder Notre Dame en Vallée; und eine der Kapellen bewahrte den Namen „Chapelle des Marais“ (Sumpfkapelle). Im Jahre 1157 war die Notre Dame nur ein Holzbau: als jedoch ihr Einsturz drohte, nahm man rasch die Glocken und Fenster heraus und das Gebäude stürzte zusammen. Die Gemüther der Einwohner wurden durch dies Ereigniß tief ergriffen und die Gaben für den Neubau der Notre Dame ließen nicht auf sich warten. Hundert und sechszig Jahre wurden auf die Wiederherstellung der Kirche in Stein verwandt. Das Portal ward jedoch erst 1469 vollendet. Notre Dame de Vaux verdankt einen großen Theil der Mittel, mit welchen man sie erbaute, unterhielt und vergrößerte, den im Sanctuarium aufbewahrten Reliquien des heiligen Nombril, welche von Rom kamen und 1407 zum ersten Male von Bischoff Charles von Poitiers ausgestellt wurden; ihre Aechtheit ward aber 1707 von Bischoff Noailles von Chalons in Zweifel gezogen worauf sie nicht mehr gezeigt worden sind. Die Kirche steht auf dem Uebergang vom schönsten romanischen Style in den gothischen und bietet dem Freunde der Kunstgeschichte den reichsten Stoff zu Studien.

Bäder bei Gesunden.

Die erste Wohlthat, mit der die Welt den jungen Ankömmling empfängt ist ein Bad. Je mehr ein Volk im natürlichen Zustande verharrte, desto beliebter sind Bäder bei ihm. Bei den altägyptischen Priestern, dem Mosaismus, den Mohamedanern, den Hindus war und ist das Baden religiöse Pflicht, nur das sogenannte civilisirte Europa vernachlässigt es, und wohl nicht zu seinem Vortheil. Im Mittelalter hatte jede kleine Stadt ein öffentliches Bad, in welchem die Zunft der Bader ihr Gewerbe trieb und durch Scheeren und Zwagen (zwacken?) welches dem im Orient noch heute üblichen Massiren gleich war, für die Reinlichkeit des Körpers sorgte. Homer schon läßt die wegemüden Helden mit lauem Bad erfrischend empfangen, und Abraham bietet den heimsuchenden Engeln Wasser zum Fußwaschen.

Wir unterscheiden einfache und heilkräftige, natürliche und künstliche Bäder.

Das einfache Bad wird meistens lau, d. h. von 27 — 30° R. genommen, eine Temperatur, die mit unserer Blutwärme etwa übereinkömmt. Es wirkt deßhalb nicht auf Athem und Blutbewegung, sondern mildert dieß, wenn sie aufgeregt sein sollten, erschlafft und hebt den Krampf, der nach Hitze und Anstrengungen die Haut und Muskeln schmerzhaft spannt, führt eine Menge Wasser in den Körper, wodurch Schweiß und Urin befördert werden, außerdem, daß der ganze Körper gleichmäßig von Staub und Schweiß gereinigt wird.

Heiße Bäder von 32 — 40° R. überschreiten die Blutwärme, erregen vermehrten Pulsschlag, lebhafteres Athmen, Röthe und Aufquellen der Haut, heftigen Schweiß und bei längerer Dauer, und relativ hoher Temperatur, Beängstigung, Schwindel, Ohnmacht, Schlagfluß. Nach dem Bade bleibt Schlaffheit, profuser Schweiß ꝛc. zurück. Die Aufnahme des Wassers ist um vieles geringer, als beim lauen Bad, weßhalb der Körper an Gewicht dadurch verliert.

Kalt, oder kühl vielmehr sind Fluß- und Seebäder. Sie sind durch Zusammenziehen und Stärken der Haut, durch die vom Wellenschlag und Strom vermehrte Wasseraufnahme, durch Gestatten freier, kräftiger Bewegung viel wirksamer und eingreifender, als man gewöhnlich glaubt, wenn die Salze des Seewassers es noch medicamentos machen.

Dampfbäder wirken eigenthümlich, da sie milder sind, wie trockne Hitze und ohne eigentlich naß zu sein, doch erschlaffen. Auch ist es zu beachten, daß sie zugleich ins Innere der Lungen dringen. In Rußland sind sie heimisch und als Heilmittel und Luxusartikel, obgleich spärlich benutzt, zu uns gekommen. Der Badende tritt entkleidet mit einem Badwärter in ein kleines, mit Brettern getäfeltes Cabinett, in welches das Rohr eines Dampfkessels mündet. Es wird zuerst nur wenig siedender Dampf eingelassen, um daran zu gewöhnen, nach und nach aber mehr, je nachdem es der Badende wünscht und ertragen mag. Fällt ihm die Temperatur auf der unten angebrachten Bank nicht mehr lästig, so lagert er sich auf der höchsten dritten, während der Leib mit belaubten Birkenzweigen gelind gepeitscht, mit Seife gerieben und mit lauwarmen oder kaltem Schauer abgespült wird. Aus der Dampfstube tretend wird der Körper trocken gerieben, in Leinwandtücher gehüllt und bei 20° Wärme, die einem behäuftig sehr kühl däuchten, auf einem Sopha, bei einer Tasse Kaffee und einer Cigarre ergiebig geschwitzt, und nach einer Stunde Toilette gemacht.

So ists in unsern Dampfbädern, die freilich etwas von dem ächt russischen sich unterscheiden, wo auf glühende Steine heißes Wasser geschüttet, die Birkenzweige dürr und blattlos angewendet werden und ein Sturz in den eisigen Strom, ohne allen Nachtheil statt des Schauerbades dient.

Die orientalischen Bäder haben mit den beschriebenen viel Aehnliches. Um sie zu charakterisiren heben wir aus dem zweiten Theile der Memoires de Don Juan van Halen die Stelle über „die öffentlichen Bäder in Tiflis“ aus.

„Am westlichen Ende der Stadt sprudeln die Quellen der warmen Bäder, deren Wasser bei vielen Uebeln von wunderbarer Wirkung sein sollen. Ihre Temperatur wechselt von 12 — 50° R.; sie sind völlig klar, doch haben die zwischen 30 und 40° einen starken Schwefelgeruch.

Die Bäder befinden sich in Grotten, die in den Fels gehauen sind, und stehen dem Publikum Tag und Nacht offen. Die Eingänge sind durch Laternen, das Innere durch trübe Lampen erleuchtet. Der Fremde, der sie zum ersten Mal betritt, glaubt er solle hier in die unterirdischen Mysterien der Alten eingeweiht werden. Bei seinem Eintritt empfängt ihn die düstre Gestalt eines Tartaren und liefert ihn schweigend ins Auskleidezimmer, wo ihn ein Anderer, völlig nackt, mit kahl rasirtem Schädel und mächtigem Schnurrbart übernimmt. Er führt ihn in eine Grotte, in welcher der Dampf der heißesten Quellen sich sammelt, und läßt ihn hier zuerst eine Zeitlang so zu sagen aufquellen und sich an den Schwefelgeruch gewöhnen. Nun wird der Badende in die dritte Grotte gebracht, wo er unter den Bädern verschiedener Temperatur die Wahl hat. Kaum hat er zehn Minuten im Gewählten verweilt, so winkt ihm der Tartar, es zu verlassen, leitet ihn zu einer hölzernen Bank und streckt ihn auf den Rücken liegend aus, wendet ihn wiederholt um, indem er alle Glieder knetet und preßt, alle Gelenke dehnt und krachen macht, welches einen ganz eigenen Eindruck erzeugt. Nun wird der Badende in sein Bassin zurückgeführt, um es nach einer

Digitized by Google

Viertelstunde abermals zu verlassen, und sich auf die Bank zu legen. Die tartarische Badnymphe zieht jetzt raubärene Handschuhe an, und reibt mit ihnen den ganzen Körper mit wohlriechender Seife ein: so daß ich mir wie eine Schaumzikade vorkam. Endlich ward ich mit mehreren Eimern Wasser, die mir der Tartar in ergiebiger Fülle über den Kopf goß, abgespült, nochmals im Bade abgerieben, abgetrocknet, in erwärmte Leinwand gewickelt, und in die erste Grotte zurückgeführt, wo man sich ankleidet.

Jeder der ein solches Bad genommen bestätigt es, daß den ganzen Körper ein unnennbares Behagen, ein eigenes Kraftgefühl danach durchströmt, welches die ganze, etwas derbe Behandlung leicht vergessen macht.

Samstags sind die Bäder den Frauen der besseren Stände vorbehalten. Vor dem Bade werden die Haare mit einer Pomade eingerieben, die, durch den Schwefel wahrscheinlich, ihnen nach demselben eine glänzende Schwärze giebt. Die Damen sitzen dann in den Eingangsgrotten auf reichen Teppichen, umgeben von ihren Sclavinnen und schminken sich, Junge, wie Alte, das Gesicht weiß und roth, die Nägel aber ziegelb. Da es für eine besondre Schönheit gilt, wenn die Augenbraunen über der Nase zusammenlaufen: so werden alle Mittel der Malerkunst aufgeboten, um hier der Natur zu Hülfe zu kommen.

Früher blieb eine Frau von Stande den ganzen Tag im Bade; jetzt nur etwa fünf Stunden. Nach demselben wird geschlummert, und beim Erwachen sind reizende Erfrischungen und Confecte bereit. Abends versammeln sich dann die Familien auf der Terrasse des Hauses; in die Töne der Harfe und Balaleika mischt sich der Klang der Cymbeln und Castagnetten und der Nationaltanz beginnt, dessen üppig „graziöse Bewegungen viel Aehnliches mit den andalusischen Tänzen haben. Nur selten mischen sich die Männer handelnd ein: sie sehen in träger behaglicher Ruhe, ihre Tschibuck rauchend, zu."

Wie diese geschilderten Bäder sind ziemlich Alle, so weit der Mohamedismus reicht, und es ist sehr zu bewundern, daß dieses Kneten oder Massiren der Muskeln, welches eine so wohlthuende Empfindung erzeugt und so äußerst wirksam gegen Steifigkeit der Glieder und arthritische Beschwerden sich erweist, nicht auch in unsern Bädern eingeführt ist.

Unsere Bäder haben sämmtlich eine doppelte Aufgabe als Cur- und Vergnügungsorte zu lösen. Bedingung des Ersteren ist eine Mineralquelle, deren größerer oder geringerer Gehalt und Heilkraft erst dann meistens anerkannt wird, wenn allen Forderungen des launigsten Comforts genügt ist. Oft kömmt ein gering heilkräftiges Bad, wie ein unpassender Kleiderschnitt, plötzlich en vogue und Alles eilt dorthin, weil — Alles dorthin geht; und ebenso nichtsbedeutend sind auch die Gründe des Verödens und Verfalls. Deßhalb ist es auch erklärlich, wie man oft die verschiedensten Krankheitsformen in Einem Bade antrifft; nicht der Arzt, die Mode entscheidet bei der Wahl.

Wir klassifiziren die medicamentosen Bäder in 1. Thermen, oder warme Quellen, 2. Säuerlinge, 3. Schwefelquellen, 4. Eisenwasser, 5. salinische Wasser und 6. süße Wasser, denen Heilkräfte zugeschrieben werden.

Thermen, oder warme Quellen sind von sehr verschiedener Temperatur vom Lauen, bis zur Siedhitze; oft sind sie mit Metallen, Erden, Salzen geschwängert, oft geben sie nur völlig reines Wasser, welches dennoch eine mächtige, überraschende Wirkung auf den kranken Körper äußert. Sie entspringen alle in großer Tiefe und im Urgestein, wenn auch andere Schichten darüber lagern, und werden wahrscheinlich vom Centralfeuer der Erde gewärmt, welchem sie wohl ihre Heilkraft danken. Einige der wichtigern sind: Carlsbad in Böhmen, Wildbad in Württemberg, Baden-Baden, Aachen, die Aquae sextiae der Römer, Hotwelt in Nordamerika ꝛc. Als Säuerlinge nennen wir: Pyrmont, Eger, Cannstadt; unter den Schwefelwassern: Stachelberg, Boll; von den Eisenquellen: Teinach, Dryburg, Alexisbad; salinisch sind Pillna, Selbschütz, Selters.

In Gegenden, denen die Natur Mineralquellen versagte, sind häufig künstliche Heilbäder angelegt, mit denen man es zwar, bei dem jetzigen Stand der Chemie, weit gebracht hat, die indeß nur der Natur sich annähern können.

Durch Sturz- und Douchebäder wird der Wasserstrom mittels einer Spritzvorrichtung oder hoch herabfallend auf das kranke Glied, oder die leidende Stelle geleitet, wodurch die Wirkung begreiflich unendlich verstärkt wird. Regen- oder Schauerbäder fallen durch eine Vorrichtung, die dem Kopf einer Gartengießkanne gleicht, auf den Badenden herab.

Die Römer errichteten ungeheure Badeinrichtungen, deren Ruinen wir noch bewundernd anstaunen und Baden war diesem Heldenvolke ein Bedürfniß, indeß bei uns sogar die wohlhabende Mittelklasse, nach dem letzten Bad der Hebamme keines mehr nimmt, bis ans seelige Ende, ausgenommen, wenn Krankheit den Arzt zu derartiger Verordnung bestimmt, oder wenn ein Platzregen ein unwillkommenes bereitet! —

Blätter aus dem Buche der Weisheit.

Die Freude ist besser, als das Vergnügen, weil sie ein Vergnügen ist, das wir mit andern theilen.

Man ist selten unglücklich, wenn man nicht über sein Unglück nachdenkt.

Gott hat der Zeit die Gabe verliehen, Unglückliche zu trösten.

Armuth zerstört die Leidenschaften, der Reichthum nährt sie. Die Armen haben nicht viel mehr, als Bedürfnisse.

Mißtrauen ist ein Erbtheil der Blinden, der geistig, wie der leiblich Blinden.

Es ist besser, das geringste Ding von der Welt zu thun, als eine halbe Stunde für gering halten.

Man wird nie betrogen, man betrügt sich selbst.

Wir lernen die Menschen nicht kennen, wenn sie zu uns kommen, wir müssen zu ihnen gehen, um zu erfahren, wie es steht.

Die Freigebigkeit erwirbt einem Jeden Gunst, vorzüglich wenn sie von Demuth geleitet wird.

Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren.

Uns selbst zu achten, leitet unsere Sittlichkeit; Andere zu schätzen, regiert unser Betragen.

Digitized by Google

Trachten in Chili.

Der Poncho ist die Hauptkleidung in Chili. Männer und Frauen aller Classen tragen ihn so, wie die beiden Bewohner von Chili, welche unser Bild darstellt. Das Wort bezeichnet im Spanischen träge. Der Ponchos ist ein viereckiges Stück Tuch von drei Ellen Länge und zwei Ellen Breite, in der Mitte mit einem Loche versehen, durch das man den Kopf steckt. Er ist ganz aus einem Stück und hat weder Aermel, noch Knöpfe. Er hat die Bestimmung, die Schultern und den obern Theil des Körpers zu bedecken und dient während des Tages als Mantel, bei Nacht als Decke. Die Ponchos der Araucanos sind die geschätztesten. Frauen machen sie und die Wolle des Guanaco liefert den Stoff. Die Verfertigung eines luxuriösen Poncho nimmt eine Frau mehr als zwei Jahre in Anspruch und kostet ungefähr 100 Dollar. Er ist gewöhnlich türkisch blau, die Lieblingsfarbe der Chilienser, die sie aus verschiedenen Pflanzenstoffen bereiten.

Einer der Chilienser auf unserm Bilde scheint einen Laço in seiner linken Hand zu halten. Auf seinem Kopf trägt er, wie sein Begleiter, ein nachlässig gefaltetes Taschentuch und einen Hut, der halb wie der spanische Sombrero, halb wie der Zuckerrorhut der Araucanos aussieht. Die übrigen Theile der Tracht bieten dieselbe Mischung: eine kurze Hose oder vielmehr Calzoneras von weißer Leinwand, hohe Gamaschen von Sarsche, Sandalen von Leder, sogenannte Ajoten und am rechten Fuß einen Sporn von unmäßiger Größe. Der Bewohner von Chile, welcher in seiner Rechten einen großen Bambusstock trägt, ist ohne Zweifel ein Hirte.

Abkömmlinge der alten spanischen Hirten hüten sie unzählige Heerden in den wüsten Ebenen Chilis, Tucumans und Paraguays. Sie schlafen auf Lederhaut, nähren sich nur von halb gebratenem Kuhfleisch und trinken aus einem Pferdeschädel oder aus einem Stierhorn. Sie dienen den Fremden, welche die Anden besuchen wollen, als Wegweiser. Es gibt nichts seltsameres, als sie auf Schlitten an diesen Bergen herabfahren zu sehen. Auf einer Ochsenhaut sitzend, deren unteres Ende sie fest fassen, gleiten sie wie ein Pfeil an den Schneeabhängen der Cordilleras herab und haben nichts, womit sie steuern und anhalten können, als ihr langes Bambusrohr.

Marktscene in Valparaiso (Chili).

Die Scene, welche unser Bild darstellt, ist ein Markt in Valparaiso. Zwei von den sitzenden Frauen verkaufen Schuhe, die dritte lauscht dem Gespräch zweier Chilienserinnen, während Weinflaschen vor ihr stehen, deren lange Hälse die Hand des Trinkers zu suchen schienen.

Die Weine von Chili sind im Allgemeinen gezuckert und lassen eine gewisse Trockenheit im Halse zurück. Der beste ist der aus den Weinbergen am Flusse Itale. Man exportirt eine große Masse desselben nach Peru. Chili producirt außerdem noch einen trefflichen und gesuchten Muskatwein.

Die beiden Frauen im Hintergrund nähern sich in Tracht schon mehr der unsrigen, wie überhaut die europäischen Moden sich im westlichen Amerika immer mehr Bahn brechen. Doch wird der Poncho noch lange die characteristische Tracht des Volkes bleiben.

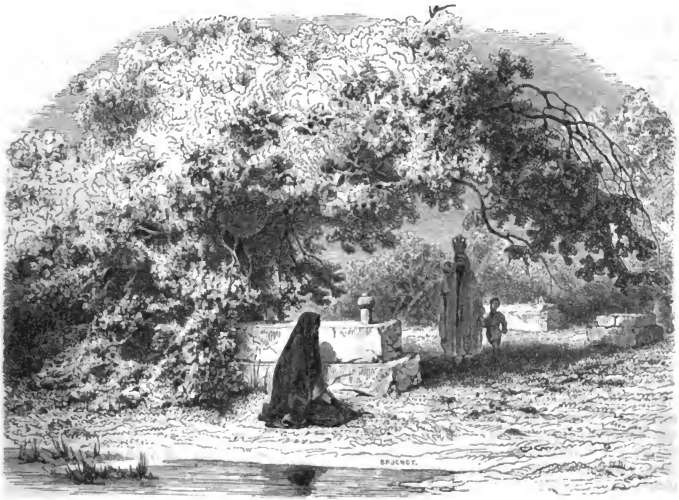
Gebet einer arabischen Frau.

Die Araber sprechen an den Gräbern Gebete, welche durch die Tradition geheiligt sind: aber sie sprechen auch ihre

Digitized by Google

Wünsche für das Wohl der Gestorbenen in Improvisationen aus, deren Character nach Gefühl und Phantasie des Einzelnen verschieden ist. Selten zeigen sie ihren Schmerz; sie scheinen ihn im Gegentheil auf jede Weise zurückzuhalten zu suchen: das Gefühl, das in all' diesen Ergießungen des Herzens vorherrscht, ist ein unbedingtes Vertrauen auf den göttlichen Willen. Hier einige Stellen aus dem Gebet, das man eine junge Frau am Grabe ihres Gatten sprechen hörte.

„O, allmächtiger Gott, der Du die Erde, die Berge und die sieben Himmel geschaffen, die sie decken; ewiger Gott, der Du am Firmamente den Stern des Tages und die Leuchte der Nacht angezündet; der Du zwischen die beiden Meere des süßen und des salzigen Wassers unübersteigliche Mauern gebaut; Gott des Erbarmens, der Du den Menschen mit dem Wasser geschaffen und ihn zu nähren, den Regen aus den Wolken strömen, das Gras grünen, das Korn keimen, die Traube und den Palmbaum gedeihen, die Feige, Olive und den Granatbaum wachsen lässest, erbarme Dich meines Schmerzes und mache mich nicht zur Gotteslästerin. Lob sei Dir, einiger und unendlicher Gott! Du hast dem, den ich beweine, den Weg erleichtert, der zum Leben führt, Du hattest ihm eine angenehme Gestalt gegeben, einen edeln Wuchs, einen schlanken Körper, einen klaren Geist, und eine flüssige Rede. Du hattest ihm Ohr und Auge gegeben und obgleich er unter den Verdorbenen lebte, fand ihn die göttliche Lehre weder blind noch ungläubig. Er hat die Worte des Propheten und die Dogmen des Koran in seinem Herzen bewahrt. Ein gläubiger Muselmann, hat er einfach und ohne Prunk im Schooße seiner Familie gelebt und das Gesetz des Herrn nicht überschritten, das Mord und Treulosigkeit verbietet; ein tugendhafter



Gebet einer arabischen Frau am Grabe ihres Mannes.

Gläubiger hat er die Auferstehung nicht geläugnet und die Blicke von einem künftigen Leben nicht abgewandt; ein Diener des Barmherzigen folgte er den Einflüsterungen des Geistes und widerstand den Verführungen Eblis'. Morgens, Mittags und Abends sprach er demüthig auf den Knieen die heiligsten Verse. Er wünschte sich Kinder, denen er die Furcht des Herrn einflößen könnte; er hat seine Nächsten unterstützt, für die Waisen gesorgt, Almosen an die Reisenden und Armen ausgetheilt; er versagte sich Vergnügungen, die während der heiligen Monate verboten sind; er beobachtete das Fasten während der Zeit des Ramajan; er besuchte die heiligen Orte; er verdient den Lohn für seine Beharrlichkeit und die Erfüllung der Versprechungen des Ewigen."

„O Gott, Du hast den Gerechten vom Leben zum Tode geführt; Friede sei mit ihm. Mache sein Grab, in das Du ihn steigen ließest, so süß, daß er am Tage der Auferstehung nur einen Tag darin gewohnt zu haben glaube. O Allah, gib dieser Seele das ewige, köstliche und unendliche Leben: versetze den Gerechten, den ich beweine, in den siebenten Himmel, neben Jonas und Elisa. Sein Haupt umstrahle ein lichter Glanz. Freude und Schönheit beleuchten sein Antlitz; in Gold und Seide gekleidet, sollen ihm himmlische Wesen dienen, deren Weiße der Weiße der Perlen gleiche; er gehe und ruhe in Eden unter den frischen und duftigen Schatten; er trinke aus kristallenem Becher wohlriechenden Muskat, gemischt mit dem Wasser des Tuba, dessen köstliche Quelle am Throne des Ewigen entspringt. Der Gerechte schöpfe ewig aus dieser Quelle des Glückes und mein Herz bewahre das Andenken an seine Tugenden, o Herr der Menschen, König der Menschen, Gott der Menschen!"

Digitized by Google

Ein Schiffbruch im mittelländischen Meere.

Von Julius v. Wickede.

(Schluß.)

Nach einer Stunde etwa kam der Wirth. Er war ein kleiner, fester Mann mit schon etwas grauem Haar, von unverkennbar militärischer Haltung. Braune, enge Hosen, kurze Lederkamaschen und eine weite Jacke von Manchesterstammet über das Hemd geworfen, machten seinen Anzug aus. Wie bei allen Corsikanern, wenn sie auf das Feld gehen, hing ihm ein kurzer Karabiner von der Schulter, während in der rothen Wollenschärpe, die er um den Leib trug, ein langes dolchartiges Messer mit rother Maroquinscheide stak.

Auf ungezwungene, dabei sehr anständige Weise frug dieser Wirth, dessen kühnes Gesicht überhaupt den Charakter einer großen Gutmüthigkeit trug, in geläufigem Französisch nach unserem Verlangen.

„Sie waren Soldat, mein Braver," redete ihn der Hauptmann an, der auch hier als unser Führer auftrat, „man sieht dies sogleich Ihrem Wesen an."

Sichtlich erfreut antwortete der Wirth, indem er sich straffer aufrichtete: „Ja, mein Herr, an die zwölf Jahre diente ich als Sergeant in einem leichten Infanterie-Regiment und machte den letzten Feldzug unter dem großen Kaiser mit."

„Das paßt sich prächtig, da sind wir Kameraden," entgegnete der Hauptmann und präsentirte sich ihm als einen alten polnischen Soldaten, dessen Vater ebenfalls der Fahne Napoleons folgte.

Der Wirth erklärte freudig überrascht, er werde Alles, was in seinen Kräften stehe, anwenden, um einem polnischen Soldaten zu dienen, den er als einen Kameraden des französischen Heeres betrachte, worauf ihm der Hauptmann unseren Unfall erzählte und um ein Fuhrwerk bat, um unsere Sachen vom Strande wegzubringen.

Der Corse versetzte, das ganze Dorf sei auf der Heuerndte, doch wolle er selbst mit uns gehen, die Sachen und die übrigen Passagiere abzuholen. Hinsichtlich des uns abgepreßten Geldes zuckte er die Achseln und meinte, daß wir schwerlich etwas davon wieder erhalten würden. In die äußerste Entrüstung gerieth er jedoch, als ihn der Hauptmann von dem Diebstahle des Säbels unterichtete. Er versprach, denselben ganz sicher innerhalb acht Tagen herbeizuschaffen, bat aber den Hauptmann keine Anzeige deshalb beim Gericht in Ajaccio zu machen, denn dann sei die Auffindung viel schwieriger zu bewerkstelligen.

„Unsere Bergbewohner hier," bemerkte der Wirth, „haben einen solcher Widerwillen gegen jede Einmischung einer Behörde, daß mir kein Einziger von ihnen behülflich sein würde, den Säbel zu entdecken. Ohne Anzeige aber will ich denselben wohl zurückerhalten."

Wir gingen dann mit unserem Wirth nach einer Wiese, um ihm beim Einfangen der Pferde behülflich zu sein. Ungefähr ein Dutzend kleiner rauhaariger, aber stämmiger Pony's weideten dort an der Seite von mehreren kleinen gelbbraunen Kühen und sehr vielen Ziegen. Ein älterer schwarzer Hengst, ein zwar kleines aber sehr gedrungenes, tüchtiges Thier, das Leibroß unseres Wirthes, kam auf dessen Ruf sogleich herangetrabt und ließ sich greifen und aufzäumen. Nicht so gutmüthig wollten die übrigen Rosse heran und wir mußten wohl eine halbe Stunde herumjagen, bis es uns glückte, noch zwei dieser wilden Thiere zu bekommen. Eins derselben wurde mit sehr dürftigem Geschirr, welches ganz aus Riemen von ungegerbtem Ziegenfell bestand, in einen hölzernen, zweirädrigen Bergkarren gespannt, dem Anderen aber eine Art von Packkissen, die als Sattel dienen mußten, aufgelegt.

Der Wirth setzte sich auf den Karren, ich bestieg einen Klepper, der Hauptmann den anderen und so eilten wir trotz des abschüssigen Bergweges in gutem Trabe dem Strande zu. Diese kleinen korsikanischen Bergpferde können wie die besten Saumthiere klettern und haben dabei einen ungemein sicheren und ausdauernden Gang.

Unsere Gesellschaft am Ufer hatte schon große Sorge wegen unseres langen Ausbleibens gehabt. Besonders der dicke Padre zeigte sich sehr zufrieden, daß er wieder in sicheren Schutz kam, und auch der Kaufmann aus Smyrna schien in bedeutender Angst wegen seiner Schatulle geschwebt zu haben.

Unsere Sachen wurden demnach auf den Karren und auf eins der mitgenommenen Packpferde geladen und das Boot ins dichte Gebüsch versteckt, wo es später hervorgeholt werden sollte. Das Pferd des Hauptmanns erhielt die schöne Smyrnaerin zu tragen, die auf ebenso gewandte wie artige Weise auf demselben zu reiten verstand, ich gab das meinige dem Prior, der zu ermüdet war, den steilen Weg zu Fuß zu machen, und so zogen wir langsam und mit häufigen Ruhepausen zu unserer Locanda empor, wo wir am Mittag eintrafen.

Die älteste Tochter des Wirthes, ein schlankes, junges Mädchen, mit antik-schönen, aber etwas strengen Zügen, war unterdeß von der Heuerndte herbeigerufen worden und hatte uns ein reichliches Mahl bereitet. Wir schmausten mit königlicher Lust! Der Mönch schien geradezu unersättlich zu sein. Er verzehrte allein ein ganzes Huhn und begleitete dasselbe mit riesigen Portionen von Blumenkohl. Auch dem zwar herben, sonst aber nicht übeln corsischen Wein sprachen wir alle herzlich zu.

Wie freudig wir aber unsere zwar harten, aber sonst reinlichen Betten bald aufsuchten und wie prächtig wir nach allen unserer Strapazen schliefen, wird man sich leicht denken können.

Der Eisenkopf.

Erzählung von Ludwig Rellstab.

(Fortsetzung.)

Da nahten sich Schritte der Thür seines Gefängnisses, der Riegel klirrte; hastig warf Karl die Stricke und Strohseile fort, in die dunkelste Ecke. Er zitterte, daß sein Plan entdeckt werden könnte. Die Thür wurde geöffnet; der Abschieds-Goldblick der Sonne von außen fiel gerade auf den Eingang. Anna trat hinein, wie ein Heiligenbild plötzlich vom Purpur-Sonnenglanz umflossen. „Karl" rief sie leise mit ihrer sanften Stimme, und sandte die feuchten Blicke suchend durch den dunkeln Raum, „Lieber Karl!" Dieser Laut, in diesem Augenblick, drang mit einer Gewalt in die Seele des Knaben, die nichts zu schildern vermag. Das hatte er noch gar nicht bedacht, daß er seine Mutter verlassen, auf ewig verlassen müsse, wenn er flüchtete! „Mutter!" rief er, und seine Stimme brach in ein lautes Weinen zusammen, und er flog der Eintretenden entgegen, an den Hals, seine Küsse brannten auf den mütterlichen Lippen. — Sie weinten beide, lange, stumm! — Anna

Digitized by Google

ahnte natürlich nichts von Karls Vorsätzen, die jedem ruhig Ueberlegenden auch als die verwegenste Raserei erschienen sein würden. Sie erklärte sich, und was war natürlicher, seine heftige Erregung nur aus seinem Kummer.

Sie streichelte das lockige Haupt, das er an ihrer Brust verbarg, und drückte es sanft an sich; ihre Thränen netzten seine Stirn. Endlich begann sie: „Lieber Karl, wie konntest du mir so weh thun! Wie konntest du mir dein Versprechen brechen!“ Karl schluchzte. „Ach Mutter, ich wollte ja nichts Böses!“ rief er aus, und erzählte dann, vielfach durch seine heftige innere Bewegung unterbrochen, was geschehen war. Es war für Anna der süßeste Balsam, daß sie den Knaben so wenig schuldig wußte, doch zugleich der bitterste Schmerz, daß sie ihn als so schwer schuldig leiden sah: — „Weine nicht länger, lieber Karl,“ tröstete sie ihn: „ich will den Vater bitten, dir deine Strafe zu erlassen!“ Allein er weinte nur um so stärker. „Versprich mir nur, fuhr die Mutter fort, „daß du gewiß nicht wieder gegen den Willen des Vaters handelst; ihm überhaupt immer gehorsam sein willst, wie ein guter Sohn muß!“ — Karl konnte nur durch Thränen antworten. Die Mutter deutete sie unrichtig. „Nun muß ich dir Lebewohl sagen,“ sprach sie nach wenigen Augenblicken, „aber vielleicht komme ich bald zurück, und führe dich aus deinem Gefängniß. Dann gieb aber auch dem Vater eine recht freundliche Hand, und zeige ihm ein recht freundliches Gesicht! Versprichst du mir's?“

Darauf vermochte Karl nicht zu antworten. Er schluchzte nur heftiger, und rief endlich: „Mutter, Mutter, lebe wohl, lebe wohl!“ „Ich denke gewiß, ich komme bald wieder,“ beschwichtigte sie ihn, da sie seine Aufregung nur für die Folge der Strafe hielt. Mit diesen Worten wollte sie fort; doch der Knabe fiel ihr noch einmal um den Hals, drückte sein heißes, thränenbenetztes Gesicht an das ihrige, und rief immer wieder mit ersticktem Laut: „Lebewohl, lebe wohl!“

Endlich schloß sich die Thür seines Gefängnisses wieder. Die Sonne war untergegangen. Jetzt mußte es bald dunkel werden. Es wurde Zeit, ans Werk zu gehen. Karl war einmal so durchglüht von dem Gedanken der Flucht, daß selbst der Schmerz der Trennung von der Mutter und der Gedanke an ihren Schmerz, nichts wider jenen, ihn ganz erfüllenden Drang vermochte. Es dünkte ihm unmöglich, länger unter der Strenge des Vaters zu bleiben. Ich werde in die Welt gehn, groß, stark, berühmt, reich werden, und eines Tages zurückkehren zum freudigen Staunen meiner beiden Eltern! Das waren die Träume, in die er sich wiegte, für deren Erfüllung er das Kühnste wagen wollte. Er nahm die Brechstange wieder vor. Mit unablässiger Anstrengung brach er von den drei Stangen, welche die Oeffnung schlossen, zwei weg; dadurch wurde sie zum durchkriechen groß genug. Die dritte mußte er stehen lassen, um das Seil sicher zu befestigen. Die Bahn war nun offen! —

Aber welch' eine Bahn! Karl hatte sich durch die Oeffnung gedrängt, war bis auf den äußersten Rand vorgekrochen, und schaute hinaus. Lothrecht steil, nur durch einzelne rauhe Zacken unterbrochen, senkte sich die Felswand eine Thurmtiefe hinab. Wildes Gestrüpp drang aus den Spalten des zerklüfteten Gesteins; auch hatte hie und da eine junge Fichte, aus einem durch den Wind zerstreuten Samenkorn entsprossen, die Wurzeln um den Fels geklammert, und neigte den schlanken Stamm über den Abgrund. Unten rauschte der Wald; in dem Abenddunkel war nur die schwarze, wogende Masse zu erkennen; Einzelgipfel unterschied das Auge nicht. Der rauhe Herbstwind sauste um den Fels, und pfiff durch die Zerklüftungen, sonst war Alles still; nur einige Raben flatterten hoch im grauen Gewölk, und mischten ihr heiseres Krächzen mit dem Sausen des Waldes und Windes.

So kühn der Knabe, so gewohnt er des Blickes in die schauerliche Tiefe war, — jetzt erzitterte ihm doch das Herz! Allein die Hoffnungen, die ihm hinter dem Wagniß glänzten, lockten ihn mächtiger, als die davor gelagerten Gefahren ihn schreckten. Er prüfte mehrmals das fest um die Eisenstange geschlungene Flechtseil, und ließ es dann aus der Oeffnung hinab. Wird es den Boden erreichen? Es war ja über siebenmal so lang, als der Felsenkeller, der sich unter das ganze Haus hinstreckte! Die knabenhafte Berechnung sah darin eine unermeßliche Länge. So faßte er es denn mit den beiden kleinen Händen, schlang es um einen Fuß, und schwang sich zur Oeffnung hinaus. „Lebe wohl, meine liebe Mutter!“ sprach er jetzt noch einmal mit bebender Lippe, und sein treues, trotziges Herz schickte ein heißes Gebet für sie und die kleine Schwester gen Himmel.

Geübt und geschickt wie er war, glitt er leicht und doch vorsichtig an dem Seil hinab, das ihn sicher trug. — Aber, — er sah nur die unbestimmte dunkle Tiefe unter sich, nicht den Boden. Er glitt und glitt, haspelte sich mit den kleinen Händen immer weiter abwärts; es schien ihm, als sei er schon unermeßlich tief, und doch wollte sein Fuß die Erde noch nicht erreichen. Mehrmals streifte er dicht an den Felszacken hin, die rauh hervorragten; er mußte sehr vorsichtig sein, um sich nicht hart zu streifen. Jetzt verlor der Fels den senkrechten Fall, so daß das Seil sich angelegt hatte, und er nicht weiter gleiten konnte, ohne immer an dem rauhen Gestein hinzustreifen. Fast wäre er in den stachlichen Zweigen einer jungen Fichte hängen geblieben, zwischen denen das Seil hinabhing; er mußte sich mit dem Fuß von der Felsmauer abstreifen, um ungehindert weiter hinabgleiten zu können. Da fühlte er mit Entsetzen, daß das Seil zwischen seinen Füßen aufhöre; er hatte das Ende erreicht, und schwebte noch weit über der unabsehbaren dunkeln Tiefe! Entsetzt klammerte er sich, die Füße aufwärts ziehend, wieder fester, und kletterte ein wenig empor. Der Sturm erhob sich, und trieb ihn schwankend hin und her; an diesem furchtbaren Pendel hing er in der Nacht über einem Abgrund, dessen Tiefe sein Auge nicht zu ermessen vermochte.

Fünftes Kapitel.

Hat er ein liebevolles Herz?

„Diese Nacht bleibt er im Keller,“ erwiderte Eberhard der für Karls Freilassung bittenden Anna mit Strenge. „Soll ich zum Gespött des Jungen werden? Was ich Morgen thun werde, weiß ich noch nicht. Aber den Eisenkopf beuge ich, oder er muß brechen!“ —

„Er hat es so gut gemeint,“ sprach Anna, noch einen Versuch wagend, schüchtern, aber mit innigstem Ausdruck. „Gut gemeint!“ rief der Förster unwillig. „Wie kannst du dich so thöricht beschwatzen lassen. Wenn er den Stößer hätte verscheuchen wollen, das hätte er mit einem Strohwisch gekonnt! Aber der Vorwand, ein Gewehr zu nehmen, war ihm willkommen! Und es kitzelte ihn, ungehorsam zu sein!“ — „Es ist mir schon recht,“ fuhr Eberhard nach einiger Zeit etwas ruhiger fort, „daß er Lust hat am Waidmannswerk, und es wird ein tüchtiger

Digitized by Google

Jäger aus ihm werden. — Aber er muß erſt ein paar Jahre älter ſein, daß er vernünftiger wird, und kein Unglück anrichtet, wenn ich ihm das Gewehr allein überlaſſen ſoll. Wenn ein Unglück geſchehen iſt, läßt ſich's nicht zurücknehmen. Gewehrſchränke, wie ein Baron, hat unſer Eins nicht; Gewehre und Jagdtaſchen hängen an der Wand, frei, und ſo muß die Strenge ſie ſchützen gegen vorwitzige Hände. — Morgen, wie geſagt, will ich zuſehen, was ich thun kann; kriecht er zu Kreuz, dann bin ich nicht von Eiſen, bleibt er ſtarr . . . nun dann wollen wir doch ſehen, ob im Forſthaus Oberwald der Sohn den Vater, oder der Vater den Sohn regiert!"

Anna trocknete ihre Thränen, ſchwieg, und duldete.

(Fortſetzung folgt.)

Die ſpaniſche Haſelnuß.

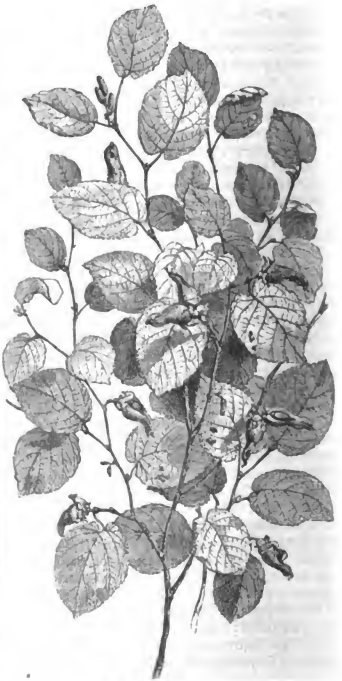
Die avelliniſche Haſelnuß (Corylus avelana) iſt eine der verſchiedenen cultivirten Arten der gewöhnlichen Haſelnuß, welche man in den meiſten wärmern Ländern Europas und Nordamerikas findet. Zu den Zeiten der Römer wurde der avelliniſche Haſelnußbaum in Avellino im heutigen Königreich Neapel cultivirt, woher ohne Zweifel auch der Name kömmt, den man ſeiner Frucht gibt. Heutzutage findet man dieſen Baum in einigen ſüdlichen Provinzen Frankreichs, und ſelbſt in einzelnen Theilen Englands; in Spanien jedoch, auf der Südſeite der Pyrenäen, liefert er den größten Reichthum an Früchten. Wenigſtens drei Viertheile der in Europa verzehrten avelliniſchen Haſelnüſſe kommen aus Spanien, und werden namentlich in Barcelona und Tarragona verſchifft.

Die ſpaniſche Haſelnuß unterſcheidet ſich von den Früchten gleichen Namens durch ihre Größe, Form und Farbe. An einzelnen Orten erreicht ſie die Größe einer gewöhnlichen Nuß. Sie hat mehr oder minder hervorragende Theile an der Oberfläche und iſt im Ganzen kugelrund; die Farbe der Schaale iſt dunkel. Dagegen iſt die wilde Haſelnuß klein, gewöhnlich länglich, glatt an der Außenſeite und blaß von Farbe. Die Lampertnuß (Corylus tubulosa) hat eine heil carminrothe Haut und iſt länglich; der ſie umhüllende Keich iſt gleichfalls lang und weit offen; die Blätter endlich des Baumes, der ſie liefert, ſind dunkel blutroth. Dieſe Nuß iſt wegen ihres delicaten Geſchmackes, namentlich wenn ſie noch friſch iſt, ſehr geſucht.

Die Cultur der Haſelnuß iſt in Spanien ſehr einfach. Man ſchneidet alle zehn bis zwölf Jahre den Stamm an der Erde ab, weil er nach dieſer Zeit nur noch ſchlechte Nüſſe und in kleiner Anzahl produciren würde. Am Fuße des Stammes ſproſſen noch im ſelben Jahre zahlreiche und ſtarke Schößling hervor, welche ſchon im zweiten Jahre nach der Beſchneidung Früchte tragen. Auch das Verfahren der Vervielfältigung iſt einfach: wenn man die Stämme abgeſchnitten und die Schößlinge treiben, ſo legt man dieſe in die Erde; im folgenden Jahre faſſen ſie Wurzel und man kann ſie dann von der Mutter trennen, um ſie anderswo einzuſetzen. Man pflanzt jedoch die Haſelnuß in Spanien auch durch Samen fort, der im November geſteckt werden muß.

Die Haſelnuß gedeiht ſehr leicht; es iſt für ſie ziemlich gleichgültig, welche Beſchaffenheit der Boden hat; ſie kommt überall fort, vorausgeſetzt, daß ſie in ihrer Zone, das heißt im ſüdlichen Italien, in einigen mittäglichen Provinzen von Frankreich, in Spanien u. ſ. w. gepflanzt wird. Am beſten gedeiht ſie, wenn ſie ſich an Mauern und Baumſtämmen hinranken kann.

Die Haſelnußſtaude hat jedoch nicht allein ihren Werth in der Frucht: ihr biegſames Holz, das wie das der wilden Haſelſtaude zu Körben, Faßreifen und dergleichen verwendet wird, liefert eine ausgezeichnete Kohle von feinem



Die ſpaniſche Haſelnuß.

Korn, gleichem Gewebe, und leicht zerreibbar, koſtbare Eigenſchaften für die Pulverfabrication. Endlich liefert die avelliniſche Haſelnuß ein vortreffliches Oel, das jedoch nicht lange aufbewahrt werden kann, da es raſch ranzig wird.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawſon & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Das Kloſter La Trappe.

„Betrachtet," ſagt Chateaubriand in ſeinem Geiſte des Chriſtenthums, „betrachtet dieſe in einen Sack gekleideten Mönche, die ihr Grab ſelbſt graben. Seht ſie wie die Schatten in dem großen Walde von Mortagne und am Ufer des einſamen Teiches umherwandeln. Das Schweigen geht zu ihrer Seite, oder wenn ſie bei der Begegnung mit einander ſprechen, ſo iſt es nur ein dumpfes: Memento mori! (Bedenke, daß du ſterben mußt!") — Dieſe ſtrengen chriſtlichen Orden waren thätige Schulen der Moral inmitten der Freuden ihres Jahrhunderts. Sie boten erhabene Beiſpiele der ſtrengſten Buße und der menſchlichen Armuth für die Augen des Laſters und des Glückes.

„Ein ſterbender Trappiſt, welch' herrlicher Anblick! welch' hohe Philoſophie! welche Mahnung an die Menſchheit! Im Sanctuarium der Kirche ausgeſtreckt auf Stroh und Aſche, die Mönche ſchweigend um ihn verſammelt, ſie zur Tugend ermahnend, während die Sterbeglocke ſeinen letzten Kampf begleitet. Gewöhnlich ſuchen die Ueberlebenden dem mit dem Tode Ringenden zuzuſprechen, das Leben muthig zu verlaſſen: hier aber ſpricht der Sterbende vom Tode. An den Pforten der Ewigkeit muß er ihn beſſer kennen und mit ſchwacher Stimme ermahnt er ſeine Mitbrüder, ſeine Oberen zur Buße. Wer zitterte nicht, wenn er dieſen Religioſen, der ſo heilig und fromm lebte, beim Herannahen des Todes an ſeinem Seelenheile verzweifeln ſieht? Das Chriſtenthum hat dem Grab all' ſeine Moral entnommen. Durch den Tod iſt die Sittlichkeit ins Leben getreten."

Dieſe Ideen Chateaubriands ſind, was man auch über ſie denken mag, offenbar diejenigen, welche den Abt Rancé bei der Gründung ſeines Ordens leiteten. Boutbillier de la Rancé zerſtel nach einer glänzenden Jugend durch ein ſchmerzliches Geſchick mit der Welt, vertheilte ſeine Habe den Armen, gab ſeine andern Pfründen auf und zog ſich in das Ciſterzienſerkloſter La Trappe zurück, deſſen Abt er ſchon als Knabe war.

Das Wort Trappe bedeutet Fallthüre. Die Abtei wurde im Jahre 1122 von Rotrou II. zum Andenken an einen Schiffbruch gegründet, aus dem ihn der Himmel gerettet. Um ſich an dieſen Urſprung zu erinnern gab er der Kirche die Geſtalt eines umgeſtürzten Schiffes. Der heilige Bernhard, der erſte Abt von Clairvaux brachte hierher ſpäter Mönche ſeines Ordens. Dieſe hatten ſich von der ſtrengen Regel weit entfernt, als der Abt von Rancé ſie wieder zu ihr zurückführte. Er fand große Hinderniſſe, nicht allein auf Seiten der Religioſen, ſondern auch auf Seiten des Papſtes, der ſein Unternehmen einen franzöſiſchen Wahnſinn nannte.

Die Reform des Abtes de la Rancé hatte den Zweck, die Menſchen nicht allein von allen Freuden, ſondern von allen irdiſchen Anſchauungen und Gefühlen abzuſchneiden. Das Leben ſollte ein treues Spiegelbild des Todes ſein.

Digitized by Google

Seine erste Sorge war, die Gebäude wieder aufzurichten, die dem Einsturz nahe waren. Die Brüder wurden Maurer und Dachdecker, später Ackerbauer, die das brachliegende Feld cultivirten. De la Rancé starb in La Trappe nach einem eingezogenen Leben von dreißig Jahren. Seine Reform hatte ihn berühmt gemacht und Jacob II., Bossuet, Mabillon und die Prinzen der königlichen Familie zum Besuche in sein Kloster geführt.

Mehre Trappistenklöster existiren heutigen Tages noch in Frankreich. Unser Bild gibt die Ansicht des Klosters, in welchem de la Rancé die strikte Observanz wieder einführte. Man hat ihm den Namen Trappe mère bewahrt, weil es die Wiege des wiederhergestellten Ordens und das Archiv der Traditionen ist.

Die Religiosen sind in Väter und Convertitenbrüder eingetheilt. Die Erstern beschäftigen sich nur mit religiösen Handlungen und der Gärtnerei: die Andern bebauen das Feld, sorgen für die Heerden und verrichten Handarbeiten. Die Väter haben eine weiße Kutte; die Convertiten eine braune.

Der Tag der Trappisten beginnt um zwei Uhr Morgens; der Prior läutet die Frühglocke und erscheint dann zur Messe. Der Geistliche trägt ein wollenes Meßgewand; der Altar ist schmucklos; Alle beim Gottesdienst gebrauchten Gegenstände sind von Holz; der Gesang ist ein ziemlich eintöniges Recitativ.

Der übrige Theil des Tages wird der Arbeit und geistlichen Uebungen gewidmet. Die Mönche versammeln sich zu gewissen Stunden im Capitel zu frommer Lectüre und um sich laut die gegen die Ordensregel begangenen Fehler vorzuwerfen.

Es findet nur eine Mahlzeit statt; die Trappisten können sich jedoch einen Theil des Mahls für den Abend aufbewahren. Ihre Speisen sind einfach zubereitet und bestehen aus Gemüsen nebst einem halben Pfund schwarzen Brodes. Jeder Trappist hat ein Couvert, einen Becher, einen Salztopf aus Holz und ein Handtuch aus Leinwand. Einer der Mönche liest während des Essens vor.

Abends ziehen sie sich zurück, jeder in seine Zelle, welche keine Thüre hat. Als Bett dienen ihnen zwei Bretter, ein gesteppter Strohsack, ein ähnliches Kopfkissen und eine leinene Decke.

Die Trappisten beobachten das strengste Schweigen; sie sagen, wenn sie sich begegnen nichts als Memento mori! Sie beschäftigen sich nicht, wie es die allgemeine Meinung ist, die auch Chateaubriand hat, mit Graben von Gräbern: sondern es steht ein offnes Grab auf dem Kirchhofe für den nächsten Sterbenden stets bereit. Die Ceremonien beim Sterben, welche der Verfasser des Geistes des Christenthumes erzählt, sind in der That so, nur finden sie nicht in der Kirche, sondern im Krankenhaus statt. Hat der Religiose den letzten Seufzer ausgehaucht, so senkt man ihn ohne andre Umhüllung als seine Kutte in das Grab und pflanzt auf den Hügel ein hölzernes Kreuz mit seinem Namen, seinem Alter und der Zeit seines Professes.

Um in den Trappistenorden aufgenommen zu werden, bedarf es eines Noviciats von einem Jahre, nach dessen Verfluß der Aspirant in die Kirche geführt wird, wo man ihm die Haare abschneidet. Seine Haare werden verbrannt und die Asche in einen Teich geworfen. Damit hört jede Verbindung mit der Welt für ihn auf.

Die Reisenden werden im Kloster La Trappe von einem Bruder empfangen, der das Recht zu sprechen behalten hat. Sie können das Kloster besuchen, dem Mahle und allen religiösen Uebungen beiwohnen.

Die Geschichte vom heiligen Gral.

Die Geschichte von der Schöpfung der Menschen, — von ihrem schönen Aufenthalte, dem Paradiese, von dem Sündenfalle und von der Austreibung unserer Stammeltern aus dem Paradiese ist meinen lieben Lesern ohne Zweifel genau bekannt. — Wir können uns vorstellen, wie sauer es dem Adam und der Eva geworden sein wird, als sie das Paradies mit dem Rücken ansehen und draußen im Schweiße ihres Angesichtes, unter Kummer und Trübsal, ihr Brod essen mußten. —

Reue über ihre Sünde, die sie aus dem Gottesgarten vertrieb, und heiße Sehnsucht nach dem verlorenen Eden bewegte beständig ihre Herzen. Nur Eines war ihnen geblieben, was sie einigermaßen tröstete bei ihrem großen Verluste, — das war ein großer, köstlicher Edelstein aus dem Paradiese. Sein heller Glanz erweckte freilich in ihnen immer aufs Neue das Verlangen nach der verlorenen Heimath und den Schmerz über ihren Verlust. Aber er hatte doch auch schöne Paradieseskräfte, wodurch er die Traurigen erquickte, mit Trost und Hoffnung erfüllte, zu frischem Muth entflammte und die Schwachen stärkte. Sie mußten ihn nur mit herzlicher Begierde nach seinen großen Kräften anschauen und mit reiner Hand berühren. Dieser kostbare Edelstein aus dem Paradiese blieb ein Schatz und Eigenthum aller derjenigen Nachkommen Adams, die in der Bibel „Kinder Gottes" genannt werden. Allein ihr wißt ja, liebe Leser, wie die Sünde und Bosheit der Leute überhand nahm. Die Menschen wollten sich vom Geist Gottes nicht mehr strafen lassen. — Da verschwand auch dieser Edelstein des Paradieses vor ihren Augen. Ob er dem Noah sich wieder zeigte, etwa in dem Bogen, dem Zeichen des Bundes, welchen Gott mit ihm machte nach der Sündfluth: ob er dem Vater Abraham und andern gläubigen, frommen Israeliten der spätern Zeit erschien, davon berichtet uns die Sage nichts.

Erst als Jesus Christus, der Sohn Gottes, auf Erden wandelte, da zeigte sich dieser Edelstein wieder. Und bei der Einsetzung des heiligen Abendmahles war das Gefäß, in welchem der wunderbare Trank floß, den Christus dort seinen Jüngern reichte, aus diesem Edelstein des Paradieses. In dasselbe Gefäß wurde auch das heilige Blut aufgefangen, das aus den Wunden Christi am Kreuze strömte. Und als Joseph von Arimathia den Leichnam des Herrn vom Kreuze nahm, um ihn zu balsamiren und in das neue behauene Grab seines Gartens zu legen, träufelte noch hier und da ein Tröpflein Blut aus den Wunden, welches ebenfalls in dieß Gefäß aufgenommen wurde.

In dem Besitze dieses Gefäßes mit seinem heiligen Inhalte war also Joseph von Arimathia, und von demselben erhielt das Gefäß den Namen „Gral", nämlich von dem wirklichen und wahrhaftigen Blute (sanguis realis, — sanc real) unsers Herrn und Heilandes.

Das Gefäß also, welches aus dem paradiesischen Edelstein gefertigt wurde und Christi wesentliches Blut enthielt, ist der Gral. —

Welche wunderbaren Kräfte der Gral habe, sollte Joseph von Arimathia bald erfahren.

Das könnt ihr euch denken, daß die Juden, namentlich

Digitized by Google

die Obersten des Volkes, die Hohepriester und Schriftgelehrten, nicht gut zu sprechen waren auf Joseph von Arimathia, weil er Den mit so hohen Ehren bestattete, welchen sie als einen Uebelthäter zum Kreuzestode verurtheilen ließen. — Sie verfolgten ihn mit aller Bitterkeit und ließen ihn sogar in ein finstres Gefängniß werfen.

Doch Joseph von Arimathia hatte den heiligen Gral bei sich und dieser bezeigte hier seine wunderbaren Kräfte. Nicht nur Speise und Trank, nicht nur Licht und Wärme erhielt Joseph in seinem finstern, kalten Gefängniß durch den Gral, sondern auch solche Freudigkeit und Seligkeit, daß ihm die Tage und Jahre seiner Gefangenschaft ganz schnell und unbemerkt vorüber giengen. —

Als die römischen Feldherrn und Kaiser, Titus und Vespasianus, Jerusalem eroberten, da fanden sie bei der Zerstörung auch den Joseph von Arimathia in seinem Gefängnisse. Zwölfundvierzig Jahre lang hatte er da gesessen, aber es dünkten ihm kaum einige Tage gewesen zu sein. Er wurde nun aus dem Gefängnisse genommen und nach Rom geführt. Den Gral trug er bei sich. Schon in Rom ließ er sich die Verbreitung des Glaubens an Jesum Christum, den Sohn Gottes, angelegen sein; aber noch eifriger betrieb er das Werk der Predigt des Evangeliums in Britannien, wohin er sich von Rom aus begeben hatte.

Doch in dem Maße als die Anhänger des Christenthums zunahmen, nahm die Frömmigkeit der Christen ab, und bald kam es so weit mit den Christen, daß keiner mehr unter ihnen würdig befunden wurde, den heiligen Gral zu besitzen. Es kamen deshalb zwei Engel vom Himmel, welche ihn von der Erde nahmen und in der Luft schwebend hielten, ohne daß sie von irgend Jemand gesehen wurden. Endlich kam in Frankreich ein frommer König auf den Thron, mit Namen Titurisone. Dieser hatte ein eben so frommes Ehegemal, Namens Elizabel, die eine Tochter des Königs von Arragonien war. Dieses fromme Königspaar hatte lange Zeit keine Kinder, aber auf vieles Beten und nach einer Wallfahrt zum heiligen Grabe verhieß ihnen Gott durch einen Engel einen Sohn. Jedoch wurde dem König und der Königin zugleich der göttliche Befehl kund gegeben: sie sollten ihren Sohn züchtig und fromm erziehen, damit er bewahret bleibe vor aller Falschheit und Sünde; denn er solle auf Erden ein geistlich-ritterlich Leben führen, das Christenthum gegen die Heiden vertheidigen und endlich den Engeln im Himmel zugesellt werden. Mit Freuden und heiligen Gelübden sehen Beide der Geburt ihres verheißenen Söhnleins entgegen. Und als dasselbe wirklich zur Welt gekommen war, dankten sie Gott dafür mit fröhlichem Herzen, brachten es sogleich zur heiligen Taufe und ließen ihm den Namen Titurel geben. Fromm und gottesfürchtig wurde der Knabe erzogen, aber die Kunst der Bücher gefiel ihm wenig. Schon in frühen Jünglingsjahren zog er auf Heerfahrten aus gegen die Heiden und befleißigte sich stets eines unsträflichen, reinen Wandels.

Da erschien ihm einmal ein Engel vom Himmel und verkündigte ihm, daß er das höchste Erdenglück eines Menschen erlangen, — nämlich Hüter des heiligen Grals werden sollte.

Mit Dank und Demuth unterwarfen sich seine Eltern dieser göttlichen Weisung und Titurel wurde alsbald von einem Engel nach Salvaterra in Biscaja geführt. Daselbst sollte er auf dem Berge Montsalvage, das heißt: unnahbarer Berg, — einen Tempel für den Gral und eine Burg für die Hüter desselben bauen.

Diese Hüter mußten fromme, tapfere Ritter sein und wurden Templeisen genannt. Sie mußten ein gottesfürchtiges, keusches Leben führen und, um die Ehre und den Ruhm des Grals zu heben und zu verbreiten, mußten sie überall hin zum Kampf und Streit gegen heidnisches, gottloses Wesen ausziehen.

Aber vor allen Dingen schritt Titurel zum Bau des Tempels für den Gral auf dem Berge Montsalvage. Die Spitze dieses Berges war purer Fels von Onyx — einem harten Edelstein.

Diesen ließ Titurel glatt schleifen, daß er glänzte wie der Mond. Als dies geschehen war, ward auf einmal in einer Nacht die Zeichnung des ganzen Tempels nebst der Burg, wie beides erbauet werden sollte, auf dem glattgeschliffenen Onyxfelsen sichtbar. Die Zeichnung war durch die Kraft des Grals verfertigt.

Der Tempel war rund, — hundert Klafter im Umfange. An der Rotunde des Tempels standen zwölundsiebzig Chöre, die außenher achteckig und vorgeschossen waren. Die Wölbungen ruhten auf ehernen Säulen. Auf je zwei solche Chöre oder Seitenkapellen kam ein Thurm, — also daß sechsunddreißig Thürme ringsherum standen, wovon jeder sechs Stockwerke hoch war. Jedes Stockwerk hatte drei Fenster und eine durchsichtige Spindeltreppe führte von unten bis oben hinauf. In der Mitte des Tempels erhob sich ein Thurm, der noch einmal so hoch und noch einmal so breit war, als die äußern Thürme. Die Schwibbögen der Gewölbe inwendig waren mit Gold überzogen, und Bilder aus künstlichem Schmelzwerk und Edelsteinen darinnen angebracht. Die Gewölbe waren aus blauem Saphir. In der Mitte eines jeden Gewölbes war eine Scheibe von Smaragd, worin das Lamm mit Kreuzesfahne in Schmelzwerk sich befand. An den Säulen und Pfeilern befanden sich ebenfalls allerlei Bildnisse, — Engel im Freudenfluge — gegossen, eingegraben, ausgehauen.

Alle Altäre waren aus Saphir errichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kastanienbaum des Robinson.

Die Eisenbahn von Paris nach Sceaur schlängelt sich wie ein Flüßchen zwischen zwei grünen Ufern inmitten der herrlichsten Baumgruppen hin. In einer halben Stunde fährt sie vom Luxembourggarten nach dem Park von Penthievre. Kömmt man Sonntags gegenüber der schönen Kirche von Sceaur und dem Grabe Florians an, so tönt uns der laute Ruf: Robinson! Robinson! entgegen.

Für einen Fremden, ja selbst für einen Franzosen, der die Umgegend von Sceaur seit mehren Jahren nicht mehr besucht hat, ist ein so seltsamer Empfang ganz unbegreiflich. Man gibt der Neugierde nach, man läßt sich von einem der Rufer nach einem gelben Wagen führen; kaum hat man sich gesetzt, so wird abgefahren: an der Stelle, wo man aussteigt, steht man die letzten Häuser von Sceaur und befindet sich am Saum des Gehölzes von Aunay. Ringsumher steht man nichts als Schenken, Zecher an allen Tischen, Armbrustscheiben mit schauerlichen Figuren beschmiert, Backöfen mit starkem Gerüche, hölzerne Pferde, Schaukeln, Polichinellkasten, Drehorgeln, Balgereien, Bettler von Paris. Wäre man nicht unter einem grünen Dome von Kastanien und Akazien, man glaubte sich noch immer an der Barrière d'Enfer, von

Digitized by Google

der man abgefahren. Eine Fahne welche an dem Wipfel eines hohen Baumes flattert, zieht indeß die Blicke auf ſich und an einem plumpen Thore von aneinandergefügten Zweigen, lieſt man das cabaliſtiſche Wort: „Robinſon!“

Ohne Zweifel iſt ein See oder ein Teich, eine Inſel oder eine einſame Hütte in der Nähe.

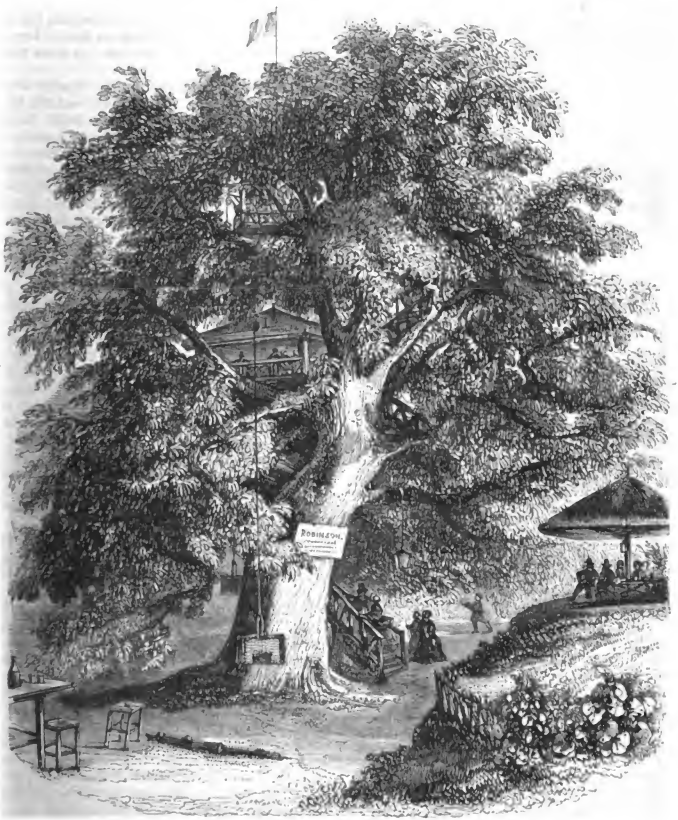
Nichts von alle dem. Man iſt auf dem Feſtlande, in einer Art von Garten ohne Blumen, voll mit kleinen

Umgebung von Sceaux.

Tiſchen für ſolche, die, wenn ſie Hunger oder Durſt haben, ihre Zeche bezahlen können. Das Wunder, das dieſem ſo ſeltſam betitelten Reſtauranten ſeinen Namen gibt, iſt ein außerordentlich großer Kaſtanienbaum, deſſen koloſale Zweige zwei Fußböden mit Baluſtraden tragen, welche beinahe wie zwei Etagen über einander liegen. In jedem dieſer

Digitized by Google

Luftspeisesäle sind einige Tische aufgestellt. Auf einer großen, festen Treppe, die am Stamme des Colosses hinaufführt, gelangt man in die Höhe. Die Bedienung wird mit Hülfe großer Körbe, Stricke und Kloben besorgt. Die malerische Situation der in der Luft Zumittagspeisenden erinnert freilich weniger an den armen Robinson und seine Insel, als an gewisse Eingeborne von Australien und Südamerika; aber der Name eines wilden Volkes wäre von wenigen verstanden worden: alle Welt dagegen kennt Robinson. Es ist allerdings schwer uns inmitten dieses



Der Robinsonbaum.

Gabel- und Gläserklirrens, dieses lauten ungeduldigen Schreiens der hungrigen Gäste, des immerwiederkehrenden Voilà! der gehetzten Kellner, der seltsamen Lustigkeit junger Commis und unaufhörlicher Bettelei der Musikanten, die uns mit ihren Orgeln, Tamburinen, Leiern quälen, von Unschuld und Einsamkeit zu träumen. Man hat sehr häufig bemerkt, daß die Franzosen auf dem Lande nichts weniger als Ruhe und Stille suchen; die Meisten finden kein Vergnügen an Wald und Feld, wenn sie nicht ihr lautes Geräusch mit dahin bringen; einsam fühlen sie sich unbehaglich, es fehlt ihnen etwas; sie suchen sich, schließen sich an einander an, und werden erst dann heiter, wenn ein

Digitized by Google

Charivari von Gelächter, Gesang und Geplauder durcheinander klingt, mit einem Wort ein Paris im Kleinen. Die Restauration von Robinson hätte deßhalb auch das Gehölz von Aunay nie so besucht gemacht, wenn man dort nichts als Einsamkeit, Waldesfrische und Vogelsang gefunden. Das Glück, das der Kastanienbaum des Robinson gemacht, führte natürlich eine große Concurrenz herbei; und findet man einen Baum, der acht oder zehn Menschen tragen kann, so wird er gleich in einen Robinson umgewandelt. Glücklicher Weise ist das Gehölz sehr groß und wird deßhalb die Concurrenz nicht sehr drückend auf den Einzelnen. Eine Stunde davon findet man die herrlichen Villen von Aunay, das Thal, wo Chateaubriand die Märtyrer geschrieben, die Erdbeeren- und Rosenthäler, die Weinberge von Chatenay, wo Voltaire geboren wurde, die Bosketts von Plessis-Piquet und kehrt dann durch lange Pappelalleen nach der kleinen Stadt Sceaux zurück, wo noch heute die Erinnerungen an den geistreichen Hof der Herzogin du Maine und die edle Wohlthätigkeit des Herzogs von Penthièvre fortleben.

Der Eisenkopf.

Erzählung von Ludwig Rellstab.
(Fortsetzung.)

Der Förster verzehrte sein Nachtessen, nahm dann Gewehr und Jagdtasche wieder um, und ging mit dem Jägerburschen hinaus in den Wald. — „Ich muß noch ins Revier," sagte er, „jetzt wo die Jagd eben wieder angefangen hat, sind die Wildbiebe am meisten im Zeuge. — Zudem läßt sich vermuthen, daß der Herzog bald hieher zur Jagd kommen wird, denn übermorgen jagt er schon auf Jagdschloß Fichtenburg und nächsten Mittwoch in dem Woltersberger Forst; Oberwald pflegt dann immer die dritte Jagdparthie zu sein. Dazu muß reiner Tisch gemacht werden mit den Schnapphähnen, sonst knallen sie uns die besten Bissen vor dem Munde weg. Ich habe einen Sechzehnender in dem Forst, er steht gewöhnlich im Habichtsgrund, der muß dem Herzog vor's Rohr!"

Unter diesen Worten verließ Eberhard das Haus. Anna blieb mit ihrer kleinen Gertrud allein. Alle Liebkosungen des sanften, freundlichen Kindes konnten den Schmerz ihres weichen Mutterherzens nicht versüßen. „Er hat es so gut gemeint," sprach sie immer vor sich hin; „und nun sitzt der arme Knabe in dem finstern, feuchten Keller, und hungert und friert! — Er hat es so gut gemeint! — Freilich einen starren Sinn hat er, — aber doch ein liebevolles Herz! — Wie heftig er weinte, als ich ihn in den Armen hielt!"

Zu der mütterlichen Theilnahme um das Leid des Kindes gesellte sich allmählig die Angst. War es eine dunkle Ahnung, die Anna's Brust erfüllte, oder war es bloß die lebendige Vorstellung von dem, was ein finsterer Felsenkeller, eine einsame Nacht für einen Knaben in Karls Alter Schauerliches haben konnte; genug, ihre Angst um ihn stieg mit jeder Minute. Ihr Herz kämpfte einen schweren Kampf, denn sie war eine gehorsame Frau, sie ehrte ihren Eheherrn, sie wagte nicht gegen seinen Willen zu handeln; und er hatte ihr verboten, den Knaben aus seinem Gefängniß zu entlassen, ihn zu besuchen, ihm Abendkost zu bringen! — „Wenn er nun krank würde," sagte sie sich; „hat man es nicht oft erlebt, daß Kinder vor Furcht und Grauen tödtlich erkrankt sind. Und er ist ja noch ein Kind! Oder wenn er sich gar ein Leides anthäte; er ist so heftig, und so außer sich habe ich ihn noch nie gesehen!"

So schwankte die Arme zwischen der Pflicht der Gattin und dem Gefühl der Mutter hin und her. Sie brachte Gertrud zu Bett; ein wenig vergingen ihr die schweren, beängstigenden Gedanken dadurch, daß sie die Kleine einzuschläfern trachtete. Dann war sie aber ganz sich selbst überlassen, so gut wie ganz einsam im Hause, denn die beiden Dienstleute schliefen auch schon, in einem kleinen Häuschen auf dem Hof.

Es war eine sehr finstere Nacht. Gewölk bedeckte dem Himmel. Der Wind brauste hohl durch die Waldschluchten. Er erhob sich nur in einzelnen starken Stößen; dazwischen war es still, todtenstill, so daß die arme, geängstete Anna jeden leisesten Laut in ihrer Nähe hörte. Den einförmigen Pendelschlag der alten Uhr, ein raschelndes Mäuschen, ja den Holzwurm in der Wand. — Bisweilen schien es ihr, als höre sie ein leises klagendes Stöhnen außerhalb des Hauses; sie lauschte athemlos, sie öffnete ein Fenster; dann erhob sich der Wind wieder und sein hohles Sausen und das schauerliche Rauschen der alten Bäume bedeckte den Laut der Klage, den sie zu vernehmen geglaubt hatte. Das Fenster eines Kämmerchens ging nach der Seite hinaus, wo die Oeffnung des Felsenkellers war; sie lehnte sich dort hinaus und horchte. Es war ihr, als klage es aus der schwarzen Tiefe des Abgrunds herauf, in dessen finster verhüllten Schooß sie hinunterstarrte. Ihre Angst stieg. Sie rief den Knaben. Der Ton ihrer Stimme verhallte im Winde; sie erhielt keine Antwort. Sie rief lauter, zweimal, dreimal — keine Antwort! Ihre Angst steigerte sich. Jetzt wuchs das Muttergefühl mit Stärke der Mutterpflicht. „Wenn ihm ein Unglück zugestoßen wäre! — Wenn die Aufregung des Gemüths, die Schauer der Nacht ihm Fieber, Betäubung, Ohnmacht zugezogen hätte! — Nein, das kann Eberhard nicht fordern. Ich muß sehen, ob mein Knabe gesund oder erkrankt ist, ob er lebt! —

In diesen Gefühlen und Gedanken zündete sie eine kleine Laterne an, nahm, freilich mit einigem Herzpochen vor Eberhards Zorn, den schweren Kellerschlüssel aus der Schublade und ging hinunter.

Sie schloß auf, schob die Riegel zurück und trat ein. Der Schein der Laterne erleuchtete den großen dunkeln Raum zu wenig, um ihn ganz überblicken zu können. „Karl, lieber Karl," sprach sie sanft, mit der mütterlichen Schonung, ihn nicht zu wecken, falls er schliefe. — Er schläft, dachte sie, mit einem leichten Anflug von Freude, daß er in gesunder Knabennatur die harte Strafe verschlummern werde. Sie lauschte auf seinen Athemzug. Sie hörte nichts. — „Wo mag er aber liegen?" Sie trat ein, leuchtete zur Rechten, leuchtete zur Linken, wurde immer unruhiger, leuchtete endlich in jeden Winkel, hinter jedes Geräth, ihre Angst stieg zum Entsetzen — der Keller war leer! — Da fiel der Schein des Lichts auf das vergitterte Fenster — sie sah, daß zwei Stäbe ausgebrochen waren, um den dritten ein Seil geschlungen — mit dem einen Blick stand das ganze Entsetzen der Gefahr, des furchtbaren Abgrundes vor ihrer Seele — sie that einen lauten Schrei und sank in die Knie. Doch die Angst stachelte ihre sinkenden Kräfte wieder auf, sie riß sich empor, flog gegen das Fenster — faßte nach dem Seil. Es hing schlaff hinab! Sie konnte es emporziehen — sie that es mit fliegender Hast; — ist er glücklich hinab oder ist

Digitized by Google

er zerschmettert, diese beiden Gedanken warfen ihre Seele zwischen Leben und Tod im furchtbaren Wechsel hin und her. Immer schneller raffte sie das Seil herein; schon als die aus dem Stroh gedrehten Stricke begannen, überlief sie ein eisiger Schauder über die Unsicherheit derselben, jetzt schleifte sie das Ende durchs Fenster und sah, daß das Seil offenbar zerrissen war! — „Heilige Mutter Gottes, er ist hinabgestürzt!“ rief sie aus. Sie flog aus dem Keller über den Hof, weckte den Knecht und die Magd. „Auf, auf!“ rief sie und pochte an die Fensterladen und rüttelte an der Thür. „Wir müssen ihn suchen, er ist in die Schlucht gestürzt!“ Die Leute fuhren verstört aus dem Schlaf und taumelten hinaus, als sie die Stimme Anna's hörten. Athemlos erzählte sie, was sie wußte, vielmehr vermuthete. Die Leute kleideten sich hastig an. In wenigen Minuten waren alle Drei auf den Füßen, um die Felssteige hinunterzuklettern und die Schlucht zu durchsuchen. Mit zwei Laternen klimmten sie abwärts; Gottheil, der Knecht, hatte noch der Vorsicht halber eine lange Dressirleine mitgenommen, falls es nöthig sei, sich irgendwo in eine steile Tiefe hinunterzulassen.

Es war schwer, zu der Stelle in der Waldschlucht zu gelangen, die gerade unter dem Fenster, aus dem Karl sich hinabgelassen hatte, lag. Man mußte einen weiten Umweg durch das Thal und den Wald nehmen. Indem die Suchenden sich sämmtlich durch das Dickicht tappten, rief ihnen plötzlich eine rauhe Stimme: „Wer da!“ entgegen, und zugleich schlug, etwas entfernter, ein Hund an. „Das ist der Herr,“ rief Gottheil. „Wer seid Ihr, was habt Ihr hier zu thun?“ fragte des Försters Stimme, der aus einer dichten Schonung trat; gleich nach ihm sprang auch Hektor, der Hühnerhund hervor, der mit dem Jägerburschen weiter zurück gewesen war. Er sprang freudig bellend und wedelnd an Anna heran. Jetzt erst erkannte sie der Förster beim Scheine der Laterne. „Anna, was führt dich hieher!“ rief er erstaunt. — Sie vermochte vor Bewegung nicht zu sprechen. Gottheil erzählte das Geschehene.

„Der Unglückselige! der Rasende!“ rief der Förster in äußerster Bestürzung. Plötzlich zuckte er in sich zusammen. Er zitterte, daß ihm das Gewehr in der Hand hin und her flog. „Wilhelm,“ sagte er stotternd zu dem Jägerburschen, „was denkst du? Als ich vorhin Feuer gab . . .“

Wilhelm stockte. „Ja — ein kleiner Bursch war es,“ sprach er zögernd.

Anna erbleichte. „Was — was?“ fragte sie. Eberhard suchte sich zu fassen. „Es ist nichts,“ sagte er, wischte sich aber den Angstschweiß von der Stirn, „nun versteh ich auch den Hund — daß er nicht anschlug! — — Gott im Himmel!“ brach er plötzlich aus, „so hätte ich auf meinen Sohn geschossen! Allbarmherziger Gott — du bist gnädig gewesen, — ich habe gefehlt!“

Anna sank fast in die Knie.

Sie hatten jetzt die Stelle an der Felswand erreicht, wo Karl hinunter gekommen sein mußte. — Wäre er hinabgestürzt, er hätte zerschmettert am Felsen liegen müssen. Aber es fand sich keine Spur von ihm. Die schwerste Besorgniß war nun von ihrer Brust genommen, und Anna blickte still mit dankendem Herzen zu den Sternen auf, die über ihr durch das zerrissene Gewölk funkelten. — Sie tappten sich nun Alle durch den Wald bis an die Stelle, wo der Förster auf eine Gestalt jenseits einer tiefen Schlucht, die er für die eines Wilddiebes gehalten und die ihm auf seinen Anruf keine Antwort gegeben, einen Schuß gethan hatte. Der Hund war durch die steile Schlucht hinab und jenseits hinauf gelaufen, hatte aber nicht angeschlagen, sondern war nach einigen Minuten mit freudigen Sprüngen zurückgekehrt. — Der Förster hatte sich mit dem Schuß begnügt und war im Dunkeln nicht durch die gefährliche Schlucht geklettert. Jetzt mußte er hinüber; Gottheil's Seil kam hierbei trefflich zu statten. Die drei Männer kletterten hinab und jenseits hinauf, allein sie kehrten ohne eine Spur des Verlorenen zurück.

Es blieb nichts mehr übrig, als den Tag zu erwarten. — Mit der ersten Dämmerung setzten die Männer und Anna, die sich nicht zurückhalten ließ, ihre Nachforschungen fort. Sie gingen zuerst wieder nach der Stelle, wo Karl hinabgeklettert war. Da sahen sie an der Felswand ein ansehnliches Stück Strohseil, das um den Fuß einer frei auf einem vorspringenden Block stehenden jungen Fichte geschlungen war, herabhängen. Daran mußte sich Karl hinuntergelassen haben. Dort hatte er ein wenig festen Fuß fassen können. Möglich war es, den Rest der Wand, gegen hundert Fuß, herunterzukommen, allein fast ein Wunder, wenn es bei Tag glückte, vollends in der Nacht. Es war weder eine Spur zu entdecken, daß es Karl gelungen oder daß es ihm mißlungen sei. Man mußte also das erste annehmen. Die Suchenden wandten sich jetzt wieder nach der Stelle, wo Eberhard geschossen hatte. Zum Glück konnte er sie ganz genau angeben, da er seinen Stand neben einem gefällten Baumstamm gehabt hatte. Sie kletterten jenseits, in der Richtung des Schusses, die Schlucht hinan. — Lange suchten sie vergeblich nach einer Spur. Doch plötzlich schnupperte Hektor so seltsam auf dem Boden. Eberhard sah näher hin und entdeckte Blutspuren im Moos! Das traf ihn wie der Blitzstrahl Gottes. In dem Stamm einer jungen Buche fand er auch ein frisch eingeschlagenes Schrotkorn. — Er forschte auf der Fährte, die der Hund auswitterte, weiter. Die Blutspur zog sich noch eine Strecke durch den Wald. Dann hörte sie auf, und mit ihr war jede Spur des Knaben verschwunden.

„O der Eisenkopf!“ dachte der Förster im Zorne und Schmerz zugleich.

„Ach, wie er mich zum Abschied umklammerte,“ dachte Anna, „das liebevolle Herz!“ —

(Fortsetzung folgt.)

Indianer aus der Umgegend von Quito.

Die Chica.

Die civilisirten Indianer in der Umgegend von Quito gleichen in ihren Gewohnheiten, ihren Sitten und ihrer Lebensart denen von Cuzco und von Lapaz in Bolivia. Sie verstehen den Mais und den Manioc zu pflanzen. Ihre Häuser und Hütten, obgleich nur mit Stroh, oder besser gesagt, mit Palmblättern bedeckt, sind im Innern so gut eingerichtet, daß sie einen ziemlich bequemen Aufenthalt bieten. Man sieht gewöhnlich vor diesen armen Hütten Cactusse, deren Früchte sie sehr gerne essen, und die Agave oder Aloe, deren Stamm ihnen bei der Verfertigung von Hamen wichtig ist. Die Indianer haben die Gewohnheit, Hausthiere, wie Hühner, Schweine u. s. w. aufzuziehen, vor allem aber Vögel mit glänzendem Gefieder,

Digitized by Google

wie die Aras und Papageien zu zähmen, welche man bei allen indischen Nationen, civilisirten, wie uncivilisirten findet.

Die Kleidung der civilisirten Eingebornen in der Gegend von Quito besteht bei dem Manne in einem Rock von schwarzer Wolle, einer Hose von derselben Farbe und einer runden Mütze. Die Frau trägt die Haare in zwei langen Flechten, welche auf den Rücken hinabfallen, einen dicken braunen oder grünen Unterrock, und auf dem Kopfe ein Stück grüner Alapacaleinwand, welches auf die Brust herabfällt, wo es mit einer starken Nadel (Titpe) befestigt ist, die an jene erinnern, welche man in den Gräbern der alten Incas findet.

Diese Indianer, die den Namen Cholos tragen, haben beinahe Mulattenfarbe; sie verbinden sich nicht mehr, oder nur sehr selten mit Indianern, was die große Verminderung der ungläubigen Indianer in allen Theilen des südlichen Amerika erklärt: unter den übrigen Ursachen des Verschwindens dieser Race sind die bedeutendsten der sichtbare Gram, fremden Nationen unterworfen zu sein, die

Indianische Hütte.

Verpflichtung zu einer Arbeit, die so ganz von der der nicht civilisirten Nationen verschieden ist, und vor allem der unglückselige Hang, sich mit der Chica zu berauschen. Dieses von allen indianischen Stämmen so hochgeschätzte Nationalgetränk des teranischen Amerika wird auf folgende Weise bereitet. Man nimmt leicht gerösteten Mais und zerstößt ihn zu grobem Mehl; dieses wird in ein mit Wasser gefülltes Gefäß gethan, nachdem man einen Theil zurück behalten, welchen man von seinen Nachbarn kauen läßt. Hat der erstre gekocht, so wird der gekaute dazu gethan; dann wird das Ganze wieder auf's Feuer gestellt, wo man es mehre Stunden kochen läßt. Bisweilen kommt der Saft von reifen Paradiesfeigen und Manioc dazu. Hat Alles vollkommen gegährt, so setzt man es vom Feuer und gießt es in ein großes irdenes Gefäß, nachdem man es durch ein Sieb getrieben. In diesem Gefäß bleibt das Ganze mehre Tage stehen: dann ist das Getränke fertig und wird mit großer Lust genossen. Der gekaute Mais heißt Mastiga und soll zur Versüßung des Getränkes dienen: er wirkt jedoch noch wahrscheinlicher als Gährungsstoff.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawson & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Die rothe Droſſel.

Die rothe Droſſel oder der kleine amerikaniſche Spottvogel (Turdus rufus oder orpheus), hat einen ſchwarzen, ſpitzen, ziemlich langen, leicht gebogenen, gedrückten, und an der obern Kinnlade in der Mitte gekrümmten Schnabel; die untere Kinnlade, an der Wurzel blau, iſt beinahe ganz gerade; die oblongen Naſenlöcher ſind durch ein

Digitized by Google

Häutchen halb geschlossen. Die allgemeine Form des Vogels ist leicht und elegant. Seine braunen Füße sind lang und stark; seine Zehen und Nägel gekrümmt und spitzig. Sein reiches Gefieder ist fleckig und gesprenkelt. Die erste Feder seiner Flügel ist kurz; die vierte und die fünfte sind die längsten; man zählt ihrer zwölf am Schwanze, alle lang und rund. Die Iris ist gelb. Die Hauptfarbe des Vogels ist ein glänzendes Roth. Zwischen den beiden langen Flügeln treten zwei schöne Reihen weißer und an der Spitze schwarzer Federn hervor. Der Bauch des Vogels ist von gelblichem Weiß mit braunen Flecken; die äußerste Decke des Schwanzes ist nicht so dunkel als das übrige Gefieder. Das Weibchen, das dem Männchen sehr ähnlich ist, hat geradere Streifen auf den Flügeln und weniger dunkle Flecken am Halse.

Das Nest dieser Vögel befindet sich gewöhnlich auf der schwarzen Eiche, die man in Amerika so häufig findet, und deren Holz nur zum Heizen verwendbar ist, während die Eicheln den Schweinen vorgeworfen werden.

Die schwarze Schlange, die auf unserem Bilde die rothe Drossel angreift, ist außerordentlich beweglich, windet sich ungemein rasch an den Baumstämmen hinauf und hinab, und gleitet mit solcher Geschwindigkeit zwischen den Gebüschen an der Erde hin, daß sie jeder Verfolgung entgeht. Sie nährt sich von Vögeln, Fröschen, Eiern, vierfüßigen Thieren und zeigt eine große Antipathie gegen die andern Schlangengattungen, die sie angreift und bis auf's Aeußerste verfolgt.

Die Geschichte vom heiligen Gral.

(Fortsetzung.)

Dieser Edelstein hat nämlich die Kraft, zur Erkenntniß der Sünden, zur Reue und zur Buße zu bringen, weil ja Gott selbst die zehn Gebote, die er dem Moses gab, auf Tafeln aus Saphir geschrieben hatte.

Aller Zierde Wunder trugen die Altäre an sich durch mannigfaltige Verschlingung von Edelsteinen und Gold, durch Reliquienkästchen, Bilder und Statuen. Ueber jeglichem stand ein Ziborium, das allerlei Himmelsbewohner verherrlichte, und grüner Sammet bildete die Decke, um den Staub abzuhalten. Wenn der Priester das Opfer brachte, so flog eine Taube von oben herab, brachte einen Engel und flog dann wieder aufwärts. Das war durch ein feines Schnürlein und unsichtbares Räderwerk oberhalb dem Gewölbe bewirkt. Es sollte aber dadurch angedeutet werden, daß Gott das Gebet erhört und das Opfer durch seinen Engel vor den himmlischen Altar bringen lasse.

In der Kuppel des Hauptgewölbes war die goldene Sonne und der silberne Mond in hell glänzenden Topasen und Diamanten dargestellt, so daß auch bei Nacht das Innere in wunderbarem Glanze funkelte. Denn durch geheimes Räderwerk machten sie ihren Kreislauf wie außen am Himmel.

Die Fenster waren nicht von Glas, sondern von Beryllen, Krystallen und andern farbigen Edelsteinen, durch welche zugleich die schönsten Bildnisse dargestellt wurden. Fielen die Sonnenstrahlen durch, so erschienen sie selbst in dem verschiedensten Farbenglanze der Edelsteine. Das Estrich war von Krystall und unter diesem waren von Onyx allerlei Seethiere, so daß es aussah, als schwimmen sie im Wasser herum.

Die Thürme waren ebenfalls von edlem Gestein mit Gold ausgelegt und die Dächer der Thürme von Gold mit Verzierungen in blauem Schmelzwerk. Auf jedem Thurme stand ein krystallenes Kreuz, auf welchem ein goldener Adler mit ausgebreiteten Flügeln war. Da man aus der Ferne das krystallene Kreuz nicht sehen konnte, so schien es, als ob der Adler im Fluge über dem Thurme schwebte. Auf dem Hauptthurme war dagegen ein Knopf von einem großen Karfunkel, der weithin in den Wald strahlte, so daß er den Tempeleisen zur Nachtzeit als Leitstern diente. Auf diesem Thurme waren zwei Glocken aus Kalkephor. Das soll ein Stein von schwarzer Farbe gewesen sein, der den schönsten, hellklingendsten Ton von sich giebt, zumal, wenn mit Gold darauf geschlagen wird, weßhalb auch die Klöppel dieser Glocken von Gold waren.

In der Mitte dieses Tempelbaues unter dem Kuppelgewölbe wiederholte sich der ganze Bau noch einmal im Kleinen, Gott und dem Gral zu Liebe. Aber noch viel prächtiger und kostbarer war hier Alles. Denn dieser kleine Tempel stellte das Sacramentshäuschen vor und enthielt den Gral selbst. An den vier Ecken waren hier die vier Evangelisten. In der Mitte am Gewölbe erglänzte in einem großen Smaragd ein Lamm, das eine rothe Fahne trug, zum Zeichen, daß uns Heil erstritten und Luciefers Gewalt gebrochen sei. In den wunderbaren Geflimsen sah man Laubwerk, die heiligen Apostel, Patriarchen, Bekenner, Märtyrer und Propheten, sowie alle heiligen Jungfrauen. —

Wer kann die Pracht und die Menge der Kunstwerke im Tempel alle nennen?! — Wer kann den süßen Ton der Orgeln beschreiben, wer die Schönheit der himmlischen Heerschaaren mit Pauken und Trommeten würdig bezeichnen?! — Doch eines wundersamen Werkes muß ich noch Erwähnung thun. Das waren Bäume, die draußen auf den Mauern standen, welche in Bögen auf gewundenen, mit Reben durchflochtenen Säulchen von einem Chor zum andern gingen. — Diese Bäume waren von grünem Golde und auf ihnen befanden sich Vögel mancher Art, die zusammen einen lieblichen Gesang anstimmten auf Betrieb eines unsichtbaren Blasebalges. Aber auf den Zinnen des Tempels standen auch Engel mit Posaunen, die bliesen mit großem Schalle und winkten dabei mit der Hand, recht in der Weise: „Wohl auf ihr Todten alle!"

Auch war das jüngste Gericht in Erz gegossen an einem Giebel zu sehen, auf daß Jeder auch in Freuden erinnert würde an das Trauern derer, die durch den Gral sich nicht von Sünden reinigen ließen. —

Dieser ganze prachtvolle Bau, von dessen Herrlichkeiten ich kaum den vierten Theil geschildert habe, wurde hergestellt in dreißig Jahren und der Gral selbst schaffte alles kostbare Zugehör herbei.

Kaiser Karl IV., der im vierzehnten Jahrhundert lebte, ließ nach der Beschreibung des Graltempels die heilige Kreuzkapelle auf der Burg Karlstein bei Prag bauen, aber natürlich nur im Kleinen. Und so viel Gold und Edelsteine konnte er auch nicht aufwenden, als nöthig gewesen, um nur halbweg die Pracht des Graltempels zu erreichen.

Doch ich muß weiter fahren in der Gralsage. — Als der Tempel fertig war, brachten Engel den heiligen Gral und stellten ihn an seinem Orte auf. Menschenhände durften ihn nicht berühren. Am Rande des Grals erschien

Digitized by Google

alsbald eine Schrift des Inhalts: „Titurel soll sich zur Frau holen Richoude, die fromme, reine Tochter des Königs Frimutel von Hispania."

Titurel ließ durch Boten um sie werben, und sie kam mit zahlreichem Gefolge von Rittern und Jungfrauen. An die zweihundert Ritter wurden gewählt auf Weisung des Grals zu Hütern des Tempels, und noch mehr Jungfrauen.

Doch durfte nur der König des Grals verheirathet sein.

Um diesen Graltempel war eine weitläufige, mit festen Mauern und zahlreichen Thürmen versehene Burg herum und das Ganze lag in einem dichten Wald von Ebenholzbäumen, Cypressen und Cedern, der sich 60 Rasten nach allen Seiten hin erstreckte.

Niemand, der nicht ausdrücklich gerufen war, konnte durch diesen Wald hindurchdringen. Ja ein Ungetaufter würde von den Wundern des Grals nichts gesehen haben, wenn er auch in ihre Nähe gekommen wäre.

Gleichwohl wurde das Geheimniß des Grals Niemand aufgeschlossen, der nicht darnach fragte.

Ist Jemand gerufen und er kommt hin zu den Wundern des Grals, schaut sich aber gleichgültig und stumpf um, ohne nach ihrem Zwecke, nach ihrer Bedeutung und nach ihrem Grunde zu fragen, so wird dieser ausgeschlossen und gelangt nicht zu dem seligen Amte, zu dem er doch berufen war.

Schon im Kindesalter werden Diejenigen berufen, die dem Gral dienen sollen. Und die Böten des Grals, Kundrie de la Sorciere, wußte die Berufenen zu finden und ihnen die Botschaft zu bringen, wenn sie auch noch so entfernt waren. Aber die Gralbötin hatte in ihrer äußern Gestalt der Erscheinung etwas Ungefälliges, ja Abschreckendes. Von allem Hochmuth mußte derjenige ganz besonders frei sein, der zum Gralsdienste berufen wurde; er blieb aber dabei auch frei von Todsünden.

Alle Jahre am Charfreitage kam eine Taube vom Himmel geflogen und brachte eine kleine Oblate, die sie im Grale niederlegte und dadurch wurde die Kraft des Grals erneuert, Alles zu segnen und den Gesegneten alles gegeben, was sie brauchten.

Wer vollends als König des Grals denselben stets mit reinem Herzen anblickt, über den hat der Tod keine Gewalt. So war Titurel 400 Jahre lang am Leben und erst als seine Sehnsucht nach dem Himmel gar zu gewaltig wurde und er dringend bat, man möchte ihn 9 Tage lang den Gral nicht mehr ansehen lassen, konnte er sterben. Dagegen war seine Gattin Richoude schon im zwanzigsten Jahre ihrer Ehe gestorben. Zwei Kinder hatte sie ihrem Gemahl hinterlassen, einen Sohn, Namens Frimutel, und eine Tochter, die den Namen ihrer Mutter trug und also ebenfalls Richoude hieß. Sie wurde vermählt mit Kailet, dem König von Toledo.

Frimutel verheirathete sich mit Klarissa, der Tochter des Königs von Granada.

Von seinem Sohne Frimutel erlebte der Gralkönig Titurel fünf Enkelkinder, und zwar zwei Söhne und drei Töchter. Seine Enkel hießen: Amfortas und Trevrezent; seine Enkelinnen: Schoastane, Herzeleide und Urepanse de Schoa.

Als Titurel das Alter spürte, wenn es gleich durch die Kraft des Grals keine besondere Schwachheiten brachte, wünschte er sehr, unter die himmlischen Heerschaaren aufgenommen zu werden; allein noch immer war die Aufschrift am Grale nicht erschienen, wer denn nach ihm König des Grals werden sollte.

(Schluß folgt.)

Die amerikanische Farm.

Der große Umfang des fruchtbaren Bodens, welchen die Regierung der Vereinigten Staaten besitzt, besteht aus Ländereien, die die europäischen Nationen an sie abtreten.

Kurze Zeit nach der Begründung des Bündnisses entschied der Congreß, daß ein Theil der öffentlichen Ländereien für die Vertheidiger des Vaterlandes im Unabhängigkeitskriege erhalten und das übrige zur Tilgung der Schulden der Republik verkauft werde.

Ehe diese Ländereien nun zum Verkauf kamen, wurden sie in Cantone und Sectionen getheilt. Die Theilungslinien sind soviel als möglich nach den Hauptpunkten gezogen und scheiden sich im Rechteck. Der sechsunddreißigste Theil der öffentlichen Ländereien ist für immer zur Erhaltung der Schulen zurückbehalten worden; sieben Cantone dienen zur Unterhaltung der Universitäten.

Mehrere Millionen Morgen werden jedes Jahr unter den Hammer gebracht.

Der Titel, unter welchem das Eigenthumsrecht zuerkannt wird, ist höchst einfach; er besteht nämlich in einem Pergamentblatt, das den Tag des Ankaufs, die Lage des Landes, und den Namen des Käufers enthält. Dieses Document, das von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten und dem Vorstand des Bureaus der öffentlichen Ländereien unterzeichnet ist, wird dem neuen Besitzer ohne Kosten ausgeliefert und kann von ihm ohne Formalität an jede andere Person abgetreten werden.

Die größte Zahl der Colonisten geht aus der Mittelklasse der Vereinigten Staaten hervor; diese dringen immer mehr in das Innere vor und gestalten die Oberfläche des amerikanischen Continentes unmerklich zu einem ganz neuen Lande um.

Wenn ein Farmer der alten Staaten sich ausdehnen will, so berath er sich mit seiner Frau, und hat er ihre Zustimmung, so sucht er sich in den neuen Gegenden des Westens ein großes Besitzthum, das er sich mit geringen Kosten erwirbt. Er prüft die Karten, welche auf dem Bureau der öffentlichen Ländereien aufgelegt sind, befragt die Reisenden, begnügt sich jedoch nicht mit den eingezogenen Erkundigungen, sondern sucht sich selbst Einsicht von dem Ganzen zu verschaffen. Er nimmt einen der Jäger, welche an den Grenzen sehr zahlreich sind, zum Führer, und durchzieht mit ihm die ungeheuren Wälder, bis er das Besitzthum erreicht hat, das er zu kaufen beabsichtigt. Er beurtheilt die Eigenschaften des Bodens nach der Natur seiner Produkte; er untersucht die Quellen, die Fruchtigkeit der Erde und ihre verschiedenen Lagen; notirt sich die Richtung der Bäche und Flüsse, die Zahl der Wasserfälle, an denen Mühlen zu errichten sind u. s. w. Nachdem er Alles reiflich erwogen, kehrt er zurück, macht den Beamten des Bureaus der öffentlichen Ländereien seine Vorschläge und bezahlt den einen Theil des Preises in Baaren, der andere bleibt auf dem Gut als Hypothek; dann macht sich der industriöse Colonist noch ohne seine Familie, nur von einigen Dienern begleitet auf den Weg. Seine erste Sorge ist nun einen bequemen Platz zur Erbauung einer

Digitized by Google

Hütte aus Rinde zu finden und ein kleines Stück Land anzubauen. Ist ein hinreichender Raum urbar gemacht und ausgesäet, so umgibt er ihn mit den Baumstämmen, die beim Urbarmachen niedergehauen werden mußten. Denn eine Umzäunung ist nothwendig, um die Ernte vor den Angriffen der wilden Thiere zu schützen. Diese Zäune, welche aus langen Balken bestehen, geben dem cultivirten Lande Amerikas eine eigenthümliche Physiognomie. Der Sommer zieht dahin, und während der ganzen Zeit hat der muthige Anbauer nichts gesehen, als einige amerikanische Jäger mit ihrem Carabiner oder einige Wilde. Bei der ersten Herbstkühle kehrt der Kolonist in den Schooß seiner Familie zurück. Am traulichen Heerde erzählt er seiner Frau, seinen Kindern von seinen Arbeiten. Der Frühling kommt und nun begibt sich die ganze Familie auf den Weg. Zwei bis drei bedeckte Wagen enthalten die für dieses neue Leben nöthigen Gegenstände: Betten, Werkzeuge, Mundvorräthe. Die Erwartung erhält die Geister während der Reise rege; hat man sich aber in der Hütte eingerichtet, in der man während so langer Zeit von allen gesellschaftlichen Bezügnissen abgeschnitten leben soll, sieht man nichts um sich, als den hohen Saum der Wälder, das trockene, kaum urbar gemachte Land, die ewige und stille Einsamkeit, so gehört ein großer Muth dazu, um den Schritt nicht zu bereuen. Von dem Augenblick der Ankunft, bis zu der Zeit, da die Prairien grünen, die Obstbäume mit Früchten bedeckt sind, und das Feld von den Klötzen der abgehaueneu Bäume gereinigt ist, — wie

Eine amerikanische Farm im Staate Ohio.

viel Entbehrungen, wie viel Mühen! Wie soll man die Kleider, die Werkzeuge aller Art erneuern? Die ersten Erndten reichen kaum für die Bedürfnisse der Familie aus, und selbst, wenn sie mehr als sie nothwendig hat, einheimsen würde, versagte ihr der Mangel an Wegen, Nutzen daraus zu ziehen. Die Noth macht industriös; während der langen Winterabende, wenn das Holz im Kamin brennt und der Wind um das Haus stürmt, repairirt der Colonist, welcher Leder mit sich gebracht, die Schuhe seiner Familie, das Geschirr seiner Pferde und das Holz an seinen Wagen. Seine Frau webt grobe Stoffe. Die Kinder flechten Körbe, die statt der Koffer und Kästen dienen, welche man nicht mit sich nehmen konnte. Am schwierigsten wird die Verfertigung der Fässer, doch weiß sich auch hier der Colonist zu helfen. So oft er im Walde einen jener hohlen Bäume findet, die den Eichhörnchen im Winter als Zufluchtsort dienen, macht er sich ein Kennzeichen; hat er einmal übrige Zeit, so haut er ihn nieder, zersägt ihn, polirt ihn innen aus und erhält auf diese Weise eine Art von Faß, das die Natur selbst gebildet hat. Auf diese Art ist jeder amerikanische Anbauer ein neuer Robinson Crusoe; glücklicher jedoch als

Digitized by Google

jener arme Schiffbrüchige arbeitet er nicht für sich allein; seine Frau und seine Kinder halten seinen Muth aufrecht und ihr Glück belohnt ihn für seine Mühen.

Der Thurm der Winde in Athen.

Der Thurm der Winde ist ein kleines Gebäude von weißem Marmor in achteckiger Form, unfern der Citadelle von Athen. Auf jeder der acht Seiten ist am obern Ende eine Figur ausgebauen, welche einen der Winde repräsentirt. Vitruv und Varro theilen den Namen des Architekten mit, der dies eigenthümliche Monument errichtet hat: er heißt Andronicus Cyrrhestes.

Der Winde, sagt Vitruv, sind nach Einigen nur vier, nämlich Solanus (Ost), Auster (Süd), Favonius (West) und Septentrio (Nord). Genauere Forschungen haben jedoch herausgestellt, daß ihrer acht existiren und auch Andronicus Cyrrhestes, der zu diesem Ende einen marmornen Thurm baute, hat die Form des Achtecks gewählt; auf den Thurm, der in eine Spitze endigte, stellte er einen Triton von Bronce, der einen Stab in der Hand hält, mit dem er nach der entgegengesetzten Seite von der zeigt, von welcher der Wind herbläst.

Die acht Figuren sind in Relief ausgebauen, ihre Namen in großen Buchstaben daneben eingegraben; sie tragen überdieß die Attribute, die sie augenblicklich erkennen lassen. Apheliotes, der Ostwind, der einen sanften und fruchtbaren Regen bringt, ist mit den Zügen eines jungen Menschen dargestellt, dessen Haare auf allen Seiten herabwallen; er hält in seinen beiden Händen den Rand seines mit Früchten gefüllten Mantels. Notus, der Südwind, der heiß und feucht ist, leert ein Wassergefäß. Libs, der Südwestwind, der vom saronischen Golf herweht, ist mit der Hintertheilsverzierung eines Schiffes dargestellt, denn

Ansicht von Athen. Der Thurm der Winde.

er brachte die Galeeren nach dem Oceanus. Die andern Personifikationen sind alle in diesem Styl gehalten. Unter jedem Windbilde war eine Sonnenuhr und im Innern eine Wasseruhr angebracht, so daß man zu jeder Tageszeit und bei jedem Wetter sich über die Stunden unterrichten konnte.

Der Thurm der Winde in Athen ist das einzige antike Baudenkmal seiner Art und bietet aus diesem Grunde ein großes Interesse vom Standpunkte der Architektur, wie von dem der Meteorologie.

Zwei Thüren führten in das Gebäude, die eine unter der Figur des Kaikias oder Nordostwindes, die andere unter dem Argestes oder Nordwestwind. Die Griechen besaßen keine Sonnenuhren mit beweglichen Zeigern, die schon von Ferne die Veränderungen der Uhr angedeutet hätten. Die Athener mußten, um die Stunde zu erfahren, in den Thurm treten; man machte deßhalb, um den Besuch nicht zu hindern, zwei Thüren, von denen die eine in den Thurm, die andere hinausführte.

Die Thüre auf der nordöstlichen Seite ist verschwunden, man sieht nur noch die schönen Profile an der Mauer.

Das Innere des Thurms ist gleichfalls achteckig, wie das Aeußere; das Dach, das in vierundzwanzig Felder getheilt ist, ruht auf einem Architrav. In diesem Dache hat der Architekt acht kleine Oeffnungen angebracht, welche, wie man annimmt, den Wind, der während der Nacht blies, hereinlassen sollten, um danach die Richtung erkennen zu können, wenn die Dunkelheit den Tritonen zu beobachten nicht gestattete; wahrscheinlich sollten sie jedoch

nur einen Luftdurchzug zur Erfrischung der von der Menschenmasse geschwängerten Atmosphäre veranlassen.

Der Thurm der Winde vereinigt in seinem Ensemble Eleganz und Solidität, zwei Eigenschaften, die für ein ökonomisches Gebäude das erste Erforderniß sind. Der Styl der Sculpturen ist männlich; die Ausführung schön, obwohl nicht zu fein. Einzelne Theile des Baues haben ungemein schöne Proportionen: so die Vorhalle, einer der Thürme und alle Theile des Daches. Die kleine dorische Ordnung, welche das Innere krönt, ist in einem Style gehalten, der sich den schönsten Epochen der griechischen Kunst nähert. An andern Theilen gewahrt man aber auch schon die Zeit des Verfalls. Doch auch ohne dieß würde man die Erbauung des Thurmes nicht in die Zeiten des Perikles setzen dürfen, da die Griechen in den Wissenschaften, die mit der Geometrie zusammenhängen, damals noch nicht so bewandert waren, um schon vollkommene Sonnenuhren zu machen, wie wir sie an dem Thurm der Winde zu Athen finden. Er muß deßhalb weit späteren Datums sein.

Der Eisenkopf.

Erzählung von Ludwig Rellstab.

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

Kehre um!

„Was hast du denn, Vater! die Augen leuchten dir ja ordentlich?“ rief Frau Martens ihrem Manne, dem Pachter, entgegen, der eben von der großen Treibjagd, zu der er die sämmtlichen Treiber gestellt hatte, zurückkehrte.

„Du wirst dich auch freuen, Justine,“ antwortete er, „denn es bringt uns Ehre. Denke dir, der Robert, der Teufelsjunge, er hat dem fremden Prinzen, dem Gast des Herzogs, das Leben gerettet!“

„Der Robert? — Ist's möglich? — Und wie denn? Erzähle doch!“ rief die Frau.

„Sie hatten einen Keiler getrieben, — der Herr wollte ihn abfangen, das Jagdmesser glitt ab: das wüthende Thier warf sich über ihn, — das sieht der Robert, der Gewehre nachtrug, und ohne sich zu besinnen, nimmt er die geladene Kugelbüchse, wirft die andern weg, legt an, und Paff liegt das Thier da, gerade zwischen die Blätter in die Brust geschossen!“

„Das war ein Glückschuß!“ rief die Pachterin.

„Ein Teufelsschuß war es auch, verdammt gefährlich,“ erwiederte der Pachter; „denke dir, der Prinz und der Keiler im Kampf — kein Oberbüchsenmeister hätte besser treffen können! und doch hatte der Keiler noch nicht genug, sondern nachdem er sich zweimal überwälzt hat, ist er wieder auf den Füßen und geht abermals auf den Prinzen los, der sich noch nicht hat aufraffen können. Aber Robert, dreist wie der Teufel, war schon, sowie der Schuß heraus war, im vollen Sprunge heran; er rafft das Fangmesser, das der gnädige Herr verloren hat, vom Boden auf und gibt der Bestie den Rest! Aber ich sage dir, es war auch ein allgemeiner Jubel, und Jäger und Herrschaften kamen heran und schüttelten dem braven Burschen die Hand, und der Prinz — ich kann immer den Namen nicht behalten — der sich unterdeß auch wieder aufgerafft und von dem Schreck erholt hatte, zog gleich die volle Börse heraus und drückt sie dem Robert in die Hand. Der weigert sich brav — das sei ja bloße Jägerpflicht — aber der Prinz sagte: „Ich kaufe mich damit nicht los, ich bleibe doch dein Schuldner, mein wackerer Bursche!“

„Ja, es ist ein braver Junge,“ fiel Frau Justine ein und wischte sich die Augen. „Wenn er nur nicht so ein wilder Trotzkopf wäre!“

„Was für ein Geschwätz, Justine! Eine Nachtmütze wäre auch nicht so entschlossen gewesen, — man muß ihm etwas zu Gute halten!“

„Nun, ich weiß wohl mit ihm fertig zu werden, aber Ihr seid doch auch oft hart mit einander gewesen,“ sprach die Frau, sich halb entschuldigend.

„Ja, zuweilen, wenn er's gar zu arg machte; im Herzen war ich ihm doch immer gut. — Aber da kommt er!“

Robert, ein junger Bursch zwischen fünfzehn und sechzehn Jahren, kam eiligen Schrittes aus dem Walde, dessen Saum bis an die Meierei reichte.

„Nun, Junge! brav, Junge!“ rief ihm der Pachter zu. „Du hast dich wacker benommen! Das bringt dir und uns Ehre, — und ich denke auch Glück!“

Robert war indeß hereingekommen. Seine dunkeln Augen leuchteten freudig aus dem sonnverbrannten Gesicht; er reichte dem Pachter und der Pachterin die Hände dar und sprach dann bastig, im Ton aufwallender Freude: „Ja, ich denke, es soll mir Glück bringen! Unser Herr Herzog hat mich rufen lassen; er fragte mich, ob ich Lust hätte, die Jägerei gründlich zu erlernen, — kurz und gut, er hat mich in Dienst genommen, ich soll noch heute mit! — Ich gehe, Vater Martens, aber glaubt mir, es wird mir schwer. — Ihr habt so viel Gutes an mir gethan in Jahresfrist, daß ich's Euch in allen Jahren meines Lebens nicht lohnen kann!“

„Ei was,“ rief der Pachter, „du bist ein braver Junge gewesen, und hast auch tüchtig gearbeitet!“

„Frau Justine — Ihr waret immer so freundlich zu mir!“ sagte Robert, und seine Augen glänzten feucht. Den Trotz seiner Züge durchschimmerte ein sanftes Licht der Liebe und Dankbarkeit. — „Aber ich werde es auch nie vergessen, — und ich komme auf Besuch zu euch.“ —

Justine wischte sich mit der Schürze die Augen.

„Und nun,“ sprach Robert, „Ihr müßt mir's nicht übel deuten — ich bin mit einem male reich — diese ganze Börse hat mir der Prinz geschenkt — Ihr habt mir vorgestreckt — mich ganz neu ausgestattet, als ich in Lumpen zu euch kam.“ —

„Ist ja längst abverdient,“ rief der Pachter.

„Nein, nein! ich habe nicht die Kost abverdient — wir theilen Vater Martens, — ich weiß ja doch, daß Ihrs nicht übrig habt.“ —

„Nichts da, Junge,“ antwortete der Pachter.

„Es muß sein,“ drängte Robert etwas heftig.

„Muß? Muß? Wer will mir befehlen in meinem Hause! Trotzkopf, mach nicht, daß wir uns im letzten Augenblick erzürnen,“ erwiederte der Pachter aufwallend.

„Ich will lieber im Zorn von euch geben, als undankbar,“ rief Robert.

„Du sollst geben, wie ich's haben will — Junge. Damit basta! Sonst soll dich — “

„Ihr wollt mir drohen?“ rief Robert stolz, und sein schönes trotziges Gesicht glühte in zorniger Röthe. „Wie ich mich vor Drohungen fürchte, das wißt Ihr! Und wenn Ihr nicht thun wollt, was recht und billig ist, und theilen, so mag ich gar nichts.“ Und mit einem kräftigen Wurf lag

Digitized by Google

die Börse vor dem Pachter auf dem Boden, und Robert wandte sich unwillig ab, als wolle er gehn!

Der Pachter, dem das Blut auch leicht aufwallte, fuhr heftig auf. „So soll dich ja doch — — —“

Allein Frau Justine schnitt ihm das Wort ab, und sprach begütigend. „Darum wollt Ihr Euch entzweien? Wo Ihr es Beide so gut meint? — Robert! du kannst ja nicht im Zorn gehn! Komm, sieh mich an. Gieb mir die Hand!“

„Von ganzer Seele,“ rief Robert, „aber Ihr müßt auch meine Gabe nicht verachten!“

„Wer verachtet sie denn, trotziger Junge,“ sprach der Pachter. „Verachtet man denn alles, was man nicht annehmen will? Hast du dich doch gegen den fremden Prinzen auch geweigert! —“

„Nun, laßts gut sein!“ sprach Justine. „Robert meint es gut wie ein Sohn zu uns! Er weiß, daß wir unser Stückchen Brod sauer verdienen. Wir haben ihn dennoch aufgenommen, da er, halb nackt, halb verhungert an unserer Thür pochte, und er ist ein Jahr lang bei uns gewesen. Wir haben ihm Wäsche und Kleidung gegeben, und er hat an unserm Tisch gegessen; wir waren ihm hülfreich, willst du ihm die Freude nicht gönnen, daß er auch uns hülfreich wird? — Er weiß, daß du es brauchst Vater Martens! du hast noch gestern in seiner Gegenwart mit einem Seufzer gesagt, hätte ich nur fünfzig Thaler, so könnte ich jetzt eine holländische Kuh billig kaufen, und meine gefallene wäre mehr als ersetzt!“ —

„Ich sagte es aber nicht, daß er mir das Geld geben sollte!“

„Das konnte er auch gestern nicht!“

„Weiß ichs denn ob ichs heut kann?“ sprach nun auch Robert, ruhiger geworden, dazwischen; „ich habe nicht gezählt, was in der Börse ist. Aber sei es so wenig, oder so viel es wolle, ich muß mit Euch theilen!“

„In Gottes Namen denn; Mutter Justine, theile das Geld!“ Er hob die Börse auf und reichte sie ihr.

„Herr Gott — das ist ja lauter Gold!“ rief sie, staunend.

„Ich dachte mir's wohl,“ fiel der Pachter ein, „der fremde Prinz wird ja doch kein Knauser sein, als ein Ehrengast unseres Herrn Herzogs!“

Und vielleicht die Hälfte betrug mehr, als zur Beschaffung der holländischen Kuh nöthig war. —

Der Friede war hergestellt. Aller Augen glänzten vor Freude. Robert ging hierauf in seine Kammer, schnürte sein Bündelchen, umarmte seine braven, lieben Pfleger, und eilte fort, nach dem Jagdschloß Fichtenburg im Walde, um sich, wie der Herzog, der Landesherr, bestimmt hatte, sogleich beim Jägermeister zu melden. —

„Ein braver Junge, der Robert,“ sprach der Pachter, indem er ihm mit der Hand über den Augen nachschaute; „aber er wird mit seinem harten Kopf noch gegen die Mauer rennen! — Gott schütze ihn vor Unglück!“ —

„Er hat aber doch ein so gutes Herz, und ist wie um den Finger zu wickeln mit einem sanften Wort,“ bemerkte Frau Justine darauf. —

„Wohl wahr! Aber in der Welt draußen werden selten sanfte Worte gegeben. Ich bleibe dabei, Gott schütze ihn vor Unglück.“ — So sprach der Pachter und sah ihm nach, bis er im Walde verschwunden war.

Robert meldete sich beim Jägermeister von Westenberg, einem freundlichen Mann.

„Dir steht ein großes Glück bevor, mein lieber Sohn,“ redete dieser ihn an, „aber du hast es auch verdient, durch deine wackre That. Der Herr Herzog hats bestimmt, daß du mit nach der Residenz sollst, und will dich die praktische Jägerei auf einer der Försterein in der Nähe derselben erlernen lassen. Seine Hoheit der Prinz hat die Wohlthat noch erhöht, und eine Summe für deine fernere Existenz angewiesen; du sollst, wenn du fleißig und geschickt bist, auf die Forstakademie, daß du einmal eine höhere Forstbedienung erhalten kannst.“ Roberts Blut wallte vor Freude.

„Ich muß aber deinen Namen eintragen, mein Sohn,“ fuhr der Jägermeister fort, „und dein Alter wissen; hast du deinen Taufschein bei dir?“

Robert schwieg; er wurde roth, zitterte, endlich antwortete er leise: „Nein, Herr Jägermeister! Ich habe keinen Taufschein.“

„Wo bist du denn her? Leben deine Eltern noch, so müssen wir an sie schreiben, sonst an den Pfarrer des Orts, wo du getauft bist. Das wirst du doch wissen!

Robert brach plötzlich in ein lautes Weinen aus.

„Was ist dir? Sind deine Eltern todt?“ fragte ihn theilnehmend der Jägermeister, dem der schöne, so stolz aussehende, so muthige und doch so weiche Knabe warmen Antheil einflößte.

„Nein — es muß vom Herzen!“ rief Robert endlich „ich kann's nicht länger ertragen! Ich heiße nicht Robert! Ich heiße Karl — Karl Stein, bin der Sohn des Försters Stein, auf Forsthaus Oberwald, und meinen Eltern vor drei Jahren entlaufen!“

„Des Förster Stein!“ rief der Jägermeister staunend, und sprang auf, „so ist .....“ doch er unterbrach sich und sagte nach einigen Augenblicken: „Ich habe davon gehört, wir hatten bald darauf eine große Jagd beim Forsthaus Oberwald. — Mein Sohn, du hast ein schweres Unrecht begangen, einen braven Vater verlassen.“ —

„Und meine Mutter, meine Mutter“ — rief Karl weinend aus, „ach meine Mutter hatte ich gar zu lieb!“

„Und du hast sie so kränken können — man glaubte dich verunglückt.“

„Ich habe der Mutter geschrieben, daß es mir wohl gehe, daß ich wieder kommen würde, wenn ich etwas Tüchtiges geworden wäre in der Welt!“ schluchzte Karl.

„Und drei Jahre hat deine gute Mutter sich um dich gekümmert und manche Nacht durchweint!“ sprach der Jägermeister sehr ernst.

„Ich will sie auf meinen Knieen um Verzeihung bitten!“ gelobte Karl.

„Und deinen wackern Vater?“

„Ach, er war gar zu streng und heftig mit mir!“ rief Karl aus. — „Aber ich will ihn auch versöhnen, ich will ihm abbitten und Gehorsam leisten.“

„Ist das dein ernstlicher Wille, mein Sohn,“ fragte der Jägermeister mit immer ernster werdendem Ton.

„So wahr mir Gott helfe!“ erwiederte Karl treuherzig und feierlich.

„Nun wohl denn; so will ich sehn, daß ich Eure Versöhnung zu Stande bringe; aber ich muß zuvor Alles dem Herzog melden. — Erwarte mich hier!“

(Fortsetzung folgt.)

Das Gummi elasticum.

Das Gummi elasticum oder Kautschuk ist der verdickte Saft mehrer unter einander sehr verschiedener Vegetabi-

Digitized by Google

lien: diejenigen, welche den meisten Stoff liefern, sind die Ficus elastica des Königreiches Nepal in Hindostan und die Heväa Guyanensis, ein Staudengewächs des südlichen Amerika. Die Ficus elastica wird auch in den großen Treibhäusern Europas wegen des Schmuckes ihrer großen Blätter cultivirt. Die Heväa Guyanensis, die ihrem Aufsehen nach ganz der Hoya bella unsrer warmen Häuser gleicht, bietet sonst nichts besonders bemerkenswerthes. In ihrem Vaterland erreicht sie eine colossale Höhe und Ausdehnung, wie die chinesische Glycine, wenn sie den Boden und die Temperatur findet, die für sie nöthig sind.

Man weiß, zu welchem verschiedenartigen Gebrauch die moderne Industrie das Gummi elasticum zu verwenden wußte, dessen technischer Name, Kautschuk, der Sprache der Eingeborenen Südamerikas entlehnt ist, welche die Europäer mit den werthvollen Eigenschaften dieses Handelsstoffes bekannt gemacht. Um eine Idee von der Rolle zu geben, welche diese Substanz bei den modernen Nationen spielt, genügt es, daran zu erinnern, daß man mit Gummi, welches in Spiritus oder in Terpentin aufgelöst worden, mittels der Hitze den gummirten Taffet bereitet, dessen wichtigste Verwendung die bei den Luftballonen ist. In neuerer Zeit scheint eine Substanz ähnlicher Gattung dem Gummi elasticum den Vorrang streitig zu machen, und in der Industrie eine wichtigere Rolle zu spielen bestimmt zu sein: wir meinen die Gutta Percha. Ueber den Ursprung dieses Stoffes herrscht noch große Ungewißheit: jedenfalls scheinen uns die meiste Beachtung die zu verdienen, welche behaupten, die Gutta Percha sei nur eine andre Art von dem aus Ficus elastica gewonnenen Kautschuk, nur vielleicht etwas anders präparirt.

Indien hat ganze Wälder von Ficus elastica.

Ueber die Gewinnung des Gummi elasticums aus der Heväa Guyanensis sind wir durchaus im Klaren: wir entnehmen eine Schilderung der Procedur den Papieren eines Doctor P., welcher längere Zeit in Brasilien gelebt.

Die Erndte des Gummi elasticum in Para.

„Ich kam einst spät Abends zu einem armen Colonisten in der Umgegend von Para, der mich zu seinem kranken Kinde hatte rufen lassen. Die Mutter saß vor der Thüre und war mit einer Arbeit beschäftigt, die sie bei meinem Erscheinen unterbrach. Da ich mich über die Dunkelheit beklagte, und Licht verlangte, sagte sie: „Sie sollen sogleich Licht erhalten.“ Um sich nun ein solches zu verschaffen, pflückte sie eine reife Baumwollenfrucht, aus welcher sie rasch einen Docht machte. Dann sammelte sie eine Hand voll Ricinus-Kerne am Fuß einer solchen Pflanze, die in ihrem Garten wuchs; die Kerne zerrieb sie zwischen zwei glatten Steinen, warf jene in einen Kessel mit Wasser, der auf dem Feuer kochte, schäumte das Oel mit einem hölzernen Löffel ab, goß es in ihre Lampe, machte den Docht zurecht und wir hatten Licht. Ueber den Gesundheitszustand ihres Kindes beruhigt, da der Anfall sehr leicht war, begab sie sich wieder an die Arbeit.

„Darf ich fragen,“ sagte ich, „was Ihr da macht?“

„Ich mache Gummi elasticum,“ erwiederte sie. „Den ganzen Tag ist mein Mann im Walde gewesen und hat die starken Stämme des Kautschuk gesucht, in die er Schnitte gemacht, damit sie ihren Saft ausströmen, von welchem er einen großen Vorrath nach Hause gebracht; nun ist es an mir, diesen Vorrath zu verarbeiten. Sehen Sie hier Formen von gebrannter Erde: mit der einen Hand tauche ich sie in die mit flüssigem Kautschuksaft gefüllte Kufe; mit der andern Hand halte ich sie in den Rauch, den ich mit einem Feuer von grünem Reisigholz mache; das verbrennt mir zwar die Finger ein wenig, aber ich bin schon daran gewöhnt. Das Gummi verdickt sich augenblicklich zu einer ganz kleinen Masse, auf welche ich einen zweiten Aufguß bringe und so fort; dann zerbreche ich die Form, und ich habe eine Flasche Kautschuk. Aehnliche Formen von Holz, deren sich die Schuhmacher bedienen, gestatten mir sogar, Schuhe von Gummi elasticum zu machen.“

Diese Schilderung zeigt, wie der Kautschuk gesammelt und bereitet wird. Der größte Theil von dem, welcher in Europa zum Verkauf kommt, erhielt seine Form von den Frauen der kleinen Colonien Brasiliens, oder den nicht sehr zahlreichen Wilden, welche die Wälder dieses ungeheuren Reiches bewohnen.

Redaction Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Zerbe von Lawton & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Der Königskuchen.

Nach Greuze.

Einfache Gemüther erinnern ſich nicht ohne Freude der Ruheſtunden, in denen ſich die Familie um einen Kuchen vereinigte, welcher die Geſchenke der Magier verſinnbildlichte. Der Großvater, der ſich ſonſt in die innerſten Gemächer zurückgezogen, erſchien an dieſem Tage wieder als der Gott des häuslichen Heerdes. Seine kleinen Kinder, die ſeit lange von nichts mehr träumten, als von dem nahen Feſte, umzingelten ſeine Kniee und machten ihn ſelbſt wieder jung. Auf allen Geſichtern leuchtete Freude, alle Herzen jauchzten vor Luſt; die Feſttafel war herrlich geſchmückt und jeder zog ein neues Kleid an. Beim Klang der Gläſer, unter lautem Jubel verlooste man die Königreiche, die weder Seufzer, noch Thränen koſteten; man ſchenkte ſich Scepter, die in der Hand des Trägers nichts wogen. Häufig fiel durch einen Betrug, der die Heiterkeit der Unterthanen vermehrte, das Glück auf ein Mädchen vom Orte. Die jungen Leute erröötheten, daß ſie ſich ihr unterwerfen mußten. Die Mütter lachten und der Großvater leerte ſein Glas auf das Wohl der neuen Königin... Dieſe Scenen wiederholten ſich in der ganzen Chriſtenheit, vom Pallaſte bis zur Hütte herab; auch der Geringſte fand Mittel, an dieſer allgemeinen Luſt Theil zu nehmen.

Dieſe Schilderung, die wir dem Geiſt des Chriſtenthums von Chateaubriand entnehmen, ſcheint wie für das Bild von Greuze geſchrieben zu ſeyn. Hier im Vordergrund der Großvater, der den Jüngſten der Familie das Loos ziehen läßt, rechts die Mutter und hinter dem Tiſche die beiden Mädchen und der junge Nachbar, der neugierig auf das Reſultat harrt, das ihm vielleicht neben einer vorübergehenden Herrſchaft das Recht verleiht, ſich eine Königin zu wählen.

Obgleich das Königskuchenfeſt nicht mehr allgemein gefeiert wird, ſo hat es ſich doch in den Dörfern und kleinen Städten der Provinzen erhalten, wo überhaupt die alten Gebräuche weniger der Mode zum Opfer fallen. An dieſem Jahresfeſt verſammelt ſich die ganze Familie, und ſchon deßhalb bleibt es ein ſchöner Gebrauch.

In verſchiedenen Gegenden wird ein Theil für die Abweſenden, die man liebt, mit großer Sorgfalt aufbewahrt. Ein Volksaberglaube ſagt, wenn ſich das Aufbewahrte friſch erhalte, ſo ſei für die Geſundheit deſſen, den man bedachte, nichts zu fürchten.

Auch für die Armen wird etwas zurückgelegt, und dieſe ſammeln es unter Abſingung von Liedern ein.

Auf der Bibliothek zu Cambridge bewahrt man ein Manuſcript, das eine Schilderung des Königsfeſtes enthält und dem wir eine Stelle zu entnehmen uns erlauben.

„Endlich erſcheint das ſchöne Feſt der heiligen drei Könige, die von einem Stern geleitet, aus Perſien kamen, um dem neugebornen Chriſtuskinde Geſchenke zu bringen.

„Da verſammelt ſich die Familie zum ſchönen Kreiſe und wählt aus ihrer Mitte einen König. Dieſer wählt

Digitized by Google

sich seine Minister. Dann beginnt das Fest, das mehrere Tage dauert, bis die Beutel leer und die Gläubiger vor der Thüre sind.

„Die Kinder folgen diesem Beispiele; auch sie erwählen einen König und feiern glänzende Bankette, seis mit gestohlenem Gelde, seis auf Kosten ihrer Eltern, um den Luxus und den Diebstahl zugleich kennen zu lernen.

„Das Haupt der Familie läßt nach seinen Vermögensumständen und der Zahl der Theilnehmenden einen größeren oder kleineren Kuchen aufstellen, in den man ein Stück Geld (oder eine Bohne — daher Bohnenkönigsfest) gebacken. Er zerschneidet den Kuchen in eben so viel Stücke, als Familienglieder um den Tisch sitzen, und gibt jedem das seine, doch behält er für das Jesuskind, für die Jungfrau und für die drei Könige je ein Stück zurück und gibt dieses dann in ihrem Namen den Armen. Der, auf den das Loos fällt, oder welcher das Geldstück oder die Bohne in seinem Kuchen findet, wird als König ausgerufen, darf sich einen Hofstaat wählen und erhält gewisse scherzhafte Huldigungen. Für diese Ehre muß er am nächsten Dreikönigstage ein kleines Fest geben, bei welchem die Königswahl von Neuem vor sich geht."

Jean Baptiste Greuze, dem wir das schöne Bild verdanken, gehört zu den ausgezeichnetsten französischen Genremalern des vorigen Jahrhunderts.

Die Geschichte des heiligen Gral.

(Schluß.)

Endlich erschien die Aufschrift: „Frimutel soll König des Grals sein und nach ihm soll sein Sohn Amfortas Gralkönig werden." — Zugleich war am Grabe zu lesen: „Schoaslan, die reine Magd des Herrn, ist würdig erfunden, den Gral mit ihren Händen anzufassen und zu tragen."

Darüber war die Freude groß; wenn sie nur nicht getrübt worden wäre durch einen Zusatz, der sich an der Aufschrift des Grales befand! — Es war da nämlich auch angedeutet, daß sowohl Frimutel als Amfortas am Leibe Schaden leiden würden beim Kampf für den Gral, weil sie bei diesem Kampfe einmal unreine Begierden aufkommen lassen würden.

Titurel war deßhalb sehr betrübt. Doch mußte er seinen Sohn Freimutel zum Gralkönig krönen.

Am Krönungstage wurde der Gral von den weißen, reinen Händen der Schoaslane getragen und auf den Tisch vor den neuen König hingestellt. Sie, die Reine, konnte den Gral tragen, den die ganze sündige Menschheit nicht zu bewegen im Stande ist!

Hundert Feuer von Aloë brannten im Saale; Reichthum war überall und Fülle der Speisen. Nach der Mahlzeit unterrichtete Titurel den Frimutel und dessen Sohn, Amfortas, in den Gesetzen und Regeln des Ordens für den Gral und sagte, daß von nun an jede Woche einmal der König den Templeisen diese Regeln verkünden müsse.

Frimutel war nicht lange König des Grals. Denn er entbrannte in fleischlicher Liebe für eine heidnische Königstochter und ließ sich beikommen, für sie eine Lanze zu brechen. Dabei wurde er verwundet und starb zum großen Leidwesen seines Vaters Titurel.

Nun wurde Amfortas, der Sohn Frimutels, nach der Weisung des Gral König. — Ihn versetzte Hoffart, Jugend, Reichthum und weltliche Macht in großes Leid. Wer kann sich auch frei sprechen von allen menschlichen Gebrechen?! — Im Uebermuthe ritt er einmal einen heidnischen Fürsten an, da gerade unreiner Sinn sich seiner bemächtigt hatte; durch seines Gegners Sporn wird er verwundet und kehrt fast todt nach Montsalvage zurück. Alle Kunst der Aerzte, die anhaltendsten Gebete und Opfer fruchteten nichts zu seiner Heilung. Des Heiden Speer war vergiftet. Sein Bruder Trevrazent ergab sich dem Einsiedlerthum, um durch beständige Gebete und fromme Uebungen den Bruder Amfortas von seinem Leid zu heilen. Allein vergebens!

Durch den Anblick des Grals konnte er nicht sterben, durch das Gift der Wunde konnte er nicht gesund werden. Nur eine Hoffnung war dem armen, leidenden Amfortas geworden. Es erschien nämlich einmal eine Aufschrift am Rande des Grals, die lautete also:

„Wenn ein Ritter, des Ortes unkundig, einmal kommen und fragen würde nach dem Wehe des Königs Amfortas, jedoch ohne daß ihn Jemand zur Frage aufforderte: so solle des Königs Schmerz und Kummer weichen. Und eben dieser Ritter solle dann auch König des Grals werden."

Ach wie hoffte und harrte Amfortas und mit ihm seine ganze Umgebung von Rittern und edlen Jungfrauen auf die Ankunft eines Ritters! Aber keiner wollte sich nahen.

Da erschien einmal ein junger Ritter, Namens Parzival. Er war der Sohn der Herzeleide, der Schwester des Königs Amfortas und des Gaumret, eines Prinzen von Anjou. Doch war dieser Jüngling ganz unerfahren und von eitlem Sinne.

Parzival sieht all' die Wunder des Grals und die Leiden seines Königs und fragt mit keiner Silbe darnach. Ach, wie schmerzlich war dieß für Amfortas: wie tief betrübt waren darüber seine Ritter und Edelfrauen.

Erst nach mehrjährigen Irrfahrten kam Parzival wieder nach Montsalvage. Da fragte er nach der Ursache des Leidens, in dem Amfortas lag, und nach den Wundern des Grals, und Amfortas wurde gesund. Doch weil er sich früher versündigt hatte, so mußte auch er sterben und Parzival wurde nun König des Grals.

Nachdem er lange Zeit treuen Hüterdienst am Grale geübt hatte, mußte er zu seinem Leidwesen wahrnehmen, daß im ganzen Abendlande Niemand mehr für würdig erkannt werden konnte, König des Grals zu werden. Parzival erfuhr von einem Priesterkönig im tiefen Morgenlande, Namens Johannes, der ein eben so mächtiger als frommer Mann sein sollte. Er machte sich auf mit dem Gral und allen Templeisen, um den Priesterkönig Johannes im Morgenlande aufzusuchen. Nach langer, mühsamer Fahrt, durch schreckliche Abenteuer, unter tausendfacher Noth und Gefahr zu Wasser und zu Lande, woraus sie vom Gral wunderbar gerettet wurden, kamen die Templeisen endlich in das Land des Priesterkönigs Johannes. Parzival überzeugte sich bald, daß er da den Mann gefunden habe, der König des Grals werden könnte. Denn an Macht und an Frömmigkeit war nirgends seines Gleichen zu finden. Wirklich wurde auch die Aufschrift am Grale bemerkt, daß Johannes König des Grals werden solle. Parzival machte ihn nun bekannt mit seinem heiligen Berufe und Johannes unterzog sich demselben mit aller Bereitwilligkeit und Demuth. In einer darauf fol-

Digitized by Google

genden Nacht wurde der ganze wunderschöne Graltempel von Salvaterre nach dem Morgenland durch die Kraft des Grals versetzt und noch zehn Jahre lang war Parzival König, da starb er, weil er sich früher ebenfalls versündigt hatte. Johannes und seine Nachkommen blieben nun Könige des Grals. Aber unbekannt und unentdeckt ist bis zur Stunde der Ort, wo der Gral sich befindet, wo das Land der Gralkönige ist. Schon viele Helden des Abendlandes haben sich aufgemacht, Land und Tempel des Grals zu suchen, aber keiner gelangte hin.

Daß mit dem Gral bildlich, sinnlich, dichterisch das heilige Blut Jesu Christi, die Sündenvergebung durch Christum, ja Christus selbst dargestellt wird, haben meine Leser ohne Zweifel schon längst gemerkt.

Dem Nachdenken der Einzelnen kann es überlassen bleiben, die besondern Bilder, Beziehungen und Deutungen auf die christliche Heilslehre von der Erlösung durch Christum in der Gralsage aufzusuchen.

Jedenfalls drückt sich darin ein Geist aus, der tief ergriffen ist von der Liebe Christi und dem es ein köstlich, theuer und werthes Wort ist, daß Jesus Christus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen.

Wahrlich, ein frommer, gläubiger, christlicher Sinn und Geist gibt sich uns kund in der Sage vom Gral, und sie ist ein schönes Zeugniß für jene Völker und die Jahrhunderte, in welchen die Sage sich bildete. — Und daß die größten, bedeutendsten Dichter unsers deutschen Volkes im zwölften und dreizehnten Jahrhundert mit so großer Liebe diesen Gegenstand in ihren Werken behandelten, ist ein Beweis davon, wie auch diese Dichter im Glauben an das Evangelium und in der Liebe Jesu Christi lebten.

Doch ist in den Gedichten, welche den Gral und das geistliche Ritterthum der Templeisen besingen, gewöhnlich noch eine andere Sage mit behandelt, die das weltliche Ritterthum in seinem höchsten Glanze darstellt. Und mit dieser Sage will ich meine Leser auch noch bekannt machen.

Die Sage vom König Artus und der Tafelrunde.

Vor langer, langer Zeit lebte in England ein mächtiger König, Namens Uterpandragon. Dieser bekam von seiner Gemahlin Ingerne einen Sohn und nannte ihn Artus oder Arthur. Zur selben Zeit lebte in England als Rathgeber des Königs ein gewaltiger Zauberer, Namens Merlin, welcher den jungen Arthur aufzog, ihn mancherlei Künste lehrte und auch in allen Rittertugenden wohl unterrichtete. Als der Knabe Artus zum Jünglinge herangewachsen war, fielen gerade die Sachsen in England ein und suchten die bisherigen Bewohner, die Kelten, daraus zu verdrängen. In dem Kampfe gegen die Sachsen that Artus Wunder der Tapferkeit, so daß sein Ruhm über die ganze Erde sich ausbreitete. Von allen Ländern her kamen deßhalb Ritter nach England, um unter Artus Ritterkraft zu sehen und Rittertugend zu lernen.

Um diese Zeit wurde seine Mutter von dem bösen Zauberer Klinthor entführt. Artus zog aus, sie aufzusuchen und fand sie erst nach drei Jahren in einem Schlosse Italiens von gräulichen Ungethümen durch Zauber festgehalten. Daraus befreiete er sie unter gefährlichen Kämpfen. Nun kam er selbst zur Regierung. Auf Anrathen Merlins errichtete er einen Ritterorden, — die Tafelrunde genannt, — und zu Kanelleon in Wales hielt er Hof, nachdem er sich mit der schönen Ginevra verheirathet hatte. — Hier war er stets umgeben von einem glänzenden Hofstaat vieler hundert Ritter und Edelfrauen. Doch aus allen diesen Rittern waren zwölf, — die tapfersten und tugendhaftesten, — ausgewählt, welche jederzeit um eine runde Tafel herfaßen, zum Zeichen, daß keiner einen Vorzug vor dem andern habe. Eine größere Ehre konnte kein Ritter erreichen, als die, zu König Artus Hofstaat zu gehören. Und vollends unter den Zwölfen der Tafelrunde ſitzen zu dürfen, war der höchste Ritterruhm. Ritterlicher Zucht und Tugend mußten ſich alle Ritter befleißen, die zu ſeinem Hofſtaat gezählt werden wollten und die größte Tapferkeit in Kriegen wie in Turnieren mußten ſie beweiſen; die feinſte Sitte gegen Frauen beobachten und die ſchwachen und verfolgten Unſchuldigen ſchützen. Der Hofſtaat Arthurs hieß ſeine „Maſſeine.“ —

Wer von Arthurs Maſſeine wegen Mangel an feiner Sitte und ritterlicher Tapferkeit ausgeſchloſſen wurde, den hatte dadurch die größte Schmach betroffen. Die Ritter vom Hofſtaate des Artus zogen in alle Gegenden und Länder aus, um Abenteuer aufzuſuchen. Wo ſie eine edle Frau trafen, die verfolgt oder von einem Feinde bedrängt war, für die zogen ſie ihr Schwert und brachen Lanzen. Wo ſie einen Ritter oder Fürſten trafen, der unrechte Gewalt übte und Stolz und Hochmuth merken ließ, den demüthigten ſie; wo ſie von Verzauberten hörten, dahin zogen ſie, um die Drachen, Rieſen oder Zwerge zu bändigen, welche den Zauber übten.

Nicht ſelten zog König Artus mit allen den Rittern und Frauen, die an ſeinem Hofe lebten, aus, um große, glänzende Feſte in einer ſchönen Gegend z. B. im Walde von Berzellan in der Bretagne — zu geben und fremde Könige mit ihren Helden zu Wettkämpfen einzuladen. Da gab es dann große Pracht und Herrlichkeit und an Gold, Edelſteinen, köſtlichen Speiſen und Getränken, Blüthen und Blumen war kein Mangel.

Wir ſehen, daß hier ein weltliches Ritterthum dargeſtellt iſt, während die Templeiſen, die Ritter des heiligen Grals, die ihren Arm dem Dienſte Chriſti weihten, ein geiſtliches Ritterthum übten. Doch kamen die Ritter der Tafelrunde nicht ſelten mit den Templeiſen zuſammen, ihre Kraft an einander zu erproben. Endlich zog König Artus mit ſeiner Maſſeine aus, um Dänemark, Norwegen und Frankreich zu erobern, die Rieſen in Spanien zu erſchlagen und dann nach Rom zu ziehen. Kaum aber war er da angekommen, ſo erfuhr er, daß ſein Stiefſohn Mordred und ſeine Gemahlin Verrath gegen ihn angezettelt hatten, weil er ſeinen Neffen Gawain zu ſeinem Nachfolger beſtimmt. Mordred verſammelte alle einheimiſchen und fremden Ritter, die je vom Hofſtaate des Artus weggewieſen worden waren, und brachte ſo ein ſtarkes ergrimmtes Heer gegen Artus zuſammen.

Es kam zu einer großen Schlacht, in der alle Helden fielen und ſelbſt Artus und Mordred.

Doch in Gedichten lebt Artus und ſeine Tafelrunde noch fort und alle die beſten Helden z. B. Parcival, Lohengrin, Triſtan, Iwein, Erek, Gawain, Wigaloiſ, Wigamur, Gauriel und Lanzelot fanden ihre Sänger, die ſie und ihre Thaten feierten. K. Wild.

Engliſche Inſeln des Canals.

Im Canale befindet ſich zwiſchen dem Cap de la Hougue in der Normandie und dem Cap Frebelle in der

Digitized by Google

Bretagne eine Inſelgruppe, die ihrer geographiſchen Lage nach zu Frankreich gehört, aber ſeit dem zwölften Jahrhundert im Beſitze der Engländer iſt. Unter dieſen Inſeln verdienen nur drei den Namen Inſeln: Jerſey, Guernesey und Aurigny oder Alderney zwiſchen dem Cap und Guernesey. Weſtlich von Guernesey liegen noch drei kleine Inſeln: Sark, Herm und Jethor.

Alle dieſe Inſeln hängen in geiſtlichen Angelegenheiten von dem Bisthum Wincheſter in England ab.

Jerſey, das Cesarea in dem Reiſewerke des Antoninus, taucht in die Bucht des Berges Saint Michel. „Es iſt ein Stück unſerer Urgeſchichte," ſagt Chateaubriand. „Die Heiligen, welche von Hibernien (Irland) kamen, ließen ſich zuerſt in Jerſey nieder."

Der heilige Helier, ein Einſiedler, der der Hauptſtadt dieſer Inſel den Namen gab, wurde von den Vandalen getödtet.

Wenn man den Localgeſchichtſchreibern trauen darf, ſo wurde die Gruppe der Canalinſeln von einem der merovingiſchen Könige, vielleicht von Childebert I., dem heiligen Samſon und dem heiligen Maglorius, Abt und Biſchof in der Bretagne, geſchenkt.

Später riſſen ſie ſich von dem Herzogthum der Normandie los und erhoben zu ihrem Souverän den König von Frankreich. Philipp Auguſt zitirte (30 Mai 1203) Johann ohne Land, König von England und Herzog der Normandie, der mit eigner Hand ſeinen Neffen Arthur ermordet hatte, vor den Hof der Barone: dieſer erklärte

Der Hafen von St. Helier auf der Inſel Jerſey.

den König von Frankreich des Verwandtenmordes ſchuldig und confiscirte alle ſeine Länder und Grafſchaften zu Gunſten des Königs von Frankreich. Dieſe Confiscation wurde auf dem Continente leicht bewerkſtelligt: aber der normanniſche Archipel ſchloß ſich dem Glücke des Mörders an und weigerte ſich, in den großen Verband einzutreten. Seit dieſer Zeit gehören dieſe Inſeln zur engliſchen Krone.

Die franzöſiſche Sprache, oder vielmehr eine aus dem engliſchen und normanniſchen Patois gemiſchter Dialect, bildet die Grundſprache der Inſeln des Canals.

Die Geſellſchaft ſelbſt iſt in ihrem ganzen Weſen engliſch. An der Spitze ſtehen die Ritter (Squires), die man auch in Guernesey die Sechzig nennt, dann kommen die Gentlemen, oder die Vierzig, dann die Sirs, zuletzt die Bauern, die man die Maſters heißt.

Man findet hier, wie in England, dieſelbe Vorliebe für Fleiſch und geiſtige Getränke. Man findet die tauſenderlei Seiten des Anglicanismus. Die Achtung vor den Gewohnheiten und den Feudalgebräuchen hat ſich in Jerſey und Guernesey ſo ſtreng erhalten, als in den engliſchen Grafſchaften. Nur in der Hauptſtadt von Guernesey erkennt man das Vorrecht der älteſten Söhne nicht an.

Im übrigen ſind die normanniſchen Inſeln, welche nicht wie Irland und Schottland, durch Eroberung an Englands Krone kamen, mehr die Verbündeten, als die Untergebenen Großbritanniens. Sie regieren ſich ſelbſt und vertheidigen ſich ſelbſt. Die einzigen Repräſentanten der Centralgewalt auf den Inſeln ſind der militäriſche Gouverneur, der Landrichter und der königliche Procurator und ehe die Geſetze des brittiſchen Parlaments Geltung auf den Inſeln bekommen, müſſen ſie vorher die Sanction der Nationalverſammlung haben.

Digitized by Google

Der Landrichter ist gewöhnlich Eingeborner und geht aus der Mitte der Beamten hervor. Er präsidirt seltsamer Weise dem Gesetzgeber- und Richtercollegium.

In Guernesey wählt jede Gemeinde (es existiren 10) hundertachtzig Municipalofficiere. Jede Gemeinde hat wenigstens zwei Constabler, welche von den Höchstbesteuerten gewählt werden. Die Ersteren sind auf Lebenszeit, die Letzteren auf zwei Jahre gewählt. Alle diese obrigkeitlichen Personen zusammen bilden einen Körper von 222 Mitgliedern — den sogenannten Wahlkörper; diese regieren den Staat.

Die bald republikanische Verfassung gestattete auch den Einwohnern von Jersey und Guernesey, alle politischen und religiösen Exilirten mit großer Gastfreundschaft aufzunehmen.

Chateaubriand war 1793 in Jersey. Nach einer schweren Blatternkrankheit erholte er sich wieder in dem guten Clima der Insel. Er sagt in seinen Memoiren: „Die Insel ist fruchtbar; sie hat zwei Städte und zwölf Pfarrgemeinden. Landhäuser und Heerden verleihen ihr ein freundliches Aussehen. Der Wind des Oceans, der hier seine Rauheit zu verläugnen scheint, gibt Jersey ausgezeichneten Honig, Rahm von außerordentlicher Lieblichkeit und eine tiefgelbe Butter mit Veilchengeschmack. Bernardin de St. Pierre nimmt an, der Apfelbaum sei aus Jersey zu uns gekommen, allein er täuscht sich: wir haben Apfel und Birne von Griechenland, wie wir die Pfirsche Persien, die Citrone Medien, die Pflaume Syrien, die Kirsche Cerasunt, die Castanie Castana, die Quitte Cydon, und die Granate Cypern verdanken.

St. Pierre auf der Insel Guernesey.

„Es machte mir großes Vergnügen, in den ersten Maitagen auszugehen. Der Frühling behält auf Jersey seine ganze Jugend; er konnte sich noch wie früher Primavera nennen, ein Name, welchen er, als er alt geworden, seiner Tochter vermachte, der ersten Blume, mit der er sich schmückt." Selbst die Dichtkunst hat sich Jerseys bemächtigt: hier läßt Voltaire den Bearnais nach einem Sturme landen und in eine dieser Inselgrotten verlegt er den Einsiedler, dessen prophetische Worte Heinrich IV. seine nahe Heimkehr nach Paris verkünden.

Der Eisenkopf.

Erzählung von Ludwig Rellstab.

(Fortsetzung.)

Karl blieb allein! Längst schon hatte sich sein Herz zur Reue gewandt; er hatte immer in das Vaterhaus zurückkehren wollen; allein bald hatte er nicht den Muth dazu gehabt, bald hatte ihn sein Stolz davon abgehalten. Denn anfangs war es ihm sehr traurig gegangen; er hatte bettelnd sein Brod gewonnen, schwer ein kümmerliches Unterkommen, bald hier bald dort, unter den elendesten Verhältnissen gefunden. Er wollte nicht gedemüthigt, als Bettelknabe heimkehren. Der Eisenkopf war nicht ganz gebeugt. Er wollte zurückkommen zur Freude und zum

Digitized by Google

Stolz der Mutter und so auch den Vater versöhnen. Jetzt war ihm der erste Schritt zu solcher Heimkehr gelungen, und er hatte schon auf dem Wege zum Jägermeister nur daran gedacht; so hatte er denn auch seine Schuld so schnell bekannt. — Nun aber war er wieder besorgt, daß das Unrecht, welches er verübt, den Zorn des Herzogs erregen und ihm die neue Bahn glänzender Hoffnungen versperren werde. In diesen wechselnden stürmischen Gefühlen erwartete er die Rückkehr des Jägermeisters.

Dieser blieb lange aus. Eine volle halbe Stunde verging. Endlich ließen sich Schritte im Vorgemach hören; doch waren es die Mehrerer; gespannt heftete Karl seine Blicke auf die Thür. Sie öffnete sich, und — sein Vater stand vor ihm! Mit dem aus tiefstem Herzen dringenden Ausruf: „Vater! Vater!“ wollte er ihm zu Füßen fallen, doch Eberhard drückte ihn an's Herz, und sie hielten sich lange in inniger Umarmung.

„Dem Verlangen des Herzogs“, sprach der Jägermeister nach wenigen Augenblicken, „ist nun genügt.“ Die Versöhnung mit deinen Eltern, mein Sohn, stellte der gnädige Herr zur Bedingung! Es war mir eine große Freude, diese so schnell bewerkstelligen zu können, da dein Vater auch zu der Jagd bieher berufen war. — Nun kehre mit ihm nach Hause zurück; acht Tage hast du Urlaub, dann melde dich wieder bei mir.“

So war Karl entlassen, glückseligen Herzens.

Und wie groß erst sein Glück war, als er seine Mutter wiedersah, wie groß aber auch seine Reue über den tiefen Schmerz, den er ihr verursacht hatte, und den er auf ihrem bleichen, abgehärmten Gesicht las, mit welcher Innigkeit er die so hübsch gewachsene, rothwangige Gertrud begrüßte — wozu soll das der Biograph erzählen, da jeder Leser das von selbst fühlt? Wozu soll er beschreiben, wie diese Zeit so glücklich verstrich, wenn Karl bei Tage mit dem Vater rüstig auf der Jagd war, und Abends Alle im traulichen Kreise beisammen saßen vor dem Forsthause, von dem man den weiten Blick über den Abgrund hinweg in die schönen Thäler und auf das ferne Gebirg hatte. Karl mußte nun auch seine Flucht ganz genau erzählen. Gertrud hielt sich die Augen zu vor Angst, als er an den Augenblick kam, wo das Seil nicht mehr reichte, er in Todesangst, weil er sich nicht länger schwebend zu erhalten vermochte, wieder aufwärts klimmte, bis an die Zweige des jungen Fichtenbaumes, den er gestreift hatte. Dort faßte er festen Fuß und ruhte aus; dann schnitt er mit dem Taschenmesser das untere Stück des Seiles ab, und ließ sich mittelst desselben von dem Fuß des Stammes, an dem er hinabkletterte, weiter hinunter. So gelangte er glücklich auf einen Felsabsatz und klimmte dann unter tausend Gefahren, angeklammert mit Händen und Füßen, auf Geröll halb hinabstürzend weiter, bis er endlich mit wunden, blutgerigten Händen die Sohle des Thales erreichte. Und weiter erzählte er, wie er dann in dem Dunkel auf den Vater stieß, der ihn für einen Wilddieb hielt und Feuer auf ihn gab, weil er nicht antwortete! — wie er in Schmerz und Verzweiflung fast gewünscht hatte, daß der Schuß ihn tödten möge! Er berichtete ferner von der Noth, die er ausgestanden, als er bettelnd das Land durchstrich, die Nächte in Wäldern zubrachte, bis ihn der beginnende Winter wieder zu Menschen trieb, wo er zuerst in einem Dorf jenseits der Grenze als Gehülfe bei einem geizigen Bauern unterkam, der ihn fast verhungern ließ .... und viele andere Abenteuer, bis er zuletzt zu den braven Pachtersleuten kam, wo ihm Gott Glück und Vergebung sandte! — So verstrichen Tage und Abende, und der Abschieds-Morgen kam endlich Allen viel zu früh heran. Karl machte sich nun abermals rüstig auf, um in die Welt zu ziehen, aber besser ausgerüstet. Auch mit Erfahrung und Entschlüssen, da er sich die Lehren der sanften treuen Mutter tief ins Herz geprägt hatte. Vater, Mutter und Schwester gaben ihm noch eine weite Strecke das Geleit und als sie sich endlich trennten nach der letzten Umarmung, glaubte auch Anna in ihrem Herzen, was Eberhard sagte, während sie dem rüstig wandernden nachschauten: „Nun wird er sich wohl die harten Hörner abgelaufen haben, der Eisenkopf!“ Und im Stillen setzte sie hinzu: „Gewiß, da er doch ein so treues, liebendes Herz hat!“

Siebentes Kapitel.

Eisenkopf und immer Eisenkopf!

Ob der Förster Recht gehabt hatte mit dem Glauben, daß der Eisenkopf nun keiner mehr sein werde? — Es schien so! Denn fünf Jahre waren verstrichen und Karl war der wackerste Jäger und fleißigste Zögling auf der Forstschule geworden; Niemand hatte über ihn geklagt; aber es hatte ihm auch Niemand zur Klage Anlaß gegeben. — Mit aller Welt stand er sich gut, mit dem freundlichen Jägermeister, wo er nicht Dienstgeschäfte hatte, mit dem braven Pachter Martens, mit dem er häufig zur Marktzeit in der Stadt zusammentraf, ja mit dem Herzog selbst, der ihm auf jeder Jagd, die er mitmachte, ein gütiges Wort sagte. Alljährlich besuchte er seine Eltern, und der Vater mußte bekennen: Einen solchen Schützen habe ich meiner Tage nicht gesehen! Mit dem Gewehr, mit der Büchse, mit der Pistole!“ — Und es war so, denn einen Apfel, den er in die Luft warf, schoß er mit der Pistolenkugel so sicher mitten durch, wie Tell mit dem Pfeil, und auf zweihundert Schritt saß seine Büchsenkugel wenigstens eilf Mal im Schwarzen, und das zwölfte Mal mindestens so, daß keine Maus zwischen ihr und dem schwarzen Punkt hindurchgekonnt hätte. Wenn der Eisenkopf noch zu bemerken war, so steckte er in der zähen Beharrlichkeit, mit der Karl sich diese Sicherheit gewann, mit der er überhaupt ausdauerte bei dem, was er unternommen. Braver Junge! möge dein eiserner Vorsatz dich nur nie einen falschen Strich treiben, wo du auf einer granitenen Klippe damit zerschellst! —

Das treue, liebevolle Herz, das der Mutter immer Trost gegeben hatte, wenn der Eisenkopf ihr Sorgen oder Schmerz machte, hatte er auch bewahrt; ja es war noch treuer, noch liebevoller geworden. Das zeigte er gegen Mutter und Schwester, die zur lieblichen Jungfrau herangeblühte Gertrud!

So waren die fünf Jahre fünf Jahre des Segens und des Friedens.

Da kam der Krieg! Der schwere furchtbare, der die Länder und Völker mit seinen Schrecken erfüllt, den Brand in die Städte und Dörfer wirft, die Fluren zerstampft, die Erde mit Blutströmen düngt! — Karls Herr und Fürst, der Herzog, wurde hineingerissen in den wilden Drang der Fluthen, mit dem größere Kräfte gegen einander anbrausten. Die Männer des Ländchens mußten zu den Waffen, nicht für Haus und Herd, sondern unter das eiserne Machtgebot stärkerer Herrscher sich fügen, und unter das stärkste von allen, die Nothwendigkeit!

Drei Jahre zogen Gewalt und Verwüstung durch

Digitized by Google

die Welt; die Gerechtigkeit saß verhüllt, gefesselt, in Trauer; der Friede war geflüchtet, und lächelte nur noch einzelnen Herzen vom Himmel hernieder, wenn irgendwo sich Staub und Rauch, die die Erde verhüllten, theilten, und das reine Blau hindurchschimmern ließen. — Es war nur ein kleines Contingent, das der Herzog zu den größeren Heermassen stellen mußte. Das Loos der Leute aber war ein trauriges, da sie ohne innern Antheil an der Sache, als Fremde größerer Macht zugetheilt wurden, und unter Befehlshabern fechten mußten, die sie kaum kannten, die kein Herz für sie hatten. Um ihre Pflicht zu erfüllen, mußten sie Bürgerthum und Vaterland ganz vergessen, und nur des Soldatenthums, dem der Würfel des Schicksals sie zugespielt hatte, gedenken. Karl gehörte zu denen, die diesem Loos zugewiesen waren. Der Krieg gab ihm manche Arbeit und Aufgabe für den Eisenkopf, aber er mußte sein treues, liebevolles Herz nur zu oft dabei ganz vergessen und in Banden legen. —

Als Unteroffizier rückte er aus; Kühnheit und Geschick förderten ihn schnell zum Offizier. Seine nächsten Vorgesetzten, und zumal dem Führer des Bataillons, dem Jägermeister von Westerberg, war er mit inniger Liebe ergeben. Allein gegen die oft wechselnden fremden Befehlshaber hatte er einen entschiedenen Haß, ja zuweilen unbezwinglichen Widerwillen. Hier kam der Eisenkopf oft in Versuchung, seinen starren Nacken wieder emporzurichten. Denn nicht selten wurden die unbilligsten Forderungen von den fremden Offizieren an das kleine Corps der Hülfstruppen gestellt, besonders wenn diese nicht einmal unter sich selbst beisammen waren, sondern in einzelnen Detachements anderen Truppentheilen zugewiesen wurden. Und dies geschah häufig, da das Corps ganz aus Scharfschützen bestand, die selten in so großer Zahl gleichzeitig verwendet wurden.

Der Kampf hatte sich, da der Feind im Vortheil war, auf das Gebiet des Herzogs geworfen, und der Fürst mußte seine eigenen Länder durch den Krieg verwüsten sehen, ohne seinen unglücklichen Unterthanen Hülfe gewähren zu können.

Es war ein Maitag. Am Morgen früh kam der Befehl von dem Obergeneral, daß das Schützenbataillon Westerberg in seine drei Compagnien getheilt und jede einem verschiedenen Armeecorps zugewiesen werden sollte. Schon darüber herrschte große Mißstimmung bei Allen, noch mehr aber wuchs diese in der Compagnie, bei welcher Karl als jüngster Offizier stand, durch den Umstand, daß man der Brigade des General F. . . . zugetheilt wurde, der als der härteste und roheste Krieger bekannt war, und von dem man wußte, daß er über die fremden Hülfstruppen mit despotischer Willkühr verfügte, sie denen seiner eigenen Landesheere völlig aufopferte. Galt es in einer Schlacht, den Feind aus einer schweren Stellung zu vertreiben, so griff er stets mit kleinen Abtheilungen fremder Truppen an, die nicht für die Aufgabe genügten, und zurückgeworfen wurden. So opferte er nutzlos Hunderte, bis der Feind durch den langen Kampf auch geschwächt war; dann ging der General mit einer Uebermacht der eigenen Leute drauf, und diesen wurde mit geringen Verlusten der volle Ruhm des Sieges.*) Für diese regnete es denn in Folge seiner Berichte Ordenszeichen und andere Belohnungen, während die Hülfstruppen, die ihre Kräfte einzeln hatten opfern müssen, stets in zu schwacher Zahl, damit sie ja nicht den Sieg für sich erfechten sollten, leer ausgingen, oder gar noch Vorwürfe und Rügen hinnehmen mußten.

Unter solchen Umständen wurde es den tapfern deutschen Hülfstruppen schwer, bis zum Aeußersten schwer, ihre Pflicht zu erfüllen. Karl hatte ein besonders tiefes Gefühl für das Unrecht und die Schmach, die durch solche Behandlung und die gesammten Kriegsverhältnisse dem Vaterlande angethan wurden. Er wußte, daß er einer schweren Prüfung entgegen gehe! Und der Tag, sie zu bestehen, kam schnell heran! — Die Brigade hatte die Avantgarde. Am zweiten Tage schon stieß sie auf den Feind, der in einer vortheilhaften Stellung das Gefecht annahm. Wie immer wurde es mit den Hülfstruppen begonnen, und in zu schwacher Zahl, damit diese keinen Vortheil erreichen, sondern nur dem Feinde Schaden thun, ihn ermüden sollten. Sie griffen dennoch mit deutscher, unverzagter Tapferkeit an. Obwohl der Feind in weit überlegener Zahl war, und in der vortheilhaftesten Stellung, glückte es ihnen doch, durch das Ungestüm des Angriffs, mehre wichtige Vortheile zu gewinnen. Es kam nur noch auf die Wegnahme einer Brücke und Mühle, an einem tiefen Mühlenfluß an, die den Schlüssel der ganzen Position bildete, und der Feind war völlig durch die kleine Schaar geworfen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ganz das, unzähligemale von Napoleon und seinen Generalen beobachtete Verfahren, durch welches auch so viel edles deutsches Blut für französischen Ruhm geflossen ist.

Die Wasserspinne.

Die Wasserspinne ist, obgleich ein sehr kleines Insekt ihrer Gattung, durch ihre eigenthümliche Lebensweise interessant. Sie lebt unter dem Wasser; ihr Bauch ist mit einer Art Flaumfeder bekleidet, die dem feuchten Element nicht gestattet, die Haut zu nässen und sich mit einer Quantität Luft anfüllt, der sie zum athmen bedarf. Diese Luft umgiebt den Körper in solcher Weise, daß in den Augenblicken, in welchen das Thier schwimmt, man eine Luftblase oder Queckfilberkugel sich in der Tiefe des Wassers bewegen zu sehen glaubt. Bei keiner andern Spinne findet man diese Bildung.

Das Netz, das die Wasserspinne sich unter dem Wasser baut, ist gleichfalls mit Luft gefüllt; sie spinnt nehmlich wie die an der Luft lebende Spinne ein Netz, dessen Fäden sehr dehnbar sind. Gewöhnlich hat es die Form einer Glocke, deren Oeffnung eine lange, gerade Ritze mit elastischen Rändern ist, die sich gewöhnlich berühren, die jedoch leicht auseinander gehalten werden können, wenn das Thier in seine Wohnung dringen will. Die Größe einer solchen Glocke ist durchschnittlich die einer Nuß. Die Wasserspinne hat hinten an ihrem Körper viele seidenen Haare, an welchen jedesmal, so oft sie untertaucht, ein Luftbläschen kleben bleibt. Sobald das Netz gesponnen ist, holt sie eine Luftblase, bringt sie unter ihr Netz und macht sie mit ihrem Fuße los; die Luftblase will in die Höhe, wird aber von dem Gewebe festgehalten. So holt die Spinne noch viele andere Luftblasen, welche alle in eine einzige zusammengehen und die dehnbaren Fäden des Gewebes wie eine Glocke in die Höhe treiben. Dann dielt die Spinne die Glocke mit einem seidenen Boden aus, in welchem jenes

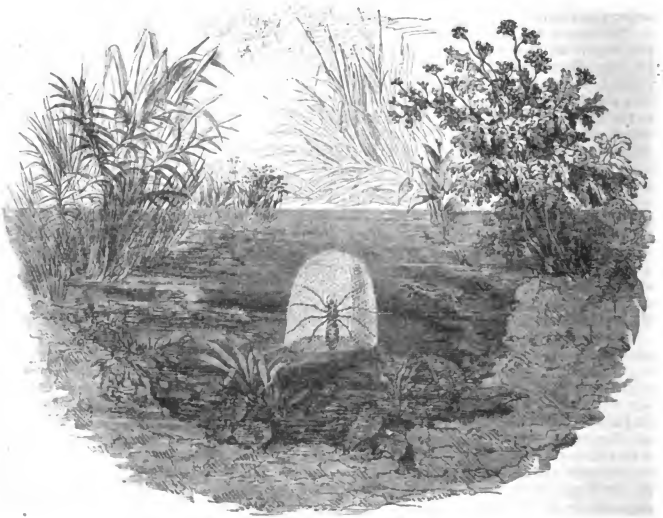
Digitized by Google

Loch offen bleibt. Dem Bauen der Netze zuzuſehen, gewährt viele Unterhaltung: die Spinne reibt ſich mit ungemeiner Lebendigkeit den ganzen Körper; ſie iſt in der

Die Waſſerſpinne, in dreifacher Größe.

größten Aufregung und zieht die Fäden bald mit dem einen bald mit dem andern Fuße, und iſt ein Theil des Netzes fertig, ſo werden die Außenſeiten mit dem einen Fuße polirt, während der andere die entgegengeſetzte Seite des kleinen Gebäudes feſthält. Dadurch wird die Glocke glänzend weiß und erſcheint aus der Ferne wie eine Perle. Das Thier hält ſich gewöhnlich in ſeiner Wohnung auf, die Füße an die Wände geſtemmt und den Kopf nach oben gerichtet. Hier ernährt es ſich, legt ſeine Eier und zieht ſeine Nachkommenſchaft auf. Die Spinne macht ihr Netz im Frühling, legt in der ſchönen Jahreszeit und bleibt den ganzen Winter über in ihrer Behauſung: ſie verläßt ſie nur, um Luft an der Oberfläche zu ſchöpfen oder Erdinſekten in ihrer nächſten Nähe zu ſuchen: dieſe bringt ſie dann in ihre Glocke und verzehrt ſie nach und nach. Es iſt indeſſen möglich, daß ſie ſolche Inſekten nur bei Mangel an Waſſerinſekten ſucht; um letztere zu fangen, ſpannt ſie in verſchiedenen Richtungen um ihre Wohnung Fäden aus.

Die Eier ſind mit einem Seidencocon umhüllt und von ſchöner orangengelber Farbe; man ſieht ſie leicht durch das feine und weiße Gewebe des Cocons.



Netz der Waſſerſpinne. Natürliche Größe.

Kaum ſind die Jungen ausgeſchlüpft, ſo denken ſie bereits daran, ſich ein ähnliches Netz wie die Alten zu bauen: man ſieht deßhalb bisweilen Waſſerſpinnen von ungemeiner Kleinheit.

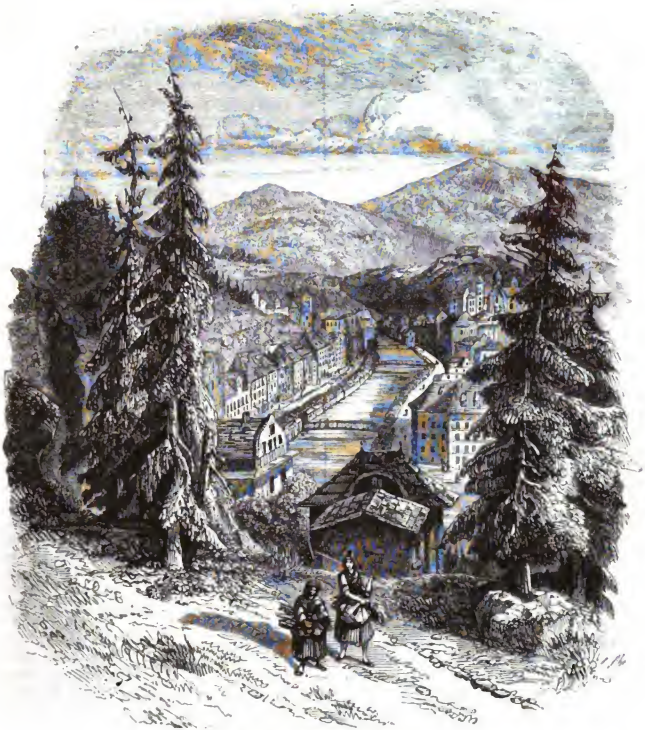
Die Waſſerſpinne baut jedes Jahr ihr Netz beinahe am ſelben Ort; ſie ſucht wenig tiefe Waſſer, welche langſam laufen und in denen ſich die Waſſerlinſe und die Inſekten finden, die zu ihrer Nahrung dienen.

Der Bauch der Waſſerſpinne iſt rothbraun und mit kleinen Sammetſtreifen bedeckt: auf dem Rücken ſind vier Tüpfeln; der Leib hat keine Haare; die Füße haben die gleiche Farbe, wie der Körper. Das Männchen iſt größer und ſtärker, als das Weibchen. Man kann die Waſſerſpinnen in einem Glaſe Waſſer ihr Netz ſpinnen ſehen und dabei ihr künſtliches Verfahren beobachten; aber man vermeide, mehre Waſſerſpinnen in ein Gefäß, zu thun; ſie würden ſich unter einander aufzehren.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lorſon & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Carlsbad.



Anſicht von Carlsbad und dem Tepelthale.

Eine Stadt auf dem Deckel eines Keſſels mit ſiedendem Waſſer — das iſt Carlsbad. Inmitten von Granitmaſſen, bildet das Thal der Tepel einen tiefen Riß, deſſen Wände beinahe ſenkrecht anſteigen. Es iſt dies die Folge einer großen Erdrevolution, die man außerdem noch an vielen vulkaniſchen Auswürfen erkennt, welche uns beinahe überall in dieſem Thale begegnen. In der Tiefe des Bodens, wo dieſe vulkaniſche Gluth noch arbeitet, wird das Waſſer erwärmt und mit Kohlenſäure und verſchiedenen mineraliſchen Stoffen geſchwängert, worauf es an die Oberfläche tritt. Dort entwickelt ſich das Gas, und die kalkartige Subſtanz ſchlägt ſich in Incruſtationen nieder. Dieſe Incruſtationen haben ſich nach und nach ausgedehnt und bedeckten zuletzt die ganze Waſſermaſſe, wie das Eis im Winter ganze Teiche. Ein Theil der Stadt ruht auf dieſer Decke, und ſo konnten wir mit Recht das Bild eines Keſſels brauchen.

Dieſer Keſſel erhitzt ſich durch die Wirkung der hohen Temperatur der Waſſer, welche unter ihm arbeiten, und wenn der Winter noch ſo ſtreng iſt, kann ſich hier kein Schnee halten. Da der Keſſel nicht ſehr ſtark iſt, ſo geſchieht es bisweilen, daß die Gewalt des Waſſers und des Gaſes durchbricht: dadurch entſtehen oft plötzlich neue Quellen.

Man benutzt in Carlsbad acht ſolcher Quellen. Aber es gibt noch gar manche, die man leicht zu mediciniſchen Zwecken verwenden könnte. Alle dieſe Quellen kommen aus einem Becken; ſie unterſcheiden ſich nur durch den Grad ihrer Wärme und ihres mineraliſchen Reichthums, weil ſie einen mehr oder weniger weiten Weg machen, ehe ſie zu Tage kommen und ſich mehr oder minder mit Regenwaſſer vermiſchen. Die Hauptquelle führt den Namen „der Sprudel.“ Sie liegt auf dem rechten Ufer der Tepel, beinahe in der Mitte der Stadt.

Digitized by Google

Ihre Temperatur ist 75°. Sie kocht mit Leichtigkeit Eier und dient zu verschiedenen Küchenzwecken, weßhalb man auch an der Quelle und bis zu dem Orte, wo sie sich mit dem Flusse verbindet, eine Armee von Kochinnen sieht, die das Federvieh putzen, kleine Schweine entborsten und Eier oder Gemüse kochen. Das ist nun zwar nicht sehr poetisch, aber immerhin höchst originell und man bewundert nur um so mehr diesen reichen Fleischtopf, der zu so großen und so kleinen Zwecken zugleich dient. Die Quelle steigt wie ein brausender Springbrunnen in die Höhe und entwickelt die stärksten Dämpfe, die die Galerie erfüllen, mit der man sie überdacht hat. Der Strom ist nicht immer gleich hoch, gewöhnlich drei Fuß, bisweilen neun Fuß, so daß er beinahe den Plafont des Saales erreicht: achtzehn bis zwanzig solche Aufwallungen beobachtete man in einer Minute. Die einfache Ursache davon ist die Entbindung der Kohlensäure. Das Wasser enthält nach der Analyse von Berzelius fünf Procent Salz, wodurch es einen ganz eigenthümlichen Geschmack erhält, der mit der Hühnerbouillon Aehnlichkeit hat. Schwefel- und kohlensaures Natron bilden die Grundbestandtheile des Wassers. Da die Quelle sehr reich ist, so erhellt, daß der größte Theil davon verloren geht.

Die Quellen sollen nach einer, neuerdings als falsch erkannten Sage, auf einer Hirschjagd 1347 von Kaiser Karl IV. entdeckt worden sein und die Stadt daher den Namen tragen. Es war jedoch längst vor den Tagen Karls IV. ein Schloß in der Nähe der Quellen, das Hrad Wary (Schloß der warmen Quelle) hieß. Und selbst der Name Tepel, den der Fluß führt, deutet auf das Bekanntsein der warmen Quellen hin.

Die Stadt liegt in der Tiefe des Thales, durch das die Tepel fließt. An den beiden Ufern, zwischen dem Wasser und den Bergabhängen ziehen sich ungefähr sechshundert Häuser hin, bald groß, bald klein, alle jedoch wohl gehalten und außerordentlich reinlich. Sie lehnen beinahe sämmtlich an dem Fuß der Abhänge, welche mit den herrlichsten Tannen und Buchen bedeckt und mit reizenden Spaziergänge versehen sind. An den Ufern des Flusses ziehen sich mit Bäumen besetzte Quais hin, die durch Kaffehäuser und Buden aller Art ein ungemein belebtes Außehen erhalten. Hier versammeln sich die Spaziergänger, welche die Ebene den romantischen Bergpromenaden vorziehen. Die Stadt ist reich an trefflichen Gasthöfen. Von sieben bis acht Uhr in der Frühe wogt die Masse der Kurgäste bei den Klängen der Musik in den Hallen und Spaziergängen am Mühl- und Neubrunnen und am Sprudel. Gegen Abend entfaltet sich ein ähnliches Leben und Treiben auf der „alten Wiese," dem Mittelpunkt des Badelebens und in den Anlagen am südlichen Ende der Stadt.

Die Zahl der Kurgäste hat sich in den letzten Jahren bis auf 8000 gesteigert und jedes Jahr begegnet man bekannten Physiognomien, wodurch es zum Stelldichein lieber, alter Bekannter wird.

Wenige Stunden von Carlsbad liegt Marienbad, das gleichfalls jeden Sommer von vielen Gästen besucht ist.

Californische Salzwüsten.

Im Jahre 1848 am Schluße des Monat Juni befand ich mich in Boston in den vereinigten Staaten. Der Zufall brachte es mit sich, daß ich im selben Hôtel wohnte, in welchem auch ein Americaner Namens Edwie Bryant seinen Aufenthalt genommen. Er war vor der Einverleibung Californiens in die nordamericanische Union Alcade (erste obrigkeitliche Person) in San Francisco, dieser nun so weltbekannten Stadt, wohin Tausende von Europäern strömen, um Gold zu sammeln — oder einen frühen Tod zu finden. Mr. Bryant gestattete mir, verschiedene Auszüge aus seinem genau geführten Tagebuche zu machen.

Am dritten August 1847, sagt er, stand ich Morgens gegen zwei vom Bivouak auf. Der Mond glich einer Feuerkugel und schien mit seinem matten, dunkelrothen Lichte sich mit Macht einen Weg durch die nebelhaften kleinen Wölkchen bahnen zu wollen, welche über den hohen Bergspitzen schwebten, die westlich von uns lagen. — Diese Bergspitzen oder Bergrücken, die sich soweit gegen Norden und Süden hinstreckten, als das Auge reichen konnte, bildeten die westliche Mauer (wenn ich es so nennen darf) der Thalwüste, die wir am vorhergehenden Tage durchzogen hatten; sie bestand aus unermeßlich hohen ungleichen Spitzen von Basaltfelsen und glich aus der Entfernung manchen von jenen bizarren architectonischen Formen, an welchen sowohl die griechische, als die römische Baukunst so reich ist.

Wir hatten gerade am Fuße eines Berges Lager gemacht und vor uns lag das Thal ausgebreitet; hinlänglich erleuchtet durch des Mondes und der dämmernden Sterne Schimmer, bot es uns ein Bild der größtmöglichen Unfruchtbarkeit und einer feierlichen herzergreifenden Einsamkeit. Kein Leben, mit Ausnahme der kleinen Oase, die von unsrem Lager eingenommen war, wo eine unklare und schlammige Quelle floß, die wir selbst gegraben und die grade soviel Wasser gab, daß wir unsren eignen und unsrer Thiere Durst löschen konnten — nichts rührte sich, soweit unser Auge über Berg und Ebene schweifen konnte. — Keine Thierstimme, kein Summen eines Insectes unterbrach die grabesähnliche Stille. Alles was öde und todt und selbst die kühle und scharfe Atmosphäre schien mit der Natur zu sympathisiren. Kein flüsternder oder seufzender Laut, wie man sie so oft in Berggegenden hört, — brach aus den steilen Felsen hervor, kein Wind strich über die wasserlosen Vertiefungen des Thales, kein erfrischender Hauch strömte durch die dürren und kahl verdorrten Zweige der Ceder, die von dem Felsen über unsrem Lager emporragte und ein kümmerliches Dasein aus dem Büschen feuchter Erde zu saugen schien, in der ihre schwachen Wurzeln sich festklammerten .... Ja, selbst die Winde waren, wie gesagt, von der todtenähnlichen, unheimlichen Stille angesteckt, die ringsumher herrschte. — Lange betrachtete ich in wehmüthiger Stimmung diese nichts weniger als erheiternde Scene, bis endlich der Mond hinter die Berge hinabsank und Punct um Punct dunkler und dunkler wurde.

Nachdem wir Mr. Jacob geweckt, welcher fest schlief, begannen wir (neun in Allem) unsre Vorbereitungen zu dem langen, so sehr gefürchteten Marsch durch die großen Salzwüsten zu treffen. Mr. Hudspeth, der uns als Lootse freiwillig nach unsrem gegenwärtigen Lagerplatz geführt, mußte uns hier verlassen, um eine neue südliche Route zu entdecken, welche von den großen Auswandererwagen befahren werden konnte. Ihn begleiteten drei andere Männer, und wir dachten nicht ohne eine gewisse Angst an die Trennung von diesem muthigen und unverdrossenen Manne. Wir waren nun ganz uns selbst überlassen, ohne Wegweiser und ohne andre zuverläßige Richtschnur, als unsern westlichen Cours, bis wir den St. Maryfluß und

Digitized by Google

den Emigrantenweg nach Californien erreichten, der parallel mit ihm läuft, etwa 200 Meilen von dem Ort, wo wir uns befanden. Der Weg durch die Salzwüsten, welche weder Wasser, noch Gras haben, wird gewöhnlich von denen, die ihn kennen, auf 60 — 80 Meilen angeschlagen. Capitän Walker, ein alter und erfahrener Bergreisender, der auf dem selben Wege durch die Wüsten gezogen, den wir zu machen gedachten und der Wegweiser des Oberst Fremont und seines Gefolges gewesen, gab die Distanz auf 75 Meilen an und wir fanden, daß dies vollkommen richtig war.

Wir sammelten einige dürre Aeste, die Oberst Fremont von den verkrüppelten Cedern auf den Bergen hatte abhauen lassen, als er im letzten Herbste hier campirte und nachdem wir sie angezündet, wärmten wir uns am Feuer und kochten unsern Caffee. Unser Frühstück bestand blos aus Caffee und Brod: Schinken wagten wir nicht zu speisen, da wir befürchteten, er möchte unsern Durst reizen, was wir alle so viel möglich zu vermeiden suchen wollten, da es ja ungewiß war, wie lange es dauern würde, ehe wir in den Stand gesetzt wären, den unbehaglichen Kitzel des Durstes zu befriedigen.

Jedes einzelne Individuum unsrer kleinen Gesellschaft war nun emsig um den flammenden Scheiterhaufen beschäftigt, die verschiedenen kleinen Arrangements zur Reise zu treffen, ehe das erste Morgengrauen sich an den nebelbedeckten Bergspitzen gegen Osten zeigte. — Aber kaum gewahrte man dieses, so wurde auch der Befehl zum Aufsatteln gegeben. Die Maulthiere wurden zum Feuer gebracht, und jeder Arm und jede Muskel war kurz darauf in Bewegung, um aufzupacken und zu satteln, und dies mit größter Aufmerksamkeit und Vorsicht, da ein kurzer Aufenthalt auf dem Tagmarsche zur Folge haben konnte, daß man die kommende Nacht in der Wüste campiren mußte; wir konnten unsre Maulthiere verlieren, wenn sie vergebens nach Gras und Wasser umherliefen und wir selbst konnten kaum dem Tod entgehen, wenn wir die Nacht in der Wüste zubringen mußten, abgesehen davon, daß wir vom Durst zu leiden haben würden, welchen wir während der nächsten achtzehn bis vierundzwanzig Stunden mit philosophischem Muthe und mit Resignation zu ertragen entschlossen waren. Eine kleine Pulvertonne, die ungefähr 1 ½ Kannen Caffee hielt und aus der man den ursprünglichen Inhalt geleert hatte, um mit dem von schlammigem Wasser gekochten Caffee gefüllt zu werden, war das einzige Ding, in welchem wir Wasser transportiren konnten und sein Inhalt bildete all' unser Getränk auf dem Marsche. Der Mann, welcher die so wichtige Tonne unter seiner Obhut hatte, war genau instruirt, wie haushälterisch, ja geizig er bei der Vertheilung sein sollte, wenn man endlich genöthigt war, einen Schluck davon zu nehmen.

Nachdem alles fertig war, setzte sich Mr. Hudspeth, der auf unser Zureden sich herbeiließ, uns bis auf die Höhe des ersten Berges, den wir passiren sollten, zu begleiten, an die Spitze der Caravane. Nach einem Marsch von sechs Stunden hatten wir endlich die Spitze erreicht. Es war eine kalte Tour und die meisten von uns schauerte vor Frost: kurz darauf stieg die Sonne prachtvoll und schön auf, aber es hing ein dichter Nebel über dem Thale, und wir konnten nichts sehen.

Nachdem wir Mr. Hudspeth und seinen Begleitern Lebewohl gesagt, begannen wir von den Bergen herabzusteigen. Wir hatten kaum ein kleines Stück Weges gemacht, als wir zurückfahen und Mr. Hudspeth oben auf einer der Bergspitzen gewahrten. Er streckte seine Arme aus und rief mit seiner Stentorstimme: „Spornt Eure Maulthiere und reitet wie der Teufel selbst." — Man kann sich denken, daß wir seinem Rathe folgten.

Das Herabsteigen vom Berge auf der westlichen Seite war weit beschwerlicher, als das Hinaufsteigen; endlich glückte es uns jedoch auf einem krummen und geschlängelten Weg, der manchmal so schmal war, daß wir ihn nur mit Mühe passiren konnten, das Thal zu erreichen, wo wir nach mühsamem Suchen einen Weg fanden, welche wir für die hielten, die Oberst Fremonts Expedition im vorhergehenden Jahre eingeschlagen. Unser Cours war wie gesagt, westlich, und die Spur verfolgend, wo man sie sehen konnte und ohne von der eingenommenen Richtung abzuweichen, ritten wir in raschem Trab über ein zehn bis zwölf Meilen breites Thal, das sparsam mit Artemisia und einigen kleinen Buschgewächsen bedeckt war. Nachdem wir das Thal durchkreuzt, sahen wir eine Reihe niederer vulkanischer Felsen, mit scharfen, basaltischen Fragmenten und Lagen von einer grüngelben Substanz vermischt, welche dem Glase einer gewöhnlichen Flasche glich. Durch diese Felsen konnten wir nur bei einer schmalen natürlichen Ausböhlung mit perpendiculären Wänden von derselben grüngelben Substanz gelangen, von welcher wir oben gesprochen. Nachdem wir den westlichen Endpunkt dieser Höhe erreicht, lagen die großen Salzwüsten vor uns: so weit das Auge reichen konnte, dehnten sich diese Ebenen in einer Weise vor uns aus, die an frisch gefallenen Schnee erinnerte; es war, als ob sich unsern Blicke eine Scene aus dem Polarmeere böte. Nur da und dort erhob sich ein kleines Strauchgewächs über die Oberfläche, um dem Auge einen Ruhepunkt zu bieten; im Uebrigen war vollkommener Mangel an animalischem und vegetabilischem Leben. — Es war ein Anblick, der Bewunderung und Furcht, zugleich in uns weckte.

(Fortsetzung folgt.)

Venedig.

Aus der Vogelperspective.

Keine Beschreibung vermöchte ein so klares Bild von der Lage und Form Venedigs zu geben, als unser Holzschnitt. Es fehlt dem Werk des Künstlers nur noch, was er ihm nicht geben konnte, der Glanz des Himmels, die Pracht des Meeres, das goldene Licht, die lebhaften und lachenden Farben der Häuser.

Der Fleck Erde, am untern Ende der Zeichnung zur Rechten des Lesers, ist ein Theil der Insel Santa Maria delle Grazie. Die Ecke darüber gehört zu der kleinen Insel Santa Elena, welche gegenwärtig das Pulvermagazin und Arsenal ist.

In derselben Linie, in der Mitte, liegt eine viereckige Insel, San Giorgio Maggiore, auf der die herrlichen Werke des Palladio, Kloster und Kirche des h. Benedict stehen.

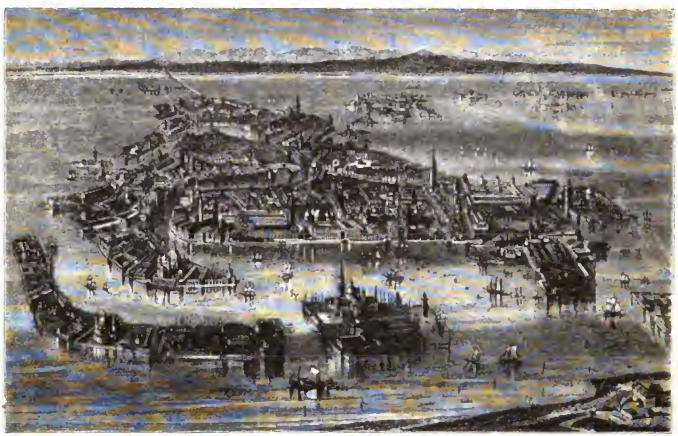
Zur Linken gegen Westen, liegt eine langgestreckte und gekrümmte Insel, La Giudecca, nach den ersten Juden, die sich hier niederließen, so benannt; ehemals hieß sie Spina Longa. Ihre Hauptdenkmale sind: die prachtvolle Kirche St. Redentore (Erlöserkirche), das Meisterwerk Palladios; ein Fräuleinstift, dessen achteckige Kirche gleichfalls nach den Zeichnungen des berühmten Architekten erbaut ist; die Kirche der heiligen Euphemie und ein Klo-

Digitized by Google

ster. Venedig besteht aus hundert zwanzig Inseln von verschiedener Größe, die durch vierhundert acht Steinbrücken verbunden sind. Der große Kanal theilt die Stadt in zwei ungleiche Hälften: die westliche Hälfte heißt di quà dell' acqua und die andere weit beträchtlichere di là dell' acqua. Wenn man den Lauf des Kanals verfolgt, so kann man die Bemerkung machen, daß man eigentlich nur eine Brücke baute, um ihn zu überschreiten, den Rialto; an gewissen Orten jedoch halten immer Gondeln, die die Stelle von Kähnen versehen und von einem Ort zum andern für ein kleines Stück Kupfergeld befördern. Man darf im Ganzen nicht glauben, daß die weniger bemittelten Einwohner großen Gebrauch von den Gondeln machen. Man kann die ganze Stadt nach allen Richtungen durchlaufen, wenn man sich durch die kleinen Straßen und über die Brücken zu finden weiß; für den Venezianer ist das ein Kinderspiel, für den Fremden ein Labyrinth.

Die interessanten Gebäude von Venedig sind zu zahlreich, um sie auf so beschränktem Raume alle aufzählen zu können; indessen sind sie auf unserer Zeichnung alle sichtbar und scharf hervorgehoben.

Die weiße Linie oberhalb der Insel San Giorgio Maggiore bezeichnet das Quai dei Schiavoni, an welchem der Palazzo ducale, hinter dem man den Sanct Marcus Dom und die Seufzerbrücke bemerkt und der auf beiden Seiten mit den öffentlichen Gärten und dem Arsenal schließt. Auf der Ostseite liegt die Insel San Pietro di Castello. Geht man von Osten nach Westen auf der Nordseite der Stadt hin, so kommt man an Francesco della Vigna, einem Werke Sansovinos und Palladios, am Civilspital und der hübschen Kirche San Giovanni e Paolo vorüber. Man sieht auf dem kleinen Platze, welchen dieses letztere Werk schmückt, eine Reiterstatue, die des berühmten venezianischen Heerführers Bartolomeo Colleoni aus Erz, von Andrea Verrocchio. Auf der Seite di quà dell' acqua sieht man, südlich vom Kanal, die Douane, dann Santa



Maria della Salute, Santa Agnese und die Academie der schönen Künste. Am andern Ende des großen Kanals ist die kleine Insel Santa Chiara, die als Militärhospital dient.

Oberhalb Venedig gewahrt man am nordöstlichen Ende eine Linie, welche die Eisenbahn andeutet, die jetzt die Stadt mit dem Festlande verbindet und auf der gegenüberliegenden Seite mehrere Inseln, die in folgender Ordnung auf einander folgen: San Cristoforo, San Michele, die Kirchhöfe von Venedig, Murano, wo die Glas- und Krystallwaaren fabrizirt werden, San Cyprian, San Chiara, San Matia, San Giacomo, Marzorbo, Torcello, Burano u. s. w.

Man sieht nichts von Lido, das man sich in einiger Entfernung von den öffentlichen Gärten und der Insel Santa Elena denken muß, ein schmaler Streif Landes, der das Becken schließt.

Dieß zur allgemeinen Uebersicht über diese ewig denkwürdige und interessante Stadt, aus der wir in späteren Blättern einige Skizzen bringen werden.

Die Cholera.

Marmorgruppe von Eter.

Diese Gruppe gehört der Stadt Paris. Sie ist der Erinnerung an einen der furchtbarsten Schrecken unsres Jahrhunderts geweiht. Der Künstler symbolisirt die Stadt im Bilde einer Mutter, die mit ihren Armen die beiden schwächsten Opfer umfängt, den Greis, dessen halberloschene Augen bereits den Himmel suchen und den Jüngling, der auf die Erde einen letzten Blick des Schmerzes wirft. Das Gefühl des Kummers in der Gestalt der Stadt

Digitized by Google

Paris iſt einfach und würdig; er alterirt die Schönheit der Linien in keiner Weiſe; eine Bewegung des Kopfes und des Halſes reichte für den Künſtler hin, um die ſittliche Idee in der Proportion auszudrücken, welche die ewigen

Regeln der Kunſt geſtatten. Ein Schmerz wie dieſer darf ewig im Marmor leben: Körperverrenkungen, Geſichtsverziehungen hätten nur das Bild der Verzweiflung hervorgebracht, die ſelten einen ſchönen Ausdruck hat und immer

Digitized by Google

nur momentan ist. Alles Augenblickliche, Flüchtige ist aber nicht die Aufgabe der plastischen Kunst. Der Bildhauer Eter entwarf dieses Werk, als er zu Rom studirte, während die Cholera in seiner Heimath wüthete. Es ist „ein Jugendgedanke, den das reife Alter ausführte."

Der Eisenkopf.

Erzählung von Ludwig Rellstab.

(Fortsetzung.)

Die Schützenabtheilung, bei welcher Karl stand, hatte zunächst den Angriff auf dieses Defilé auszuführen. Sie unterhielt ein so wirksames Feuer, ging so entschlossen darauf, daß der Erfolg nicht mehr zweifelhaft war. Der Hauptmann fiel, durch eine feindliche Büchsenkugel getroffen. „Uebernehmen Sie den Befehl, Lieutenant Stein!" rief er Karl zu, „wir müssen unsre Ehre lösen und das Defilé nehmen!" — Karl war der jüngste Offizier der Compagnie, aber seine beiden älteren Kameraden waren schon zuvor verwundet und aus dem Gefecht getragen. Voll Feuer und Ehrgeiz und in dem edlen Streben, daß diesmal doch die heimtückische Absicht des Generals zu Schanden werden sollte, schwur er sich, hier das Leben zu lassen oder den Sieg zu gewinnen! Der Eisenkopf richtete sich wieder stolz auf in ihm. „Vorwärts, Kameraden," rief er, „hier gilt es unsere deutsche Ehre; das Blut unserer Brüder darf nicht umsonst geflossen sein!" Alle wurden durchglüht von der kühnen Gesinnung des jungen Führers; sie griffen an, wie die Löwen. Karl hatte theils durch sein Falkenauge, theils durch gewisse Bewegungen im Feinde bemerkt, daß in der Mühle der feindliche Befehlshaber seinen Stand habe, und von dort aus das Gefecht leite. Nur ein unglücklicher Zufall oder ein Meisterschuß konnte ihn an der Stelle, wo er fast ganz verdeckt stand, erreichen. „Jetzt soll mir meine Sicherheit mit der Büchse Früchte tragen," dachte Karl, „ich werde selbst auf ihn anlegen." Damit entriß er einem neben ihm verwundet niedersinkenden Schützen die Büchse, legte an, schoß, und der Wunderschuß gelang! Karl sah, daß der Commandeur stürzte, er mußte ihm durch den Kopf geschossen haben, denn nur dieser war von ihm zu sehen gewesen. Diesen Moment nutzte er; „Kameraden," rief er, „der Anführer der Feinde ist gefallen, jetzt müssen sie in Verwirrung gerathen — nur frisch darauf!" Und mit einem neuen Aufschwung stürmte die tapfere Schaar, Karl voran, gegen die Brücke an. Da, in dem Augenblick, wo der Sieg so gut als gewiß war, sprengte ein Adjutant heran, mit dem Befehl des Generals, sich zurückzuziehen.

Karl schäumte vor Zorn. Er sah, worauf es abgesehen war. „Wollt ihr in den Koth werfen, was ihr mit dem Blut eurer Brüder und Führer errungen habt," fragte er die Schaar, „oder wollt ihr mir folgen? Ich gehe vorwärts!"

„Vorwärts!" erscholl der begeisterte Ruf der ganzen Schaar, und in fünf Minuten war die Brücke genommen! Die Mühle für sich konnte sich nicht mehr halten. Der Feind verließ sie in bestürzter Eile. Immer vorwärts drang die kleine, tapfre Schaar der Schützen, und da nun das Defilé ganz offen war, ließen sich auch die weiter zurückstehenden Truppen nicht länger aufhalten, sondern rückten durch, wie durch das offene Thor einer Festung. Als der General selbst voller Wuth vom andern Flügel heransprengte, nachdem der Adjutant ihm berichtet hatte, daß sein Befehl nicht respektirt worden war, fand er den Feind überall im vollen Weichen, und das Gefecht vollständig entschieden. Bei seiner Gesinnung konnte ihm nichts begegnen, was ihn so aufgebracht hätte, als dieses Ereigniß. Die Thatsache war nicht wegzuläugnen! Der Sieg war erfochten, und durch eine kleine Schaar von Hülfstruppen, und die gar nicht zum Gefecht gekommenen Mannschaften konnten diesmal unmöglich auf die Ehrenzeichen und Belohnungen Anspruch machen. Da sah sich der General genöthigt, den Sieg zu verfolgen, denn die schwerste Verantwortlichkeit würde ihn getroffen haben, falls er mit seinem Corps nicht das Ziel erreicht hätte, das der Commandeur des Armeecorps ihm bestimmt hatte. Er ließ daher alle Truppen auf der ganzen Linie nachrücken, was, da der Schlüssel der Stellung in seiner Hand war, gar keine Schwierigkeiten mehr bot.

Doch am Abend, als die Truppen in den Bivouac gerückt waren, ließ er die Schützenabtheilung zusammentreten. Er ritt vor die Front. Finster ließ er seine Blicke die Reihen der Tapfern auf und nieder schweifen. Jeder ahnte etwas Böses, bei dem Anblick des neidgelben, hagern Gesichts, mit den unstät rollenden schwarzen Augen. „Lieutenant Stein!" rief er mit einer Stimme, die wie ein Todesurtheil klang. —

Karl trat vor die Front. Er war entschlossen, wie ein Mann dem Sturm zu stehen.

„Herr General?" sprach er fragend und sah ihm starr in's Auge.

„Sie haben die Kugel verwirkt!" antwortete der General mit verbissenem Grimm. „Sie haben mitten in der Schlacht Subordination versagt, und gegen den ausdrücklichen Befehl gehandelt."

„Ich hätte gegen Ehre und Pflicht gehandelt, wenn ich dem Befehl Folge geleistet hätte," erwiderte Karl mit fester Stimme. Seine Leute jauchzten innerlich, zitterten aber doch für ihn.

„Herr!" rief der General und biß die Zähne vor Ingrimm zusammen. „Adjutant, nehmen Sie ihm den Degen ab! Morgen soll Kriegsgericht über ihn gehalten werden!"

„Ich bin jetzt gehorsam," sprach Karl, obgleich vor Zorn erbleichend, indem er seinen Degen übergab, „weil Niemand mehr dabei Gefahr läuft als ich. Heute Morgen hätte ich das Blut der Gefallenen auf mich geladen, wenn ich das, was sie mit ihrem Leben erkämpft, nichtswürdig aufgegeben hätte. Ich hätte das Leben und die Ehre der Tapfern auf dem Gewissen gehabt, wenn ich sie, mit Schande belastet, dem Feuer des Feindes preisgegeben hätte!" —

„Herr," rief der General, dem das Blut kochte, „Sie wollen die Befehle Ihrer Vorgesetzten Ihrer Kritik unterwerfen! — Das soll Sie gereuen!"

„Den Befehl, das Gefecht abzubrechen," antwortete Karl, „konnte nur Jemand geben, der den Stand desselben nicht kannte, oder ein . . . ,

„Oder ein? Wer? Was? Heraus mit der Sprache!" rief der General immer heftiger werdend, bei Karls eiserner Ruhe.

„Befehlen Sie, daß ich es ausspreche?" fügte Karl mit sehr ernstem Nachdruck hinzu.

„Ja, ich befehle es!" schrie der General und seine Stimme wurde heiser vor Wuth.

Digitized by Google

„Nun denn, gerad heraus: Oder ein Verräther!“

„Teufel!“ knirschte der General und fuhr mit der Hand an den Degen.

„Sie vergessen“ sprach Karl mit stolzer Haltung, daß Sie mir meinen Degen haben abnehmen lassen; „sonst wäre ich bereit mein Wort nach den Gesetzen der Ehre zu behaupten!“

Der General biß die Zähne auf die Lippen und schoß funkelnde Blicke auf Karl, jedoch ohne eine Sylbe zu erwiedern. Endlich sagte er mit anscheinender Ruhe, indem er sich zum Adjutanten wandte: „Bei dieser schweren Insubordination ist wirkliche Haft nothwendig. Lassen Sie den pflichtvergessenen Offizier durch einen Unteroffizier und zwei Mann in ein Arrestlokal abführen, das Sie im Dorf zu ermitteln haben. — Die Compagnie Schützen bivouakirt drei Tage ohne Stroh und Feuer, und verliert die Fahne auf vier Wochen!“

Ein dumpfes Murmeln drückte den Ingrimm der Leute aus. Karl blieb stolz, grad aufrecht vor der Front, und heftete starre durchbohrende Blicke auf den General, der einen so schnöden Mißbrauch seiner Gewalt machte. Selbst der Adjutant schien verwirrt, und zögerte. Doch der General, in der Gewohnheit jede Willkühr durchzusetzen, wandte das schon zum Abreiten in Galopp gesetzte Pferd wieder um, ritt hart an der Front hin, und rief: „Wer murrt, den laß ich vor die Front treten, und sein Gehirn spritzt auf diesen Rasen, ehe eine Viertelstunde vergeht!“ — Mit diesen Worten sprengte er davon.

„Herr Kamerad“ sprach der Adjutant verlegen, und im Innersten bewegt, zu Karl, „ich muß nach dem Befehl handeln!“

„Ich folge Ihnen, wohin Sie es anordnen,“ erwiederte dieser; „Sie bedürfen der Wachtmannschaften nicht.“

Es trat eine augenblickliche Pause der tiefsten Stille ein.

„Lebt wohl Kameraden,“ rief endlich Karl seinen Gefühlen Luft machend; „Lebt auf ewig wohl, — wenn wir uns nicht wiedersehen sollten!“

Da aber stürzten die Wackern nur von dem Gefühle der treuen Anhänglichkeit an den Führer getrieben, und keine Gefahr für sich selbst achtend, aus dem Gliede, umringten ihn, fielen ihm zu Füßen, wollten ihn halten, seine Hände küssen, und ein lautes Lebehoch erscholl von allen Seiten. — Karl mußte sich fast gewaltsam von den Treuen losreißen. — Er folgte dem Adjutanten. — Die Compagnie schlug ihr Bivouac auf.

Achtes Kapitel.

„Und die Treue, sie ist kein leerer Wahn!“

„Ihre Durchlaucht“ meldete ein Adjutant dem Commandeur en Chef des Armeecorps, Prinzen Eginhardt, „das Kriegsgericht hat den Lieutenant Karl Stein zum Tode verurtheilt, aber zugleich dem Feldmarschall dringend zur Begnadigung empfohlen! Das Protokoll wird in einigen Stunden in Ew. Durchlaucht Händen sein!“

Der Prinz hatte den hohen Posten erst seit drei Tagen eingenommen. Es war den vielfachen Bemühungen und Beschwerden, die in Folge der willkührlichen Maßnahmen der Generale gegen die kleineren Bundestruppen statt gefunden hatten, endlich nachgegeben worden, und man hatte einem der Fürsten, einem Mann, der eben so beliebt durch sein leutseliges Wesen, als durch seine militärischen Eigenschaften ausgezeichnet war, das Obercommando übertragen.

Zum Tode verurtheilt, — und zur Begnadigung empfohlen!“ rief er aus, als er die Meldung erhielt. „Gott sei Dank, so haben wir doch einen Ausweg. Ich habe von den Akten und dem Vorfall überhaupt noch nicht genauere Kenntniß nehmen können, allein Alles, was ich von dem Offizier gehört habe, spricht dafür, daß er ein Ehrenmann und von ausgezeichneter Bravour ist. — Ich werde die Begnadigung beim Feldmarschall ebenfalls auf das wärmste befürworten.“

Einige andere Meldungen durch Offiziere und Ordonnanzen, unterbrachen das Gespräch. Zwei Stunden später traf das Protokoll über die Verurtheilung ein. Der Prinz eilte damit sofort zum Feldmarschall, der zum Glück eben gegenwärtig war. Er kam voller Freude mit der Begnadigung zurück, der nur die Bedingung hinzugefügt war, „daß der Lieutenant Stein ein Schreiben an den General F.... richte, worin er wegen seiner Uebereilungen gegen diesen um Vergebung bitte, und sie zurücknehme!“ —

„Ich habe Ihnen,“ begann dieser jetzt zu ihm, „eine Nachricht mittzutheilen, die mir große Freude macht. Das Kriegsgericht hatte Sie zwar zum Tode verurtheilt, (Karl stutzte einen Augenblick, doch der Prinz fuhr ununterbrochen fort) jedoch die dringende Empfehlung zur Begnadigung durch den Marschall hinzugefügt. Diese ist auf meine Einmischung bereits erfolgt. Sie sind also frei!“ —

„Durchlaucht!“ rief Karl bewegt, „wie soll ich Ihnen danken, für diese großmüthige Vermittelung, diese Güte.“ — „Hier ist“ unterbrach ihn der Prinz freundlich, indem er ihm die Hand reichte, „von keiner Güte noch Großmuth die Rede, sondern nur von Pflicht und Gerechtigkeit. Nur eine einzige Bedingung, deren Erfüllung einem Manne von so ächter Ehre wie Sie, nicht schwer werden wird, hat der Feldmarschall hinzugefügt. — Lesen Sie selbst!“ —

Mit diesen Worten reichte er ihm das Protokoll, auf welchem der Feldmarschall seine Bedingung in einer Randbemerkung niedergeschrieben hatte.

Karl las, wurde bleich, zitterte, kämpfte heftig mit sich selbst, und sprach dann fest: „Durchlaucht, diese Bedingung vermag ich nicht zu erfüllen!“

Der Prinz trat erschreckt zurück. — „Wie — Sie wollten? —

„Es wäre gegen Ehre und Pflicht, wenn ich widerrufen wollte, was meine innerste Ueberzeugung ist .....“ Es trat eine stumme Pause ein.

Der Prinz fühlte den Adel und zugleich das Unglückseelige in Karls Entschluß. Es machte ihn aufs Aeußerste unruhig ja unglücklich, daß ein junger Offizier, dessen Verbrechen nur in einer so glänzenden Waffenthat, die die günstigsten Erfolge für den Stand des Kampfes nach sich gezogen hatte, und der eine so ehrenhafte Gesinnung vertrieth, der Härte des Gesetzes zum Opfer fallen sollte.

Er machte daher noch einen Versuch.

„Sie sind ein braver junger Mann,“ sprach er mit Wärme; „allein Sie spannen Ihre Ansichten von Ehre und Pflicht wohl etwas zu hoch, — und der Marschall — Sie wissen es selbst, nimmt nie ein Wort zurück.“

„Ihre Durchlaucht,“ sprach Karl bewegt, „ich werfe das Leben nicht leichtsinnig fort, aber — es bleibt mir keine Wahl!“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

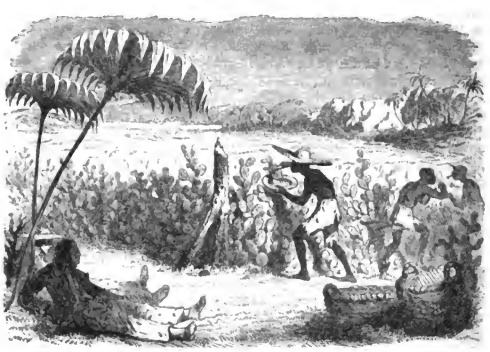
Die Cochenille.

Das Insekt, dessen getrockneter Körper im Handel den Namen Cochenille trägt, gehört zur Ordnung der Gallinsekten. Es lebt von einer fetten Pflanze, die zu dem Geschlechte der Cactus gehört und von dem Botaniker Cactus opuntia genannt wird, jedoch unter dem Namen Nopal oder indischer Feigenbaum noch bekannter ist. Letztern Namen trägt sie von der süßen, etwas faden, aber sehr nahrhaften Frucht, welche die Form einer Feige hat.

Merico besaß lange Zeit das Monopol der Cochenille, deren Europa für seine Rothfärberei nicht mehr entbehren kann. Mit der Cochenille wird auch die herrliche rothe Farbe für die Malerei präparirt, welche unter dem Namen Carmin bekannt ist. Europa braucht für Färberei, wie für Malerei große Massen von Cochenille, und sie erhält sich als Handelsartikel immer auf hohem Preise.

Die Cactus opuntia oder Nopal kommt in den warmen Ländern Asiens, Afrikas und Amerikas beinahe ohne Cultur fort: man findet sie sehr häufig in Sicilien und im ganzen Süden von Italien, wo ihre Frucht während mehrerer Monate die Hauptnahrung der Bevölkerung bildet. Um den Nopal fortzupflanzen, darf man nur ein Stück abschneiden und in die Erde stecken: er faßt augenblicklich Wurzel und man hat sich dann nicht weiter um ihn zu kümmern. Sind die Nopalpflanzungen mal gut angelegt, so ist nichts leichter und einfacher, als die Cochenille zu erzeugen; man verfährt folgendermaßen:

Ist der Nopal im schönsten Wachsthum, so setzt man an jede Wurzel in einiger Entfernung von einander zwei oder drei weibliche Cochenillen, die von der letzten Erndte zu diesem Ende aufbewahrt worden. In ungefähr zwei Monaten vermehren sie sich mit so ungeheurer Fruchtbarkeit, daß die Nopals ganz davon überzogen sind. Die Einsammlung geschieht auf folgende Weise:



Cochenillenerndte auf Madeira.

Der Arbeiter hält mit der linken Hand ein am Rande ausgeschweiftes Gefäß, in der Art eines Barbierbeckens, nur zweimal so groß; dieses bringt er unter jedes einzelne Blatt des Nopal, der zugleich Stammtheil der Pflanze ist und schabt nun mit der andern Hand, die mit einem stumpfen Messer bewaffnet ist, die Oberfläche der Blätter ab, wodurch die Cochenillen in das Gefäß fallen. Diese Erndte wird augenblicklich in große, mit heißem Wasser gefüllte Kessel geschüttet; dort läßt man sie einige Augenblicke, trocknet dann die Cochenillen im Schatten und bringt sie so in den Handel.

Vor ungefähr dreißig Jahren wurde die Cochenille von Merico nach den canarischen Inseln und Madeira gebracht. Die Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit der Einwohner ließ die Nopalpflanzungen zu Grunde gehen: die Pflege der Pflanze zur Vermehrung der Cochenille, sowie die Erndte, so einfach sie ist, erschien der Indolenz der Einwohner doch immer noch zu mühevoll. Aber die Nopals, um die man sich nicht mehr gekümmert, und die Cochenillen, die man gänzlich vergessen, waren nicht ausgestorben; die Cochenille, hatte sich im Gegentheil erhalten, ohne daß Jemand für sie gesorgt. Einige Kilogramme dieses kostbaren Insektes, die von einem Colonisten auf den Nopals gleichsam im wilden Zustande gefunden worden, kaufte ein englischer Handelsmann zu sehr hohem Preise. Dies erfuhr man und die allgemeine Aufmerksamkeit richtete sich auf den Vortheil, der aus der Cochenille zu ziehen sei. Jedermann pflanzte jetzt Nopals und erzeugte Cochenillen.

Madeira und die canarischen Inseln exportiren jährlich für mehre Millionen Cochenillen und die gegenwärtige Produktion könnte vervierfacht werden, ohne daß der Preis sich merklich vermindern würde. Der Nopal und das Insekt, das davon lebt, haben den Reichthum des Archipel gebildet. Und selbst wenn der Preis fiele, würde die Cochenillereproduktion immer noch Nutzen genug abwerfen.

Mit Ausnahme der Regenmonate, die allein der Vermehrung etwas Einhalt thun, kann man jede zwei Monate eine Cochenilleerndte machen.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lemoine & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Das Eichhörnchen.

Gemälde von Diaz.

Bruder und Schweſter haben ſich mit bloßem Kopfe, fliegenden Haaren und halb angekleidet, mit ihrem Lieblingshündchen, das all' ihre Freude theilt, in den Wald hinausgemacht. Sie laufen mit lautem Jubel über das Moos der Lichtungen; ſie ſammeln im Vorübergehen die grünen Nüſſe; ſie ſuchen unter den Blättern die luſtigen Neſter mit ihrem Gezwitſcher; ſie berauben den Rand des Fluſſes ſeiner blühenden und duftenden Blumen. Da, ganz in der Nähe am Stamme einer alten Eiche bemerken ſie ein Eichhörnchen.

Sie nähern ſich mit leiſen Schritten, halten den Athem zurück und winken dem Hunde, der ſich ſtellt und bellen will!... Das erſchrockene Eichhörnchen wendet den ſeinen Kopf, gewahrt die kleinen Jäger, eilt davon und verſchwindet im Laub.

Der Bruder ſtößt einen Schrei der Enttäuſchung aus, während die Schweſter, den Kopf erhebend und die Arme ausſtreckend, ihre Thränen kaum zurückhalten kann.

„Freue dich, Kind, dieſer Flucht! Was hätteſt du mit dem Eichhörnchen gemacht, das du zu fangen hoffteſt. Was

Digitized by Google

hat der Nachbar deiner Mutter damit gemacht: wie er hättest du es in ein bewegliches Käfig gesperrt. Gott hätte ihm dann vergebens seine Leichtigkeit und Beweglichkeit gegeben: sein Leben hätte sich unnöthig zwischen diesen Stangen verzehrt und von seinen Versuchen ohne Zweck ergötzt, hättest du umsonst sein Gefängniß mit Gerichten versehen, die es liebt. Statt dessen füllt es jetzt in der Freiheit seine Tage nützlich aus. In den Höhlen dieses Baumes sind seine Magazine; weiter oben ist das Nest, wo es seine Jungen aufzieht; es arbeitet den ganzen Tag und ernährt seine Familie mit den Früchten, die es sammelt und von denen es einen Theil als Wintervorrath aufbewahrt. Laß dem Thiere seine Freiheit! Ein Eichhörnchen, das mit Blitzesschnelle und der leichten, eleganten Bewegung seines kleinen Körpers an der Eiche hinaufrauscht, wird dir doch weit größere Freude gewähren, als das Thier, das sich in dem runden Käfig jahraus jahrein mühsam abzappelt!"

Californische Salzwüsten.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir etwas weiter gezogen, hielten wir vor einer steilen Felswand, wo es beinahe unmöglich schien, weiter zu kommen, bis endlich einem aus unserer Gesellschaft einen Weg zu entdecken gelang, der auf der westlichen Seite hinabführte, freilich aber sehr gefährlich für Leute aussah, die zu Schwindel geneigt waren. Aber gerade, als wir uns diesem Weg näherten, verschwand der Nebel vor einem Theile, und Oberst Russel und ich, die neben einander ritten, hielten plötzlich unsre Maulthiere an. Unter uns, in einer Entfernung von über 5 Meilen, sahen wir, so kam es uns vor, ein großes Wasser mit hohen Wellen und schaumbedeckten Ufern. — Meine Begleiter und ich waren der Meinung, wir hätten den falschen Weg eingeschlagen und seien auf einen Arm oder eine Bay des großen Salzsees gestoßen. — Mit tiefem Kummer hielten wir nun still und überschauten mit bedächtigem Blick das um uns liegende Land, um ein Mittel ausfindig zu machen, durch das wir der Schwierigkeit entgehen könnten, die uns hier in den Weg gelegt war und unsre weitere Reise zu hemmen schien. Gerade in diesem Augenblick stießen unsre Mitreisenden zu uns und nach einer genauen Untersuchung mit dem Fernglas und andern optischen Instrumenten zeigte sich, daß das, was wir für eine stark bewegte See gehalten, eine unbewegliche und lautlose Masse war und daß nur die Einbildungskraft uns ein Brausen hatte hören lassen, das im Uebrigen vollkommen zu der Situation paßte.

Nach manchen Mühseligkeiten kamen wir endlich den steilen Weg hinab und gelangten in die harte, wellenförmige Ebene, die wir kurz zuvor noch mit soviel Zweifel und Interesse betrachtet hatten. Das Erdreich bestand aus bläulichem Lehm in wellenartigen Linien, an der obern Seite mit einer weißen, salzartigen Substanz bedeckt; das erste glich vollkommen den blauen Wellen des Meeres und das Salz bildete äußerst natürlich den Schaum auf der Spitze. Kurz darauf passirten wir das Bett verschiedener kleinen Seen, deren Wasser verdünstet war und welche leicht bewegliche Haufen von Salzkrystallen über eine ziemlich große Strecke ausgebreitet hatten. Unsre Maulthiere wateten durch diese aschenartigen Formationen, die so welch waren, daß die Thiere oft bis über die Kniee einsanken und dadurch einen Staub verursachten, der wie ein starker Nebel über uns hing.

Von diesem Punkte zeigten sich zur linken und zur rechten Seite in einem scheinbaren Abstand von ungefähr 20 — 30 Meilen hohen vereinzelte Felsen, die sich plötzlich in der Ebene erhoben. Die zur rechten Seite waren ebenso weiß, als die salzbedeckte Fläche der Wüste, aber ich bin doch geneigt zu glauben, daß sie aus weißem Lehm oder mit Sand vermischtem Lehm bestanden.

Die Luftspiegelungen (die Fata morgana der Wüste) zeigten sich kurz darauf mit ihrer ganzen wundervollen Illusion in einer Vollkommenheit und einer Pracht, die alles weit übertraf, was ich von diesen Naturphänomenen gesehen. Seen, besät mit Inseln und begrenzt von den schönsten Wäldern, deren prächtige Bäume sich in den silberklaren Wellen spiegelten, lagen vor uns und luden uns mit ihren illusorischen Reizen ein, unsere Route zu verändern und uns in ihren kühlenden Schatten und erfrischenden Wassern zu baden .... Und als wir weiter zogen, sahen wir die schönsten Villen, im prächtigsten architectonischen Styl, umgeben von Gärten, schattenreichen Parks und hübschen Alleen; — und wenn diese wieder verschwanden, so sahen wir in entgegengesetzter Richtung fern am Horizonte eine ungeheure Stadt mit zahllosen Marmorbauten, mit mächtigen Säulengängen, mit Kirchen, Thürmen, Kuppeln und Kreuzen .... Doch es wäre vergeblich diese wunderbaren Phänomene zu beschreiben. Weder Prosa noch Poesie, noch des Malers Pinsel kann uns ein treues und ähnliches Bild ihrer Schönheiten geben. Der ganze Umkreis erschien uns wie die Ausgeburt eines schönen und feierlichen Traumes, — wie ein Märchen aus dem Orient. Im Uebrigen bemerkte ich, wo diese Luftspiegelungen in den abwechselnden Formen sich zeigten und wo sie am deutlichsten dem Auge gegenübertraten, da war die Oberfläche der Erde entweder sehr uneben und mit Höhlen überdeckt, die durch die Kraft der Wirbelwinde gebildet waren, oder bestand sie aus kleinen Anhöhen von Salzsand.

Ungefähr um die elfte Stunde stießen wir auf eine große weiße Ebene, die ganz flach und von aller Vegetation entblößt war und nirgend eine Spur zeigte, daß je ein Grashalm oder eine Pflanze auf der schneeähnlichen Oberfläche erblüht. Nachdem wir einige Zeit angehalten, um unsre Pferde etwas ausschnaufen zu lassen und uns selbst durch einige Tropfen von dem Caffeeextract in der Pulvertonne zu erfrischen, hielten wir unsern Einzug in diese öde und wilde Ebene. Es war ein ganz neues Schauspiel für uns, denn auf den andern Ebenen hatte doch der eine oder andere Gegenstand hervorgeragt; sie lag von unsrem Blicke in ihrer ganzen abschreckenden Unheimlichkeit und ich bin überzeugt, daß jeder von uns einen Schauer durch sein Blut rieseln fühlte. Selbst unsre Maulesel schienen in diesem Gefühl mit uns zu sympathisiren und schritten zögernd weiter; ja einige wandten sogar den Kopf um, als wollten sie sich zu einem Rückmarsch bereit halten.

Die ganze Oberfläche der Ebene war in einer Ausdehnung von 15 Meilen so compact, daß die Füße unserer Thiere durchaus keine Spur hinterließen, welche spätern Reisenden in dieser öden Gegend den Weg zeigen konnte. Der Boden ist mit einer harten Rinde salzartiger und alcalischer Substanzen von einem halben bis zu einem Zoll Dicke bedeckt, unter welcher sich eine Lage feuchten weißlichen und mit Sand vermischten Lehmes befindet. Kleine Fragmente eines weißgelben Feldspaths sieht man ab und zu und man kann annehmen, daß sie einst eine Art Rinde

Digitized by Google

bildeten, die durch den Einfluß der Atmosphäre oder des Wassers zerrissen und umhergestreut wurde.

Als wir gerade im besten Marsche waren, machte uns einer unsrer Begleiter auf einen riesenhaften Gegenstand aufmerksam, der sich zu unsrer Rechten in einer scheinbaren Entfernung von sechs bis sieben Meilen bewegte. Es ist außerordentlich schwierig, die Entfernungen in diesen öden Wüsten zu bestimmen, denn die Berechnungen sind gewöhnlich auf die Dimensionen eines Gegenstandes basirt und wenn man nun nicht weiß, was der Gegenstand und wie groß er möglicher Weise ist, so gibt man sich oft bedeutenden Täuschungen hin. Die Atmosphäre scheint häufig die Eigenschaften eines Vergrößerungsglases zu haben, ja bisweilen in dem Grad, daß ein Rabe, der auf einem niedern Busche einer dieser Ebenen sitzt, den Umrissen eines berittenen Mannes gleicht. Aber der obenerwähnte Gegenstand war so ungeheuer groß, wenn man seine Entfernung berücksichtigte und seine Bewegung in paralleler Linie mit uns so deutlich, daß er unser Staunen und unsre Neugierde in hohem Grade erregte. Man überließ sich den seltsamsten Vermuthungen, theils scherzhafter, theils ernster Art. Einige meinten, es sei Mr. Hudspeth, der sich entschlossen habe, uns zu folgen, Andre, es sei dies oder jenes cyclopische unbekannte Thier, das sich in der Wüste verirrt habe; andre wieder es sei der Geist eines Mammuththieres oder Megatheriums, das in diesem rendezvous of death (Todesstelldichein) umherwandle, ja einige behaupteten sogar, das sei der Teufel selbst, der auf einem Riesenbild reite u. s. w. Es wurde jedoch von uns allen als entschieden angenommen, daß kein Thier aus Fleisch und Blut, ja nicht einmal ein gesunder Geist in dieser Einöde leben könne.

Je weiter wir kamen, desto weicher wurde die Oberfläche und bisweilen sanken unsre Maulthiere bis ans Knie in das mit Sand und Lehm vermischte Salz. Zuletzt wurde die Reise so beschwerlich und ermüdend für unsre Thiere, daß Mehre von uns abstiegen und wir unsern ziemlich raschen Trab mit einem langsamen Schritt vertauschen mußten. Ungefähr um zwei Uhr Nachmittags entdeckten wir durch die wunderbare halb nebelartige Atmosphäre die schwachen Umrisse der Berge vor uns, an deren Fuß unser Tagmarsch enden sollte, wenn wir so glücklich wären, sie zu erreichen. Wir waren indessen noch weit davon entfernt. Dort hofften wir „Gras und Wasser" zu finden. Kurz darauf zeigte sich eine dichte Wolke gegen Süden, die von mehren entfernten Donnerschlägen begleitet war, und zu gleicher Zeit fuhr ein heftiger Wind über die Ebene und erfüllte die ganze Atmosphäre rund um uns her mit Salzsäulen und trieb sie in Haufen zusammen, wie neugefallener Schnee, der von einem starken Sturm auf der Landstraße zusammengefegt wird. Unsre Augen waren beinahe ganz geblendet, unsre Kehle halb zugestopft von dem salzartigen Staub und selbst die Luft, die wir einathmeten, schmeckte nach Salz.

Gerade als dieser Salzsturm sich legen wollte, zeigte sich in der Wüste eines der außerordentlichsten Phänomene, das je ein Mensch gesehen hat. — Ich war, wie früher erwähnt, mit den Meisten unsrer Gesellschaft, von meinem Maulthiere abgestiegen, und während ich einige Schritte vor der Caravane einherging, um sie den richtigen Weg nach unsrem Bestimmungsort zu führen, sah ich vor uns zur Rechten eine Anzahl Menschen und Pferde, ungefähr 15 bis 20 Stücke in Allem. Einige von diesen Gestalten waren zu Pferde, andre gingen neben den Thieren her oder marschirten an der Spitze der Truppe. Ihre Gesichter sowohl als die Köpfe der Pferde waren uns zugewandt, und am Anfang schien es, als wollten sie sich gerade auf uns losstürzen. Die scheinbare Entfernung von uns betrug nach dem Horizonte zu urtheilen, 3 — 4 Meilen. Aber damit stimmte ihre Größe nicht überein; denn sie schienen in der Entfernung, in der sie sich befanden, ebenso groß als wir zu sein, folglich mußten sie einen riesenhaften, ja übernatürlichen Körperbau haben.

Auf den ersten Blick hielt ich sie für einen Haufen Indianer (wahrscheinlich vom Utastamme), die von der entgegengesetzten Seite über die Ebene zogen; bei genauerer Ueberlegung schien es mir jedoch nicht wahrscheinlich, da eine Jagdparthie oder gar eine feindliche Expedition diesen Weg gewiß nicht einschlagen würde. Ich rief nun einige von den Unsern und bat sie, sich zu beeilen, uns voranzukommen, da eine Anzahl Leute gegen uns im Anrücken sei und dies möglicher Weise Feinde sein könnten. Sie gehorchten, aber plötzlich wurden auch den 15 bis 20 Mann, die ich zuerst gesehen, 3 bis 400, die in der größten Hast uns entgegen eilten. Nun glaubte ich, es werde Oberst Fremont und seine Begleiter sein, die auf diesem Wege von Californien nach den vereinigten Staaten zurückkehrten, — obgleich mir die Zahl auf der andern Seite doch zu groß zu sein schien. — Ich fragte Mr. Brown, einen von meinen Freunden, der mir am nächsten ging, ob er die Leute und Pferde vor uns sehe. Er bejahte meine Frage, sagte jedoch zugleich, daß er mehremal etwas Aehnliches beobachtet habe, und daß er glaube, es seien optische Illusionen, den Luftspiegelungen oder Fata Morganas, die wir früher gesehen, ähnlich. Plötzlich kam ich nun auf den Gedanken, diese Gestalten, die sich so deutlich und vollkommen vor uns zeigten, seien vielleicht blos Spiegelungen unsrer eignen Personen in einer Atmosphäre, die mit seinen Theilen einer krystallisirten Substanz gefüllt, oder im Horizonte, der mit ähnlichen Theilen bedeckt war. Ich beobachtete eines der Phänome mit der größten Aufmerksamkeit, um die Täuschung zu entdecken, wenn eine solche stattfand. Ich bemerkte eine einzelne Figur, scheinbar zu Fuß, an der Spitze der Andern und ich war ganz betroffen über die Aehnlichkeit mit mir. Ihre Bewegungen waren gleichfalls — so dachte ich wenigstens — dieselben, wie die meinen. Um meine Hypothese zu prüfen, drehte ich mich plötzlich um, streckte zugleich meine Arme so weit ich konnte aus, und wandte mein Gesicht nach der Seite, um die Bewegungen der Figur zu beobachten. — Sie waren ganz wie die meinen. Nun marschirte ich mit langen Schritten vorwärts — die Gestalt that dasselbe. Um dies noch genauer zu prüfen, wiederholte ich das Phänomen mehrmal und mit demselben Resultat. — Die Sache war also auf natürliche Weise erklärt und ehe eine Stunde verflossen, war die optische Täuschung vorbei, aber auch das Räthsel von den riesengroßen Gespenstern gelöst, die wir früher am Tage beobachtet. Die Gestalten waren unsere eignen Schatten, von der spiegelartigen Composition, die die Atmosphäre füllte und die Ebene bedeckte, producirt und reproducirt; — darüber waren wir alle einig; aber trotz der natürlichen Ursache dieser schattenhaften Abspiegelungen erfüllten sie doch an diesem öden unheimlichen Orte mit jenem abergläubischen Schauer, den beinahe alle Menschen in den verschiedensten Classen der Gesellschaft gemein haben.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Chinesische Marionetten.

Chinesische Festtage bieten unzählige Unterhaltungen. Man sieht an allen Enden und Ecken ambulante Theater, Schattenspiele, Marionetten, Zauberlaternen, optische Spiele, wunderbare Mechanismen, abgerichtete Thiere, Charlatans, die von allen Krankheiten heilen, Zauberer, die Glück und Unglück prophezeien, Sänger, Musikanten, Improvisatoren, Wachtelkämpfe, Equilibristen, Springer, Jongleurs aller Arten. Alle Klassen der Gesellschaft ergötzen sich an diesen Spielen, die weit mannichfaltiger sind, als bei uns in Europa. Barow, welcher das mechanische Theater beschreibt, das unser Bild darstellt, hatte es zum ersten Male bei den verschiedenen Schauspielen gesehen, die den Engländern im kaiserlichen Park von Lehol gezeigt wurden. Diese Marionetten unterscheiden sich von denen der Fantoccini darin, daß die Fäden, die sie in Bewegung setzen, statt vom Kopf auszugehen, unter ihren Füßen angebracht sind. Das Orchester besteht gewöhnlich, wie auf unserm Bilde, aus einem einzigen Musiker, dessen Hauptinstrument die Flöte, welche zwölf Zoll lang und aus Bambus verfertigt ist. Das kleine ambulante Marionetten-

theater, das man in Europa kennt, existirt auch in China seit undenklichen Zeiten. Es unterscheidet sich nur im Aussehen etwas von dem unsrigen. Der Gaukler steht auf einem Schemel und ist von Kopf bis zu Fuß in eine blaue Draperie gehüllt. Auf seinen Schultern steht ein kleines Gerüste, das ihm über den Kopf reicht und das Theater trägt. Die unsichtbaren Hände agiren nun mit unglaublicher Gewandtheit und Lebendigkeit. Ist das Spiel zu Ende, so schließt er die komische Truppe und seine Umkleidung in die Büchse, die er an seiner Seite trägt, wodurch das ganze bequemer wird, als unsere kleinen Buden. Die Stücke, welche auf den Theatern aufgeführt werden, wie sie unser Bild darstellt, sind geistiger und moralischer, als die unsern, wie überhaupt in China selbst in den untersten Klassen sich eine gewisse Bildung findet.

Piroguen von Neu-Seeland.

Die Industrie der Neuseeländer zeigt sich in ihren Piroguen mehr, als in irgend einem andern Gegenstand: diese Fahrzeuge sind lang, gerade, und von einer Form, welche an die Boote erinnert, deren man sich beim Wallfischfang bedient. Es gibt zweierlei Arten: die einen, welche zehn bis zwanzig Menschen fassen, gehören einzelnen Privatbe-

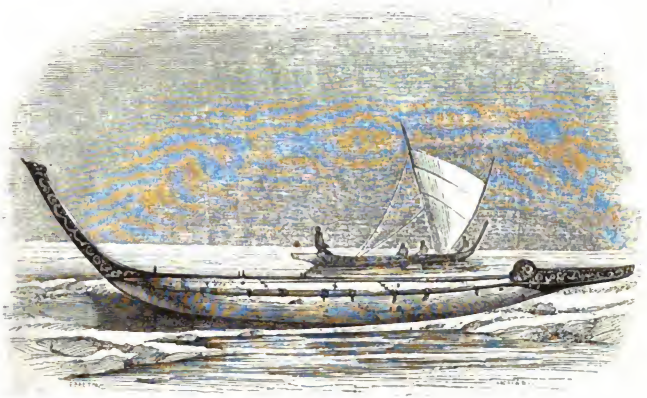
Digitized by Google

sitzern; die andern können bis zu achtzig und hundert Personen fassen, sind für die Kämpfe reservirt und gehören dem ganzen Stamm, der selten mehr als drei oder vier besitzt. Eine der Piroguen von Tepera hatte nach Urville mehr als 66 Fuß Länge und faßte 67 Personen.

Alle Piroguen sehen sich im Allgemeinen und Einzelnen in der Construction ähnlich. Sie bestehen aus einem ungeheuren Stamm von Kudi (einem hartholzenen Baum) der seiner ganzen Länge nach ausgehöhlt wird; auf beiden Seiten befindet sich ein Brett von einigen Zoll Höhe. Die Fugen sind mit Hanf ausgefüllt und mit Harz verstopft. Am Vordertheil erhebt sich ein Schmuck von beinahe 6 Fuß Höhe über den Körper des kleinen Bootes. Der Schmuck des Hintertheils ist am Ende selbst angebracht. Er besteht aus geschnitzten Brettern, bei denen freilich die Zeichnung besser, als die Ausführung ist. Die kleinen Piroguen sind aus einem Stück und mit Feuer ausgehöhlt. Es gibt welche, die nicht länger als zwanzig Fuß sind. Man findet von Zeit zu Zeit zwei zusammengebunden. Die Sculptur des Schmucks der kleinen Piroguen, die nur zum Fischfang bestimmt zu sein scheinen, besteht in der Gestalt eines Mannes, dessen Gesicht so häßlich ist, als man es sich nur denken kann: aus seinem Munde steht eine ungeheure Zunge heraus und weiße Muscheln bilden häufig seine Augen.

Die großen Piroguen dagegen sind prachtvoll mit durchbrochenen Arbeiten geschmückt und mit fliegenden Franzen von schwarzen Federn bedeckt, die einen sehr hübschen Anblick bieten.

Häufig vereinigen sich zwei Familien, um eine gewöhnliche Pirogue auszurüsten: in solchem Fall trennt ein Gitter die Waaren der beiden Familien.



Piroguen von Neu-Seeland.

Die Ruder der Piroguen sind klein, leicht und sehr hübsch geschnitzt; das Blatt ist oval oder gleicht vielmehr einem großen Baumblatte und ist vorne zugespitzt. Das Ruder hat ungefähr 6 Fuß Länge. Mit diesem Ruder fahren die Neuseeländer ungemein schnell.

Sie sind nicht sehr geschickt in der Schifffahrt, da sie nur die Fahrt bei gutem Winde kennen. Das Segel, das aus Flechtwerk oder dichtem Gewebe besteht, ist zwischen zwei Stangen ausgespannt, die im Kiel in einem spitzen Winkel zusammenlaufen. Zwei Menschen steuern das ganze Schiff mit großer Leichtigkeit.

Sobald die Neuseeländer den Fuß ans Land setzen, ziehen sie ihre Piroguen aufs Ufer und bisweilen eine ziemliche Strecke weit, damit sie nicht von den Feinden gestohlen werden.

Der Eisenkopf.

Erzählung von Ludwig Rellstab.

(Fortsetzung.)

Der Prinz kam auf den Gedanken, daß früh eingeprägte strenge Begriffe von der Ehre des Familiennamens, den Entschluß Karls hervorriefen; er hatte nicht genau darauf geachtet, ob der Verurtheilte als ein Herr von Stein bezeichnet sei, und nahm dies in diesem Augenblicke an. Er erwiederte daher: „Sie scheuen vielleicht das Urtheil Ihrer alten, ehrenwerthen, trefflichen Familie. Ich bin überzeugt, daß auch diese den Schritt der Zurücknahme einer Beleidigung gegen einen so hohen Vorgesetzten nicht mißbilligen würde. Ich kenne mehrere Mitglieder derselben persönlich, auch den hochverehrungswürdigen Mann, von dem Sie vielleicht den Vornamen haben, den Freiherrn Karl von Stein — ich will gern selbst mit dem Minister vertrauliche Rücksprache nehmen." —

Digitized by Google

„O ich bitte, Ihre Durchlaucht," versetzte Karl etwas empfindlich, „ich gehöre der alten, adelichen Familie von Stein nicht an; ich bin gar nicht von Adel. Allein auch ein bürgerlicher Offizier kann zuweilen ein strenges Ehrgefühl haben. Und im Uebrigen halte auch ich meine Familie in Ehren, und würde den unbescholtenen Namen meines Vaters nicht beflecken, wenn er auch nur ein einfacher Förster ist, und ich aus einem bloßen Jägerburschen zum Offizier befördert worden bin." —

Der Prinz hatte, obwohl Karl mit einiger Gereiztheit sprach, ihm doch mit sichtlich wachsendem Antheil zugehört; bei den letzten Worten aber leuchteten seine Augen, und eine Bewegung, die fast Bestürzung zu nennen war, ergriff ihn.

„Sie sind der Sohn des Förster Stein," rief er. „Sie waren bei der Jagd zu Schloß Fichtenburg." —

„Durchlaucht, Sie wären . . . . .

„Ich wäre ohne Sie nicht mehr! Mein junger, wackerer Lebensretter!"

Und der Prinz schloß Karl mit freudiger Wärme in die Arme. — —

Dem Augenblick der aufwallenden Freude und Ueberraschung folgte ein desto bitterer des Schmerzes und der Besonnenheit. Denn trotz der dringendsten Bitte des Prinzen, blieb Karl fest bei seinem Vorsatz. Der Prinz drang mit Wärme, mit glühendem Eifer in ihn. „Wollen Sie ein Leben, das noch so in der frischesten Blüthe steht, das dem Vaterlande bei Ihrer Gesinnung noch so unschätzbare Dienste leisten kann, durch einen Entschluß so starrer Unbeugsamkeit vernichten?"

„Ew. Durchlaucht sagten, daß mein Leben bei dieser Gesinnung dem Vaterlande von Werth sein kann," erwiederte Karl, „so darf ich also diese Gesinnung nicht aufgeben, ohne die Bedingung, unter der mein Leben einen Werth haben kann, zu vernichten."

„O, wie stellen Sie das auf die schärfste Spitze junger Freund," rief der Prinz fast außer sich. „Jeder in Ihrer Lage würde die geforderte Erklärung geben!"

„Viele, das will ich glauben, Ew. Durchlaucht. Jeder, das will ich nicht hoffen — zur Ehre des deutschen Namens!"

„Es handelt sich nur um eine Form, wie sie unendlich oft in ähnlichen Fällen vorkommt!" erwiederte der Prinz dringend.

„Bleibt mir die Form frei überlassen," sprach Karl nach einigen Augenblicken, „so hätte ich keinen Anstoß zu nehmen. Allein ich würde schreiben: Ich erkenne an, daß ich durch das, was ich dem General F. gesagt, gegen die buchstäblichen Gesetze der Subordination gefehlt habe, und der Lieutenant bittet um Vergebung für das, was er dem General gesagt hat, und nimmt es zurück; was der Offizier dem Offizier gesagt hat, das hält er als seine Ueberzeugung aufrecht, und nimmt keine Sylbe davon zurück! — So würde meine Erklärung lauten müssen, wenn ich nicht an mir selbst, ja an dem Vaterlande zum Verräther werden will. Ew. Durchlaucht," fuhr er feurig fort, „Sie selbst wissen am besten, fühlen am tiefsten, was wir erduldet haben, in diesen unseligen Verhältnissen! Unsere deutschen Brüder sind unzähligemale hingeopfert worden, im Kampfe gegen deutsche Brüder, um den Namen der Fremden zu verherrlichen. Uns ward die Gefahr, die Arbeit, das Opfer, jenen der Glanz des Ruhms! Bis aufs Aeußerste trieb der General dieses abscheuwerthe, uns beschimpfende, uns vernichtende System. Er trieb es bis zum Verrath! Denn als er mir den Befehl sandte, das Gefecht abzubrechen, sandte er mir den Befehl, den gewonnenen Sieg in die Hände des Feindes zurückzugeben. Mein Hauptmann war gefallen, beide andere Offiziere der Compagnie schwer verwundet, die Hälfte unserer Kameraden lag todt oder schwer verwundet auf der Wahlstatt. Der Feind wich, ich hatte seinen Führer selbst durch einen Schuß getödtet, — und jetzt sollten wir zurück, um im Bülletin zu lesen: Nachdem die deutschen Hülfstruppen vergeblich versucht hatten, das Defilé zu nehmen, ging endlich der General mit den Unsrigen vor, und in einigen Minuten war der Sieg errungen! — Und Ehrenbezeugungen würde es geregnet haben, auf diejenigen, welche triumphirend auf der freien Bahn eingezogen wären, die wir durch Ströme unseres Bluts gebrochen. Nein! Habe ich im Gefecht nicht gezagt, der Ehre unserer Waffen das Leben darzubringen, so kann ich auch jetzt nicht anstehen, es für die Ehre unseres Namens einzusetzen. — — Sie sollen mich erschießen — aber dafür habe ich das Recht, auf dem Sandhaufen laut auszurufen: „Ich sprach die Wahrheit, und das Blut der deutschen Brüder wird schändlichem Verrath hingeopfert!"

Der Prinz war tief erschüttert. „Sollen Sie mich" sprach er nach einigen Augenblicken mit Mühe seine äußerste Bewegung bekämpfend, „sollen Sie mich nur gerettet haben, damit ich Sie verderbe? Ich muß dieses Urtheil vollziehen lassen!"

„Sie werden meinen Leib tödten, Durchlaucht; wäre es besser, wenn Sie meine Ehre tödteten?

„Opfern Sie sich nicht jetzt hin, diesem Eigensinn der Ehre," rief der Prinz in höchster Aufregung. „Denken Sie an das Vaterland, das solche Männer braucht, wie Sie, um dereinst die Schmach abzuschütteln, die uns drückt — der Zeitpunkt ist nicht mehr fern!"

„Meine Handlungsweise rückt ihr vielleicht noch näher," rief Karl mit einigem Stolz. „Dächten Alle wie ich, wir wären vielleicht heut schon befreit von dem unwürdigen Joch! Einige müssen stets vorangehen, und als erste Opfer fallen; lassen Sie mir diesen Ruhm Ew. Durchlaucht, so ist meine Lebensaufgabe erfüllt! Ueberdies ich stehe allein . . . .

„Sind Ihre Eltern" . . . . begann der Prinz seine fragende Antwort, aber die Stimme versagte ihm, als er sah, wie Karl plötzlich beide Hände vor das Gesicht drückte, und laut aufschluchzte, indem er am ganzen Körper zitterte.

„Meine Mutter — meine Schwester!" — waren die einzigen Worte, die der Unglückliche unter strömenden Thränen hervorzubringen vermochte.

Doch faßte er sich gewaltsam wieder. „Vergeben Sie Durchlaucht," — sprach er mühsam, aber fest, während der Prinz in der heftigsten Bewegung auf und ab ging, „allein wenn Sie wüßten, welche Liebe meine Mutter mir gewidmet hat, wie schön und unschuldig und liebevoll meine Schwester ist, Sie würden es begreiflich finden. . . . .

„Begreiflich finden!" unterbrach ihn der Prinz, „wer sollte es nicht! Stein! Und Sie könnten Ihrer Mutter, Ihrer Schwester, sich selbst, uns Allen diesen Schmerz ersparen! — — —

„Ich kann es nicht, Durchlaucht," antwortete Karl bleich, aber besonnen. Der Prinz trocknete sich die Augen. Er reichte dem Jünglinge die Hand. „Kehren Sie denn in Ihr Gefängniß zurück! Ich will versuchen, was ich vermag, Sie zu retten, doch ich fürchte, ich vermag nichts!"

Digitized by Google

Karl wollte gehen.

„Noch eins!“ hielt ihn der Prinz zurück. „Haben Sie noch irgend andere Wünsche? Sprechen Sie frei! Vermag ich nichts für Sie zu thun, so kann ich doch der Vollstrecker Ihres letzten Willens werden.“

„Ich hätte wohl noch einige Wünsche vor meinem Tode,“ erwiederte Karl mit bewegter Stimme. „Wenn es möglich ist,“ fuhr er zögernd fort, „möchte ich die Meinigen noch einmal umarmen vor meinem Ende! —

„Ich darf es Ihnen versprechen, doch wird ein Aufschub in der Vollstreckung des Urtheils dazu nöthig werden, von mindestens acht Tagen. Bedenken Sie diese Verlängerung Ihres Zustandes.....

„O Ihre Durchlaucht,“ antwortete Karl mit dem Versuch zu lächeln, „ich halte das Leben nicht für so geringen Werthes, daß mir nicht acht Tage viel, viel gelten sollten? — Und noch eine zweite Bitte, möchte ich wagen!“

„Sie wäre?“

„Ich möchte von den Kugeln meiner treuen, theuren Kameraden fallen,“ sprach Karl mit sehr bewegter Stimme.

„Das ist ganz in meiner Hand,“ erwiederte der Prinz schnell; „es ist Ihnen gewährt. Aber, lieber Freund.... warum wollen Sie Ihren Kameraden diese schwere Prüfung auflegen!“

„Nicht weil mir der Tod durch die Hand der Brüder leichter ist, sondern weil er natürlich schwerer in ihren Herzen wiegen wird. — Ich säe eine Saat für die Zukunft!“

„Sie haben Recht; bei Gott, Sie haben Recht,“ rief der Prinz aus. „Und weiter keine Bitte?“ fragte er nach einigen Augenblicken tiefen Schweigens.

„Keine!“

„Nicht für die Ihrigen? — “

„Gott wird sie schützen!“

„Durch mich, so viel ich vermag!“

Karl ergriff die Hand des Prinzen, dieser zog ihn an sich; sie hielten sich lange in stummer, heißer Umarmung. Dann schieden sie.

Neuntes Kapitel.

„Lernt nur den Boden kennen, auf den ihr tretet!“

„Gut, gut mein Prinz; weil Sie interveniren, ist die Bitte um acht Tage Aufschub gewährt,“ sprach der Marschall. „Alles Uebrige muß ich Ihnen abschlagen. Ich könnte es beim Kaiser nicht vertreten. Sie begreifen wohl, daß die Disciplin der Armee zu Grunde gerichtet wäre, wenn man das Benehmen solcher junger Brauseköpfe dulden wollte. Ich hatte für ihn gethan, was möglich war. Mein Wort nehme ich nie, also auch hier nicht zurück; das wissen Sie!“

„Ich erlaube mir nochmals Ew. Excellenz vorzustellen, daß die Waffenthat des jungen Mannes, seine ganze Führung, ihm wohl den Anspruch auf Nachsicht erwecken dürfen,“ entgegnete der Prinz.

„Sie ist ihm geworden, in überreichem Maaße; er ist für die Insubordination im Gefecht begnadigt. Sein ferneres Schicksal ist in seine Hand gelegt!“ antwortete der Marschall lebhaft.

„Würden einige Jahre Festung nicht das Vergehen der Leidenschaft hinreichend bestrafen, und zugleich der Armee einen tapfern Offizier erhalten! Ein solcher Verlust — — —

„Ist hundertfach zu ersetzen, mein lieber Prinz,“ antwortete der Marschall gereizt, „tapfere Offiziere haben wir, so viel wir brauchen, wenn sie aber nicht zugleich gehorsam sind, sind sie der Armee mehr zum Schaden als zum Nutzen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Jagd auf Seevögel auf den Faröer.

Zwischen Island und den Shetlandsinseln liegt der Faröerarchipel. Von hohen Felsen umsäumt, die sich perpendiculär in das Meer hinabsenken, sind diese Inseln das Stelldichein für Tausende von Seevögeln, die hier ihre Eier brüten. Im Frühjahr verlassen diese Vögel die Ufer Mitteleuropas und begeben sich nach dem Norden. Man kann sich keine Idee von den Klippen machen, auf denen sie sich sammeln (und die deßhalb Vogelberge heißen,) wenn man sie nicht gesehen hat. Man stelle sich einen schwarzen Felsen vor, der sich fünfzehnhundert Schuh hoch über das Meer erhebt, das an seinem Fuße braust und sich bricht. Während des Sturms steigt das Wasser oft bis zu einer Höhe von hundert Fuß und stürzt dann wie eine Cascade an der verticalen Wand herab. Ist das Meer aber ruhig, so kann man sich diesen steilen Felsen nähern und genießt dort das eigenthümlichste Schauspiel. Tausende von Vögeln sitzen neben einander auf den Felsen: die Weibchen brüten auf den Eiern; die Männchen sitzen neben ihnen oder fliegen in der nächsten Umgebung umher. Ein Amphitheater voll mit Zuschauern gibt nur eine schwache Idee von der ungeheuren Zahl von Vögeln, die so symmetrisch und den Kopf immer nach dem Meere gerichtet, dastzen. Die Gegenwart von Menschen beunruhigt sie durchaus nicht und ein Gewehrschuß jagt höchstens die Männchen auf; die Weibchen bleiben auf ihren Eiern; sie verlassen sie nicht, selbst wenn man sich ihnen nähert und die meisten kann man sogar auf den Nestern fangen.

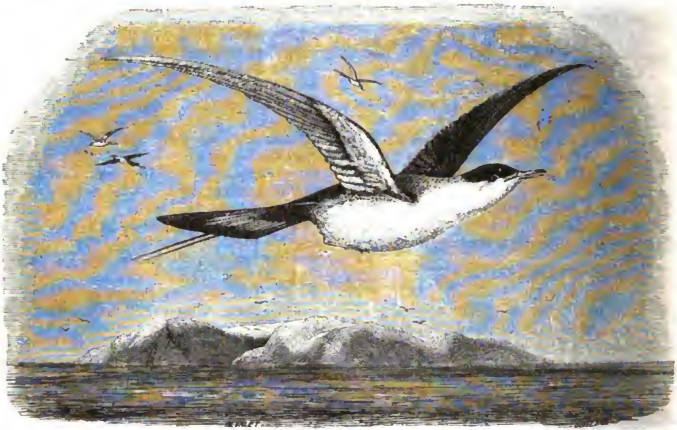
Die Ornithologen sind noch nicht darüber einig, weßhalb die Seevögel sich alljährlich in so großer Anzahl auf bestimmten Punkten vereinigen, um die Eier auszubrüten, während andere, die dieselben Bedingungen zu erfüllen scheinen, von ihnen gar nicht besucht werden. Böse glaubt, es sei der Ueberfluß an Nahrung, der sie anziehe; Faber schreibt den Vorzug, den sie gewissen Punkten geben, einem Geselligkeitstrieb zu; Graba macht darauf aufmerksam, daß die fünfundzwanzig Vogelberge von Ferroe alle nach Westen und Nordwesten gerichtet sind: nicht einer nach Osten. Die Seevögel fliegen sehr gerne gegen den Wind und da die Winde auf den Faröer von Südwest kommen, so ist die Lage höchst günstig für sie. Sie können ungemein leicht davon fliegen. Ueberrascht sie ein Stoßwind, so führt dieser sie natürlich nach dem Felsen zurück, wo das Weibchen sitzt. Die Felsen selbst sind der Art, daß die Eier gegen die Gewalt des Windes geschützt sind. Der schönste Vogelberg, den der Schreiber dieser Zeilen gesehen, ist auf der östlichen Seite der Bäreninsel zwischen Norwegen und Spitzbergen. Die westlichen Seiten von Spitzbergen waren weniger häufig besucht. Die Einsamkeit, eine reichliche Nahrung und der Fall, daß keine fleischfressenden Thiere, wie Füchse, vorhanden sind, mögen als die Hauptursachen gelten, welche die Wahl der ersten Colonisten eines Vogelberges bestimmten. Der Instinct, welcher die Vögel an ihren Geburtsort zurückführt, mag das Uebrige gethan haben.

Die verschiedenen Gattungen haben nicht ohne bestimmten Grund jede ihren besondern Aufenthalt gewählt.

Digitized by Google

Auf den Felsen findet man die Seemöve (Larus marinus) und den Papageitaucher (Mormon fratercula). Diese Vögel höhlen in die Erde ein horizontales Loch, auf dessen Boden das Weibchen sein Ei legt. Sie sind ungemein gewöhnlich; auf einer einzigen im Meer liegenden Klippe fängt man jährlich 2400 dieser Vögel und zwar lebendig mit einem Stock, an dem sich ein Hacken befindet. Den zweiten Rang, auf den Punkten, wo man Gras findet, nehmen die Silbermöven (Larus argentatus), die zahllose Colonie der Fettgänse (Alca torda) und der Taucherhühner (Uria troila) ein; weiter unten auf den vom Meer bespülten Felsen, gewahrt man die dreizehige Möve (Larus tridactylus) und endlich das Gryllumme (Uria grylea) und den Seeraben (Carbo cormoranus). Die Taucherhühner und Fettgänse, die nicht brüten, schwimmen in Unzahl am Fuße des Felsen. Der Anblick einer Barke erschreckt sie nicht; sie tauchen jedoch unter; aber so ungeschickt, daß sie bei den Rudern wieder hervorkommen und nichts ist spaßhafter, als sie dann plötzlich wieder mit den Zeichen des größten Schreckens untertauchen zu sehen. Alle diese Vögel leben im besten Vernehmen. Oft sitzen die Weibchen verschiedener Gattungen neben einander auf ihren Eiern und wenn man sieht, wie sie ihre Köpfe lebhaft hin und her drehen, möchte man glauben, sie führen ein eifriges Gespräch mit einander, um sich während des langen Brütens einigermaßen zu zerstreuen.

Die kleinen Gattungen haben indessen einen mehr ermüdenden, als furchtbaren Feind: die Raubmöve (Lestris parasitica). Ein wahrer Seeräuber in der Luft, macht er Jagd auf die schwächern Vögel und zwingt sie durch allerlei Neckereien und Stöße mit dem Schnabel den Fisch und die Crustaceen, die sie verschlungen, wieder herauszugeben. Sobald das bezwungene Thier sie fallen läßt, stürzt sich die Raubmöve auf diese eckelhafte Beute und ergreift sie, ehe sie ins Meer fällt. Mehrmals war der Schreiber dieser Zeilen Zeuge solcher Kämpfe, in welchen das Opfer einen Tribut zu bezahlen scheint, um den Unannehmlichkeiten mit einem aufdringlichen Bettler zu entgehen.



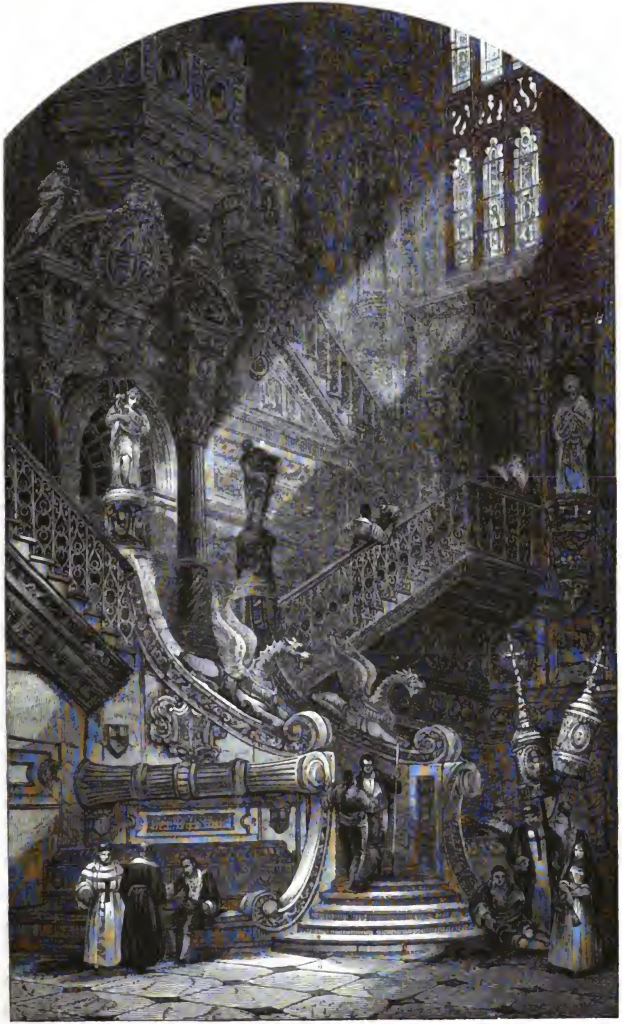
Die Raubmöve.

Beinahe alle diese Vögel dienen den armen Bewohnern der Faröer als Nahrung; sie essen sowohl das Thier, als die Eier. Mit Gefahr ihres Lebens hängen sie sich an einen Strick oder klettern an den Felswänden empor und halten sich an den Stufen fest, auf welchen die Vögel nisten. Der kleinste Fehltritt ist ein unvermeidlicher Tod und jedes Jahr werden mehre Bewohner der Faröer das Opfer dieser gefährlichen Jagd: deßhalb nehmen sie auch, wenn sie sich auf die Jagd begeben, feierlichen Abschied von Eltern und Freunden. Eine gefahrlose Jagd ist die im Boote. Der Jäger bewaffnet sich mit einem konischen Netze ganz in der Art der Schmetterlingsnetze, nur von stärkerem Gewebe. Da diese Vögel durchaus nicht wild sind, so nähert man sich ruhig den Felsen, auf denen sie zu Tausenden nisten. Dann werden sie wie die Schmetterlinge gefangen. Dem größten Theile ist aber nicht so leicht beizukommen, da sie in den Felsenritzen sitzen. Um diese zu fangen, vereinigen sich vier Jäger: der eine ist mit einer Stange bewaffnet, die eine kleine horizontale Platte hat, auf der er den andern in die Höhe hält, bis er auf dem Niveau einer Felsenstufe ist. Dieser zieht dann seinen Kameraden mit einem Stricke empor. Nun ergreifen sie die Vögel auf den Nestern oder mit dem oben beschriebenen Netze. Die Jagd ist aber immerhin mit großen Gefahren verbunden; der Strick kann zerreißen, indem er sich an den Felsenspitzen zerreibt, ein Stein sich loslösen und der Unglückliche stürzt in's Meer. Aber in diesem armen Lande, wo die Gerste kaum reif wird, wagt der Mensch sein Leben, um sich eine Nahrung zu verschaffen, deren Geruch und Geschmack unsern überfeinerten Gaumen empören würde.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawson & Comp. in Paris

Digitized by Google

Die Cathedrale von Burgos.



Digitized by Google

Die Cathedrale von Burgos, welche nach einigen Chronisten im Jahre 1221 unter Ferdinand III. begonnen wurde, erhielt ihre Vollendung erst im 16. Jahrhundert durch den Architecten Juan de Badajos. Die Kirche ist eines der schönsten gothischen Baudenkmale in Spanien. Die beiden Thürme an der Facade sind mit reich verzierten Spitzen geschmückt. Im Innern bewundert man die achteckige Kapelle, die den Namen del condestable führt. Säulen und Bildhauerarbeiten von großer Schönheit schmücken die verschiedenen Eingänge. Wir theilen, nach dem Bild eines lebenden Malers, Roberts, eine Treppe von ganz eigenthümlichem Style mit, auf welcher die Gläubigen, die den nördlichen Theil der Stadt bewohnen, in das nördliche Schiff der Cathedrale herabsteigen. Um von der Situation dieser Treppe ein richtiges Bild zu bekommen, muß man sich erinnern, daß Burgos an einem Hügelabhang liegt, auf dessen Spitze früher ein im Jahre 884 unter Alphons III. gebautes Schloß gelegen, von welchem heutzutage nur noch die Ruinen vorhanden sind. Die Bevölkerung wohnte anfangs in der Nähe dieses Schlosses, entfernte sich aber von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr davon. Die höchste Straße der jetzigen Stadt war die niedrigste der alten. Die an den Fuß des Hügels gelehnte Seite der Cathedrale ist ganz frei und beherrscht Burgos; aber die Vorderseite wird zum größten Theile von dem Hügel maskirt und von der Straße gedeckt. Die prachtvoll Treppe, welche wir auf der vorstehenden Seite mittheilen, stellt eine bequeme Verbindung zwischen den Straßen der Stadt und dem Innern der Kirche her. Die Treppe selbst zeichnet sich gleichsehr durch die Eleganz der Zeichnung, wie durch den Reichthum, den Luxus und die Mannigfaltigkeit ihrer Details aus. Das Licht, das nur schwach hereindringt, vermehrt den Effect und verleiht diesem Schmuck etwas Geheimnißvolles. Der Sonnenstrahl, den der Künstler so geschickt auf sein Bild wirft, erhöht die großartige Totalwirkung.

Roberts machte die Skize des Bildes im Jahre 1832 zu Burgos; es befindet sich jetzt in der englischen Nationalgallerie des Herrn Vernon.

Der Eisenkopf.

Erzählung von Ludwig Rellstab.

(Fortsetzung.)

„Herr Marschall" machte der Prinz noch einen Versuch, mit nachdrücklicherem Ton als zuvor, „ein Vergehen, das aus vaterländischer Wärme hervorgegangen ist. . . ."

„Vaterländische Wärme, Durchlaucht?" unterbrach der Marschall sehr gereizt, „wie soll ich das verstehen? Ich hoffe, wir führen den Degen mit Aufrichtigkeit für unsere Sache! Ich mag dieses Wort nicht gehört haben. Betrachten wir die Angelegenheit als abgemacht!"

Der Prinz sah, daß sein inniger Antheil ihn um einen unvorsichtigen Schritt zu weit geführt hatte. Er lenkte daher ein: „Vergeben Sie mir Excellenz, daß mich meine Theilnahme an dem Schicksal eines so wackern, unglücklichen Landsmannes hingerissen hat. — Ich habe nur noch eine Bitte für mich selbst, die um einen achtägigen Urlaub. Da der Waffenstillstand abgeschlossen ist, dürfte diesem Gesuch wohl nichts im Wege stehen."

„O nicht das Mindeste Durchlaucht," antwortete der Marschall verbindlich. „Und wohin?"

„Es sind Angelegenheiten meines Hauses und des Herzogthums, die meine Gegenwart zu Haus dringend in Anspruch nehmen," entgegnete der Herzog. „Ich wünschte aber noch diesen Abend zu reisen!"

„Sie sind von Stund' an Ihr freier Herr, Durchlaucht," erwiederte der Marschall.

Der Prinz empfahl sich.

In seine Wohnung zurückgekehrt, theilte er dem Major von Holm Alles mit, was er mit dem Marschall gesprochen, und trug ihm auf, jede Anordnung genau den gefaßten Beschlüssen gemäß zu treffen, namentlich sogleich einen Courier zu Karls Angehörigen abzusenden, der ihnen dessen Briefe und letzten Willen überbringen und sie zu ihm führen solle.

„Ich selbst," schloß er, „vermag dem herzzerreißenden Augenblick nicht beizuwohnen. Ich habe Urlaub genommen!"

Der Major sah den Prinzen staunend an. Doch dieser wandte sich ab.

In einer Stunde saß er im Reisewagen, mit sechs Courierpferden bespannt. In acht und vierzig Stunden war er, nicht in der Residenz seines Vaters, sondern in der des Kaisers. Er wollte eine besondere Audienz bei demselben zu erlangen suchen. Etwas das freilich mit großen Schwierigkeiten verknüpft war. Der Prinz fuhr daher ohne Weiteres zuerst zum Ceremonienmeister. Dieser zuckte die Achseln; der Kaiser sei so mit wichtigen Arbeiten und Entwürfen beschäftigt, daß ohne dringende Veranlassung eine Audienz nicht zu erlangen sein werde. Er wolle indeß den Versuch machen. — Da die Sache Militärangelegenheiten betraf, fuhr der Prinz auch zum Kriegsminister. Dieser ließ sich bei zwei Besuchen nicht sprechen. Der erste Adjutant des Kaisers zuckte die Achseln, als ihm der Prinz den Fall vortrug, und meinte, es würde sehr große Schwierigkeiten haben, den Kaiser günstig zu stimmen. Auch er bescied den Prinzen wieder, — war aber am folgenden Tage nicht zu Haus!

Zwei kostbare Tage waren auf diese Weise verstrichen. Der Prinz war in großer Betrübniß. Noch zwei Tage hatte er, dann war es zu spät! Um sich seiner schweren trüben Gedanken zu entschlagen, ging er am zweiten Abend in den Oberrock geknöpft vor ein Thor, um in einem Wäldchen, das den öffentlichem Spaziergange gewidmet war, frische Luft zu schöpfen.

„Durchlaucht! Ist es möglich! Sie hier!" rief ihn plötzlich eine Stimme an. Die deutschen Worte berührten sein Herz, wie ein frischer Trunk die Lippen. Es war der Graf Beckenheim, ein vertrauter Freund seines Vaters. Nach der ersten überraschenden Begrüßung ergoß sich der Prinz in Klagen über die trübe Angelegenheit, die ihn hergeführt, wie über die Hindernisse, die er überall fand.

„O mein Prinz," entgegnete der Graf, „ich sehe, Sie kennen den Boden nicht genug, auf den Sie hier zu treten haben. Sie haben freundliche Worte gegeben, Sie haben dringend gebeten, mit dem Herzen eines für eine edle Sache erwärmten Mannes. Das ist eine Münze, die hier keinen Cours hat! Bei allen großprahlenden Zeitungsphrasen von Nationalehre, Großmuth, Hingebung, ist hier doch kein Schritt zu thun, ohne die Pforten zuvor durch Gold zu öffnen!"

Digitized by Google

„Wie? Bei den Ministern, bei den höchsten Hofchargen?“ —

„Muß freilich die Hand ansehnlich weiter aufgethan werden,“ bemerkte der Graf sarkastisch. „Allein ich glaube dennoch, daß ich Ihnen versprechen darf, Sie zum Ziele zu führen, Durchlaucht, wenn Sie die Opfer nicht scheuen!“

„Mir ist keins zu groß!“ rief der Prinz.

„O dann wollen wir schon bewirken, daß die Zugbrücken herabgelassen werden,“ antwortete der Graf. „Freilich, für den Erfolg Ihrer Audienz, da läßt sich nicht einstehen, — die Sache ist peinlich! Gerade für den Kaiser; denn im Grunde ist die Handlungsweise des jungen braven Mannes gerade recht gegen ihn gerichtet! — Aber — da fällt mir ein, hat nicht der Kaiser einmal bei einer Audienz, die Se. Hoheit Ihr Herr Vater hatte, den schönen Diamanten in dem Degenknopf desselben sehr bewundert?“

„Allerdings! Er wollte ihn kaufen. Der Herzog lehnte es aber ab, das Familienerbstück zu veräußern.“

„Würden Sie es daran geben?“

„Wenn es sein muß! — Allein was soll uns das helfen — Sie denken doch nicht an eine Bestechung des Kaisers selbst?“

„Allerdings denke ich daran,“ lachte der Graf. „Er selbst hat seinem Polizeiminister gesagt, als dieser ihm von einem unbestechlichen Manne sprach: „Sie sind ein Thor! Jedermann ist bestechlich! Bieten Sie nur höher.“ — Also auch für ihn giebt es einen Preis, nach seiner eigenen Ansicht. Wir dürfen freilich nicht so geradezu verfahren. Der Contrakt muß eine andere Form haben. Der Kaiser wird den Diamanten von Ihnen kaufen, Durchlaucht, der Ceremonienmeister wird den Kauf vermitteln, er wird sein Pot de vin in einer schicklichen Form erhalten, Sie werden als Agio des Kaufschillings sich die Begnadigung eines Unterthanen erbitten, — Alles wird sich machen wie von selbst. Wenn das Schauspiel richtig in Scene gesetzt ist, entwickelt es sich so natürlich, als ob die Ereignisse alle unvorbereitet vom Himmel kämen!“

„Ich bin nicht lange genug hier auf der Universität, um diese Kunst zu verstehen!“ erwiederte der Prinz.

„Ich dafür desto länger,“ antwortete der Graf heiter. „Haben Sie guten Muth, Durchlaucht, ich hoffe das Beste! — Allein wer die Leiter hinauf will, muß bei der untersten Stufe anfangen; geben Sie mir zuvörderst einige Vollmachten für Geschäfte mit Kammerdienern!“

„Ich gebe Ihnen jede Vollmacht die Sie verlangen, theuerster Graf,“ erklärte der Prinz; „allein ich fürchte, es wird Alles scheitern! Bedenken Sie, wir haben nur zwei Tage, wenn meine Rettung nicht zu spät kommen soll!“

„Zwei Tage“ — rief der Graf plötzlich ernst, „das ist freilich zu Dingen, die geschickt vorbereitet sein wollen, eine sehr kurze Zeit! Sehr kurz! — Hätten wir wenigstens eine Woche! Indessen wir müssen den Muth nicht sinken lassen und keinen Augenblick Zeit verlieren. Es ist noch heut Abend etwas zu thun. Darf ich Ihro Durchlaucht vorschlagen den Fiaker dort zu benutzen? — Wir fahren auf der Stelle zum Ceremonienmeister!“

Sie stiegen ein.

Zehntes Kapitel.

Wenn Alle untreu werden,
So bleiben wir doch treu!

Karl saß einsam in seinem Gefängniß auf der Citadelle und schrieb an seine Eltern. Doch unterbrach er sich oft und brütete düster vor sich hin. So fest sein Entschluß, so ehern sein Sinn war, tiefe Wehmuth hatte ihn jetzt dennoch ergriffen; auch ein Gefühl der Bitterkeit mischte sich ein, denn Niemand nahte ihm mit warmer Theilnahme. Der Prinz war fort, weil er der Vollstreckung des Urtheils nicht beiwohnen wollte! Das hatte Karl von dem Adjutanten gehört, weiter wußte er nichts! Aber er dachte: Er entzieht sich dem Schmerz! Daß er Schmerz fühlt, ist menschlich; doch ein wahrer Freund hätte ihn mit mir getheilt, wäre nicht gewichen, bis zum letzten Augenblick! —

Wer vergiebt dem Unglücklichen nicht das an sich richtige, wenn auch hier ungerechte Gefühl, da er den wahren Grund der Abwesenheit nicht ahnte, den der Prinz Jedem verschwiegen hatte, um Niemanden vergebliche Hoffnungen zu erwecken. — Auch von den Kameraden hatte Karl kein Zeichen der Theilnahme erfahren; denn die Offiziere seiner Compagnie waren schwer verwundet, der Hauptmann todt! Die andern Truppen waren fremde! Der Major von Holm allein erschien öfters bei ihm, doch die Masse seiner Dienstgeschäfte ließ ihm auch nur Augenblicke für den Gefangenen, — und was hätte er ihm Tröstliches sagen können! Sonst ordnete er Alles nach Karls Wünschen, so weit es in seiner Macht stand. — Von den Seinigen wußte er noch nichts! Würden sie kommen? Wären vielleicht Hindernisse eingetreten? Die Unmöglichkeit für den Vater Dienst und Amt so lange zu verlassen, oder für die Frauen Krankheit? — — Diese traurigen Gedanken, diese Verlassenheit in den Tagen harter Prüfung erschwerten ihm den Kampf bis zum höchsten Maaße!

Unter diesen Gedanken vollendete er mühsam den Brief, der seinen Eltern, seiner Schwester bestimmt war, für den Fall, daß er sie nicht mehr sähe!

Es begann schon zu dämmern; in seinem nur von einem kleinen, vergitterten Fenster erhellten Gefängniß, neigte der Tag sich früh! Es wurde ihm allzuschwer weiter zu schreiben — er stützte das Haupt in die linke Hand, und saß in schwermüthige Betrachtungen versenkt.

Das Rasseln der Riegel an seiner Thür erweckte ihn daraus. Er richtete das Auge auf dieselbe, ohne lebhafte Spannung, denn er erwartete Niemand, als den Schließer; der Major von Holm hatte ihn erst vor einer Stunde verlassen. Es war auch der Schließer; aber ihm folgten zwei Gestalten, im Halbdunkel noch unerkennbar; doch als Karl von zitternder männlicher Stimme den Laut „Robert“ hörte — da sprang er freudendurchzuckt auf und lag in den Armen des wackern, treuen Pächter Martens und seiner Frau, Justine!

„Ihr kommt — Ihr seid die Einzigen, die mich nicht vergessen haben, — Vater — Mutter —“ so rief Karl sich von einer Umarmung in die andere werfend, und die Thränen der Rührung, der Dankbarkeit milderten mit süßem Strom den bittern Schmerz, der in seinem Herzen zehrte.

„Robert! Ach Robert!“ sprach Justine leise, kaum ihrer Stimme mächtig vom Weinen, „ach, hat es so kommen müssen!“

Digitized by Google

„Sage mir, guter, lieber Robert“ (denn beide konnten ſich nicht gewöhnen ihn anders zu nennen), rief Martens herzlich und voll Angſt, „iſt denn Alles vorbei —, iſt denn gar keine Hoffnung?“

„Es iſt keine, Vater Martens; und ich werde ſterben wie ein Mann!“ antwortete Robert mit ſo feſter Stimme er vermochte. „Ihr ſeid hieher gekommen — ſo weit, — o wie danke ich Euch das — ja, Ihr habt die wahre Liebe!“

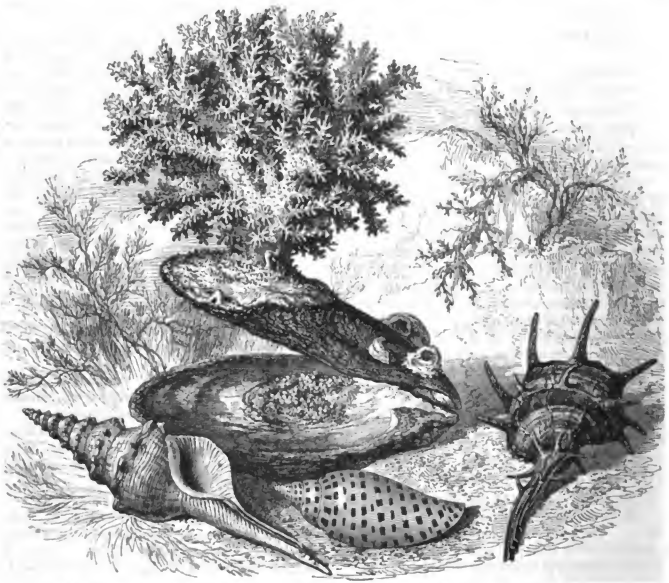
So rief er aus und dachte an den Prinzen, der dem ſchmerzvollen Augenblick auswich.

(Fortſetzung folgt.)

Muſcheln.

Unter den naturgeſchichtlichen Sammlungen ſind die einzigen, welche unverändert erhalten bleiben, die Muſchelſammlungen. Die Säugethiere, die Vögel, die Inſecten, die Cruſtaceen u. ſ. w. ſind ſehr häufig der Zerſtörung ausgeſetzt: die Muſcheln kennen keinen ſolchen Feind und deßhalb findet man ſie auch heutzutage in großem Ueberfluß bei Naturforſchern und Sammlern. Es gibt jedoch Arten, die noch ſehr theuer ſind. Einige ſolcher Seltenheiten wollen wir unſern Leſern im Bilde vorführen.

Wenn die Schiffer an den Küſten der zahlreichen Inſeln von Oceanien vorüberkommen, oder die indiſchen Meere durchkreuzen, ſtoßen ſie überall auf jene ſchönen



Coralle auf einer Perlmuſchel. Spindelſchnecke (Fussus longissimus). Walzenſchnecke (Voluta Junonia). Felſenſchnecke (Murex cornutus).

Gebilde der Corallen, die für den Seemann freilich ein Schrecken ſind, denn die Riffe, welche ſie bilden, machen die Schiffahrt ſehr ſchwierig. Die zahlreichen Gattungen dieſer Thiere, mit ihren mannigfaltigen Farben, ſind für den Naturforſcher jedoch eine Quelle des größten Intereſſes und des unerſchöpflichſten Studiums. Kömmt man mit einem leichten Schiffe zwiſchen dieſe Corallen hinein, ſo glaubt man ſich inmitten der ſchönſten Blumen.

Die Coralle mit den großen Blumen, welche wir auf unſrem erſten Blatte abgebildet haben, iſt mit dem obern Theile einer Perlmutterſchnecke verbunden. Dieſe Muſchel hatte ihr Wachsthum beendigt, als die kleinen Geſchöpfe, welche dieſe Steinmaſſe bilden, ſich zu entwickeln begannen. Obgleich ſie abgeſondert wohnen, arbeiten ſie doch gemeinſchaftlich, wie die Bienen und ihre Produkte ſind ſo regelmäßig, daß man ihre Gattung beſtimmen kann, ſelbſt nach dem der Tod die Thiere verſchwinden gemacht und nichts mehr übrig gelaſſen, als die feſte Maſſe.

Nachdem was man von der Leichtigkeit ihrer Entwicklung weiß, haben einige Monate zugereicht, um die Coralle zu bilden, die wir vor den Blick des Leſers gelegt. Sind die Umſtände günſtig, ſo bilden ſich Corallen-

Digitized by Google

bänke von beträchtlicher Ausdehnung in unglaublich kurzer Zeit.

Obgleich man in allen Meeren Perlenmuſcheln findet und namentlich am perſiſchen Golf und an der Oſtſeite von Californien, ſo bleibt doch die Landenge von Panama die, welche die reichſte Bank beſitzt. Die Bank von Panama iſt in zehn Theile getheilt, weil die Entwicklung einer Perlmuſchel zehn Jahre braucht; die beiden Schaalen der Muſchel liefern die Perlmutter, die einen ſo beliebten Schmuck bildet. Um ſich dieſe koſtbaren Schaalen zu verſchaffen, tauchen die Menſchen 20 bis 25 Fuß tief unter und bleiben ein bis anderthalb Minuten unter dem Waſſer. Sie ſind mit einem Sack verſehen, in welchen ſie die Muſcheln ſammeln und kommen nicht ſelten mit fünfzig und mehr an die Oberfläche herauf. Dann werden die Muſcheln ans Ufer in beſondere Gehäge gelegt und ſind die Thiere todt oder halb verfault, ſo wascht man ſie und unterſucht die Muſchel ſorgfältig, um die Perlen herauszunehmen. Dieſe Perlen ſind diejenigen, welche den größten Werth haben, weil ſie frei im Innern der Muſchel lagen und regelmäßiger rund werden konnten. Andre, wie die in der Schaale auf unſerm Bilde, hängen an und ſind deßhalb geringeren Werthes.

Die anhängenden Perlen ſind das Produkt der Wunden, welche die Muſchel durch fleiſchfreſſende Thiere erhält und bilden ſich durch reichliche Ausflüſſe des verwundeten Thieres, das dadurch getheilt wird. Die freien

(Ostrea hyotis und Spondylus Delesserti) Klappmuſchel. Vielfraßſchnecke (Bulimus ovatus). Kielſchnecke. Durchſichtige Kielſchnecke.

Perlen bilden ſich, wenn ein fremder Körper in das Thier dringt; dieſen Körper, der durch ſein Daſein den Mollusken reizt, umgibt er mit einem kalkartigen Stoff, und bildet eine mehr oder minder regelmäßige Kugel, die die Perle iſt und ſtets in den Organen des Thieres abgeſondert bleibt.

Andere Muſcheln liefern auch Perlen, jedoch bei weitem nicht ſo koſtbare.

Der Fusus longissimus und die Voluta Junonia — die Spindel- und die Walzenſchnecke — wohnen in den Tiefen des indiſchen Meeres; die erſtre dieſer Muſchel iſt von ſehr großer Weiße, die andre hat braune regelmäßige Flecken auf hellerem Grunde. In ſämmtlichen europäiſchen Muſeen findet man nur einige wenige Walzenſchnecken dieſer Art: und ihr Preis beträgt mehrere hundert Gulden, wenn ſie gut erhalten ſind.

Die vierte Muſchel der erſten Tafel iſt eine Stachel- oder Felſenſchnecke, die man im oſtindiſchen Ocean findet. Eine andre Schnecke ganz ähnlicher Art iſt die Murex brandaris (Purpurſchnecke), welche im Mittelmeere vorkommt. Dieſe ſoll den Alten den ſchönſten Purpur geliefert haben. Auch an den Ufern Griechenlands findet man noch eine Maſſe ſolcher Muſcheln.

Digitized by Google

Auf dem zweiten Bilde findet sich die eigenthümliche Anomalie von zwei verschiedenen Muscheln, welche sich auf natürliche Art verbunden haben: die eine ist eine Auster (Ostrea hyotis), die größte lebende Gattung, welche bekannt ist; die andre, die Klappmuschel (Spondylus Delesserti), die größte und schönste ihrer Gattung. Man findet sie im indischen Ocean; sie kommen dort sehr häufig vor und hängen gewöhnlich an unterseeischen Körpern.

In den ersten Tagen des Frühlings, wenn die Jahreszeit feucht und warm ist, sieht man in unsern Gärten eine große Anzahl junger Schnecken, welche an den Baumrinden kleben. Die Gartenschnecken legen zu einer bestimmten Zeit des Jahres fünfzig, bisweilen hundert Eier, die sie am Fuß der Bäume vergraben. Am Schluß des Winters machen die Regen die kleinen Schnecken ausschlüpfen. In dieser großen Schneckengattung befindet sich eine dicke Muschel, welche Bulimus ovatus heißt und in Brasilien vorkommt. Das Thier legt Eier, aber nicht in großer Anzahl, höchstens vier oder fünf, meist in kleinen Höhlen.

Im mittelländischen Meere lebt ein Thier von großer Durchsichtigkeit und beinahe runder Form: seine Farbe ist das schönste Blau. Es ist stachlich am ganzen Körper und hat an dem hintern Theile seiner Schaale noch zwei hervorstehende Spitzen. Der obere Theil derselben ist eine Flosse, an dem untern sieht man eine Art Regenkappe, die eine sehr kleine Muschel trägt, welche von schönstem Milchweiß ist. Eine dieser Muscheln, von der wir das Thier dargestellt, ist unter dem Namen Kielschnecke von Lamark bekannt; die andre mit conischer Form, auf der Seite, heißt die durchstichtige Kielschnecke und ist noch sehr selten, steht deßhalb auch im Werth von 300 Gulden. Das pariser Museum besitzt nur ein Exemplar, aber in sehr vollkommnem Zustande.

Californische Salzwüsten.

(Schluß.)

Ungefähr um 5 Uhr passirten wir eine kleine Anhöhe mitten in der Wüste, die einsam und oasenmäßig sich über den unfruchtbaren Boden erhob. Der Grund ringsumher war uneben, einige Gebüsche ohne Laub und Grünes waren daraus hervorgeschossen; aber es schien, als ob der weiße Sand und die salzartige Substanz, die mit diesem vermischt war, jede Spur von Vegetation erstickten. Acht Meilen von dieser Anhöhe kamen wir an eine niedere Bergkette und von dort auf ein höheres Terrain, das aus compactem vulkanischem Boden bestand. — Da ich mich etwas länger, als die übrigen, bei der obengenannten Höhe aufgehalten, und nun, da wir uns der Bergkette näherten, einzelne Partieen derselben untersucht hatte, ohne das Ziel meiner Wünsche, eine Quelle, zu erreichen, war ich ziemlich weit hinter meinen Begleitern zurückgeblieben — ja — die Distanz betrug vielleicht ein paar Meilen; aber ich war dennoch zufrieden und vergnügt, denn wir befanden uns wieder auf einer Art Terra Firma. Ich spornte und peitschte mein ziemlich müdes Maulthier und es trabte rasch die Berge hinab; im Ganzen ungefähr 3 bis 4 Meilen; aber nun lag wieder eine Reihe Felsen vor uns und auch diese mußten passirt werden. Als ich den höchsten Punkt dieser Felsen erreichte, war die Sonne dem Untergang nahe und ich sah meine Reisekameraden, die weit voran waren, auf's Neue ihren Einzug in einem Salzthale halten, das gewiß 10 bis 12 Meilen breit war. Auf der entgegengesetzten Seite des Thales erhob sich ein steiler und sehr hoher Berg, an dessen Fuß wir eine fließende Quelle zu finden hofften, die uns selbst und unsre armen Maulthiere erquicken sollte. Ungefähr in der Mitte des Wegs auf dem erwähnten Berg bemerkte ich den Rauch eines Feuers, das gewiß von den Indianern angezündet war, die vermuthlich unsre Gesellschaft unten in der Ebene entdeckt hatten. Es ist nämlich Sitte unter den Wilden, ein Feuer als Signal anzuzünden, wenn neue und fremde Gegenstände ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Als ich weiter ritt, stieß ich auf ein altes und zurückgelassenes Maulthier, das wir mit dem Namen „die alte Jenny" getauft hatten. Es trug unser Mehl und Brod, kurz Alles, was wir zum Lebensunterhalt bedurften. Jenny's Bepackung hatte sich indessen gedreht und hing ihr am Bauche, statt auf dem Rücken. Aber die merikanischen Packesel haben einen eigenthümlich guten Instinct und die alte Jenny wußte wohl, daß sie nicht die letzte von der Gesellschaft sei: deßhalb hatte sie sich auf den Weg gelegt und gewartet, bis Jemand käme, der ihre Ladung wieder auf das Deck statt unter den Kiel bringen würde. Ich stieg ab und unterzog mich dem äußerst langweiligen Geschäfte, das Thier ab- und wieder aufzupacken. Nachdem dies geschehen, setzte sich die alte Jenny in Galopp, um ihre andern Kameraden einzuholen und mein eignes Maulthier, das in diesem Wettlauf nicht zurückbleiben wollte, folgte Jenny's Beispiel, so gut es konnte. Beide Thiere hatten indeß durch den Instinct, den die Mauleselwirklich besitzen, auf der andern Seite des Thales Wasser gewittert und der brennende Durst, den sie nothwendiger Weise fühlen mußten, trieb sie zu einem Laufe an, den man nach einem so langen und so äußerst fatiguirenden Marsch hätte für unglaublich halten sollen.

Als ich über die Ebene ritt, — die mit einer dickeren Salzkruste, als die früher beschriebene bedeckt war, welche unter den Füßen der Thiere einbrach, als ob es Schnee gewesen, — der mit einer dünnen Eisdecke belegt war, sah ich die Scheiterhaufen droben auf dem Berge noch deutlicher, denn zuvor. Sie waren in einer regelmäßigen Linie, wie Wachtfeuer angezündet und ich glaubte halb und halb, wir würden einer Gesellschaft begegnen, die aus civilisirten Menschen bestünde, entweder Jägern oder einer Partie, die vom stillen Ocean heimkehrte. Der Mond erschien ungefähr um 9 Uhr und warf sein dunkelrothes Licht über diese wunderbare, geisterhafte Gegend.

Die alte Jenny war indeß so weit voraus galoppirt, daß ich sie weder sehen, noch ihren Hufschlag hören konnte. Ich war folglich ganz allein und genoß so gut ein Mann, der beide Nasenlöcher voll Salztheilen hat und dessen Lippen und Kinn von einer ähnlichen Kruste überzogen sind, während er noch von einem gräßlichen Durste geplagt wird, die ganze Eigenthümlichkeit meiner Lage. Plötzlich bemerkte ich jedoch etwas entfernt von mir einen dunkeln Gegenstand, der mitten in der Wüste stand und wie es schien, ganz unbeweglich war. Ich hielt ihn für die alte Jenny, die wieder mit ihrer Bepackung in Verlegenheit gekommen; als ich jedoch näher kam, wurde ich feldwachtartig: „Wer da?" angerufen. Da ich die Parole nicht kannte, die der Betreffende möglicherweise haben konnte, so gab ich die allgemeine Antwort, die man in solchen

Digitized by Google

Fällen hat: „Gut Freund!“ Dies schien befriedigend, denn ich hörte keinen Pistolen- oder Flintenschuß, auch fühlte ich nicht, daß ein Pfeil in lautlosem Flug meinen Körper durchbohrt hätte. Ich ritt nun auf den Gegenstand zu und entdeckte, daß es mein Freund Mr. Buchanan war, der auf seinem Maulthier saß, das so müde geworden, daß es trotz Peitschen und Sporen nicht von der Stelle zu bringen war. Er sagte, er habe sich selbst für den „letzten Mann“ angesehen, als die „alte Jenny“ an ihm vorübergekommen und sei nun wie aus dem Himmel gefallen gewesen, als er mich in vollem Trab auf sich habe zukommen sehen. Nachdem wir uns gegenseitig herzlich ausgelacht, brachten wir endlich nach einigem Aufenthalt mit nicht geringer Schwierigkeit sein Maulthier zum Geben und ritten nun langsam neben einander her.

Ungefähr um ein Uhr kamen wir endlich aus der großen Salzsteppe und begannen den Berg vor uns zu besteigen. Wir riefen so laut als unsre Lungen es gestatteten und erhielten eine Antwort aus der Richtung, in welcher sich unsre Kameraden befanden und nachdem wir uns einen Weg durch eine Menge riesenhafter Salbeipflanzen, hohen Grases und Weidengebüsch (der Letztere ist immer ein sicheres Zeichen daß Wasser in der Nähe) gebahnt, stießen wir endlich zu unserer Gesellschaft, gerade an dem Orte, wo sie einen kleinen Wasserstrom gefunden und ihr Lager aufgeschlagen. Sowohl Menschen als Thiere waren, wie wir erfuhren, augenblicklich nach dem Strome geeilt und hatten mit Heißhunger und Heißdurst getrunken, nachdem sie zunächst — in ihrem Eifer den Durst zu stillen — allen Schlamm aufgerührt. — Merkwürdig war es, daß, als ich endlich dem Wasser nahte, mein Durst zum Theil verschwunden war, obwohl ich noch vor wenigen Stunden zehn Jahre meines Lebens für einen Becher Wasser gegeben. Ich sattelte zuerst mein Maulthier ab und führte es an den Strom; und nachdem ich einen Ueberblick über die Position unsres Lagers gewonnen, nahm ich einen blechernen Becher und trank einen guten Schluck des schmutzigen Wassers, das mir ganz vorzüglich schmeckte. Die Feuer, die wir früher bemerkt, brannten noch immer klar und hell auf dem Berge: aber die, die sie angezündet, hatten kein anderes Zeichen von sich gegeben. Der Mond schien voll und hell und Buchanan, ein paar Andere und ich beschlossen, den kleinen Strom bis an seine Quelle zu verfolgen. Nach ziemlich langem Suchen zwischen Rohr und Weidengebüsch entdeckten wir eine Quelle. Buchanan war so gierig, einen Schluck von dem kalten und klaren Wasser zu trinken, daß er indem er seinen Kopf hinabbeugte, das Gleichgewicht verlor und in das Bassin sank, aus welchem er mit großer Mühe und triefend naß von uns andern herausgezogen wurde. Am nächsten Morgen maßen wir die Tiefe des Bassins, fanden aber 35 Klafter tief keinen Boden. Wir nannten die Quelle „Buchananbrunnen“. — An jenem Abend zündeten wir kein Wachtfeuer an und speisten auch nicht zu Nacht; nachdem wir unsern Durst gelöscht, breiteten wir unsere Teppiche auf den Grasboden und schliefen süß und angenehm in dem klaren Mondschein.

Die Salzwüsten waren erst zum zweiten Male von Civilisirten durchzogen und die 75 Meilen sind auch eine schwere Tour, an die man allerdings mit Vergnügen denkt, wenn sie überstanden ist.

Zur Diätetik.

Von F. A. Schmidt.

Kein Geschenk der Vorsehung wird schmerzlicher vermißt, als die Gesundheit, und keines wird geringschätzender, achtloser behandelt. Die Last der Kranken und Kurirten ist nicht erstaunenswerth, wohl aber kaum begreiflich für Jeden, der nur halbwegs den so zarten, zusammengesetzten Bau des menschlichen Körpers kennt, daß ihm zugleich die Zähigkeit inwohnt, so viele der ärgsten aus Alberne streifenden Mißhandlungen unbestraft zu ertragen.

Im Gegensatz zu dem eben Gesagten hat unsre Zeit auch ein trübseliges Geschlecht erzeugt, welches sich vor Flöhen fürchtet, die das Blut eines tollen Hundes gesogen haben könnten, keinen Arzt an einem Vergnügungsort mit ihrem ewigen Katzenjammer ungeschoren läßt, und, zur billigen Revange von Aerzten und Quacksalbern, von nebelgrauen, mystischen Sorgenspendern und Viehhirten — gebrandschatzt und betrogen wird. Sie zähien die Schritte ihres Spaziergangs, nicht aber die Martern, Thränen und Verwüstungen ihrer Umgebung.

Es bleße unsere freundliche Leser beleidigen, wenn wir einen dieser beiden Auswüchse unter ihnen vermuthen würden, auch nützt das Schreiben gegen derlei moralische Verkrüppelungen so viel, wie die Werke — gegen die Corsette; doch, glauben wir, giebt es in der Diätetik noch manches, welches hochwichtig, und dennoch nicht allbekannt ist, also nicht unwürdig unsre Spalten füllt.

Lusterneuerung.

Ihre hohe Bedeutung wird Niemand bestreiten, vorzüglich möchte sie in kranken Tagen zu beachten sein, damit die, von dem Heilbestreben der Natur luftförmig ausgeschiedenen Schädlichkeiten nicht aufs Neue in den Körper des Kranken und seiner Pfleger zurückgeführt werden. Doch hat die Sache oft ihr Schwieriges. Die äußere Temperatur verbietet ergiebiges Oeffnen der Fenster; ein kleiner Spalt hilft zu wenig, denn die bösesten Dünste sind schwerer, wie reine Luft, und bleiben am Boden der Krankenstube unentfernt. Hier nützt eine am Boden des Zimmers in einer Ecke angebrachte, nach außen mündende Blechröhre. Auch bei stinkenden Abtritten können oben eingerichtete Oeffnungen die Gase nicht entfernen, die durch eine unten angebrachte Klappe abfließen.

Ventilatoren sind nur dann von Belang, wenn zwei einander gegenüber stehen, und so eine Luftströmung erhalten; welches bei sehr wenigen Zimmern anwendbar sein möchte. Leicht und überall läßt sich aber eine Blechröhre anbringen, die über der obern Ofenplatte, oder dem eben so heißen Ofenrohr in die Stube mündet. Die kältere, also dichtere, äußere Luft wird die über dem Ofen erwärmte, dünnere ins Zimmer treiben, welches durch dies Zuströmen nicht an seiner Temperatur verliert.

(Fortsetzung folgt.)

Der Cacao.

Als die Spanier Mexico eroberten, fanden sie einen Baum, der in der Landessprache Quahuitl hieß. Die Mexicaner bereiteten aus der Mandel, die in der Frucht

Digitized by Google

des Quahuitl eingeschlossen ist, eine Speise, welche die Spanier ganz nach ihrem Geschmack fanden, und deren Genuß sie deßhalb in ganz Europa einführten, wo sie den mexicanischen Namen Chocolatl behielt. Wir haben die Aussprache durch die Weglassung des Buchstabens l gemildert. Das Wort Cacao gehört, wie das Wort Chocolade der Aztekensprache an. Die Botaniker nannten den Baum, auf welchem der Cacao wächst, Theobroma, zwei griechische Wörter, welche Götterspeise bedeuten.

Der Cacaobaum wächst wild in allen schattigen, frischen und fruchtbaren Gegenden der neuen Welt; auch wird er in dem größten Theil der europäischen Colonien der tropischen Himmelsstriche gepflanzt. Die gewöhnliche Höhe des Baumes beträgt 21—28 Fuß, selten wird er höher als 30 Fuß. Er gedeiht am besten am Ufer von Flüssen und in schattigen Gegenden. In den größten Pflanzungen, die einen glänzenden Ertrag liefern, vorausgesetzt, daß sie durch gute Wässerung vor Austrocknung geschützt sind und der Boden hinlänglich fruchtbar ist, pflanzt man große Bananenbäume und Erytrinas in einiger Entfernung von einander, um die Cacaobäume mit dem nöthigen Schatten zu überdachen.

Der Cacaobaum liefert im siebenten bis achten Jahre den reichsten Ertrag. Die Frucht gleicht der Form nach der des Cedernbaums und der Größe nach einer kleinen Melone. Es reifen nicht alle zu gleicher Zeit: die Reife ist eingetreten, wenn sie eine gleichmäßig gelbe Farbe hat und nur noch an der Spitze grün ist. Wenn die Früchte gesammelt sind, öffnet man sie, um die Mandeln herauszunehmen, welche dann eine dunkelrothe und später eine hellbraune Farbe haben, die der Cacao auch behält, wenn er vollkommen ausgetrocknet ist.

Man hält den Cacao, welcher in der Provinz Caracas geerntet wird und den man deßhalb Caraccascacao

Cacaoernte in Caracas.

heißt, für den besten. Der Cacao, mag er herkommen wo er will, ist das Product einer und derselben Gattung von Cacaobäumen. Die sehr bedeutenden Verschiedenheiten in der Qualität des Cacaos, welcher in den Handel kommt, schreiben sich einzig und allein von der Art und Weise her, wie die Mandel zubereitet wird. In den Provinzen von Caracas und Cumana, woher der Caraccascacao kommt, hat man bei Einsammlung der Früchte des Cacaobaumes namentlich auf die rechte Zeit der Reife Acht; man sorgt für die Trocknung der Mandeln, um sie möglichst vor dem Schimmeln zu bewahren und die Gährung zu verhüten, welche den guten Geschmack bedeutend alterirt; kurz, man sucht ihn in möglichst guter Qualität in den Handel zu bringen. In Brasilien dagegen behandelt man den Cacao höchst fahrlässig; man geht in die an Flüssen und Strömen sich hinziehenden Wälder, sammelt die Früchte des wilden Cacaobaums, ohne sich um den Grad ihrer Reife zu kümmern, und schichtet sie in Barken auf, wo sie nichts am Schimmeligwerden und Gähren hindert. Wenn der Cacao nun auf die Handelsplätze kommt, so sucht der Verkäufer, da man nach dem Gewicht, nicht nach der Qualität einkauft, dafür zu sorgen, daß sein Cacao nur halb trocken ist und deßhalb mehr wiegt. Daher wird der brasilianische Cacao, obgleich seine Frucht an sich ebenso gut wie jede andere ist, beinahe immer in einem unvollkommenen Trockenheitszustande eingeschifft; während der Ueberfahrt kommt er in Gährung und hat davon den eigenthümlichen Geschmack, der ihn wesentlich von den andern Sorten unterscheidet.

Der Cacao von den Colonien wird mit großer Sorgfalt angebaut und die Früchte bei der Ernte pünktlich gelesen, damit die Mandel nichts von ihren empfehlenden Eigenschaften verliere. Die Chocolade, welche selbst aus gewöhnlichem Cacao und mit wohlfeilem Zucker bereitet wird, ist ein gesundes Getränke, dessen Consumtion sich mit jedem Jahre vermehrt. Das concentrirte Cacaoöl, das in der Form von Tabletten, wie Wachs, dargestellt wird, heißt Cacaobutter. Es ist ein ziemlich theurer Stoff, der ehemals in der Medicin sehr häufig verwendet wurde, jetzt aber beinahe ganz außer Gebrauch gekommen ist.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawien & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Egyptiſches Muſeum im Louvre zu Paris.

Im Erdgeſchoß der Gallerie des Louvre wurden die egyptiſchen Denkmäler, welche bisher unter der antiken Sculptur zerſtreut waren, zuſammengeſtellt und geordnet. Dieſe Monumente, welche für das Publikum wenig Intereſſe boten, ſolange ſie mit denen der griechiſchen und römiſchen Kunſt verbunden waren, ſind jetzt durch ihre Abſonderung in ein ganz neues Licht der Betrachtung getreten; ſie regen die Phantaſie weit lebhafter an; das Ganze concentrirt den Gedanken auf die geheimnißvolle Bildung des alten Egypten, auf ſeine ſeltſame Kunſt und ſeine dunkle Geſchichte. Die Sammlung bietet freilich noch keine vollkommene Befriedigung für die Neugierde und das Studium. Die Architektur zum Beiſpiel iſt nicht hinreichend vertreten: Malerei und Bildhauerei ſind dagegen durch intereſſante Werke repräſentirt. Jedenfalls lohnt ſich ein Beſuch in der egyptiſchen Galerie reichlich.

Digitized by Google

Die Monumente, welche zuerst unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, sind die Statuen, Sphinxe, Götter- und Königsgruppen und endlich die Porträtköpfe.

Elf Statuen in schwarzem, roth geadertem Granit stellen die Göttin der Sonne dar, welcher man die Bildung der asiatischen Racen zuschrieb. Sie hat gewöhnlich einen Löwenkopf mit einem Halbmond darüber. Andere Gruppen und Statuetten stellen Osiris, Horos und Ammon dar.

Die Könige sind zahlreicher in der Gallerie vorhanden, als die Götter. Eine schöne Sphinx in rothem Granit, deren edle Züge leider verdorben sind, stellt jenen großen König dar, von welchem Tacitus spricht, Ramses II. von der neunzehnten Dynastie, Ramses-Meiancun, Besieger von Aethiopien, der mehr als 60 Jahre im 15. Jahrhundert vor Christus letzte; er bedeckte Egypten mit kostbaren Monumenten, aber die Bildhauerkunst war damals schon in ihrem Verfall. Die beiden Cartouche (Titelinschriften) Ramses' II. sind auf der Brust des Sphinx und an den Vordertatzen eingegraben.

Eine andere riesenhafte Sphinx in rothem Granit stellt den König Menophs, den dreizehnten Sohn Ramses II., dar. Jede der Löwentatzen ruht auf einem Ring, der das Symbol einer langen Reihe von Regierungsjahren zu sein scheint. Man glaubt, daß dies der König gewesen, der die Hebräer verfolgt und beim Uebergang über das rothe Meer umkam.

Zwei Basaltsphinxe stellen den König Nepherites, 398 v. Chr. Geburt, und den König Hakonis dar.

Sechs andere Sphinxe tragen keine Inschrift.

Man kann aus diesem Reichthum in einer Gattung der egyptischen Kunst auf den großen Reichthum der ganzen Sammlung schließen.

Zur Diätetik.

(Fortsetzung.)

Gewöhnlich strebt man üble Gerüche durch Räuchern zu vermeiden. Aber sie sind dadurch nicht *entfernt*, sondern nur *maskirt*. Auch haben manche Räucherungsmittel wieder eigene Schädlichkeiten, z. B. der Zucker, der betäubt und Kopfschmerz macht, wie alle Räuchermittel, zu denen Kohlen ins Zimmer gebracht werden müssen. Glühende Kohlen entwickeln nämlich ein Gas, welches Kohlensäure heißt, am Boden liegt und schnell erstickt. Sie ist es, die in Kellern mit gährendem Wein schon so manches Unglück verursachte, welche die Raffinerie der Franzosen schon zu schmerzlosen Selbstmorden benutzte, in der Hundsgrotte bei Neapel hineingebrachte Thiere betäubt hinstürzen macht und — im Champagner schäumt. Im Magen aber wirkt sie so wohlthuend, wie sie in der Lunge schädlich ist. — Muß man mit Kohlen räuchern, so sind sie so bald wie möglich, wieder hinauszutragen. Eins der besten Räucherungsmittel ist Essig, den man in einem Medizinglase auf den Ofen stellt — man kann auch einige Gewürznelken hineinwerfen. Auch blos im Zimmer herumgesprengter Essig ist, vorzüglich bei nervösen Fiebern, für den Kranken, wie für seine Umgebung, von größtem Nutzen. Grünende Zweige — im Winter ein Tannenast, in der Krankenstube wirken gleichfalls sehr wohlthätig.

Hätte eine Familie das Unglück von ansteckender Krankheit heimgesucht zu werden — vielleicht gar ein Mitglied an ihr zu verlieren — so ist das Auslüften der Zimmer, Betten ꝛc. unumgänglich, aber meist nicht hinreichend. Es ist in diesem Fall das Beste und stets Genügende, Chlorkalk in Schachteln auf den Zimmerboden zu stellen, und in geringer Portion auf die *gewaschenen* Federn und Bettzeuge wirken zu lassen. *Oft, leider oft* steht der Arzt beide Eltern eines unglücklichen Häufchens von Waisen durch das Nervenfieber, die Schwindsucht sterben, weil aus Armuth oder Indolenz die Ueberlebenden genug zu thun glauben, wenn sie die Ueberzüge der Betten, aus denen die erstarrte Leiche genommen ist, gewechselt und gewaschen, oder höchstens die Betten eine kurze Zeit auf der Bühne hängend hatten. In England werden alle Betten und Kleider, die ein Schwindsüchtiger gebraucht hat, polizeilich vernichtet. Es ist dies wohl zuweilen hart — aber stets weise! —

Oft klagt eine Mutter des Mittelstandes dem Arzt das Nichtgedeihen ihres Kindes, es bleicht, magert ab und verkommt zusehends. Eine Menge Arzeneien fruchtet wenig und kann es nicht, denn Abends wird die halbtrockne, gebügelte Kindswäsche an dem Ständer am Ofen der Stube ausgetrocknet; die reinlich übergogenen Wickelkissen sind mit mehr als schmutzigen Federn gefüllt, in denen schon eins, vielleicht schon mehrere Kinder an Skrophel u. dgl. verstecht sind. Das Kind bekömmt die beste, d. h. die fetteste, also unverdaulichste Milch, der Brei, die schlechteste Kindernahrung die es giebt, wird mit Schmalz oder Ciern noch verderblicher gemacht, der Arzt predigt — in den Wind, das Nahenheer alter Basen, Gevatterinnen, Nachbarinnen rühmt sich so und so viel Kinder aufgezogen zu haben, die alle nicht gebadet worden, faustdicke Schlotzer genossen und mit Brei gefüttert worden, auch habe kein Doctor etwas dawider gehabt. Das Waschanstrocknen *müsse* sein, wo solle man denn damit hin und naß anziehen solle man es doch auch nicht! Zuletzt kommt noch die zweibeinige Kinderpest, die alte, erfahrene Hebamme; sie erklärt das Kind für *unterwachsen*, wo nicht gar für behext, und weiß eine Menge Sprüche und guter Hausmittel, an denen das Kind auch richtig stirbt!

Die Temperatur.

Unser Klima bedingt künstliche Erwärmungsmittel. Sie halten theils die Wärme des eigenen Körpers auf ihm zurück — Kleidung — theils bringen sie die uns umgebende Luft auf einen höheren Wärmegrad, durch Verbrennen verschiedener Heizmittel.

Das mildere Klima rühmt seine Kamine, die auch wirklich ihr Gutes haben. Der Zug des Feuers reinigt die Zimmerluft, die nicht weit ausstrahlende Wärme versammelt die Gesellschaft zu engerem, traulichem Kreise, und fehlt sie, so ist auch der Cisame nicht ganz verlassen. Fire is compagny (Feuer ist Gesellschaft), sagt ein englischest Sprüchwort und alle Sprüchwörter halte ich, wenn auch nur beziehungsweise, für wahr. Setz Dich, lieber Leser, vielleicht nicht frohen Herzens, einmal einsam vor ein Feuer, steh dem rastlosen Züngeln und Zehren des glänzenden Elements am irdischen Stoff zu, folge den tausend Capricen der leckenden wechselnden Flamme bis die glühenden Kohlen nur zuweilen ein Windzug zu bläulichem Flackern aufregt, ein weißer Staub auch dies verwehrt und alles nach und nach zu grauer formloser Asche versinkt — — und sage, haben die Engländer nicht Recht? —

Digitized by Google

Aber wenn es stürmt und der Rauch erstickend ins Zimmer wallt, wenn es wirklich kalt ist und jeder gern die frierenden Füße, mit Gefahr die Stiefel zu verbrennen, auf den Bock über die Gluth stellen möchte, wenn die fashionabelste Gesellschaft gezwungen ist, bald Bild, bald Kehrseite dem wärmenden Strahl wechselnd zuzuwenden — dann ist es Zeit das Lachen und eine Verwünschung zugleich zu unterdrücken.

Oefen sind zweckgemäßer, müssen aber weit genug ins Zimmer hineinragen und möglichst tief stehen, damit auch die Füße der Bewohner warm werden können. Eiserne geben Prallhitze, die gern Kopfschmerz macht, irdene brauchen dagegen mehr Feuerung.

Bei 15 — 16° R. befindet ein gesunder Mensch sich am behaglichsten. Alte und schwächliche Personen gebrauchen eine Temperatur von 18 — 20°; Fieberkranke vertragen nur 10 — 12°. Liegt der Kranke in einem Zimmer, wo kein Ofen steht, so läßt sich ein sehr brauchbares Erwärmmittel dadurch herstellen, daß man ein eisernes Gefäß mit passendem Deckel mit angesprengtem ungelöschten Kalk füllt. Es wird hierdurch eine lebhafte und lang andauernde Wärme erzeugt, die nirgend feuergefährlich ist. Kohlenkörbe sind aus oben bereits angeführtem Grunde durchaus verwerflich.

Ueber Kleidung viel zu sagen wäre zwecklos, da hier meist der Schneider von größerem Einfluß ist, als der Arzt, und der Vernünftige sich leicht seine Regeln selbst bildet. Unerschütterlich bleibt hier die Norm den Kopf kühl, die Füße dagegen warm zu halten.

(Schluß folgt.)

Malergeschichten.

III.

Tizian Vecelli.

Der Geburtsort Tizian Vecelli's oder Tiziano's, wie seine Landsleute den ersten venetianischen Maler nennen, war das Schloß Cadori in Friaul. Sein Vater hieß Vecelli, aber wir wissen wenig oder nichts von seinen Eltern und seinem früheren Leben. Selbst das Jahr, in welchem er geboren, ist streitig, da Einige 1477, Andere 1480 nennen: doch hat das Alles keine große Wichtigkeit. Sei er nun reich oder arm, von nobler oder niedriger Abkunft — Tizian bleibt einer der größten italienischen Maler.

Im zehnten Jahre kam der Knabe von Friaul zu einem Oheim nach Venedig. Dieser würdige Verwandte, überrascht von dem Zeichentalente des Neffen, verschaffte ihm Unterricht in dieser Kunst. Sein erster Lehrer war Sebastiano Zuccati, von dessen Mittelmäßigkeit der Umstand zeugt, daß er nur als der erste Lehrer Tizians und sonst nie erwähnt wird. Später wurde der Knabe der Leitung Giovanni Bellini's anvertraut, eines Mannes, dessen Name schon bekannter klingt.

Dieser Giovanni Bellini war einer von den Dreien — Vater und zwei Söhne — welche die Begründer der venetianischen Schule sind. Von diesen war der ältere Bruder Giovanni weit der beste Künstler. Er stand in hohem Ansehen und sein Ruf drang bis nach Constantinopel. Der ottomanische Kaiser Mahomed II. sandte zu ihm und ließ ihn zu sich einladen; aber der venetianische Senat schätzte seinen Maler zu hoch, um mit dem Kaiser zu theilen: man schickte deßhalb den ältern Bruder Gentile an den türkischen Souverän. Mahomed empfing den Gast auf's Höflichste, erzeigte ihm alle Ehre und trug ihm verschiedene Gemälde auf. Unter diesen war auch eine „Enthauptung des Täufers Johannes." Der Kaiser kam eines Tages in das Atelier und zeigte dem Künstler einen Irrthum, den er zu bemerken glaubte. Um seine Behauptung zu bekräftigen, ließ er einen schwarzen Sclaven hereinbringen und in seiner Gegenwart enthaupten! Diese despotische Art der Beweisführung erschütterte den Maler so gewaltig, daß er keinen Frieden und keine Ruhe mehr fand, bis er seinem höflichen Gastfreund entflohen und glücklich wieder in seinem Vaterland und in den Armen seines Bruders war.

Nach dieser Abschweifung über die ersten Lehrer Tizians müssen wir zu dem jungen Schüler selbst zurückkommen. Er machte rasche Fortschritte in seiner Kunst und hatte bald Giorgione, seinen Mitschüler, überholt, der kein unbedeutender Rivale war, da er sogar die Eifersucht Bellini's erregt hatte. Im achtzehnten Jahre malte Tizian das Porträt eines venetianischen Edelmannes — Barbarigo. Diese Arbeit gewann dem jungen Künstler großen Beifall und sein Name war der erste, der über die Schwelle von Bellini's Atelier drang. Ein anderes seiner frühsten Bilder war: „Christus den Zinsgroschen zahlend." Mit diesem Bilde concurrirte er erfolgreich mit Albrecht Dürer, dessen Styl später von dem Tizian'schen so sehr verschieden war.

Zu jener Zeit jedoch bewunderte Tizian den harten, trockenen Styl der Deutschen so sehr, daß er Künstler aus unserem Vaterland zu sich einlud und ihr fleißiger Schüler wurde; aber bereits ging ein neues Licht in ihm auf. Giorgione, sein Mitschüler, soll der Erste gewesen sein, der die Fesseln des formellen bellinischen Styles brach, in welchem sich Beide bisher so ängstlich bewegt. Lange Zeit malten Giorgione und Tizian in Verbindung und legten so den Grund zu jenem farbenprächtigen Styl, in welchem sie unübertroffen dastehen, und den ihre Schüler nachahmten, indem sie auf der Basis, die Bellini gelegt, die berühmte venetianische Schule gründeten.

Eifersucht jedoch zerriß die Verbindung dieser beiden großen Meister. Sie stritten und trennten sich, und die alte Freundschaft wurde während ihres ganzen Lebens nie wieder angeknüpft. Auf wessen Seite diese Rivalität begann, ist jetzt schwer zu ermitteln, aber es ist wahrscheinlich, daß die Schuld Giorgione zur Last fällt, da er der geringere Künstler war und Tizian in seinem Privatleben als ein höchst liebenswürdiger Charakter geschildert wird. Immerhin blieb es aber traurig, solchen Rivalitäten und Zwistigkeiten zwischen Männern von großem Geiste zu begegnen. So lange Giorgione lebte, stand er Tizians Glücke sehr im Wege; aber er starb 1511 und nun erstirnte kein Nebenbuhler mehr, der die Palme mit Vecelli hätte theilen können.

Bald darauf lud Alfonso, Herzog von Ferrara, unsern Künstler zu sich ein, und für diesen edlen Kunstbeschützer malte er das berühmte Bild „Bacchus und Ariadne." In Ferrara begründete er eine innige Freundschaft mit Ariost, mit dem er Bewunderung um Bewunderung tauschte, sofern der Dichter ihn im Orlando Furioso verherrlichte, während der Künstler ein Porträt von Ariost malte.

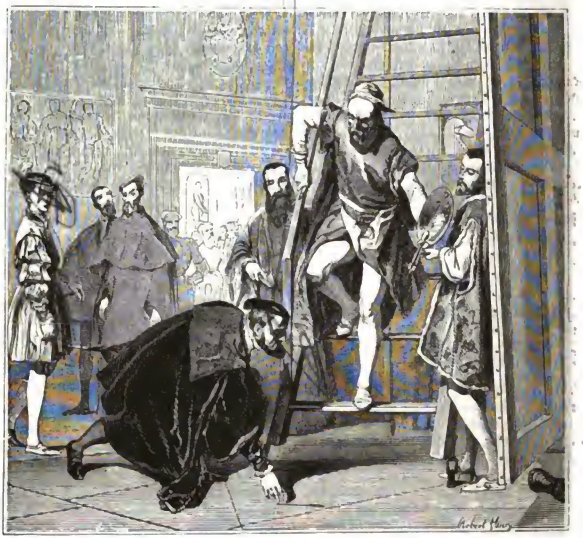
Tizians Ruf war nun begründet, und doch standen seine Glücksgüter in keinem Verhältnisse zu seinem An-

Digitized by Google

sehen. Er war noch immer ein armer Mann, obwohl ihn Edle und Fürsten als einen Freund bei sich aufnahmen. Vielleicht verbarg er aus Stolz seine Armuth, so daß die Beschützer seiner Kunst nie etwas davon erfuhren. Man versichert, daß im Jahre 1530, als Tizians Name in ganz Italien bekannt und berühmt war, der Künstler selbst in tiefster Armuth lebte. Pietro Aretino, einer seiner Freunde, kam dieser Sache auf den Grund und empfahl den Maler der Gnade Karl V. Dieser wußte, wie er das Genie unterstützen mußte, ohne es zu verletzen. Er beauftragte Tizian, ihn zu porträtiren und bezahlte eine Summe dafür, welche Alles überstieg, was der Künstler je erhalten.

Von Bologna, wo der Kaiser weilte, ging Tizian nach Mantua und Rom, an welchen beiden Höfen er auf das Glänzendste aufgenommen wurde; sein Pinsel war mit den Porträts der Großen und Edeln des Tages vollauf beschäftigt. Dann begab er sich wieder zu Karl V., der nach Madrid zurückgekehrt war, in welcher Stadt Tizian drei Jahre verlebte.

Einer der wohlthuendsten Lichtblicke in Tizians Leben ist die lange und innige Freundschaft zwischen ihm und seinem königlichen Herrn, dem großen und guten Kaiser von Spanien, dessen Name in der Geschichte unter den weisesten und besten Herrschern Europas genannt wird. Von seiner ersten Einführung bei ihm zu Bologna betrachtete Carl ihn immer als Freund und behandelte ihn wie seines Gleichen. Nicht lange nach diesem ersten Bekanntwerden gab der Kaiser, der die Eifersucht der Höflinge dadurch aufstachelte, daß er ihn zur Rechten reiten



Kaiser Karl V., den Pinsel Tizians aufhebend.

ließ, die bekannte Antwort: „Ich habe viele Edlen, aber nur einen Tizian."

Eine andere Geschichte, die ein moderner Künstler zum Gegenstand eines hübschen Bildes gemacht, das wir hier mittheilen, wird ebenfalls zum Ruhm dieses edlen Fürsten erzählt. Karl besuchte Tizian sehr häufig in seinem Atelier, sah ihm zu, wenn er malte, und plauderte mit ihm. Bei einer solchen Gelegenheit entfiel der Pinsel Tizians Hand, der Kaiser nahm ihn auf und übergab ihn dem erstaunten Künstler, indem er sagte: „Es gebührt dem Kaiser, Tizian zu dienen."

Die Abdankung Karls und sein Zurückziehen in ein Kloster gehören der Geschichte an. Der Verlust seines Freundes alterirte die Interessen des Malers nicht. Karls Sohn und Nachfolger, Philipp II., obgleich ein ernster und bigotter Mann und weit weniger für Literatur und Kunst begeistert, als der hohe Geist seines Vaters, legte dennoch große Achtung vor Tizians Talent an den Tag, denn ihm malte Vecelli die berühmte „schlafende Venus." Philipp schätzte dieses Bild so hoch, daß er, als sein Palast auf dem Prado bis auf den Grund niedergebrannt war, zuerst die Frage machte, ob Tizians Venus gerettet sei, und als man ihm bejahend antwortete, ausrief: „Dann hat Alles nichts zu sagen."

An seinem Lebensabend verließ Tizian Madrid und kehrte nach Venedig zurück. Die Jahre schienen weder den Flug seiner Phantasie, noch seine Hand zu schwächen; eines seiner besten Bilder stammt aus jener Zeit. Es ist

Digitized by Google

eine Gruppe von Ferdinand, dem römischen König und seiner Familie. Um es zu malen, ging Tizian nach Innsbruck; aber mit Ausnahme dieser Reise verließ der greise Künstler seine Vaterstadt nicht mehr. Hier stand er bei Groß und Klein, bei Alt und Jung in hoher Achtung. Der Senat erließ ihm sogar durch ein Decret die Steuern. Auch die Künstler seiner Zeit zollten ihm ihre Verehrung, und Michel-Angelo war sein Freund. Kaiser Heinrich IV. besuchte Tizian noch in seinem hohen Alter. Diese Ehre schmeichelte dem Künstler sehr. Er zeigte dem Monarchen seine jüngsten Werke und dieser fand so großen Gefallen daran, daß er nach dem Preise eines derselben fragte. Tizian machte es dem Kaiser mit dem seinen Tacte, der dem Hofgewohnten eigen war, zum Geschenke.

Tizian Vecelli wurde gegen hundert Jahre alt und übte seine Kunst mit beinahe ungeschwächter Kraft bis in die letzte Zeit. Er starb 1576 zur Zeit der Pest und hinterließ unzählige Beweise seines Genies und Fleißes. Er wurde mit allen öffentlichen Ehren, wie sie seinem Ruhme gebührten, begraben.

Johann Peter Hebel.

Hebel, der alemannische Volksdichter, gehört zu den Männern, die eine Seite in den ruhmreichen Jahrbüchern der Männer des Volkes verdienen. Die Umstände, in denen er geboren wurde, boten ihm nur geringe Aussichten für die Zukunft. Seine Studien dagegen eröffneten ihm eine Laufbahn, die er mit Eifer und Ehre verfolgte: seine Werke haben ihm im Vaterland einen geschätzten Namen erworben.

Seine Eltern waren einfache, aber ehrliche Tagelöhner, die nur das Wenige besaßen, was sie sich durch ihre Sparsamkeit erworben. Nach ihrer Verheirathung ließen

Hebels Haus in Hausen.

sie sich in dem kleinen Dorfe Hausen nieder, das in einer der reizendsten Gegenden von Baden liegt. Während des Winters arbeitete der Mann auf seinem Handwerk als Weber, und die Frau spann. Kam der Sommer, so begaben sie sich nach Basel in das Haus, wo sie gedient und wo man ihnen Arbeit für die ganze Jahreszeit aufgespart. Johann Peter Hebel wurde am 10. Mai 1760 geboren.

Ein Jahr darauf starb der Vater. Das Kind blieb allein bei der armen Wittwe, die dieser unglückliche Todesfall ihrer ersten Stütze, ihrer Nahrungsquelle beraubte. Als er in das Alter kam, in welchem auf dem Lande mit dem Unterrichte begonnen wird, trat er in die Freischule des Dorfes, aber sobald die Stunden des Unterrichts vorüber waren, mußte er seine Mutter unterstützen, um ihr kümmerliches Dasein zu fristen: er ging in den Wald hinaus und sammelte die auf dem Schnee zerstreuten dürren Aeste, die er dann mit seinen von der Kälte erstarrten Händen nach Hause trug. Ein andermal zerschlug er wieder Steine für den Kalkofen von Hausen und verdiente sich auf diese Weise einige Kreuzer. So verflossen lange traurige Wintertage unter Mühe und Arbeit, unter Seufzen und banger Sorge. Endlich kam der Sommer, dieser sanfte Erguß der göttlichen Gnade, diese Freude der Armen. Seine Mutter führte ihn nach Basel zu ihrer alten Herrschaft: die leichte Arbeit, der Anblick des frischen Thales und das blumenreiche Gehäge, das sich an den Ufern des Rheines hinzog, machten damals schon das kindliche Gemüth für die poetischen Eindrücke der Natur empfänglich. Durch die Lebhaftigkeit seines Geistes erregte er bald auch die Aufmerksamkeit des Brodherrn, der ein ungewöhnliches Talent in ihm erkannte: und schon in einem Alter, in welchem man sonst nur unklare Wünsche und eitle Phantasieen hegt, sprach sich bei ihm bereits ein fester Wille aus: er wollte Theologie studiren und dachte

Digitized by Google

sich nichts schöner, nichts beneidenswerther, als die Stellung eines Landgeistlichen. Seine Mutter hatte sich, um ihn in eine lateinische Schule treten zu lassen, entschlossen, sich von ihm zu trennen. Aber es stand ihr noch eine zweite Trennung bevor. Sie wurde plötzlich in Basel krank und wollte, da sie ihr nahes Ende fühlte, die Heimath noch einmal sehen. Ein Bauer von Hausen holte sie mit seinem Wagen ab. Das Kind saß an ihrer Seite. Auf der Höhe des Weges sank sie an seine Brust, schloß ihn in ihre Arme und hauchte den letzten Seufzer aus. Viele Jahre später sprach Hebel in einer Anrede an seine Gemeinde von seiner Mutter und sagte: „Ihre Frömmigkeit war für mich ein Segen, der mich nie verlassen. Sie lehrte mich beten, an Gott glauben, seiner Allmacht vertrauen. Die Verehrung und Liebe, die sie mir eingeflößt, waren meine beste Erbschaft. Ich habe sie in treuem Herzen bewahrt und sie brachten mir Glück."

Dem Waisenknaben blieb nichts als das kleine Gut, das seine Eltern mit großer Mühe zusammengespart. Es reichte auch bei der größten Sparsamkeit nicht für die Kosten der Erziehung hin: einige mitleidige Seelen verbanden sich auf die Bitte seines Beschützers und Hebel trat in das Gymnasium zu Carlsruhe. Dort brachte er vier Jahre zu und zeichnete sich unter allen seinen Mitschülern aus; durch die Unterstützung seiner bisherigen Gönner war es ihm möglich, die Universität Erlangen zu beziehen. Nachdem er das Examen gemacht, erhielt er die Stelle eines Aushülfslehrers in Lörrach. Dort blieb er elf Jahre, freilich unter den dürftigsten Umständen, die ihn sogar zwangen, das was ihm noch von der Erbschaft seiner Mutter übrig geblieben, zu verkaufen. 1779 kam er als Subdiacon an das Gymnasium in Carlsruhe und damit schlossen sich seine Prüfungsjahre. 1798 erhielt er am selben Gymnasium die Stelle eines Professors der Religion und des Hebräischen; auch hatte er zu predigen; aber die angenehme pecuniäre Lage, die Gesellschaft, in der er sich bewegte, die Achtung, mit der man ihm von allen Seiten begegnete, belohnten ihn reichlich für die große Amtsthätigkeit, in die er sich plötzlich versetzt sah. 1801 und 1802 schrieb er die erste Sammlung seiner alemannischen Gedichte, die anfangs ohne den Namen des Verfassers erschienen, aber sogleich großes Aufsehen erregten.

Kurze Zeit später unternahm Hebel eine andere Arbeit, die zwar allerdings auf den ersten Anblick keinen hohen literarischen Werth zu haben scheint, deren Wichtigkeit und Bedeutung sein Scharfblick aber wohl erkannte. Das Gymnasium zu Carlsruhe hatte das Privilegium der Herausgabe eines Volkskalenders, das jedoch in den letzten Jahren ganz vernachlässigt worden. Hebel erhielt den Auftrag, ihn neu zu redigiren und suchte nun die Unterhaltung mit der Belehrung in diesem für das Volk geschriebenen Buche auf's Innigste zu verbinden. Er kannte das Volk, er schrieb für das Volk, im einfachsten Style, in der zugänglichsten Form — und das Buch wurde ein Volksbuch im strengsten Sinne des Wortes. Wer kennt nicht Hebels Schatzkästlein? Diesen Kalender setzte er bis zum Jahre 1816 fort. Eine Sammlung biblischer Geschichten, geschickt ausgewählt und naiv erzählt, kaufte Cotta zu einem bedeutenden Preise. Hebel ließ das Geld bei einem Banquier deponiren. Bald darauf fallirte der Banquier. Ein Freund eilt zu dem Dichter, um ihm das unglückliche Ereigniß mitzutheilen und ihn zu trösten. „Ich habe," sagte Hebel, „das Geld nie gesehen, noch berührt, wie soll ich mich darum grämen, mich dauert der arme Banquier. Ich war gestern nicht reich, bin es heute nicht, und erinnere mich einer Zeit, wo ich sogar arm war."

Seine volksthümlichen Schriften und der Eifer in seinem Amte mußten ihre Anerkennung und Belohnung finden. 1819 wurde er zum Prälaten ernannt und Hebel trat durch diese Würde in die erste Kammer von Baden. Diese Auszeichnung, die man überall freudig begrüßte, setzte seine Bescheidenheit in große Verlegenheit. Man erwartete, er werde seine Beredtsamkeit mit eben der Kraft wie auf der Kanzel entfalten: aber er hatte von seiner Kindheit an eine große Aengstlichkeit des Characters, eine Art furchtsamen Respectes vor den Großen der Welt bewahrt, die er nicht überwinden konnte. Einer seiner Freunde warf ihm eines Tages seine Zurückhaltung bei den Debatten der Kammer vor. „Was wollen Sie," antwortete Hebel lachend, „Sie sind der Sohn eines reichen Mannes; schon als Kind nannte man Sie Herr; und wenn Sie mit Ihrem Vater durch die Straßen gingen, zog Jedermann den Hut. Mich aber erzog eine arme Wittwe in Hausen. Ging ich mit meiner Mutter auf dem Weg von Basel oder Lörrach und es begegnete uns ein kleiner Bezirksbeamter, so sagte sie: „Peter, nimm den Hut ab, 's kommt ein Herr." Und sahen wir gar einen Gemeinderath oder Bürgermeister, so hielt mich meine Mutter schon zwanzig Schritte früher an und sagte: „Peter, bleib' stehen und grüß' schnell, 's kommt der Herr Bürgermeister. Wie soll ich nun dreist auftreten können, wenn ich mich jener Zeiten erinnere und unter lauter Baronen, Generalen, Ministern, Grafen, Prinzen und gar meinem Herrn, dem Markgrafen Leopold, gegenübersitze?"

Im Jahre 1826 starb Hebel auf einer Visitationsreise und hinterließ Allen, die ihn kannten, das Andenken eines liebenswürdigen Geistes, eines edlen Herzens und das Beispiel eines tüchtigen Lebens.

Sein Vermögen betrug, trotz des Glückes, das seine Arbeiten gemacht, kaum 9000 fl. Er hatte die Absicht gehabt, damit eine Stiftung zu gründen, aus der die alten Leute seines Dorfes am Sonntag eine Flasche Wein, die Kinder die nöthigen Schulbücher erhalten sollten. Er war jedoch ohne Testament gestorben, und so wurde sein Vermögen unter die Verwandten vertheilt.

Im Hofgarten zu Carlsruhe ist dem badischen Volksdichter ein kleines hübsches Denkmal errichtet.

Der Eisenkopf.

Erzählung von Ludwig Rellstab.

(Fortsetzung.)

„Hätten wir denn wegbleiben können," schluchzte der alte Pachter, nachdem er lange vergeblich versucht hatte ein Wort hervorzubringen, „wenn unser Sohn, unser Robert — — ach, ich kann's nicht aussprechen!" Und immer wieder drückte er ihn an die Brust, und küßte ihn unter lautem Weinen.

Karl verlor beinahe selbst die Fassung über den heftigen Schmerz der treuen Pfleger aus der Verirrungszeit seiner Jugendjahre.

„Setzt Euch, lieber Vater, Mutter Justine," bat er endlich, um nur die heftigen Aeußerungen des Schmerzes äußerlich zu unterbrechen; „setzt Euch. Wir wollen von Herzen mit einander reden; diese Stunde soll mich erquicken, trösten, nicht entmuthigen. Setzt Euch, Vater!"

Digitized by Google

Martens that es. Er nahm den einen der beiden Holzstühle im Gefängniß, Karl den andern, Justine setzte sich auf's Bett.

„Sagt mir nur, wie habt Ihr von meinem Schicksal erfahren, — daß Ihr so weit herkommt?" fragte Karl.

„Guter Gott! Es stand ja in den Zeitungen," antwortete Justine; „aber wir konnten es gar nicht glauben und Martens fuhr gleich in die Stadt; da hörte er denn wie es leider stand! — Das wird Deine Mutter nicht überleben, Robert!"

„Meine Mutter," rief Karl und erbleichte. „Nicht überleben!" — setzte er mit bebender Stimme hinzu. „Ich sollte der Mörder meiner Mutter sein — — nein, das wird Gottes Gnade abwenden!"

„Nicht doch so, Justine, wie kannst Du so reden!" sprach Martens rauh, aber von Herzen begütigend; „wer weiß was Gottes Wille ist! Vielleicht kann noch Alles gut werden!"

Da Karl und Justine auf dieses Wort schwiegen, fuhr der Pachter fort. „Lieber Robert! Darf ich aufrichtig sein? darf ich Dich noch etwas fragen, ohne Dich böse zu machen?"

„Was und wie Ihr wollt, Vater Martens!" erwiederte er.

„Sie haben uns erzählt," hub er ein wenig verlegen an, „daß Du, — es soll ein Umstand sein, wie Du Alles gut machen könntest, es hinge nur von Dir ab! Ist das so?"

Karl nickte.

„Und Du willst nicht?" fragte Martens fast athemlos vor Erstaunen.

„Ich kann nicht," erwiederte er, „es wäre wieder Ehre und Ueberzeugung!"

„Höre, Robert," fing Martens nach einigem Zögern in sehr gutherzigem Ton wieder an, „höre, lieber Sohn! Ich weiß, eine Abbitte ist ein schweres Ding! Die Worte wollen einem absolut nicht über die Zunge, sie sind wie Blei! Aber — wenn es sein muß! Es geht doch! Ich dächte, lieber, guter Junge, Du schriebest den Zettel und machtest Dich und uns Alle glücklich — und selig, — Deine gute, gute Mutter vor Allen!"

„Vater!" rief Karl schmerzlich aus und sprang auf, „es ist bei Gott unmöglich, — wenn es auch jetzt noch etwas hülfe! Wie? Ich hätte es abgeschlagen, fest und bestimmt, auf Männerwort, und sollte jetzt, da es Ernst wird, schimpflich zurückziehen? Müßte man da nicht von mir sagen, aus Feigheit hat er gethan, was er für schändlich hielt? Wäre ich nicht ehrlos für ewig? Nein, lieber dreimal durch die Kugel fallen, als so leben! — Und wenn sie es gar jetzt zurückwiesen, so stürbe ich verachtet und lächerlich zugleich! Nein, nein, — es ist unmöglich!"

„Ja, ich dachte es wohl — es ist der alte Eisenkopf!" rief der Pachter aus, während er ihm doch beide Hände hielt und warm drückte und ihn dann an sich zog und ihn, immerfort laut weinend, immer wieder küßte — — „es ist Alles vergeblich, es ist der alte Eisenkopf!"

Justine sagte leise, indem sie ihm die Hand reichte, „doch hat er auch das alte liebevolle Herz!"

„Daß so ein Mann so ums Leben gebracht wird, so nichtswürdig, so schändlich!" rief Martens in äußerster Wallung und ging heftig auf und ab. — „Und thut denn der General, der Prinz, dem Du das Leben gerettet hast, nichts für Dich? Ich will zu ihm, ich will ihm einen Fußfall thun, er wird Dich begnadigen — sage mir Robert, wo ist er zu treffen?"

„Er hat gethan für mich, was möglich war, jetzt ist er nicht hier — er ist verreist," antwortete Robert mit bitterm, aber bekämpftem Gefühl; „es thut ihm zu weh mich sterben zu sehen, er wollte nicht dabei sein!"

„Nicht dabei sein?" rief Martens. „Und wir sind blos dazu hergekommen! Und nicht mit Hunden sollten sie mich wegheyen, und ich will Dir die Augen zudrücken, mein Junge, und wenn sie auf mich selber schießen! Ach, da fühlt unser Eins doch anders als solch ein Herr!"

Die abermals klirrenden Riegel der Thür unterbrachen diese Worte. — Der Major von Holm trat ein. Karl war höchst erstaunt ihn schon wieder zu sehen, und ahnte etwas Außerordentliches. „So unvermuthet," sprach er, mit möglichster Fassung ihm entgegen gehend, und reichte ihm die Hand dar, die dieser wärmer, als er sonst pflegte, drückte.

(Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige Bäume.

Jean Jacques Rousseau spricht von einem Nußbaum, den er auf der Esplanade des Presbyteriums von Bossey, einem Dorfe, wo er einige Jahre seiner Jugend bei einem Pfarrer zugebracht, hatte pflanzen helfen.

„Vor der Thüre des Hofes," sagt er, „war eine Terrasse, auf welcher man häufig Nachmittags saß, die jedoch keinen Schatten hatte. Um ihr diesen Werth zu verleihen, ließ Herr Lambercier einen Nußbaum pflanzen. Diese Pflanzung wurde mit großer Feierlichkeit vollzogen. Die beiden Pensionaire waren die Pathen und während man das Loch ausfüllte, hielten wir den Baum mit einer Hand und sangen Siegeslieder. Um ihm Wasser zuzuführen, machte man eine Art Bassin um seinen Fuß. Wir versicherten uns oft, daß es eine weit größere Freude sei, einen Baum auf die Terrasse zu pflanzen, als eine Fahne auf die Bresche."

Im Verlauf der Jahre wurde der Nußbaum sehr schön und nach dem Tode des Verfassers des Emil ist mancher Tourist zu diesem Baume gepilgert. Gegenwärtig existirt er nicht mehr: im Jahre 1792 wurde er von einem Bauern, der seine Bedeutung nicht kannte, gefällt.

Unfern von Bossey und auf derselben Seite des großen Salève erheben sich die Ruinen der alten Abtei von Pomiers. Die Lage dieses ehrwürdigen Klosters gehört zu den reizendsten: an den Hügel gelehnt, wird es von prächtigen Wäldern überschattet; weite Prairien dehnen sich zu seinen Füßen aus. In der Nähe dieses Baudenkmals sah man die riesenhaftesten Buchen, die der gegenwärtige Besitzer niederhauen ließ.

Besteigen wir von Genf aus die Villa Beaulieu, die an einem der schönsten Punkte des kleinen Sacconner liegt. Dort existirt eine Zeder vom Libanon, welche im Jahre 1735 gepflanzt wurde und jetzt über 90 Fuß hoch ist. Der Stamm dieses Baumes hat einen Umfang von 13 Fuß. Der Umfang seiner Zweige beträgt im Durchmesser 60 Fuß.

Am nördlichen Ufer des Sees liegt Morges. Ehe man diese hübsche Stadt betritt, kömmt man über eine

Digitized by Google

ſchöne Prairie, auf welcher früher ein Zwillingspaar von beinahe gleicher Größe ſtand. Die ſchönſte dieſer beiden Ulmen ſtürzte in der Nacht vom 4. auf den 5. Mai 1824 gegen ein Uhr bei vollkommener Windſtille zuſammen. Die Urſache kann nur das hohe Alter des Baumes geweſen ſein, deſſen meiſte Wurzeln verfault waren. Der Verluſt dieſer Ulme bereitete den Bewohnern von Morges großen Schmerz: ſie durchſuchten die öffentlichen Bücher und fanden, daß 1541 in der Nähe dieſer Bäume eine Quelle von bedeutender Waſſermaſſe geweſen. Dieſe Ulme hatte 24 Fuß im Umfang; der Stamm maß an der Erde 16 Fuß. Die Länge des Stammes vom Boden bis zu den Zweigen betrug 10 Fuß.

In geringer Entfernung von Lauſanne iſt ein kleines Dorf Namens Prilly, bei welchem ſich eine Linde von enormer Größe befindet und deren Schatten die Richter des Ortes bedeckte, wenn ſie ihr Urthel ſprachen. Einzelne behaupten ſogar, ſie habe einen größern Umfang gehabt, als die Ulme von Morges. Dieſer Baum iſt Eigenthum der Stadt Lauſanne, die ihn ſorgfältig überwacht.

In der Nähe von Letry ſteht gleichfalls eine majeſtätiſche Ulme, und obgleich ſie nicht ſo groß, als die Linde von Prilly iſt, wird ſie doch ebenſoviel beſucht.

Setzt man bei Letry über den See, ſo kommt man nach Meillerin und inmitten des herrlichſten Panoramas

Der Kaſtanienbaum von Neuve Celle am Genfer See.

liegt das Schloß von Neuve Celle, wo der berühmte Kaſtanienbaum, von dem wir ein Bild geben, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zieht. Ohne Zweifel war der Baum ſchon 1480 ausgewachſen, denn er beherbergte damals eine kleine Einſiedelei. Heutzutage hat er an ſeinem Fuße einen Umfang von 40 Fuß. Seine Krone wurde mehre Male vom Blitze getroffen. Doch iſt er immer noch intereſſant genug, um während der ſchönen Jahreszeit eine Menge von Fremden unter ſeinem Schatten zu verſammeln.

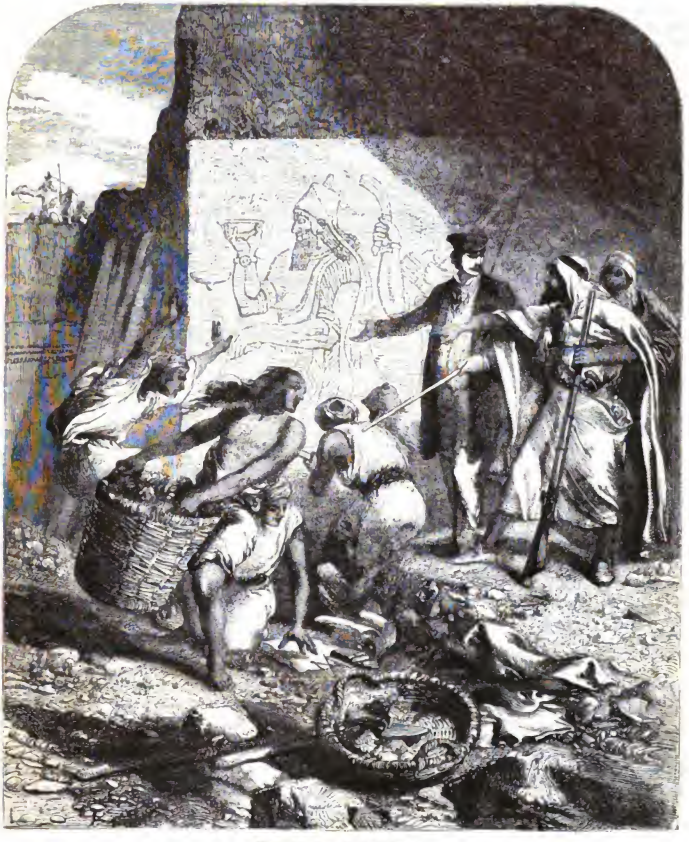
In Evian, dem durch ſeine alcaliſchen Mineralquellen berühmten Badeorte, ſchließen wir unſre botaniſche Fahrt um den Lemanſee. Wir finden hier freilich keinen Baum von ſolcher Höhe oder ſolchem Umfang wie die beſchriebenen. Aber in der Nähe der Quelle zwei Roſenbäume von derſelben Form und beinahe gleich an Dicke und Höhe, deren Stamm einen Fuß im Umfang hat, und die für den Reiſenden nicht minder anziehend ſind, als die Baumcoloſſe an den übrigen Ufern des Sees.

Wer überhaupt einen Sommer an den Ufern des blauen Leman, inmitten der herrlichſten Vegetation zugebracht, wird dieſe Villegiatur zu ſeinen ſchönſten Erinnerungen zählen.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Bonfon & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Aſſyriſche Alterthümer.



Eine Ausgrabung von Layard.

Der berühmte engliſche Reiſende Layard, dem wir ſo bedeutende Forſchungen über das Alterthum verdanken, leitete, wie bekannt, die Ausgrabungen in Ninive. Wir entnehmen ſeinem intereſſanten Werke eine kleine Epiſode, die wir mit einem Bilde begleiten.

„Eines Morgens," ſagt Layard, „kam ich von dem Lager des Scheik Abd-ur-Rahman zurück und begab mich nach dem Hügel, wo die Ausgrabungen ſtattfanden, als ich zwei Araber ſeines Stammes ſah, die in großem Galopp auf ihren Stuten dahersprengten. Als ſie ganz nahe bei mir waren, hielten ſie an: „Eile, o Bey!" rief der Eine von ihnen in ſeltſamem Tone, „eile zu den Arbeitern, denn ſie haben Nimrod ſelbſt gefunden! Wallah! Es iſt wunderbar, aber wahr. Wir haben es mit eigenen Augen geſehen. Es iſt nur ein Gott!" Nachdem Beide die letzte Ausrufung wiederholt, ſprengten ſie im Galopp

Digitized by Google

nach ihren Zelten. Ich beeilte meine Schritte. Als ich bei den Ruinen angekommen war, stieg ich in einen neu geöffneten Graben hinab. Dort fand ich die Arbeiter, die mich hatten kommen sehen, um eine Art Schutzwehr gruppirt, die sie in der Eile mit ihren Körben und Mänteln gebildet hatten. Aoad trat auf mich zu und bat mich um ein Geschenk, da sie eine bedeutende Entdeckung gemacht. Zu gleicher Zeit ließen mich die Araber, indem sie ihre improvisirte Mauer wegnahmen, einen ungeheuren in Alabaster ausgehauenen Kopf sehen; das Uebrige war noch in der Erde. Ich erkannte augenblicklich in dieser Sculptur einen der geflügelten Ochsen oder Löwen, wie man sie in Persepolis gefunden. Sie war ungemein schön erhalten. Der Ausdruck war ruhig und majestätisch. Die Linie der Conturen zeigte eine Freiheit des Styls und eine Kunst, die man bei einem Werke so früher Zeit nicht erwarten durfte. Die Kopfbedeckung war mit drei Hörnern umgeben, sonst aber ohne Schmuck. Mich überraschte die Schönheit, nicht der Gegenstand. Dieser gigantische, von den Jahrhunderten gebleichte Kopf, der plötzlich aus den Eingeweiden der Erde emporstieg, mußte der lebhaften Phantasie der Araber eines jener furchtbaren Wesen zu sein dünken, die nach den abergläubischen Traditionen des Landes den Sterblichen bisweilen, langsam aus der Unterwelt aufsteigend, erscheinen.

„Einer der Arbeiter hatte beim ersten Anblick des Ungeheuers den Korb niedergeworfen und die Flucht ergriffen. Ich vernahm diesen Umstand mit Bedauern, denn ich sah voraus, was die Folge davon sein würde.

„Während ich die Sculptur reinigen ließ und Befehl gab, mit Vorsicht die Erde wegzuschaffen, die den Körper bedeckte, hörten wir ein Geräusch von Pferden; bald erschien Abd-ur-Rahman an der Spitze der Hälfte seines Stammes am Rande des Grabens. Sobald die beiden Araber, die ich gesehen, die Zelte erreicht hatten, ging die Nachricht von dem außerordentlichen Ereigniß wie ein Lauffeuer durch das Lager: augenblicklich stieg Alles zu Pferde, um selbst zu sehen, was an dem unglaublichen Gerüchte Wahres sei. Als sie den Kopf erblickten, riefen sie: „Es ist nur ein Gott und Mohammed ist sein Prophet!“ Es dauerte einige Zeit, bis der Scheik sich entschließen konnte, in den Graben herabzusteigen und sich zu überzeugen, daß, was er vor Augen hatte, nur ein Stein sei. „Dieses Werk,“ murmelte er endlich, „ist nicht von Menschenhänden, sondern von ungläubigen Riesen gemacht, von welchen der Prophet (Friede sei mit ihm!) gesagt, daß sie größer seien, als der größte Dattelbaum. Ja es ist eins von den Götzenbildern, die Noah (Friede sei mit ihm!) vor der Sündflut verflucht hat!“ Diese mit dem tiefsten Ernste ausgesprochene Ansicht theilten alle anwesenden Araber.

„Ich ließ zwei oder drei Leute bei den Sculpturen als Wachen aufstellen. Als ich in das Dorf zurückkam, mußte ich die Auffindung des Kunstwerks feiern und ließ deßhalb einen Hammel kochen, den ich unter die Araber vertheilte; und wie durch Zufall fanden sich wandernde Musikanten, die ich zu ihnen schickte, damit sie die Nacht tanzen könnten. Den andern Morgen kamen die Araber von der andern Seite des Tigris und die Bewohner der umliegenden Dörfer nach dem Hügel. Selbst die Frauen konnten ihrer Neugierde nicht widerstehen und strömten mit ihren Kindern aus weiter Ferne herbei. Man hatte Mühe, die Masse vor dem Herabstürzen in den Graben zu schützen.“

Wie Layard vorausgesehen, hatte die Nachricht von dieser Entdeckung in Mossul eine große Aufregung hervorgerufen. Auf den Straßen und in den Bazars sprach man von nichts Anderem. Der Kadi ließ den Mufti und Ulema kommen, um sich mit ihnen zu berathen; dann gingen alle Drei in feierlichem Aufzug zum Gouverneur, um im Namen der Muselmänner der Stadt gegen das Vorgehen der Fremden zu protestiren, das nach ihrer Ansicht den Vorschriften des Koran widersprach. Diese Ausgrabungen seien eine Gottlosigkeit und den Gläubigen ein Gräuel; man verletze die Gräber, man störe die Ruhe der Propheten. Der Kadi machte sich über das Wesen der Ausgrabungen keinen klaren Begriff. Waren es die Gebeine des mächtigen Jägers oder nur sein Bild, was man ausgrub? Der Gouverneur aber wußte nicht, war Nimrod ein gläubiger Prophet oder nur ein ungläubiger. In seiner Verlegenheit gab er den Befehl, die Ausgrabungen zu unterbrechen, bis man besser unterrichtet sei. Es begannen nun neue Unterhandlungen, aber der muthige Reisende blieb Sieger — Dank dem mächtigen Schutz, den die englische Regierung allen ihren Unterthanen auf der ganzen Oberfläche der Erde gewährt.

Zur Diätetik.

(Schluß.)

Das Licht.

Durch das Auge, ihren Spiegel, empfängt die Seele direkt den Reiz des Lichts, von dem alle Färbung ausgeht. Geblendete Menschen und Thiere beginnen ein anderes nach Surrogaten suchendes Leben, gespießte Insecten sterben schneller im Licht, ja sogar die ausgeschnittene Muskel verbraucht ihre Reizbarkeit schneller im Lichtstrahl, als im Dunkel.

Die Unzahl unserer Brillenträger beweist schon, wie wenig eine Diätetik des Auges bis jetzt verstanden wird. Grelles oder flackerndes, oben nicht verdecktes, also mit gleicher Intensität auf das Object, wie in das Auge fallendes Kerzenlicht, dem Fenster zugewendetes Arbeiten, statt dem Auge gegenüber einen dunkeln Gegenstand zu haben, mit von Spirituosen erregtem Gehirn lesen oder schreiben — endlich das Brillentragen selbst, und das stets Verschärfen der Gläser statt des Zurückgehens mit ihnen möchten wohl Hauptursachen darbieten, wenn ich gleich gern zugebe, daß jetzt mehr gelesen und geschrieben wird, wie ehemals. — In allen Krankheiten mit Aufregung ist helles Licht schädlich; bei Unterdrückung der Nerven- und Hirnreizbarkeit aber nothwendig. — Das Fürchten der Kinder im Dunkeln möchte wohl nicht ganz von der Seele, sondern auch größtentheils von den Nerven, die eines so wichtigen Reizes entbehren, abzuleiten sein. Kinder die an Rachitis und Skropheln leiden, ähneln im Dunkel getriebenen farblosen Pflanzenschossen und befinden sich im Dunkel am wohlsten. — Lichtenberg sagt: „der Mond hat vernünftiger Weise gar keinen Einfluß auf uns, aber er hat ihn dennoch!“ — Epileptische, Nachtwandler, partiell Verrückte beweisen dies, und sind im Neu- und Vollmond genauer zu beachten. Auch Hysterie unterliegt seinem Wirken. Langes Anstarren des Mondes schadet den Augen sehr.

Digitized by Google

Nahrung.

— Der Körper muß zu seiner Erhaltung Stoffe von außen aufnehmen und sich zu eigen machen. Das Sichverähnlichen (assimiliren) geschieht durch die Verdauung; über das Wie des Erhaltens oder Erneuerns ist schon so viel gesprochen und geschrieben, daß es bis heute noch nicht klar geworden ist. Wir müssen, wie bei so manchem Andern, hier auch ein allweises, allgütiges Wirken erkennen, ohne es zu begreifen. Dasselbe Blut, welches der Schlag der linken Herzkammer in den Körper treibt, erneuert hier eine Haut, daneben eine Drüse, eine Muskel, einen Knochen, giebt die verschiedensten Säfte ab, und kehrt, im Wesentlichen unverändert, zum Herzen zurück! — Die Kindheit legt mehr Stoff an, als sie ausscheidet, das erwachsene Alter verwendet ihn im Thun, das Alter nimmt ab! —

Wie viel, und welcherlei Stoffe zur Nahrung am zweckmäßigsten sind, hat man schon oft zu erproben versucht. Cornaro glaubt 24 Loth feste und 28 Loth flüßige Nahrung für einen arbeitenden Erwachsenen hinlänglich; Robinson setzt 8 Unzen Thee, 4 Unzen Brod und 12 Unzen Fleisch fest; andere bestimmen noch andere Normen; ich für mein Theil glaube, daß Constitution, Klima und Wetter, Beschäftigung und Gewohnheit sich hierin von der Theorie nicht meistern lassen. Ein Engländer der Mittelklasse würde mit dem besten Willen bei der Nahrung eines möglichst gleichen Württembergers zu Grund gehen, und dieser mit einer reichlichen arabischen Ration verhungern. Die allgemeinen Regeln sind auch allbekannt und der vernünftige Einzelne wird am besten selbst beobachten, was und wieviel ihm taugt. Für den Kranken aber ist der Arzt da! — Der Gourmand bleibt — Raupe.

Viel ist schon von Gelüsten gesagt und geschrieben und manches kranke Leckermaul bringt unter dieser Rubrik sich unter den Boden. Das weibliche Geschlecht hat zuweilen abnorme Nervenrichtungen, die aber wie jeder andere Einfall, der nicht von der Vernunft ausgeht, anzusehen sind. Etwas anderes ist das Lautwerden eines Instinctes, wie das Kalkessen der Kinder, welches auf Säure im Magen deutet, das Verlangen nach Wein und Säuren zu Ende des Nervenfiebers u. s. w.

Uebermäßiges Essen kann fehlerhafte Gewohnheit, aber auch krankhafter Zustand des Magens sein und, wie zu heißes Verschlingen von Speisen, plötzlichen Tod herbeiführen. Sehr ernsthaft hätte ein Fall werden können, der sich zu Lustnau bei Tübingen ereignete. Drei Oesterreicher hatten sich, nach längerem Entbehren, eine feste schwäbische Mehlspeise so schmecken lassen, daß alle drei im Bett todt gefunden wurden. Der arme Hauswirth ward des Giftmords angeklagt und sollte, nach sehr kurzem Prozeß — hängen, als ein Arzt die Leichen zu öffnen begehrte und die Mägen in solchem Zustand vorwies, daß selbst dem commandirenden Offizier kein Zweifel blieb, die Tapferen haben sich für Deutschlands Freiheit — zu Tode gefressen! —

Blätter aus Natur und Leben.

— Goldsmith erzählt von einem Papagei, der König Heinrich VII. gehörte und von den Schiffern, die auf der Themse an den königlichen Zimmern vorüberfuhren, mancherlei Phrasen aufgefaßt. Als er eines Tages in das Wasser fiel, rief er laut: „Ein Boot! Zwanzig Pfund für ein Boot.“ Ein Schiffer, der soeben vorüberfuhr, zog ihn heraus und brachte ihn dem König, indem er den Lohn forderte, den der Papagei versprochen. Der König, der etwas sparsam war, weigerte sich, das Versprechen zu lösen. Endlich aber gab er seine Zustimmung zu dem Vorschlag, die Sache der Entscheidung dem Papagei anheim zu geben, der sogleich rief: „Gib dem Burschen einen Groschen!“

— Ludwig II. König von Ungarn wurde im zweiten Jahre gekrönt; im vierten hatte er einen Bart; im fünfzehnten heirathete er; im achtzehnten Jahre hatte er graue Haare und im zwanzigsten wurde er zu Mohatsch getödtet.

— Einem alten Buche entnehmen wir folgenden Wink über das Schlafen am Morgen und Mittag. „Niemand soll schlafen nach dem Morgenmahl, denn davon folget große Krankheit und vieler Schaden: Podagra, Schnupfen, Kopfweh. Und wenn einer doch schliefe, so soll es geschehen auf eine halbe Stunde, mit aufgethanem Gürtel, ohne Schuhe, doch mit bedecktem Haupt und an einem finstern Ort, denn das Licht bewegt die Feuchtigkeit, und verzehrt die Geister, wie Avicenna sagt. Er sagt auch, daß man mehr übertreten solle mit Wachen, als mit Schlafen, denn wir bedürfen mehr Trocknung, als Feuchtung.“

Californien.

I.

Californien bildete ehemals einen Theil der Provinz Neuspanien, auf der Nordwestseite von Mexico.

Niedercalifornien, jene lange Halbinsel zwischen dem stillen Meere und dem Golf von Californien, wurde von Cortez 1534 entdeckt. Es ist ein rauhes, bergiges, wasserarmes Land. Die einzige Stadt, Loretto, nimmt mit jedem Tage an Bedeutung ab. Die Einwohner, ungefähr vierttausend, treiben keinen andern Handel, als den mit Lebensmitteln für die Wallfischfänger.

Obercalifornien, zwischen dem 32. und 42. Breitegrad, nördlich von Niedercalifornien, ist durch den Oregon, das stille Meer und die mexikanische Provinz Sonora begränzt. Es ist das Land, dessen Goldminen die Aufmerksamkeit der jüngsten Zeiten so lebhaft auf sich gerichtet haben.

Zwei Bergketten durchziehen das Land, die californischen Berge und die Sierra Nevada, die es in eine große Anzahl von Thälern theilen, von welchen einige ungemein fruchtbar sind. Mehre Flüsse bewässern das Land: die wichtigsten sind der Colorado und der Sacramento.

Die Spanier interessirten sich erst um das Jahr 1697 lebhafter für Californien. Die Jesuiten begannen den Indianern das Evangelium zu predigen und sie für die Civilisation empfänglich zu machen.

Die spanische Regierung theilte Obercalifornien in vier Provinzen oder Presidios: Francisco, Monterey, Barba und Diego. Jeder dieser Orte war ein Centralpunkt der Gerichte und Verwaltung; der Generalgouverneur wohnte in Monterey.

Als sich jedoch Mexico vom Mutterlande trennte, hörte die ganze administrative Organisation auf und das Land war sich selbst überlassen: keine Autorität blieb als die der Franciscaner. Monterey verlor in Folge dessen seine Bedeutung und heutzutage hat das Goldfieber, das alle Welt nach den Bergen zieht, es vollkommen entvölkert.

Digitized by Google

Californien, das von Spanien und Mexico verlaſſen war, mußte der Macht der Nordamerikaner verfallen, die ſich nach Südweſt auszudehnen ſuchten. Es gelang ihnen auch wirklich das Land ihrem Territorium einzuverleiben und einen Yankeegouverneur in San Francisco einzuſetzen.

Bis zu jener Zeit hatte nichts die Aufmerkſamkeit der vereinigten Staaten oder Europa's auf Californien gezogen, das man zwar als ein fruchtbares Land kannte, aber wegen der ſchwierigen Communication auszubeuten nicht der Mühe werth erachtete.

Im Jahre 1830 hatte ein Schweizer Lieutenant, welcher in Folge der Julirevolution den franzöſiſchen Dienſt quittiren mußte, Amerika durchzogen und ſich an den Ufern des Sacramento in Obercalifornien niedergelaſſen. Er erwarb ungefähr dreißig Quadratmeilen Land und zog eine große Anzahl Einwohner der Provinz in ſeine Nähe. Seine landwirthſchaftliche Ausbeute war ganz bedeutend. Er beſaß ſchon im Jahre 1842 dreitauſend Ochſen und tauſend Pferde.

Auch die Büffeljagd betrieb er im Großen und erwarb ſich ſolchen Reichthum, daß er dem Kaiſer von Rußland die Colonien für dreißig tauſend Dollar abkaufte.

Ein Jahr ſpäter ließ er ein Strombett reguliren,

Monterey in Obercalifornien.

um eine Sägemühle zu errichten und bemerkte zu ſeinem großen Erſtaunen, daß der Sand und der Kies Goldpepitas enthielt.

Dieſe Entdeckung wurde bald bekannt; man ſah, daß alle Zuflüſſe des Sacramento koſtbares Metall enthielten und daß es auch die Felſen der Berge durchzog. Augenblicklich ſtrömte die ganze Bevölkerung fünfundzwanzig Meilen im Umkreis nach den Goldflüſſen und Minen: die Städte ſtanden leer. Der Oberſt Maſſon, welcher San Francisco kommandirte, ſah ſeine ganze Garniſon deſertiren. In dieſen erſten Zeiten war der Goldgewinn einzelner Goldſucher wahrhaft fabelhaft. Ein einziger Mineur ſammelte für mehr als zweitauſend Gulden Metall in einem Tag.

Der tägliche Ertrag wurde Anfangs auf eine Viertelmillion geſchätzt, aber man glaubt, daß die jährliche Ausbeute ſich auf 60 Millionen feſtſtellen werde.

Aber es fehlt den Goldſuchern noch immer an allem: an Lebensmitteln, Kleidern und Wohnungen, ſo ſehr die europäiſche und amerikaniſche Induſtrie dafür zu ſorgen geſucht.

Das Eldorado der Leichtgläubigen hat jedoch bereits viel von ſeinem Reiz verloren: die Schwierigkeiten der Ausbeutung haben ſich ſo in's Enorme geſteigert, daß es der eiſernſten Geſundheit, der beharrlichſten Ausdauer und eines guten Blickes bedarf, um ſich mit Erfolg dem Goldſuchen zu widmen.

Digitized by Google

Malergeschichten.

IV.

Die größten Berühmtheiten der spanischen Schule sind unbedingt Velasquez de Silva und Esteban Murillo: von diesen beiden Heroën der Kunst wird eine kurze Charakteristik unsere Leser gewiß nicht minder interessiren, als die früheren Bilder aus der Malergeschichte der italienischen Schule.

Don Diego Velasquez de Silva ist im Jahre 1594 in Sevilla geboren. Er erhielt eine sehr gute Erziehung. Solide Studien in der Geschichte dienten seinem Genie zur Basis. Die Malerei begann er in dem Atelier Herrera's, eines strengen und starrköpfigen Mannes. Sein zweiter Lehrer war Pacheco, ein Künstler ganz entgegengesetzten Charakters. Das Haus dieses Mannes war der Sammelplatz der Gebildeten Sevilla's: man las dort alle neuen Productionen jener fruchtbaren Zeit; man verhandelte in interessanten Debatten über Poesie, Prosa, Malerei, Sculptur und die Fragen der Kunst. Velasquez sammelte in seinem Geiste die Schätze des Wissens, die dort entfaltet wurden, und obgleich noch sehr jung, glänzte auch er bisweilen schon in diesem Kreise ausgezeichneter Talente. Mit Eifer seinem Künstlerberufe ergeben, schuf er sich selbst eine Methode des Studiums. Der außerordentliche Reichthum des spanischen Adels und der Geistlichkeit erwarb eine große Masse der theuersten Bilder aus Italien und Flandern; Velasquez copirte sie, ohne die Natur zu versäumen. Er besaß einiges Vermögen, und man erzählt, daß er einen jungen Bauern, dessen Physiognomie, eigenthümlicher Fleischton und schöne Gestalt ihn angezogen, als Diener annahm: dies war das Modell, dem man in

Velasquez de Silva.

Esteban Murillo.

zahllosen seiner Bilder begegnet. Er ließ ihn eine Menge Attitüden annehmen und sich in die verschiedensten Costüme werfen, er ließ ihn lachen und weinen, kurz er befahl ihm Grimassen aller Art. Velasquez hatte außerdem einen Sclaven Paresa, der später selbst Maler wurde, ohne jedoch aufzuhören, seinem Herrn zu dienen, obgleich er ihm die Freiheit geschenkt. In seinen weiblichen Bildern findet man häufig die Züge der Tochter Pacheco's, die er heirathete. Im Jahre 1623 ging er an den Hof König Philipp's IV. nach Madrid, wo er mit einem Bilde dieses Fürsten debutirte. Der König war so entzückt von dem Bilde, daß er es an einem Festtage vor der Kirche aufstellen ließ, von wo es Abends das Volk im Triumph nach dem Königl. Pallaste trug.

Mit diesem Tage eröffnete sich für Velasquez eine Laufbahn der Ehre, des Glückes und des Ruhmes. Als der König die Vertreibung der Mauren durch Philipp III. den Malern als Vorwurf für eine Preisbewerbung gab, trug er den Sieg davon. Die königliche Munificenz überschüttete ihn und seine Familie mit Gnaden. Rubens erweckte bei seinem Besuch in Madrid in Velasquez den Wunsch zu reisen und namentlich Italien zu sehen. Er bat deßhalb den König um Urlaub, der ihm anfangs erschwert, endlich aber doch gewährt wurde. Reichlich mit Gold versehen, mit Ehrenzeichen geschmückt und mit Empfehlungsbriefen ausgerüstet, eilte er nach Italien. In Venedig wohnte er im Pallaste des spanischen Gesandten; in Rom lud ihn Papst Urban VIII. in den Vatican ein. Aber Philipp, eifersüchtig, daß auch Andere sich dieses Talentes erfreuten, rief ihn nach Madrid zurück. Bei seiner Hejmkehr fand er ein Atelier in der Galerie des Cierzo für sich eingerichtet; der König hatte sich einen besondern Schlüssel dazu machen lassen, um es jede Stunde besuchen zu können. So verflossen siebenzehn Jahre. Velasquez erhielt den Auftrag, die Galerie von Madrid mit Meisterwerken der ältern und neuern italienischen Kunst

Digitized by Google

zu schmücken. Zu diesem Ende reiste er nochmals nach Italien, wo er von Innocenz X. mit großen Ehren empfangen und in die Academie von San Luca aufgenommen wurde. Er kehrte mit seinen Schätzen wie ein Triumphator nach Madrid zurück. Der König erhob ihn in den Adelstand und ernannte ihn zum Hausmarschall. Bei den Hochzeitsceremonien Ludwigs XIV. mit Donna Maria Theresia erschien er in der ganzen Pracht eines spanischen Würdenträgers, mit Gold und Diamanten bedeckt. Dies war sein letzter glorreicher Tag. Denn kurz darauf starb Velasquez und wurde mit allen Ehren, die sein königlicher Herr erfinnen konnte, begraben. Seine Wittwe starb vor Kummer sieben Tage nach ihm.

Einfacher, schmuckloser war das Leben Bartolomeo Esteban Murillo's, welcher 1615 in Sevilla geboren wurde. Frühzeitig entwickelte sich sein Sinn für die Kunst, und nachdem er kurze Zeit Unterricht genossen, begann er sich seinen Lebensunterhalt mit Malen von Fahnen und kleinen Bildern zu erwerben, welche nach Amerika exportirt wurden. Von höheren Wünschen getragen, beschloß er jedoch, nach Italien zu gehen, um sich weiter auszubilden. Seine Mittel freilich konnten die Kosten einer solchen Reise nicht bestreiten. Das Genie aber ist erfinderisch. Er kaufte mit seiner sämmtlichen Baarschaft einen Ballen Leinwand, theilte ihn in eine Anzahl Stücke und bemalte diese mit Heiligenbildern und Blumen, mit deren Ertrag er, ohne Wissen seiner Freunde und Verwandten, die Reise unternahm. Bei seiner Ankunft in Madrid besuchte er Velasquez, der ihn mit der größten Freundlichkeit aufnahm und ihm Arbeit in Menge verschaffte. Nun ließ er seinen Reiseplan fallen und studirte in der Heimath um so fleißiger. Viele der Bilder des Escurials und anderer Paläste waren von seiner Hand. Später wurde seine Carrière glänzender. Seine Bilder, hauptsächlich der Bibelgeschichte entnommen, sind voll unaussprechlichen Reizes. Nicht minder groß stand er im sogenannten „Genre" oder Sittenbild da, von welchem die Madrider Sammlung, das Louvre in Paris und die Münchner Galerie eine Reihe der trefflichsten Arbeiten besitzen. Murillo starb 1682. Sein Leben war ein glänzender Beleg, daß ernste Beharrlichkeit, wenn die Bedingungen des Talentes vorhanden sind, jede Schwierigkeit zu überwinden im Stande ist.

Der Eisenkopf.

Erzählung von Ludwig Rellstab.

(Fortsetzung.)

„Lieber Kamerad!" sprach der Major, „ich bringe Ihnen eine Nachricht, die Sie mit Schmerz und Dank zugleich erfüllen wird. Jetzt erst kennen wir Ursach und Ziel der Reise Seiner Durchlaucht. Er hat das Letzte für Sie versuchen wollen, was im Reich der Möglichkeit lag, eine Begnadigung durch den Kaiser. — Lesen Sie diesen an mich gerichteten Brief, lesen Sie laut vor Ihren Freunden!"

Allen leuchteten die Augen und schlug das Herz. Karl las:

„Lieber Holm!

„Ich habe Alles daran gesetzt eine Audienz beim Kaiser und in dieser die Begnadigung unseres unglücklichen Stein zu erlangen. Graf Beckenheim, den ich hier traf, hat mich mit aller Treue unterstützt. Doch die letzte Hoffnung ist verschwunden, der Kaiser ist verreist. Morgen muß ich zurück, wenn ich den wackern Freund noch am Leben treffen will. Ich fliege herbei, um ihm im letzten Augenblick zur Seite zu sein, denn daß ich dies scheute, war natürlich nur der Vorwand, um eine Reise zu verschleiern, durch die ich keine Hoffnung wecken wollte, bis ich sie erfüllen konnte, was mir zu meinem tiefsten Schmerz der Himmel versagt hat!"

„O Gott, welch ein Unrecht habe ich abzubitten," rief Karl erschüttert.

„Und ich!" rief auch Martens ganz außer sich vor Schmerz. „Welch ein Herr ist das! — Und auch er hat nichts vermocht!"

Justine saß still auf dem Bett und hatte ihr Angesicht mit dem Tuch bedeckt. Der Adjutant kämpfte sichtlich mit der tiefsten innern Bewegung. Es war eine Todesstille im Gemach.

Plötzlich rief Karl aus: „Sie ist's, sie ist's, — ich habe ihre Stimme gehört," und flog der Thür zu. Doch noch bevor er sie erreicht hatte, öffnete sie sich und seine Mutter sank, ein bleiches Bild des Todes, halb bewußtlos in seine Arme. Eberhard und Gertrud traten nach ihr ein; beide zitterten, ihre Thränen flossen, eines Wortes war keiner mächtig.

„Mein lieber Sohn!" dies waren die ersten Laute, die sich mit unbeschreiblich rührendem Klang von der Lippe der bleichen Mutter lösten. „Mein lieber, lieber Sohn!"

„Gott, gib mir Kraft, nicht zu brechen in diesem Schmerz," betete Karl, den verdunkelten Blick emporgerichtet.

„Bruder!" lispelte eine leise, liebliche Stimme neben ihm, und Gertrud, die reizgeschmückte, hold aufgeblühte Schwester weinte an seinem Herzen.

„Vater!" wandte sich Karl zu Eberhard und reichte ihm die Hand dar; „auch du, du alter, herzensgetreuer Vater!"

Der harte Mann, dessen Züge sich markig, gleich der sturmfesten Eiche, ausprägten, war so weich, so gebrochen, daß er matt in sich zusammensank, und Martens ihn stützen mußte.

Endlich gewann Karl Kraft zu einem gefaßten Wort: „Seht Ihr, wie gütig der Himmel mir gesinnt ist? Das Liebste, was ich auf Erden habe, sendet er mir zu meiner letzten Stunde!"

Niemand konnte antworten. Der Adjudant nahm Karl bei der Hand, zog ihn auf die Seite und sagte ihm leise: „Morgen früh fünf Uhr ist die festgesetzte Stunde!"

Karl zuckte leicht. Schnell wieder gefaßt, antwortete er: „Ich danke Ihnen; ich bin bereit."

„Haben Sie noch einen Wunsch?" flüsterte der Adjutant.

„Nur den, daß die hier Versammelten, wenn sie wollen, Zeugen meines Todes sein dürfen!"

„Ich verspreche es Ihnen. — Nun lasse ich Sie mit den Ihrigen allein. — Leben Sie wohl!" — Er ging. —

Die Andern blieben. — Karl war sehr ruhig, doch sehr milde. „Ich habe Euch vielen Kummer gemacht durch mein Leben, liebe Eltern," sprach er zu Vater und

Digitized by Google

Mutter; „ich will Euch wenigstens keine Schande machen durch den Tod! — Vater, was zwischen uns Hartes, Feindliches sogar, gewesen, — kannst du es mir vergeben?"

„O mein Sohn!" sprach der Alte, und die Thränen rollten in seinen grauen Bart. —

„Meine Mutter! Wie soll ich dir danken! Du, die stets nur die Liebe selbst gewesen ist, zu mir, zu Allen! Du hast mir viel, viel zu vergeben — ach, wie vielen Gram hat mein starrer Sinn deinem weichen Herzen bereitet! Kannst du mir vergeben, — auch diesen letzten, bittersten Schmerz?"

Anna blickte ihn mit ihren sanften braunen Augen an, die nur Liebe strahlten, — sie sagten ihm Alles! Die Lippe vermochte nur die Worte zu hauchen: „Mein Karl!" und sich heiß auf seinen Mund zu pressen. — So hielt er sie lange stumm. Er dankte es ihr in innerster Seele, daß sie nicht den Versuch machte, ihn durch ihre Bitte von seinem Entschluß abzuwenden, denn nichts würde ihn so tief zerrissen haben, als auch ihr in der letzten Stunde des Lebens ein „Nein" zu sagen. Und er hätte nicht anders vermocht! — Aber die Mutter verstand in diesem Augenblick das tief von ihr gekannte Herz des Sohnes zu richtig, um ihm diese Qual anzuthun.

„Meine liebe, holde Gertrud," wandte sich Karl endlich zu dieser, „dir habe ich nur ein Wort zu sagen! Sei deiner Mutter gleich!"

Die holde, erbleichende Rose drückte ihr Antlitz an die Brust des Bruders, und ihre herabwallenden Locken verhüllten die Bewegungen des zuckenden Schmerzes in ihrer Brust.

Den wackern Pflegeeltern reichte Karl nur stumm die Hand. Endlich bat er: „Meine Lieben! die Nacht ist da! Lasset mich nun mir selbst! Ein stilles Gebet — dann scheidet — bis morgen früh!"

Er selbst senkte sich fromm auf die Knie; Alle thaten deßgleichen. — Das leise Weinen der Frauen war hörbar in der tiefen, heiligen Stille. —

Mit gestärkter Seele erhob sich Karl wieder; dann schied er von Allen in stummer Umarmung. Die letzte, die er lange an seiner Brust hielt, war seine Mutter!

Eilftes Kapitel.

Das dumpfe Rollen der Reveille verkündete den Anbruch des Tages. Die Wachtmannschaft am Thor der Citadelle trat unters Gewehr und verrichtete mit abgenommener Kopfbedeckung das Morgengebet. Ueber den Wall hinüber leuchtete das Morgenroth eines schönen Junitages.

Karl erwachte, durch einen gesunden Schlaf, wie er nur der Jugend und dem ruhigen Gewissen zu Theil wird, an Körper und Seele zugleich erfrischt. Er sprang rasch auf und war in wenigen Minuten gekleidet. Da öffnete sich auch schon seine Zelle und der Offizier der Thorwache trat ein mit dem ernsten Wort: „Ich habe Befehl, Sie abzuführen."

„Ich bin bereit." — Sie gingen.

Noch lag Alles in tiefer Ruhe. Von dem Offizier und einem Commando von drei Mann begleitet, wurde Karl durch das Thor der Citadelle und über die Brücke geführt. Dort, im bedeckten Wege, fand er den Major von Holm und einen Geistlichen; auf dem Glacis war ein Commando von seinen Schützen mit einem Unteroffizier aufgestellt.

Der wachthabende Offizier commandirte Halt. Er übergab seinen Gefangenen dem Major von Holm, der ihn mit dargereichter Hand stumm empfing. Der Geistliche, ein würdiger Greis, that deßgleichen. Der Offizier der Wache selbst, obgleich den fremden Truppen zugehörig, war sehr bewegt. Er nahm mit einem Händedruck und den Worten Abschied von Karl: „Gott mit Ihnen, Kamerad!" dann wandte er sich rasch um, um seine Rührung zu verbergen, und commandirte seine Mannschaft zum Rückmarsch. —

„Es ist bald fünf Uhr," sprach der Major von Holm, indem er die Uhr zog. „Wir haben einen Weg von zehn Minuten zu Fuß, doch ist auch ein Wagen bereit."

„Ich ziehe es vor, zu gehen," antwortete Karl. Er nahm den Arm des Geistlichen, der Adjudant ging voraus und winkte dem Commando, das in einiger Entfernung folgte. In dieser schonendsten Form wurde er dem Platze zugeführt, der zur Vollstreckung des Urtheils bestimmt war. Er befand sich in einem im Rayon der Festung gelegenen Gebüsch, das sich gegen einen Hügel, welcher eine Rückwand für die Kugeln darbot, lehnte. — Auf dem Wege dahin unterhielt sich Karl leise, aber ununterbrochen mit dem Geistlichen. Sie erreichten den Platz. Es war ein freier Raum im Gebüsche; der Sandhaufen war bereits aufgeworfen, hinter demselben erhob sich die unbedeutende Anhöhe, die jedoch, da sie von Buschwerk frei war, einen Ueberblick über die Gegend gestattete. — Auf dem Platz befanden sich die Offiziere, die zum Kriegsgericht gehört hatten, und der Auditeur. — Der Major von Holm, welcher zuletzt rascheren Schrittes vorangegangen war, stand auf der Anhöhe und sah spähend in die Ferne. Karls Auge suchte den Prinzen; er war nicht dort. In sichtlicher Unruhe kam der Major herab und sprach leise mit dem Auditeur. Dieser erwiederte: „Es ist unmöglich; mit dem Schlag fünf Uhr muß das Urtheil vollzogen sein; eine eigenmächtige Verzögerung wäre eine Verlängerung der Todesqual für den Verurtheilten. Sie ist wider meine Amtspflicht und mein Gewissen!"

Karl hörte diese Worte. „Ich bin bereit, zu warten, Herr Auditeur," sprach er, denn er ahnte, daß der Major auf die Ankunft des Prinzen hoffte.

„Auch mit Ihrer Genehmigung darf keine Verzögerung stattfinden, ohne schwere Verantwortlichkeit für mich," entgegnete der Auditeur.

„Aber wenn ich darum bäte?"

„Auch dann nicht!" lautete die Antwort.

„So haben wir noch sieben Minuten," sprach der Adjudant und eilte wieder auf die Anhöhe.

Inzwischen war das Commando der Schützen, welches Carl gefolgt war, angerückt, und machte auf der ihm bestimmten Stelle „Halt!"

(Schluß folgt.)

Der Zimmt.

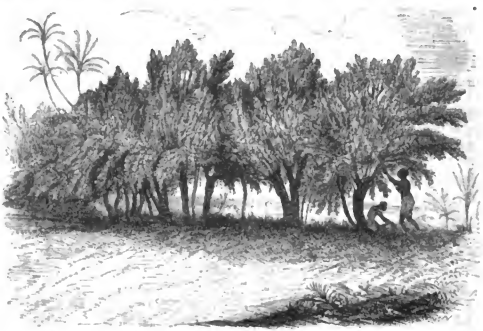
Der Zimmt ist die innere Rinde des Zimmtbaums, eines schönen Baumes, der zur Gattung des Lorbeers gehört und von den Botanikern Laurus cinnamonum ge-

Digitized by Google

nannt wird. Um das Produkt dieses Baumes zu sammeln, trennt man von den jungen Zweigen die mehr oder minder dicke äußere Rinde ab, die zu nichts zu verwenden ist; dann schält man die zweite unter der ersten befindliche Rinde los, ist jedoch darauf bedacht, die dritte Rinde nicht zu verletzen, die unmittelbar auf dem Holze des Astes liegt. Der Baum wird durch die Operation nicht im mindesten alterirt, und ersetzt seine Rinde sogleich wieder; auf diese Weise entsteht eine neue Rinde, welche eine weitere Ernte liefert. Aber diese Arbeit kann auch zu Hause besorgt werden; in diesem Falle haut man die Zweige ab, welche abgeschält werden sollen, bindet sie in Bündel und beeilt sich das Geschäft so rasch als möglich zu besorgen, um den abgehauenen Zweigen nicht die Zeit zu lassen, zu vertrocknen.

Der Zimmtbaum wird gewöhnlich durch Pfropfreiser fortgepflanzt, die an den Orten eingesetzt werden, wo man sie später ausbeuten will; bisweilen jedoch setzt man sie in Pflanzschulen und versetzt sie dann erst im October und November, wenn sie gehörig Wurzel gefaßt haben. Der Zimmtbaum würde, wenn man ihn dem natürlichen Verlaufe seines Triebes überließe, einen ziemlichen Umfang bekommen; er würde sich jedoch unnöthig mit altem Holz beladen und sein Zimmtertrag von geringerer Qualität werden; auch wäre die Ernte bedeutend schwieriger: deßhalb ist man darauf bedacht, die Bäume nicht zu groß werden zu lassen, den jungen Trieb zu fördern, dadurch die Masse zu vergrößern und die Qualität des Produktes zu veredeln.

Die große Insel Ceylon, das Taprobana der Alten, die dasselbe blos vom Hörensagen kannten, ist die Heimath des Zimmtes. Als die Holländer eine Anzahl befestigter



Die Zimmternte auf Ceylon.

Punkte auf der Insel besetzten, die ihre Herrschaft sicherten, übten sie das Monopol des Zimmthandels aus: die Zimmtkultur wurde den Eingebornen, die ihrer Macht unterworfen waren, auferlegt. Als die Insel Ceylon eine englische Colonie wurde, lieferte der Ertrag des in den Magazinen von Colombo lagernden Zimmtes, eine Summe von 2,300,000 Gulden.

Die Zimmtkultur ist ziemlich kostspielig und nicht überall möglich, da dies Gewächs einer reichlichen Bewässerung nicht entbehren kann. Die Losschälung der zweiten Rinde, welche den eigentlichen Zimmt bildet, erfordert große Uebung und Gewandtheit. Trotzdem hat sich, seitdem die Cultur des Zimmtbaumes unter der englischen Oberherrschaft nicht mehr erzwungen wird, während der Handel mit Zimmt frei geworden, die Production eher vermehrt, als vermindert.

Der Zimmtbaum ist nicht nur durch die zweite Rinde nützlich, die als Würze und Arzneimittel dient, sondern er trägt auch Beeren, aus denen man ein Pflanzenwachs darstellt, das nicht sehr reichlich erzeugt wird, aber sehr schön und geschätzt ist. Zu der Zeit, als die Souveräne der Insel Ceylon mächtige Fürsten waren und einen glänzenden Hof hielten, wurde das Wachs der Zimmtbeeren ausschließlich zur Fabrikation der Lichter für den König und seinen Hof verwandt. Diese Lichter geben eine sehr schöne und gleiche Helle und verbreiten einen angenehmen Geruch, der jedoch nicht so stark ist, daß man davon incommodirt würde.

Obgleich aller Zimmt von ein und derselben Baumgattung kömmt, kann er doch sehr verschieden in der Qualität sein, je nachdem die Umstände waren, unter denen die Pflanze sich entwickelte. Jemehr die Zweige des Zimmtbaumes dem direkten Einfluß der Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, desto aromatischer ist der Zimmt; jemehr sie im Schatten stehen, desto schwächer ist das Aroma. Die verschiedenen im Handel vorkommenden Zimmtarten unterscheiden sich nur durch die Art der Cultur.

Der geschätzteste Zimmt hat die Form langer, feiner und leicht zerbrechlicher Rollen und eine eigenthümliche braune Farbe, die deßhalb auch den Namen Zimmtfarbe hat. Der Preis dieses Gewürzes ändert sich nicht so häufig, wie der anderer Colonialwaaren, was davon kömmt, daß die Ernte beinahe immer den gleichen Ertrag liefert und nicht von so vielen Zufälligkeiten abhängt, als andere Produkte der tropischen Vegetation.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Vorbe von Lawson & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Der Elfenbeinschnabel.

Der Elfenbeinschnabel (Picus principalis), der königliche Jäger in den wilden Wüsten von Amerika, deren einziger Bewohner er zu sein scheint, ist die größte Specht-art, mit schwarz und rother Haube, und weißem Streif auf jeder Seite des Halses. Er sucht die majestätischsten Bäume auf, setzt sich auf die entblätterten Aeste und läßt sein lautes Geschrei vernehmen, das dem Ton der Kindertrompeten gleicht. Ueberall findet man die Spuren seines Fleißes auf den moosigen Wurzeln: große Haufen von Spänen, ganze Karren voll abgerissener Rinde. Man sollte es für unmöglich halten, daß ein einziger Vogel zu Stande zu bringen vermöchte, was das Werk eines halben Dutzend starker Holzhauer zu sein scheint, die einen ganzen Morgen mit der Axt arbeiten. Untersucht man jedoch den durch große und zahlreiche Aushöhlungen verunstalteten Baum, so wird man finden, daß er krank, von Würmern angefressen und der Fäulniß verfallen war. Ueberall, wo der rothhaubige Elfenbeinschnabel einen kranken Baum bemerkt, untersucht er ihn auf's genaueste und schält seine Rinde in 5 bis 6 Zoll langen Streifen ab, um dem geheimen Grunde der Verderbniß nachzuspüren. Er arbeitet mit einem ungeheuren Eifer und großer Ausdauer, wobei ihn sein spitzer Schnabel unterstützt, der das härteste Holz, ja selbst Mauern zu durchbrechen im Stande ist. Wilson erzählt, daß er einen Elfenbeinschnabel in weniger als einer Viertelstunde den Stamm einer abgestorbenen Pinie von 50 Fuß Länge habe abrinden sehen. Der weiße Schnabel dient den Amerikanern zum Schmuck.

Farbstoffe.

Von F. A. Schmidt.

Bei der stets sich hebenden Industrie sind die Farbwaaren ein sehr beachtenswerther Punkt. Nicht blos die innere Güte des Stoffs wird berücksichtigt, sondern auch die Lebendigkeit, die Dauer u. s. w. seiner Farbe macht ihn angenehm, oder verwerflich, und oft sogar wird der Geschmack des Käufers die Erstere über Letzterer vergessen. Wir beabsichtigen durchaus nicht, hier über Metallpigmente u. d. g. zu berichten, sondern möchten unsern Lesern nur einige Hauptfarbpflanzen etwas bekannter machen.

Der Indigo.

Indigo ist ein Pflanzenstoff, der in mehreren Gattungen des Geschlechtes Indigofera z. B. I. tinctoria,

Digitized by Google

I. Anil, I. argentea, coprulea, disperma, aber auch in Nerium tinctorium schon von der Natur gebildet, vorkömmt, wo er eine mattgrüne Farbe hat, welche erst an der Luft sich in das bekannte, tiefe Blau verändert. Die Pflanze, eine 4 — 5 Fuß hohe, vielastige Staude mit gefiederten, eiförmigen Blättern, zählt Linnée zu Diadelphia decandria, Jussieu zu den Papilionaceen. Die Schmetterlingsblüthen stehen in aufrechten Trauben, die Fähnchen sind grünlich-weiß, die Flügel aber tief-roth; die Frucht ist eine etwas gekrümmte, braune Schote von $1\frac{1}{2}$ Zoll Länge, welche 8 — 10 rundliche Samenkerne einschließt. Eine Abart hat kürzere, dickere Hülsen, die nur 3 — 4 Kerne enthalten. Sie gedeiht in der heißen Zone beider Hemisphären.

Zur Blüthezeit wird die ganze Pflanze abgeschnitten und Blätter, und zarte Stiele von den holzigen Stengeln gesondert, werden büschelweis in eine große, gemauerte Kufe geschichtet, die die Weich- oder Gährküpe genannt wird, und hier mit kaltem Wasser übergossen, so, daß es etwa einen halben Fuß hoch über ihnen steht. Durch Bretter, mit Steinen beschwert, wird das Aufsteigen verhindert, und bald bemerkt man das Beginnen einer lebhaften Gährung, die sich oft so steigert, daß die entwickelten Gase die Bretterdecke heben oder gar zersprengen. Nimmt die trübe gelbgrüne Flüssigkeit an der Luft eine kupferrothe Farbe an: so muß sie schnell abgelassen werden, damit der Farbstoff sich nicht zersetze und völlig unbrauchbar werde; durch einen Hahn wird sie in die zweite, tiefer stehende Kufe, die Schlag- oder Rührkupe abgelassen, wo ein mächtiger Quirl, von einem Pferde bewegt, sie mit der Luft in Berührung bringt und ihr tiefes Blau mehr und mehr sich entwickelt. Scheiden sich nun schwere purpurschimmernde Flocken ab: so wird das Ganze in die Setzküpe abgelassen, wo die Farbe sich niederschlägt, und die Flüssigkeit durch mehrere, übereinander stehende Hähne entfernt wird. Der blaue Bodensatz wird zum Abtropfen auf Leinwand in Rahmen geschöpft, und im Schatten getrocknet.

Schon die Römer kannten und gebrauchten den Indigo; denn Plinius erzählt in seiner Histor. natur. L. XXXV. Cap. 6., daß man aus Indien einen Farbstoff Indicum bringe, der aufgelöst eine wunderschöne Farbe zwischen Blau und Purpur gebe. Als er aber in der Mitte des 16. Jahrhunderts aus Indien auf dem Caravanenwege zu uns gebracht wurde, fand er eine Menge hartnäckiger Gegner; der Magistrat zu Nürnberg ließ sogar alle Färber jedes Jahr aufs Neue schwören „selben Teufelsdreck, so man sagt Indig, in keinerlei Weyß zu brauchen und zu verwenden." Erst 1737 durften die französischen Färber ihn frei benutzen. Noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts verwechselte man ihn mit einem blauen Kupfererz, der Kupferlasur, und wollte ihn bergmännisch gewinnen.

Heute wird der Indigo in allen Zweigen der Färberei und Zeugdruckerei gebraucht; die feinsten Sorten werden zur sogenannten kalten Küpe auf Linnen und Baumwolle gekauft, geringere dienen zur warmen Küpe für Schaafwolle. Die Farbe ist in jedem Indigo gleich dauerhaft, nur der Reichthum seines Farbgehaltes variirt mit der Sorte.

Zu uns kommen hauptsächlich:

Ostindischer Indigo, unter dem sich der Bengal-Indigo in 2 — 300 Pfund schweren, mit grober Leinwand benagelten Kisten — auszeichnet. Sie kommen über London und Hamburg und enthalten quadrate, mit Stempeln versehene Stücken. Man unterscheidet: fl blau, f blau, blau violett und blau gefeuert.

Kurpah Indigo in größeren und kleineren barocken Stücken steht Vorigem weit nach; seine Packung ist ziemlich die Gleiche, und gibt zu häufigem Betrug Anlaß.

Benares Indigo ist auch in viereckige Stücke, doch ohne Stempel, geformt und wird zuweilen für geringeren Bengal gegeben.

Coromandel und Madras Indigo sind die unwerthesten Sorten: schwer, grau und matt in Farbe geben sie mit dem Nagel gerieben nicht den Kupferglanz, den die edleren Arten zeigen; sie werden zu Malerfarben und im Detailhandel verwendet.

Java Indigo kömmt in glänzenden, viereckigen Stücken zu uns, die einen Stempel mit der Jahrezzahl tragen. Er ist oft sehr gut, aber schlecht sortirt und wird von der holländischen Regierung wenig beachtet.

Der spanische Indigo erreichte früher oft den Bengal, wird aber neuerlich von Jahr zu Jahr geringer. Er wird an verschiedenen spanischamerikanischen Plätzen erzeugt und in Suronen — ledernen Säcken von 100 — 150 Pfund — über Bordeaux und Hamburg in den Handel gebracht.

Guatimalo Indigo; die besten Arten werden Flores und Sobre, eine geringere Corter genannt — sehr gut.

Carrabas in Suronen und Manita in platten verpichten Kisten sind nur zuweilen gut, und stets mit großer Vorsicht anzukaufen.

Ferner kommen vor Domingo, violet und taubenhalsiger, schieferfarbiger, weißpunctirter Sarqueste, Guadelup, Jamaika, Laguayra; auch in China, Japan und Egypten wird Indigo gewonnen.

Verfälscht wird der Indigo mit Thon, Kalk, gestoßenem Schiefer ꝛc. ꝛc. welches indeß sich leicht herausstellt, wenn man ihn auf einem Bleche bis zur Rothgluth erhitzt: wo der Indigo zu einer leichten Asche verbrennt. Verdünnte Schwefelsäure löst ebenfalls den Indigo auf, und läßt derlei Beimischungen unberührt, auch verräth die Schwere den Betrug.

Die Kiste guten Bengal Indigos kostet jetzt zwischen 240 und 280 fl. doch kommen einzelne, vorzügliche Kisten bis 6 fl. das Pfund. Seewasser verderbt ihn, während süßes ihm nicht schadet.

In neuester Zeit kömmt von London über Hamburg ein Indigo-Extract, oder Paste in den Handel, in Fäßchen von 50 — 100 Pfund. Es ist feiner Indigo, in Schwefelsäure gelöst, die mit Natrum neutralisirt ist. Es ist eine syrupdicke tief dunkelblaue, ins bräunliche ziehende Flüssigkeit, die sich in 8 Theilen reinen lauen Wassers ohne Bodensatz klar mischt. Auf Seide und Baumwolle, besonders zu zartem Grün will man ihn vorzüglich finden.

Die Chemie zerlegt den Indigo in Indigleim, dem thierischen sehr ähnlich, Indigpurpur und den eigentlichen Farbstoff: Indigblau.

Der Waid.

Der Färberwaid, Isatis tinctoria, Tetradynamia siliquosa Lin. Cruciferae Juss. — ist eine zweijährige Pflanze, die im südlichen Europa, auch hin und wieder in Deutschland wild wächst. In Frankreich, besonders im Languedoc und der Provence, in Calabrien, aber auch in Thüringen und in der Ukermark wird sie im Großen ge-

Digitized by Google

baut. Vor der Aufnahme des Indigo war sie für Erfurt und Gotha von hoher Bedeutung und die Thüringer „Waidjunker“ ihres Reichthums und Uebermuths wegen weit bekannt. — Die Pflanze wird 2 — 4 Fuß hoch mit kurzgestielten, oval-lanzettförmigen, bis 8 Zoll langen, etwas rauhen Blättern, und kleinen gelben Traubenblüthen, die im Mai und Juni erscheinen, und $^3/_4$ Zoll lange Schoten hinterlassen. In Frankreich und Italien gibt der Waid in günstigen Jahren wohl vier Erndten, von denen doch die beiden Ersten die bessern sind; die Letzten, nicht gezeitigten Blätter nennt man Marouckin, in Deutschland Komptswaid, und verfälscht öfter die bessere Waare damit.

Bei warmem, trockenen Wetter werden die Blätter gesammelt, und etwas gewelkt, auf einer Mühle zerquetscht; der so erhaltene Teig wird nun mit den Füßen geknetet und nach eingetretner Gährung zu faustgroßen Kugeln geballt. So erscheint er im Handel, als dürre, außen weißliche Ballen die auf dem Bruch schwärzlich sind, und durchs Alter bis 10 und 12 Jahr, stets besser werden. Naß auf Papier gerieben gibt er einen dunkelblauen bis schwärzlichen Strich. Das aus ihm gewonnene Blau ist matter, weniger feurig, wie das des Indigo, übertrifft es aber an Dauer. Die beste Sorte kommt von Toulouse unter der Benennung: Pastell; der Gothaer und Langensalzner gibt ihm indeß nur wenig nach.

Auch in der Medizin wandte schon Hippokrates den Waid, zu Cataplasmen auf unreine Geschwüre ꝛc. ꝛc. an, uns ist er indeß völlig obsolet geworden.

Der Krapp.

Rubia tinctorium L. Tetrandria monogynia L. Stellatae Juss. — Färberröthe, Färberwurzel. Der Krapp ist in Kleinasien und auf allen Inseln des Archipelagus heimisch, wo er vorzüglich auf Cypern, aber auch in Frankreich, England, Holland, in Deutschland, besonders in der Rheinpfalz, im Großen gebaut wird. Es ist eine perennirende Pflanze, mit 2 — 4 Fuß hohen, viereckigen, stachligen Stengeln und lanzettförmigen, quirlständigen Blättern. Die kleinen, blaßgelben Blumen stehen in unterbrochenen Rispen; die Früchte sind schwärzliche, trockne Beeren. Die Wurzel ist es, die man zur Rothfärberei benützt; sie soll drei Jahre im Boden alt werden, wird aber meistens schon mit zwei Jahren geerndtet, getrocknet, gereinigt und auf Mühlen gestampft oder zermahlen. Der Krapp kömmt als safrangelbes bis braunes, gröbliches Pulver in wasserdichten Fässern von 800 — 1000 Pfund in den Handel und hat sich meist in Folge einer ihn verbessernden Gährung zu einer festen Masse geballt, die herausgehauen werden muß. Der türkische oder Alipari-Krapp wird in ganzen Wurzeln zu Markte gebracht.

Der beste ist der Avignon und holländische Krapp, doch nähert sich ihm der Pfälzer und Breslauer stets mehr. Je länger er liegt, desto mehr erhöht sich sein Farbstoff, auch wird er schwerer, doch muß er trocken bewahrt werden, daß er nicht schimmelt. — Verfälscht wird der gemahlene mit Sand, oder durch die Wurzel der gemeinen Röthe — rubia sylvestris oder pratensis.

Auch in der Medicin wird die Krappwurzel, wiewohl nicht häufig als adstringirendes Mittel angewandt, und soll das Gelbsucht roth färben.

Die Munjeet- oder Muujitwurzel von Rubia munjista Roxb: dann die Nonawurzel, die Chayawurzel, der Ouongkoudou sind südasiatische Rothfarbstoffe, mit denen von den Eingeborenen sehr hohe, brennende Tinten auf Seide und Wolle erzielt werden, die uns aber noch nicht geläufig geworden sind, obgleich sie schon auf den Markt gebracht wurden.

Das Quercitron.

Die Rinde der schwarzen Eiche, Quercus nigra oder tinctoria, welche in Nordamerica wild wächst, neuerer Zeit aber in Frankreich und Deutschland angepflanzt wird, liefert unter obigem Namen einen wichtigen, gelbfärbenden Stoff, der zu Pulver gestoßen in den Handel kömmt. Ein Theil Quercitron enthält so viel Pigment, wie 9 Theile Wau oder 4 Theile Gelbholz.

Der Orlean.

Der Orleanbaum ist eine Zierde der südamericanischen Wälder, in denen er, von mittlerer Größe, mit glatten, dunkelgrünen, herzförmigen Blättern, und großen, rosenrothen Blüthen prangt, die in Trauben am Ende der Zweige hängen. Sie hinterlassen eiförmige, mit rothen Borsten besetzte Früchte von Pflaumengröße, welche ein klebendes, rothes Mark einschließen, welches die Saamen umhüllt. Dieses Mark ist der bekannte Farbstoff, der unter dem Namen Orlean, Roucou, Arnotta, Aschiote in den Handel kömmt. Man gewinnt ihn, indem man die zerquetschten Früchte in eine schwach faulige Gährung versetzt, und, mit Wasser übergossen, durch enge Siebe treibt. In den unitergestellten Gefäßen setzt es sich bald ab und trocknet zu einer knetbaren Masse, die in platten und runden Kuchen in Schilfblätter gewickelt, 1 — 3 Pfund schwer zu uns kommen. Er hat so eine lebhaft rothe, ins Gelbe ziehende Farbe, welche durchs Trocknen matter und dunkler wird. Frisch riecht er wie Carotten, er wird aber, um durch das Ammoniak seine Farbe zu erhöhen, meistens mit Urin befeuchtet, und nimmt dadurch einen widerlich faulen Geruch an. In Kalien, Weingeist, Aether und Oelen löst er sich mit schön gelbrother Farbe, wenn er sich in Wasser nur zertheilt. Wir erhalten ihn aus Mexico, Brasilien, den Antillen, und besonders von Cayenne, auch Ostindien liefert einigen. Man verfälscht ihn mit Ziegelmehl, Bolus, Colcothar, ꝛc. welches die Lösung in Weingeist indeß sogleich anzeigt.

Der Name soll von Francisco Orellana hergeleitet werden, der den Amazonenstrom zuerst beschifft. Die Indianer nennen die Masse Uruc, die Mexicaner Achiott und geben sie bei Ruhren und Durchfällen als unfehlbares Mittel — wir färben Seide und Baumwolle, auch wohl Käse und Butter damit.

Californien.

II.

Das Volk von Californien, das plötzlich reich geworden, verzehrt nicht mehr, es vergeudet; es handelt sich nicht um die Bedürfnisse, die sich mit jedem Tage vermehren, sondern um eitle Launen: eine einzige Familie kauft, was nicht zwanzig Familien in einem andern Lande kaufen würden. Die Eingeborenen bringen Goldbarren nach den Städten, von denen sich die Weißen keinen Begriff machen. Für ein kleines Glas Kirschwasser, eine Pfeife oder einige Blätter Taback geben

Digitized by Google

ste eine Handvoll Gold. Kleider, Decken, Küchengeräthschaften, Selfe, Mehl werden um den zehnfachen Preis des Ankaufs wieder verkauft.

Trotz dieses theuren Lebens und der Mühe und Arbeit, die das Goldsuchen verursacht, strömt doch jedes Jahr eine ungeheure Menschenmasse nach Californien.

Die Amerikaner haben drei Wege nach Obercalifornien: erstens den zu Meer am Cap Horn vorüber; diese Reise nimmt jedoch fünf Monate in Anspruch. Der Preis der Ueberfahrt ist ungefähr 300 Gulden. Zweitens den Weg zu Lande; die Caravanen, welche diese lange Reise unternehmen, können zwischen drei Straßen wählen: die erste ist die der Pelzwaarencompagnie. Man geht von Saint Louis (Missuri 93° Breite und 38° Länge) aus, zieht am Flusse hinauf, überschreitet den Südpaß des Felsgebirges, nimmt dann die Richtung nach dem Mutafe und gelangt endlich nach San Francisco. Die zweite Route geht von Saint Louis nach Santa-Fe, überschreitet das Felsgebirge in der Nähe des Forts von Gebolette, im Thale von Santa Clara; eine Reihe kleiner von den Amerikanern angelegten Schanzen deutet die Richtung des Weges an, der sich an der Paepla de los Angeles zwischen den californischen Bergen und dem Meere hinzieht. Die dritte Route ist die der Trapper, welche der Sierra Ne-

Neu-Californien. Mission Saint Louis.

vada entlang bis zum Owensee geht, sich dann nach Osten wendet und im Golf von San Francisco auslauft.

Man mag einen Weg wählen, welchen man will, so braucht man sechzig Tage.

Der bequemste und rascheste Weg bleibt der durch den Isthmus von Panama.

Wenn man von Erica kommt, so führen die englischen Dampfschiffe nach Chagres, einem kleinen Hafen in Neu-Granada, und von da kommt man mittelst der amerikanischen Paketbote nach San Francisco.

Die Auswanderer schiffen sich in letzterer Stadt aus, weil es der Hafen ist, welcher dem von den Goldsuchern ausgebeuteten Lande am nächsten liegt.

Die Goldpepitas, welche die Auswanderer sammeln, werden von den Gewässern der Sierra Nevada und der Berge Californiens herabgeführt. Es ist deßhalb wahrscheinlich, daß man in diesen beiden Bergketten große Goldlager finden wird.

Der Einfluß der Ausbeute des Goldsandes in Californien, sollte man glauben, würde weit bedeutender sein, als es sich jetzt herausgestellt. Die Entdeckung von Amerika minderte den Werth des Goldes auf keine merkliche Weise, obgleich A. v. Humboldt die Summe des seit dem 16. Jahrhundert gewonnenen Goldes auf 3 1/2 Milliarde schätzt. Vor der Entdeckung der Goldminen in Californien stellte sich das Resultat der jährlichen Goldernten folgendermaßen:

Digitized by Google

Europa (ohne Rußland) . .	25,000,000
Sibirien	50,000,000
Asien	5,000,000
Afrika	5,000,000
Nordamerika	25,000,000
Südamerika	15,000,000
Summa	80,000,000

Würde diese Summe durch die Ausbeutung Californiens verdoppelt und verdreifacht, so würde höchstens das Goldgeld an die Stelle des Silbergeldes treten. Das Erstere ist aber immer noch sehr selten, obgleich für den Verkehr weit bequemer.

Im Uebrigen scheint Californien sich nicht blos durch den Goldsand zu empfehlen. Man hat Zinnober gefunden, der 30 % Merkur enthielt. Auch spricht man von Silber- und Diamantenminen. Alle diese Reichthümer werden in den Händen der industriellen Amerikaner ihren raschen Vertrieb finden. —

An der Spitze unsres Aufsatzes theilen wir noch ein Bild aus Californien mit.

Esajas Tegnér.

Einer der populärsten und berühmtesten Dichter Schwedens, — in Deutschland vielleicht der bekannteste unter ihnen — ist Esajas Tegnér. Das Leben dieses Poeten, dessen Werke in ganz Schweden verbreitet sind, vom aristokratischen Salon bis herab zur Hütte des Bauern, bietet während einer langen Reihe von Jahren, keine jener interessanten Episoden, durch die sich die Biographie großer Schriftsteller und Künstler gewöhnlich auszeichnet. Es war ein einfaches, regelmäßiges, den Studien gewidmetes Leben, dem das Glück begleitend zur Seite ging. Im Jahre 1782 in der schönen und malerischen Provinz Wärmeland geboren, erwachte schon früh in ihm der poetische Sinn durch die reizende Umgebung einer herrlichen Natur, die er mit so prachtvollen Farben in seinen unsterblichen Werken geschildert. 1799 bezog er die Universität Lund, erwarb dort die akademischen Grade, wurde später Bibliothekadjunct, Sekretär der philosophischen Fakultät und 1810 Professor. 1812 erhielt er eine Präbende und ließ sich zum Geistlichen weihen; 1819 ward er Mitglied der schwedischen Akademie und 1824 Bischof von Wertö. In dieser hohen Stellung verblieb er bis zu seinem Tode.

Ueber den Dichter geben wir einem geistvollen Landsmann Tegnérs, C. P. Sturzenbecher das Wort, der seiner trefflichen Charakteristik der modernen schwedischen Literatur über den Verfasser der Frithiof-Sage folgenden interessanten Passus einreiht:

In der „Iduna" einer Zeitschrift, brachte Tegnér seine ersten Proben der „Frithiofs-Sage" (Frithiofs Saga.) Er hatte jedoch schon früher die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt durch verschiedene herrliche lyrische Gedichte, wie das „Kriegslied für Schonen's Landwehr" (Kriegssangen för skanska landtvärnet) und die große Preisschrift „Schweden" (Svea), welche die schwedische Academie, charakteristisch genug, auf gutem Wege war, nicht zu belohnen. Gebildet an der Universität zu Lund und ihr angehörend, empfänglich für Eindrücke der aufblühenden neuen Schönliteratur auf der andern Seite des Sundes, ging Tegnér bald in die Oehlenschläger'sche Richtung über und schloß sich so natürlich an den Historiker Geijer an. Tegnér liebte „diese Wikinger Aber, die auf dem Grunde des schwedischen Nationalcharakters liegt" und welche bei Geijer so rein und unvermischt in der Poesie wieder aufsprudelte. Bald sehen wir Tegnér und Geijer einen dichterischen Bruderbund schließen, um die Töne des nordischen Gesanges über Thäler und Berge zu tragen.

Tegnér besitzt genau betrachtet, nicht dieselbe poetische Gefühlstiefe, wie Geijer, aber er hat dafür eine weit lebendigere und lebhaftere Dichtergabe; Geijer hat mehr was ich die Religion des Genies nennen möchte, Tegnér mehr das Genie „verve", mehr Geistigkeit und daneben ein unvergleichlich größeres Talent. Geijer ist eigentlich nur ein genialer Naturfänger, Tegnér besitzt eine vollendete, eine bezaubernde Virtuosität; er ist in dieser letzten Beziehung ein Dichter à la Paganini, sein poetisches Arpeggio und Pizzicato ist fürwahr unvergleichlich.

Tegnér ist in Deutschland so gut bekannt, daß ich kein specielles Beispiel aus seinen Werken anzuführen brauche. Ich würde mich auch dabei in besonderer Verlegenheit in Bezug auf die rechte Wahl befinden; denn man muß diesem Dichter das eigene Verdienst zugestehen, daß er kaum etwas geschrieben, worin nicht seine individuelle und in gewisser Beziehung immer geniale Kunstfertigkeit, mehr oder minder scharf markirt, hervortritt. Das Grundelement in Tegnér's poetischem Wesen ist Lebhaftigkeit. Sie tritt unverkennbar auch in seinen Wortwendungen und Sprachfiguren hervor und adelt sich zur Phantasie durch die erstaunliche Menge von Bildern und Gleichnissen, welche alle seine Gedanken umkleiden, wie silberblüthige Lianen und prunkende Caprifolien in den Hainen des Südens sich um die Baumstämme schlingen. Es sind diese unerschöpflichen Bilderpracht und, vielleicht noch mehr die vorhingenannten Pointen in der poetischen Construction selbst, welche Tegnér's eigentliche Orginalität ausmachen; ich gestehe übrigens, daß eine solche Orginalität nicht besonders tief ist, dafür ist sie jedoch äußerst brillant und sicher anzusprechen und zu fesseln, während eine Orginalität, die mehr in der Tiefe der Poesie liegt, oft das Meiste von der Wirkung verliert, die sie mit

Digitized by Google

Recht machen sollte, und gleich einer verkannten Größe ein von der Welt unbemerktes Leben lebt. Man hat Tegnér von manchen Seiten beschuldigt, daß er gerade in Folge seiner übersprudelnden Laune und seiner sanguinischen Gedankenbeweglichkeit nicht selten sich zu tadelnswerthen Ausschweifungen in seinen Gleichnissen und seiner Bildersprache verleiten lasse, so daß diese poetischen Mittel, welche eigentlich dazu dienen sollten, den Gedanken, welchen der Dichter vorbringen will, zu erklären, zu verdeutlichen, lebendig und anschaulich zu machen, ihn im Gegentheil bisweilen nach einer ganz andern Seite hin ablenken und bei näherer Betrachtung nicht einmal so genau zur Sache gehören. Diese Beschuldigung ist ohne Zweifel nicht ungegründet. Tegnér hat wirklich diesen Fehler, seine Feder nicht mäßigen und einen glänzenden Einfall, ein Bild, ein Gleichniß nicht unterdrücken zu können, wenn sie einmal vor seiner Phantasie sich eingefunden, gleichviel, ob sie nun so ganz in das Stück paßten, oder nicht! Und das Schlimmste dabei ist, daß dieser ganze Apparat oft in der That nur dazu dient, dem einen falschen poetischen Schein zu geben, was doch in der That nur ganz ehrliche Prosa ist, wenig anders als die wohlberedten Phrasen, welche früher aus der Prosa der Dichter von der klassischen französischen Schule Poesie machen sollten. Tegnérs Verzierungen besitzen immer das Verdienst, daß sie einzeln gleichsam kleine niedliche Miniaturgedichte für sich bilden und man einen Genuß davon hat, auch wenn sie nicht strenge ihren Platz in der Composition verantworten können, in welche sie so „sans façon“ eingestreut wurden. Ich gehe sogar so weit, zu behaupten, daß eine solche Fioritur bei Tegnér bisweilen wohl mehr werth ist, als das ganze übrige Gedicht, wie der Diamant mitunter — ich will sagen vielleicht mitunter — mehr werth sein kann, als die Hand, die ihn trägt; und das ist ja doch fürwahr kein Grund, den armen Edelstein zu verachten — der doch ein Edelstein ist und bleibt — weil der, welcher diesen Schmuck trägt, nicht selbst eine vollendete Schönheit ist.

Uebrigens ist Tegnérs Muse, wenn auch keine ungewöhnlich tiefe, so doch eine frische Seele, voll Leben, reich an edlen Regungen, ausgerüstet mit einem guten Herzen und einem klaren, ungetrübten Blicke. In einem schönen Gedichte, betitelt „Der Gesang“ (Sangen) hat er gewissermaßen ein Portrait von seiner eigenen Dichterschaft gezeichnet. Man findet in demselben, wie fast in jedem auch noch so kurzen Gedichte von Tegnérs Hand, eine vollständige Probe seiner Fehler wie seines Talents. In jeder Zeile treffen wir auf ein Bild, und manche von ihnen sind gewiß nicht sonderlich gelungen, wenn man sie in strengem Zusammenhange mit ihrer Umgebung betrachtet; allein das Ganze hat dennoch immer die echttegnérische Eigenschaft, daß es sich liesen läßt, daß es sich, wie man zu sagen pflegt, „gut ausnimmt.“

Tegnérs „Frithiofs Sage“ ist weltkundig geworden. Von einigen Seiten wurde sie übertrieben gerühmt und vergöttert, von andern mit vielleicht noch größerer Strenge getadelt. Ohne zu denen zu gehören, welche in blinder Vergötterung Alles, was Tegnérs Namen trägt, bis in den siebenten Himmel erheben, wird man doch immer in Frage stehendes Gedicht mit Recht als ein Werk von großem, echten Verdienst betrachten, als eine Dichtung, die immer ihren rühmlichen Platz in der ganzen europäischen Schönliteratur behaupten wird. Sie ist in weit höherem Grade ein künstlerisches Produkt, als Atterbom's „Insel der Glückseligkeit“, die bisweilen von Mehreren jener vorgezogen wurde; sie ist es schon dadurch, daß sie eine mehr gleichmäßig vertheilte Schönheit verräth. In Tegnérs „Frithiofs Sage“ kommen zwar eigentlich keine so überschwenglichen Wunderwerke von Schönheit vor, daß man versteinert und stutzend vor ihnen steht, wie bei einem entzückenden Naturschauspiele, allein wo man auch das Buch öffnet, kann man verstehrt sein, eine angenehme, einnehmende Gleichheit zu finden; es ist eine nordische Sommerlandschaft, wo man überall sich in's Grüne niederlassen und eine Blume zum Pflücken finden oder einem Vogel lauschen kann.

Tegnér war, wie wir oben sagten, Bischof in Wexiö, als welcher er im Jahre 1847 starb. Viele kommen darin überein, daß er nie hätte Bischof werden sollen; er hätte an der Universität bleiben sollen, in dem romantischen Schatten — „sub tegmine fagi“ — des alten belaubten „Lundagard“, den er einst so sehr liebte! Das würde in mehr als einer Beziehung heilsam für ihn gewesen sein. In den letzteren Jahren hat man nicht groß von ihm gehört, auch war er in Folge einer beklagenswerthen Kränklichkeit durchaus nicht mehr derselbe, wie früher. Wenn er auch einmal die Feder ergriff, er war nicht mehr Tegnér, er ahmte sich nur selbst nach; Tegnér tegnérisirte.

Er war eine unwiderstehliche Persönlichkeit: voll der unerschöpflichsten, sprühendsten Spiritualität hat er immer mit erstaunlicher Leichtigkeit um sich geworfen mit Einfällen, Bonmots, Repliken, welche zwar nicht selten von ziemlich grobkörniger Art waren, aber dessen ungeachtet durch Land und Reich gingen. Den Grundsatz der Sorglosigkeit, den er in der Poesie vorschreibt, hat er auch mit vieler Consequenz in seinem Privatleben durchzuführen versucht und gedacht mit dem großen Luther:

„Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebenlang!“

Der Eisenkopf.

Erzählung von Ludwig Rellstab.

(Schluß.)

Als Karl dieses Commandowort hörte, wandte er sich zu den Leuten und redete sie an: „Ich habe den Tod am liebsten von Eurer Hand empfangen wollen! Er wird mir sanfter sein durch Euch! Da dachte ich mir, daß Keiner mir diesen letzten Dienst werde versagen wollen!“ —

Keiner antwortete. Sie standen stumm, wie von Erz, unter dem Gewehr; Keiner aber, dem nicht das Auge dunkel wurde. —

„Vater!“ rief Karl mit wehmüthiger Ueberraschung aus und eilte seinem Vater entgegen, der mit dem Pachter Martens aus dem Gebüsch in den offenen Raum trat. „Vater, guter alter, treuer Freund,“ wandte er sich zu Beiden, „wie soll ich Euch das danken! Ihr habt diesen schweren Gang um meinetwillen gethan, — aber Eure Gegenwart wird mir stärkend, wird mir süß sein im Tode!“

Eberhard vermochte nicht zu sprechen. Mit Mühe brachte Martens die Worte heraus: „Wir mußten doch, da es uns gestattet war, selbst dabei sein, — mit eigenen Augen sehen — daß es uns Keiner verfälscht erzählen kann, wie Ihr — “ da brach die Stimme.

„Vater! du bringst der Mutter den letzten Gruß von mir,“ begann Karl nach einigen Augenblicken der

Digitized by Google

Stockung. — Der Förster drückte ihm nur die Hand; der alte, felsenfeste Mann war ganz zermalmt. — Vater Martens sagte: „Die Frauen sind hier unten in dem kleinen Häuschen, — hieher, — nein, das vermochten sie nicht — Sie haben Kränze ....“

Hier brach er ab. Er wollte erzählen, daß sie Kränze gewunden hätten, um den Sarg zu schmücken, der schon in dem Häuschen stand, weil sie die Leiche mitnehmen wollten. — Das war ihnen gestattet.

„Es ist jetzt fünf Uhr,“ sprach der Auditeur. Ein gedämpfter Trommelwirbel ließ sich hören. Das Commando nahm die Büchsen auf. Zwei Mann mit dem Unteroffizier traten zu Karl, um ihn auf die Stelle zu geleiten, wo der Sandhaufen, auf dem er knieen mußte, aufgeschüttet war.

Er umarmte den Vater und Martens, riß sich los und ging festen Schrittes, in würdiger Haltung, der Stätte seines Todes zu. Der Schmerz war überwunden, Muth und Männlichkeit traten wieder in ihre volle Herrschaft ein. Rasch warf er den Oberrock ab, wies das Tuch, mit dem ihm die Augen verbunden werden sollten, zurück, und sprach mit starker Stimme: „Brüder, auf mein eigenes Commando.“ Dann kniete er nieder, faltete die Hände und senkte das Haupt zu einem stummen Gebet.

Der Major hinter ihm auf der Anhöhe, stand, unwillkührlich vorwärts gebeugt, und spähte in die Ferne; er schien in Unruhe zu gerathen, sein Körper flog zitternd, wie im heftigen Fieber.

Da erhob Karl das Haupt wieder, winkte mit der rechten Hand den Schützen und commandirte: „Legt an! — — Feuer!“

Allein es blieb todtenstill; kein einziger Schuß erfolgte, alle Schützen lagen im Anschlag, aber keiner wollte auf den theuern Führer abdrücken. Jeder hatte dem Andern die traurige That überlassen wollen. — Ein allgemeines Staunen bemächtigte sich der Anwesenden; in diesem Augenblick der tiefsten Stille und Erwartung rief der Major von Holm plötzlich mit lauter Stimme: „Halt! Halt! Der Prinz kommt!“

Die Schützen setzten ab; Karl war zur Bildsäule erstarrt; sein Vater erhielt sich kaum aufrecht in Martens Arm. Einige der Offiziere flogen auf die Anhöhe. — Man sah auf der Landstraße, die unweit von dem Platz aus dem Walde hervorbrach, einen Wagen mit sechs Pferden im gestreckten Galopp heranrollen. Eine Staubwolke, die vom Morgenlicht durchblitzt, die Augen blendete, umgab ihn halb verhüllend. „Der Vorreiter schwingt ein weißes Tuch!“ rief Holm im lauten Jubel, „auch aus dem Wagen wehen weiße Tücher! — Er ist begnadigt!“

Auf dieses Wort sanken der Förster und Martens in die Knie und erhoben die Hände gen Himmel. War es ein Dankgebet, oder war es das angstvolle Flehen, daß das Wort der Gnade keine Täuschung sein möchte? Karl, der den drohenden Tod mit Festigkeit erwartet hatte, war jetzt fast besinnungslos. Er versuchte aufzustehen, wankte, seine Schützen eilten zu ihm; zwei warfen die Büchsen weg und fingen ihn in ihren Armen auf. — Er schloß betäubt die Augen. —

Als er sie auf den Laut einer sanften männlichen Stimme, die seinen Namen nannte, öffnete, stand Prinz Ferdinand vor ihm, zog ihn heiß an sein Herz und rief: „Wackrer Jüngling! Du bist gerettet!“

Alles umringte ihn, die Offiziere, die treuen Schützen, die seine nächsten Retter gewesen. Nur seinen Vater und Martens sah er nicht. Sie waren fortgestürzt, den Frauen die Botschaft zu bringen; der Prinz hatte ihnen seinen Wagen gegeben. Karl wollte ihnen nach, doch schon ertönte der Ruf: „Sie kommen, sie kommen!“ — Noch drei Minuten und Anna weinte selige Thränen aus ihren milden Augen an der Brust des geretteten Sohnes! —

Wie Alles gekommen war? Es ist so leicht zu errathen, daß es kaum erzählt werden darf. Der Kaiser war eben so unvermuthet zurückgekommen, als abgereist. — Die Audienz wurde noch vermittelt. Der Kaiser kaufte den Diamanten zu einem — — hohen Preise, denn das Begnadigungsdekret war mit darin begriffen. Er strahlte von nun an in einer andern Herrscherkrone; allein ein schönerer, der einer würdigen That, strahlte heller in dem Wappenschild des Prinzen. Seine Abreise wurde nur um sechs Stunden verzögert; Beckenheim begleitete ihn zurück. Statt Abends vor dem festgesetzten Tage der Hinrichtung kamen sie nun freilich erst genau zum äußersten Augenblick an, doch Dank dem Himmel und den Herzen der braven Schützen, noch zur rechten Zeit!

Und der Eisenkopf? Blieb er es? Ja, aber sein treues, liebevolles Herz, im Verein mit der gereiften Klarheit der Einsicht, wandten ihn dahin, wo ein eiserner Kopf unerläßlich war!

Die kleinen, die einzelnen Ereignisse gehen wie aufsprühende Funken der mächtigen Flamme der großen voran. So war Karls edle, kühne, aber übereilte That ein leuchtender, vorsprühender Funke der lodernden Flamme, die bald in Aller Herzen aufschlug. Der Funke hatte zünden helfen. — Die Weltgeschicke waren reif geworden; sie wandten sich bald zum errettenden Umschwung für das Vaterland. Der Tag des großen heiligen Kampfes brach an! Dies war die Zeit, wo das Eisen höher im Preise stieg als das Gold — es war eine eiserne Zeit, die Zeit der eisernen Herzen, Schwerdter und Kreuze. Dies war die rechte Zeit für den Eisenkopf! Er nahm ihrer wahr! Was seine Jugend versprochen, hielt sein Mannesalter! Aus der eisernen Saat wuchs der Lorbeer, der Oelbaum! — In seinem Schatten ruhte der Eisenkopf noch lange Jahre sanft; er wurde fast zum Graukopf darin. Anna's mildes Auge beheilt seinen sanften Glanz bis sie es schloß; und als er an ihrer verbleichenden Lippe hing und der Strom bitterster Thränen das Angesicht der Sterbenden netzte, da zeigte sich's wieder, daß das Herz der Mutter das des Sohnes immer am besten gekannt hatte, und daß sie nie geirrt hatte, wenn sie sagte: „Er hat doch das treuste, liebevollste Herz — der Eisenkopf!“

Blätter aus Natur und Leben.

Die Siamesen glauben, daß wenn die Stunde des Endes der Welt gekommen, die sieben Augen der Sonne sich öffnen und nach und nach Alles verzehren werden. Das fünfte verdampft das Meer. Die beiden letzten verkohlen die Erde; aber in der Asche bleiben zwei Eier, aus welchen die neue Welt entsteht.

Digitized by Google

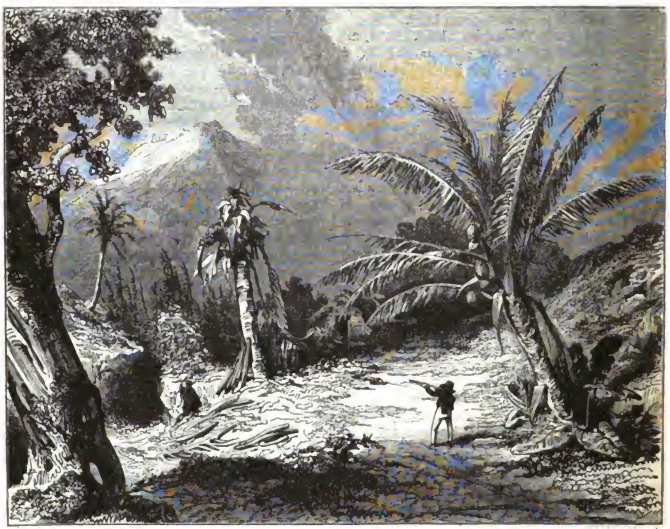
— Der Geruchssinn der Weißen wird durch die Ausdünstung der Haut der Schwarzen beleidigt. Die amerikanischen Indianer sprechen mit nicht minder großem Widerwillen von dem Geruch der Weißen: sie finden, daß unsre Haut nach frischem Fisch riecht, was ihnen höchst eckelhaft dünkt.

— Die Banyanen finden nur schwarze Zähne schön; sie sprechen deßhalb mit Verachtung von den Leuten, welche weiße Zähne haben: und nennen sie Budra, d. h. Affen.

— Man weiß den Werth des Einbandes für Bücher nicht genug zu schätzen. In Indien, wo man sich begnügt, die geschriebenen Blätter nur zwischen zwei hölzerne Bretter zu legen, geht die Zerstörung der Schriften sehr rasch vor sich. Man betrachtet ein hundertjähriges Buch dort als eine Seltenheit. Schon nach fünfzig Jahren ist es kaum mehr lesbar. Der leichteste Wind zerstreut die Blätter; am schädlichsten für die Hindu-Manuscripte ist die Regenjahreszeit.

— Der Marinesoldat Bazile, der im Spital zu Brest starb, war wohl der größte Esser seiner Zeit. Der Sectionsbericht glich einem Inventarium; es fanden sich nehmlich in seinem Magen: Faßreife von verschiedener Größe, dreizehn Stücke Eichenholz, hölzerne und zinnerne Löffel, Zimmerschnallen, ein Pfeifenkopf, ein Klappmesser, Fensterglas, Leder, eine blecherne Röhre und noch andere minder erhebliche Dinge. Eine Parellele zu ihm war der berühmte Wittenberger Kahle, der 1754 im 79. Jahre starb und zum Frühstück ein Spanferkel mit Haut und Haaren aß, was seinem Mittagsmahl, das aus einem Hammel mit Fell und Knochen bestand, keinen Abbruch that. Solche Originale sind verschwunden.

Landschaft auf Guadelup.

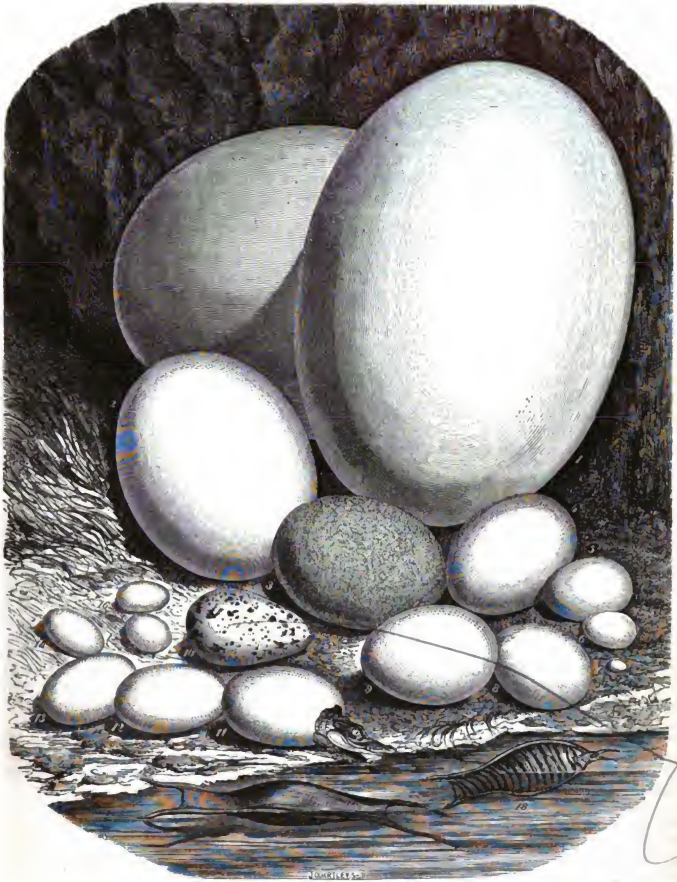


Dies Bild ist dem Nordosten der Basseterre von Guadelup entnommen: vom Fuße dieser grünen Palmbäume hat man die Aussicht auf das Meer und hört sein fernes Gemurmel. Der Berg, den man in der Ferne sieht ist der Matuba, unter dessen Abhängen und Schatten die Städter der Basseterre jedes Jahr Schutz gegen die Glühhitze des Sommers suchen. Das Land, das sich in diesem Augenblick in der heißen Sonne badet, ist mit Kaffee- und Zuckerpflanzungen bebaut: die Hütten werden von Negern bewohnt, sind aus Holz und ohne Kamin, und mit trocknem Stroh gedeckt. Ein trauriges Leben mitten in der üppigsten Vegetation, mitten im Reichthum der Natur die tiefste Armuth!

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Lager von Jouvet & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Die Eier.



1. Epiornis.
2. Strauß.
3. Caſuar.
4. Wilder Storch.
5. Huhn.
6. Taube.
7. Paradiesvogel.
8. Adler.
9. Geier.
10. Fettgans.
11. Crocodil.
12. Python.
13. Schildkröte.
14. Boa.
15. Testudo acroides.
16. Ophidion (des pariſ. Muſ.)
17. Squalle.
18. Roche.

Wie viele Menſchen zerbrechen die Schaale eines Eis, eſſen den Inhalt und ſinnen nicht weiter darüber nach! Und doch bildet das Ei für den denkenden Geiſt das größte Wunder der Natur. Die erhabenſten Probleme der Entwicklung der Organe und ſelbſt die Aufeinanderfolge der Thiere der Erde findet darin ihre Grundlage. Das Ei

Digitized by Google

ist der Ausgangspunkt aller Organisation. „Omne animal ex ovo — jedes Thier entsteht aus einem Ei," sagte Harvey, und diese Aphorisme, welche alle späteren Beobachtungen gerechtfertigt haben, ist vielleicht nicht minder bedeutend durch ihre philosophische Anschauung, als die Entdeckung der Circulation des Blutes, die den Namen Harvey verewigt.

Jedes Thier entsteht aus einem Ei! Welche Uebereinstimmung in dem Entstehungsgesetz der Natur. Ohne Zweifel sind die Verschiedenheiten, die später zwischen den Thieren an den Tag treten, der Kraft nach bereits in ihrem ursprünglichen Zustande vorhanden: aber sie sind in diesem ursprünglichen Zustande noch durchaus verdeckt und die Aehnlichkeit herrscht vor. Einheit in der Verschiedenheit ist das oberste Gesetz der Schöpfung, wie man sie in der Bildung der Sterne, der Pflanzen oder Thiere und des Menschen beobachten kann.

Man glaubt anfangs, das Ei sei für den Vogel charakteristisch; wenn man jedoch bemerkt, daß die Fische, die durch ihre Organisation, wie durch ihre Lebensweise von den Vögeln so sehr verschieden sind, gleichfalls Eier haben, so wird man einräumen, daß das Ei für keine Thiergattung unterscheidendes Merkmal ist. Die einzige Unähnlichkeit, die in dieser Richtung zwischen den Thieren existirt, ist die, daß die einen ihre Eier in ein Nest legen oder sie einfach der natürlichen Wärme des Wassers oder der Luft aussetzen, während bei den andern die Eier im Leibe der Mutter liegen und deßhalb sich den Augen des Anatomen entziehen, der sie sucht. Die Aufmerksamkeit mußte sich deßhalb vorzüglich auf die Eier der Vögel richten, die von so wunderbarem Bau und für den Menschen so nützlich sind.

Durch das Studium der Vögeleier, vor allem der unsrer Hausthiere, hat die Wissenschaft sich nach und nach einen Begriff von den verschiedenen Eigenschaften der übrigen Eier verschafft. Und was ist nun ein Ei? Was ist ein Hühnerei, um das zunächstliegende zu nehmen? — Ein noch sehr kleines Thier, das nur die nöthigsten Organe besitzt, die zur Erhaltung seines Daseins und der stufenweisen Entwicklung der übrigen Theile dienen, ein Thier, das in einen Behälter eingeschlossen ist, der den nöthigen Nahrungsvorrath enthält: das Thier ist der kleine weißliche Kreis, den man an dem Häutchen bemerkt, das das Gelbe des Eis einschließt; die Nahrung ist hauptsächlich die gelbe Masse, und daher das merkwürdige Bezügniß zwischen der Milch der Säugethiere und dem Gelben der Eier. Endlich der Behälter, die Vorrathskammer, das Haus, das das junge Thier beschützt, so lange es noch nicht alle seine Organe hat und das doch alle Luft und alle Wärme zuläßt, deren es bedarf — das ist die Schaale.

Man ersieht aus alle dem, daß die Größe der Eier nicht nothwendig im Verhältniß zur Größe der Thiere stehen muß, denen sie angehören. Alle Thiere, welcher Art sie auch sein mögen, vom Paradiesvogel bis zum Elephanten, haben in dem Augenblick, in welchem sie geboren werden, beinahe dieselbe Größe. Worin sie sich unterscheiden, das ist die Nahrung, deren sie bedürfen, und diese Nahrung ist von der Natur genau nach der Größe berechnet, die sie nöthig haben, um ihr Leben außerhalb der schützenden Hülle ihrer ersten Tage zu erhalten. So kann das Krokodil, das eine colossale Größe zu erreichen bestimmt ist, sich mit Leichtigkeit allein im Fluße bewegen, sobald es die Größe einer Eidechse erreicht hat: die Natur legt deßhalb in die Hülle, in der es während der ersten Tage seines Daseins eingeschlossen ist, nur so viel Nahrung nieder, als unumgänglich nöthig ist, um es in den Stand zu setzen, diese Größe zu erreichen und da diese Quantität Nahrungsstoff den Umfang der Hülle bedingt, so folgt daraus, daß diese Hülle nicht viel größer zu sein braucht, als die, welche für ein Huhn und seine Nahrung bestimmt ist. Dasselbe ist bei den Fischen der Fall: es gibt deren ungeheure große, die ganz kleine Eier haben, vorausgesetzt, daß sie, mögen sie so klein sein, als sie wollen, beim Ausschlüpfen dennoch im Meere oder den Flüssen ihre Nahrung selbst zu finden im Stande sind. Das Umgekehrte ist bei den Squallen der Fall, die schon eine bestimmte Kraft und folglich auch eine gewisse Größe erreicht haben müssen, wenn sie in Freiheit gesetzt werden; deßhalb besitzen sie statt Nadelkopfeiern sehr große Eier, die noch überdies mit einer hornartigen Hülle umgeben sind, um sie vor den Stößen ihrer Feinde zu schützen.

Könnte die Mutter ihrem Jungen, so lange es noch in der Schaale eingeschlossen ist, Nahrung geben, so wäre es nicht nöthig, daß diese Hülle, die noch überdies als Vorrathskammer dient, einen so großen Umfang hätte.

Dies ist der Fall bei den Eiern der Säugethiere. Da diese im Leibe der Mutter gebrütet werden, so brauchen sie nicht mit einer so dicken Schaale umgeben zu sein: sie haben nur ein einfaches Häutchen, beinahe wie das, welches in der Schaale des Vogeleis enthalten ist, und da dieses Häutchen durchdringlich ist, so erhält das Junge seine Nahrung, die es bis zum Ausschlüpfen bedarf, nicht auf einmal, sondern nach und nach.

Der große Unterschied der eierlegenden und lebendiggebärenden Thiere besteht deßhalb nicht in dem Vorhandensein oder Mangel der Eier. Beide Thiergattungen haben Eier; omne animal ex ovo, wie Harvey sagt. Der Unterschied liegt einfach in der Art und Weise des Säugens. Die Lebendiggebärenden behalten ihre Eier zurück und befreien sich erst davon, wenn sie ihre Jungen im Leibe kürzer oder länger durch die Umhüllung hindurch gesäugt haben und diese gehörig erstarkt sind. Die Eierlegenden geben den Jungen auf einmal all' ihre Milch und schließen sie in eine zarte Hülle ein, die sie von sich ausscheiden und die jede weitere Ernährung unmöglich macht. Die Wärme, die das Junge braucht, gibt ihm die Mutter dadurch, daß sie auf dem Ei brütet; ist dann die Nahrung aufgezehrt, die es umhüllt, so zerbricht es die Schaale und sucht sich seine Nahrung selbst.

Wir theilen ein Bild an der Spitze unsres Blattes mit, das die Größenverhältnisse der verschiedenen Eier anschaulich machen soll und zugleich einige Behauptungen, die wir aufgestellt haben, bestätigen wird.

Berzelius.

Berzelius war der größte Chemiker unseres Zeitalters. Andere machten glänzendere Entdeckungen oder stellten geistreichere Theorieen auf; Keiner aber spielte eine so wichtige Rolle in der Wissenschaft, Keiner hat größere Arbeiten unternommen, denn er leitete so zu sagen während dreißig Jahren den Gang der Chemie vom fernen Posten des hohen Nordens aus.

Johann Jacob Berzelius ist am 29. August 1779 zu

Digitized by Google

Wäfversunda, einem Dorfe bei Linköping in Ostgothland geboren, derselben Provinz, die Linné, den Gesetzgeber der Naturwissenschaft, erzeugt hat. Sein Vater war Lehrer der Dorfschule und unterrichtete ihn in den Elementen des menschlichen Wissens. Im 17. Jahre bezog er die Universität Upsala, mit der Absicht, Medicin zu studiren. Afzelius lehrte dort Chemie, und Eckeberg war sein Adjunct. Beide Professoren liefen ihren Curs, ohne ihre Behauptungen durch Experimente zu beweisen und zu veranschaulichen; nur einmal in der Woche wurden die Zuhörer in das Laboratorium zugelassen. Berzelius aber kam jeden Tag dahin und sah bald, daß diese Lehrer ihn bei seinem Studium nicht leiten und die Phänomene, die sich unter seinen Augen entwickelten, nicht erklären konnten. Er setzte daher seine Privatstudien mit um so angestrengterem Fleiße fort und suchte sich durch Lectüre und Beobachtung auszubilden. Nach Verfluß von zwei Jahren verließ er Upsala: es war im Jahre 1798. Als Adjunct des Arztes der Mineralquellen von Medevi, analysirte er diese, und das Werk, das er darüber mit Eckeberg herausgab, ist der erste Ring in der langen Kette von Schriften, die ihn unsterblich machen sollten. 1807 wurde er zum Professor der pharmazeutischen Chemie in Stockholm ernannt. Seine Vorlesungen hatten anfangs wenig Erfolg, weil er Afzelius nachahmte; er las und experimentirte nicht. Doctor Marcet, den er 1812 in London traf, theilte ihm die Liste seiner Experimente mit, die er bei seinen Vorlesungen mache; später trafen sich die beiden Chemiker in Genf wieder und Berzelius zeigte Marcet die bedeutend vergrößerte Liste, welche dieser nun seinerseits copirte. 1806 begann Berzelius die Veröffentlichung eines periodischen Werkes: Abhandlungen zur Physik, Chemie und Mineralogie, in welchen er kostbare Untersuchungen niederlegte, die ihm im Jahre 1808 einen Sitz in der Academie der Wissenschaften zu Stockholm verschafften, deren Präsident er 1810 wurde. 1823 begann er eine periodische Publication, die den größten Einfluß auf den Fortschritt der Chemie hatte, nämlich seinen „Jahresbericht über die Fortschritte der physischen Wissenschaften", welcher zwanzig Jahre lang regelmäßig erschien. In diesem Jahresbericht analysirte und beurtheilte er sämmtliche chemischen Arbeiten des Jahres, denn er las Alles, was erschien, und machte die Hauptexperimente nach. Diese Beurtheilungen haben ihm natürlich viele Feinde gemacht. Seine Kritik, so wohlwollend sie war, kränkte die Eitelkeit derer, die sie angriff, und sein Lob vermochte selten die Wunden zu heilen, die sein Tadel der Eigenliebe seiner Zeitgenossen geschlagen. Nichtsdestoweniger war dieses Buch ein Vierteljahrhundert lang der Centralpunct der Chemie; es zeichnete ihre Fortschritte auf, registrirte ihre Entdeckungen ein und wies auf die Lücken hin.

Eine große Revolution in der Chemie, Mineralogie und Metallurgie brachte sein Versuch über die „Anwendung des Löthrohrs in den chemischen Analysen und mineralogischen Bestimmungen" hervor. Berzelius zeigte, daß man durch die Richtung der Flamme eines Lichtes auf einzelne Theile von Mineralien, die auf einer Kohle liegen, an der Art, wie sie schmelzen, die Körper erkennen könne, aus denen sie bestehen.

Berzelius gab ferner ein großes „Lehrbuch der Chemie" heraus, das viele Auflagen erlebte, die aber nie bloße Wiederabdrücke, sondern stets vollständige Umarbeitungen waren. Die fünfte, von des Verfassers Hand, ist vom Jahre 1842, und Berzelius schien zu fühlen, daß er keine sechste herausgeben werde, denn es steht in der Vorrede: „Ich konnte mir nicht verbergen, daß wenn mir der Höchste auch Leben und Kraft genug schenkte, um die gegenwärtige Auflage zu vollenden, dies doch die letzte sein werde." Eine Gicht, mit leichten Anfällen von Apoplexie, ließ ihn seinen Tod sechs Jahre früher ahnen, als er eintrat. Wie ein fleißiger Arbeiter, der den Abend hereinbrechen sieht, arbeitete er noch einmal so angestrengt, um sein Tagewerk ganz zu vollenden. Außer seinen großen Werken gab Berzelius noch eine Anzahl kleinerer Arbeiten heraus; seine Hauptentdeckungen sind darin niedergelegt. Er entdeckte das Selen und Thorium und stellte das Calcium, Baryum, Strontium, Tantal, Silicium und Zirconium zuerst in metallischem Zustande dar. Er begründete ferner das dualistische electrochemische System der Chemie, stellte die metallischen Basen der alkalischen Erden und die Kieselerde auf, vervollkommnete die stöchiometrische Lehre der neueren Chemie, klärte die Chemie durch die Analysen des Blutes, der Milch, des Urins und der Thränen auf, in welchen er das Vorhandensein der Milchsäure nachwieß, eine für die Physiologie ungemein wichtige Entdeckung.

Wenn man die lange Reihe der Titel von Berzelius' Werken liest, so ist man erstaunt, wie ein Mensch so viele Bücher schreiben, so viele Erfahrungen machen, so viel große Gedanken in einem Zeitraum von vierzig Jahren haben konnte. Dies Wunder erklärt sich durch die gute Verwendung der Zeit, die Berzelius so wohl verstand. — Auf seine Empfehlung hatte ein Chemiker einen Lehrstuhl erhalten, der seit mehreren Jahren nichts producirt. „Er entschuldigte sich immer," sagte Berzelius, „daß er keine Zeit habe. Aber ich antwortete ihm, daß er wohl nicht das Bedürfniß zum Arbeiten habe, denn die, die das Bedürfniß hätten, fänden auch immer die Mittel, ihm zu genügen."

Berzelius starb im Jahre 1848, nachdem er noch Professor der Chemie in Upsala, 1835 schwedischer Freiherr und 1838 Reichsrath geworden.

Einem Reisebuche des englischen Professors Johnston, der ihn 1829 besuchte, entnehmen wir zum Schlusse eine interessante Skizze, die uns in das wissenschaftliche Leben und Treiben des großen Mannes einen Blick thun läßt.

„Ich kam am 6. September in Stockholm an und begab mich sogleich den andern Tag nach der Academie, wo Berzelius wohnte. Ich fand ihn in seinem Cabinet mit der neuen Ausgabe seines Lehrbuches der Chemie beschäftigt. Als ich ihm gemeldet wurde, wartete er gar nicht ab, bis ich ihm meine Empfehlungsschreiben übergeben, sondern nahm mich mit der freundlichsten und entgegenkommendsten Weise auf. Er bot mir sogleich an, einige Versuche in meiner Gegenwart zu machen, was mir ungemein angenehm war, da ich auf diese Weise Gelegenheit hatte, seine Art zu experimentiren kennen zu lernen und eine Menge kostbarer Beobachtungen zu machen. Während der Operationen versäumte er nichts, mich auf die kleinen Vorsichtsmaßregeln aufmerksam zu machen, welche nöthig waren, um zu so genauen Resultaten zu gelangen, und während sich etwas von selbst zubereitete, zeigte er mir zwei, drei andere Sachen, und ich hatte den Vortheil, meine Zeit ebenso nützlich als angenehm bei ihm zu verbringen.

„Nichts verletzt in Berzelius' Laboratorium das Auge oder den Geruch. Ein eigenes Ventilationssystem führt augenblicklich alle überlriechende Gase durch das Kamin. Neben dem Fenster ist eine Kufe mit Quecksilber, der lebhaft

Digitized by Google

glänzt; hier ein kleiner Porzellantiſch mit hohen Seiten, auf welchem einige Gläſer mit Füßen die Experimente andeuten, welche ſoeben gemacht worden. Daneben ſteht eine große Lampe und ſein Löthrohr. Vergebens würde man in ſeinem Laboratorium Backſtein- oder Steinöfen ſuchen. Der Apparat, deſſen ſich Berzelius bedient, iſt eine Art Herd, der mit einem Mantel überdeckt iſt, um die Dämpfe und das Gas zu ſammeln, das ſich entwickelt. Auf dieſem Herde iſt ein kleines warmes Sandbad mit Holzkohlen und ein kleiner eiſerner Ofen, welcher Oeffnungen für die Röhren hat. Im zweiten Zimmer iſt der erſte Gegenſtand, der uns in die Augen fällt, ein Glasgehäuſe, das auf einem Tiſche ſteht: es bedeckt eine Wage. Wer vermöchte zu ſagen, wie viele wiſſenſchaftliche Kämpfe dieſes einfache Inſtrument entſchieden, wie viele Hypotheſen es in ein Nichts aufgelöst! Rings umher ſind in kleinen Kiſtchen wohlgeordnet die verſchiedenen chemiſchen Apparate aufbewahrt. Man wendet ſich zur Linken und findet endlich Den, den man vergeblich in den beiden erſten Zimmern geſucht: Berzelius. Er iſt mit Schreiben beſchäftigt. Sein Tiſch iſt mit wiſſenſchaftlichen Zeitungen bedeckt und die kleineren Tiſchchen ringsumher biegen ſich

Berzelius, geb. 1779, geſt. 1848.

unter der Laſt der Bücher. Zu ſeiner Linken iſt ein kleines Cabinet, deſſen Käſten mit den ſeltenſten Subſtanzen und chemiſchen Apparaten angefüllt ſind.

Berzelius iſt immer beſchäftigt: er arbeitet jeden Tag zwölf bis vierzehn Stunden, aber man darf nicht glauben, daß er unaufhörlich in ſeinem Laboratorium arbeite. Oft, wenn er ſchreibt, ſetzt er ganze Monate lang keinen Fuß hinein; wenn ihm jedoch etwas unklar iſt, legt er augenblicklich die Feder nieder, begibt ſich in ſein Laboratorium und beſchäftigt ſich mit neuen Unterſuchungen, bis er das Reſultat gefunden, das er erwartete. Sein Zimmer iſt für die Communication mit dem Laboratorium ſehr bequem eingerichtet. Seine Bibliothek, ſein Schreibtiſch, ſeine chemiſchen Stoffe und Oefen ſind in einem kleinen Raume beieinander. Alles, was ſein Laboratorium einſchließt, zeichnet ſich durch Reinlichkeit und große Ordnung aus; Alles iſt an ſeinem Orte und im Stande, augenblicklich benützt zu werden. Die Art, wie er ſich ſeiner Apparate bedient, zeichnet ſich durch große Einfachheit aus; die meiſten Apparate ſind von ſeiner Hand. In ſeinem ganzen Laboratorium findet man die Spuren jener ſcrupulöſen Genauigkeit, die ſeinen Analyſen ſo großen Werth

Digitized by Google

verliehen und seinem Namen die erste Stelle in den Jahrbüchern der Chemie einräumte."

Der Hafen von Istapa in Centralamerika.

Der Rio Michatoya, der mit dem Ungestüm eines Sturzbaches das Hinderniß der Cordilleras überwindet, nimmt seinen langsamen Lauf wieder an, sobald er in die Ebene kömmt; statt in den Ozean mit der Macht seiner ursprünglichen Strömung auszutreten, scheint er zu zögern, wenn er sich dem Ziele nähert; er schleicht zwei Stunden lang parallel mit dem Ufer hin, ehe er den schwachen Damm, den ihm der Sand bietet, durchbricht. Das Ufer ist nackt, offen, ohne Schutz und von dem Golf von Tehuantepek bis Punta de Arenas von einer stürmischen Brandung umbraust. Die wenigen Häuser, die man auf diesem Landstriche findet, müssen sieben Klafter tief Fuß fassen. Die Handelsartikel werden ungemein schwierig mittelst Schaluppen gelandet, die man an Ankertauen hereinzieht. Die Einfachheit dieses Verfahrens wird durch die Heftigkeit der Brandung erschwert, die das Leben des Schiffers sehr häufig in Gefahr setzt. Es geschieht z. B. bisweilen, daß sie, um den Tiefgang der Wogen zu benutzen, sich nähern und eine unerwartete Welle, die quer dazwischen kömmt, die Barke in die Höhe hebt und umstürzt. Diese beständige Gefahr, welche der Mangel an Händen

Der Hafen von Istapa in der Republik Guatemala mit den Vulkanen Agua und Fuego.

noch größer macht, verzögert oft die Ausschiffung um sechs Wochen. Derart ist auch der Hafen von Istapa, genannt der Hafen der Unabhängigkeit, der einzige, den die Republik Guatemala im großen Ozean besitzt.

Es gibt nichts Traurigeres, als den Anblick dieses Ufers und des ungestümen Meeres, das mit Unrecht den Namen stilles Meer trägt. Ein flaches Ufer von grauem Sande, der durch den ewigen Kampf der Wogen angeschwemmt worden, ohne einen Felsen, ohne ein Hälmchen, senkt sich steil hinab in den Ozean und breitet seine Monotonie bis an die beiden Enden des Horizontes aus, wo sie sich in dem Seenebel verliert, der aus dem Wasser aufsteigt. Ein eherner Himmel senkt sich auf diese trockne Zone herab, welche die beinahe senkrechten Sonnenstrahlen durchglühen; nähert man sich jedoch dem Flusse, so ist der Boden, durch den Schlamm fruchtbar gemacht, den er absetzt, von dem tiefen Grün des Leuchterbaums übergossen, durch das sich schöne Wasserpflanzen ziehen, die auf dem entgegengesetzten Ufer sich zu prächtigen Wälder erheben. Zwanzig von den Zambos bewohnte Hütten bilden das Dorf. Die Ungesundheit des Orts und der Mangel an Lebensmitteln sind in den Zügen dieser entarteten Race ausgeprägt, die aus einer Mischung von Indianern und Afrikanern besteht. Trunkliebend wie die Erstern, träg wie die Letztern, im Uebrigen aber kühn und dabei sehr mißtrauisch, leben sie ohne Industrie und unbesorgt

Digitized by Google

um die Zukunft, vernachlässigen die Agricultur, die eine regelmäßige Arbeit heischt und vegetiren, unter fortdauernder Gefahr zu verhungern, ganz dem Zufall anheimgegeben. Die öffentlichen Gebäude beschränken sich auf eine elende Baracke, die den Waaren als zeitweiliges Schutzdach und dem Verwaltungsbeamten als Wohnung dient. Es wäre indessen Unrecht zweier Schaluppen zu vergessen, die dem Staate gehören, und die, dem Regen und der Sonne ausgesetzt, zehn Schritte davon auf dem Sande liegen.

Wenn man beim Eintritt der Regenzeit sich nach dem Ufer hinabbegiebt, kömmt man, wie kurz auch der Aufenthalt dauert, selten gesund zurück. Die Hauptkrankheiten bilden gefährliche Wechselfieber, die in den sumpfigen Gegenden der tropischen Gegenden ganz gewöhnlich sind. Da es unmöglich ist, sich im weitesten Umkreis irgend eine Hülfe zu verschaffen, so wüthen diese Krankheiten ungehindert und haben das Ufer von Istapa, in ein schlimmes Renomée gebracht. Die Bewohner des höhern Flachlandes vermeiden deßhalb auch so ängstlich jede Berührung mit dem Uferterrain, daß sie nichts dazu vermögen kann, wenn sie die Quellen von Cocuintla benutzen, den kurzen Weg, der sie vom Ufer trennt, zu machen, um den Anblick des stillen Ozeans zu genießen.

Von diesem gefürchteten Orte aus gewahrt man über der öden und einförmigen Linie der Wälder die beiden riesenhaften Bergspitzen des Agua und Fuego und den Atitan- und Pacayavulcan. Es liegt in diesem Landstrich eine traurige und feierliche Größe, welche auf die Phantasie niederdrückend wirkt: die Seele wird durch diese colossalen Linien, die die Waldeinsamkeit beherrschen, nicht erweitert, sondern verschließt sich mit einem Gefühl des Unbehagens. Kommt der Abend in der Regensaison, so steht man an dieser äußersten Grenze des Continentes sich Gewitter bilden, die sich auf dem Hochland entladen. Die Dünste steigen aus dem Ozean empor und setzen sich unter dem unmerklichen Druck der Seeluft in Bewegung; langsam ziehen sie über die Ebenen hin und verdichten sich an den Bergen, wo die Schwingungen der Atmosphäre sie heben und niederdrücken; nach und nach erfüllen sie die ganze Luft; das Licht erlischt auf den tieferliegenden Ebenen; der Himmel senkt sich wie ein ungeheures Leichentuch herab; ein heftiger Regen dehnt sich rasch von den Bergen auf die Ebene und von der Ebene auf den Ozean aus und hüllt den ganzen sichtbaren Horizont ein.

Mit vervollständigen dies Bild mit einigen Linien aus einem Reisetagebuche, indem wir daran erinnern, daß der Rio Michatoya parallel mit dem Ufer läuft und das Dorf Istapa auf einer Sandzunge liegt.

„Wir erreichten, nachdem wir lange über sumpfiges Land gewandert, ohne den Fluß zu sehen, einen Wald von Wurzelbäumen, dessen Zweige sich wie die Halme eines Reisfeldes verschlungen hatten und ein unübersteigliches Hinderniß zu bieten schienen. Als wir jedoch der dunkeln Masse uns näherten, entdeckten wir eine große Oeffnung, die mitten durch ging, als ob ein Meerungeheuer sich mühsam hier seinen Weg gebahnt hätte. Die Ebbe ging nieder und man sah kein Wasser, sondern nur ein schwarzes und tiefes Gefäß; am Ende dieses unheimlichen Canales, der an die Beschreibung des Cocytus und den Eingang des Tartarus erinnerte, schnitt ein dunkler unbeweglicher Körper die Sonnenstrahlen ab; es mochte wohl ein Boot sein. Der Schiffer war ohne Zweifel nicht fern; wir riefen lange, aber alles blieb still und der Ton unsrer Stimme weckte in diesen traurigen Einöden nicht mal ein Echo. Wir setzten uns an den Fuß einer Avicennia und warteten geduldig. Endlich, nachdem wir in verschiedenen Zwischenräumen den gleichen Versuch gemacht, sahen wir aus dieser schauerlichen Masse ein menschliches Wesen mit stark markirten Zügen und krausen Haaren hervorkommen, dessen schwellende Muskeln in Bronce gegossen zu sein schienen; als Kleid trug er eine Gürtelschürze und als Waffe ein langes Messer. Er näherte sich uns und bemächtigte sich, ohne ein Wort zu verlieren, unsrer Personen, indem er mit unwiderstehlicher Faust einen um den andern auf seine starken Schultern setzte und uns über den schlammigen Boden nach dem Schiffe trug, das er augenblicklich flott gemacht hatte. Wir waren mitten in den Sümpfen, welche namentlich zu der Regenjahreszeit das Landen beinahe unmöglich macht. Das stagnirende und unbewegliche Wasser reflectirte wie ein dunkler Spiegel die überschwemmte Vegetation. Kein lebendiges Wesen schien diese gefährliche Atmosphäre zu athmen: nur eine kleine Anzahl vom Schlamme geschwärzter Muscheln lag auf dem Stamm der Wurzelbäume, wo die Flut sie angeschwemmt hatte.

Das Bassin dehnte sich aus; der Sumpfwald trat immer weiter zurück; die Strahlen der untergehenden Sonne flammten hell auf; der Horizont öffnete sich vor uns; wir traten in das Flußbett. Durch einen dreimonatlichen Regen angeschwollen rauschte der Michatoya mit wildem Ungestüm dahin, entwurzelte Bäume und andere Pflanzen mit sich fortreißend. Bei diesem Anblick, der mit der täuschenden Ruhe der Sümpfe contrastirte, wurde uns etwas bange. Das Boot erschien uns sehr schwach und die Kräfte, die es lenkten, in keinem Verhältniß mit dem Kampf gegen eine solche stürmische Wogenmasse zu stehen. Der muthige Blick und die Gewandtheit unsres Bootsmannes zerstreuten jedoch die Befürchtungen. Er wußte sich durch die tiefen Gewässer glücklich durchzuwinden und immer wieder die Mitte zu halten. So fuhren wir ungefähr eine Stunde stromaufwärts bis zu dem Punkte, der ihm zum Uebersetzen der günstigste schien; man unterschied am andern Ufer bereits die traurigen Hütten von Istapa, die auf einer Sandzunge lagen, welche mit den Blick auf das Meer benahm. Unser Führer wagte nicht, gerade an das Land zu stoßen, sondern machte verschiedene Manoeuvres, um dies zu bewerkstelligen; ich bemerkte mit Unruhe, daß seine Kräfte geschwächt waren; er ruderte nicht mehr mit der früheren Sicherheit und beklagte sich über die Gewalt des Wassers; der Schweiß perlte über sein braunes Gesicht und er beugte sich häufig, um seinen Durst zu löschen. In einem dieser Momente ersaßte die Strömung unser Boot überwerch, drehte es und gab uns eine andere Richtung: eine einzige unklige Bewegung und wir wären verloren gewesen. Der Indianer, der mich begleitete, lag unbeweglich und wie versteinert in einer Ecke; aber die Gefahr belebte die Kräfte und Energie des Bootsmannes; ich verband meine Bemühungen mit den seinen und nach vieler Arbeit erreichten wir das ruhige Gewässer, das die entgegengesetzten Ufer bespülte. Es war Zeit, denn wir waren erschöpft."

Digitized by Google

Die erste Wohlthat.

Von W. O. v. Horn.

Im letzten Sommer schritten drei Männer in freundlicher und gemüthlicher Unterhaltung auf dem schönen Wege durch das Nerothal bei Wiesbaden. Alle Drei waren Schulmeister, aber aus der Region der Gymnasien, und ihre Unterhaltung über den Werth der Anschauungen im Jugendunterrichte, nahm, wie das im Gange lebhafter Unterredung zu gehen pflegt, von diesem Gegenstande die Wendung auf die Macht jugendlich empfangener Eindrücke, und wie sich diese dem Gedächtniß als eine wunderbare Handhabe darbieten.

Da nahm der Oberlehrer Driberg das Wort und sagte: „Davon kann ich Euch, liebe Freunde, ein Beispiel erzählen, das weit hinabreicht in meine Knabenjahre und doch wieder in den jüngsten Tagen auf eine für mich ebenso überraschende, als erhebende Weise sich verjüngt hat. Wollt Ihr mir das Ohr leihen?"

Gerne sagten wir das zu, und er begann.

„Zu den erfreulichsten Erinnerungen meines Lebens rechne ich es, daß meine selige Mutter mich zum Träger ihrer großen und doch so verschwiegenen Wohlthätigkeit machte. Das hat meiner Seele einen Grundton gegeben, der in tausendfachen Schwingungen durch mein ganzes Leben fortklang, und ob ich gleich nicht zu denen gehöre, die so voll und reich mit der Rechten geben können, ohne daß es die Linke weiß, so hab' ich doch allerwegen mit Freuden mein Brod mit dem Armen getheilt, und es ist, meines Wissens, keiner ohne eine Gabe geblieben, der mir im Leben nahe trat. O wenn doch alle Mütter es wüßten, welch' einen Segen sie dem Herzen ihrer Kinder gäben, wenn sie sich ihrer kleinen Hand bedienen, dem Armen Wohlthaten zufließen zu lassen.

Wenn die Dämmerung kam, so begann mein Beruf als Rabe des Elias. Da trug ich im Körbchen dorthin und hierhin den Hungernden Lebensmittel aller Art, je nach Bedürfniß derselben. Sie kannte diese Bedürfnisse sehr genau. Da hab' ich viel Segenswünsche und Dankesworte mit hinweg genommen, und ich schlief allemal unendlich glücklich ein, wenn ich recht viel Arbeit gehabt und recht müde geworden war, und es gemahnte mich allemal, als schwebten diese Segenswünsche und Dankesworte als lichte Engel schützend an mein kleines Bette.

Meine Eltern waren nicht reich. Eine Besoldung von siebenhundert Gulden war wahrlich keine unerschöpfliche Quelle, und unsre Familie bestand aus fünf Gliedern. Da war kein Ueberfluß, und doch that meine Mutter Vielen, sehr Vielen wohl. Wie sie das fertig brachte, ist schwer zu sagen, aber das reiche Erbarmen eines Frauenherzens ist erfinderisch und der Segen Gottes steht ihm allemal als ein getreuer Helfer zur Seite.

Dann und wann bekam ich einen Obstkreuzer, der denn auch, da wir kein Obst wachsen hatten, regelmäßig vernascht wurde, wenn er nicht die zum Spielen nöthigen Klikker beschaffen mußte. Mehr aber empfing ich nie.

Eines Sonntag Mittags saß ich in einer Ecke unsrer Wohnstube und lernte meine Catechismusaufgabe für den andern Morgen. Bei meiner Mutter saßen zwei treue Freundinnen, ganz ihrer Gesinnung, und sie redeten von den armen Familien des Städtchens, das in den schönen Rheingegenden liegt. Da wurde die Noth dieser oder jener besprochen, und wie sie sich in die Unterstützung theilen wollten. Es war zu der Zeit, als Napoleon das Festland gegen England zuschloß. Am Rheine hin standen damals zwei Mauthreihen oder Douanenlinien, eng genug, um nichts durchzulassen. Diese Leute waren sehr kümmerlich bezahlt, und hatten sie große Familien, so gings ihnen kraxig genug.

So lebte in dem Städtchen B. auch ein Douane, Namens Engel, der eine Frau und neun kleine Engelchen zu ernähren hatte. Dazu reichte sein armer Sold bei Weitem nicht aus, und die Noth der Familie war sehr groß, da die Kinder nicht betteln durften. Verdienen konnte noch Keines davon etwas, denn das älteste Mädchen war neun Jahre alt und der jüngste Knabe etwa ein halbes. Auch der sehr braven Mutter war jede Erwerbsquelle verschlossen, da sie zu handthieren genug hatte, um das zappelnde Ameisenhaufleln in Reinlichkeit, Ordnung und ganzen Kleidungsstücken zu erhalten, und die Menge der aufgesetzten Flicken und Placken gab Zeugniß, daß ihre fleißige Hand von müßigem Rasten nichts wußte. Der Vater war ein geschickter Drechsler und wenn er bei Nacht auf seinem Aufpasserposten gestanden, fand man ihn zeitig wieder an seiner Drehbank. Das Schlimmste war, daß diese Zöllner vom Volke ebenso gehaßt wurden, wie die Zöllner von den Juden, wie uns das Evangelium erzählt. Da konnte auf eine mildthätige Unterstützung nicht gerechnet werden, wenigstens nicht aus den Kreisen, welche diesen Haß blindlings theilten — und die reichten weit herauf im Bürgerstande.

Die Engels darbten und die beiden Freundinnen meiner Mutter erzählten erschütternde Einzelnheiten. Ich war in meiner Ecke ganz Ohr und die Worte drangen zum innersten Grunde einer weichen Knabenseele; sie waren aber auch die Ursache, daß mein alter Lehrer mir am andern Morgen beim Hersagen des Catechismus eine gesalzte Ohrfeige zu fühlen gab, deren eigenthümliche Disharmonie noch in meinen Ohren fortklang, als wir um elf Uhr der drangsalvollen Schulstube, wie ein brausender Waldstrom entrauschten. An diesem Morgen hatte ich mich ohnedieß verschlafen, und da Besuch im Hause war, der den stillen Gang geregelter Ordnung ohnehin unterbrach, so achtete Niemand auf mich. Die Mutter meinte, meine Schwester Minchen hätte mir mein Frühstück verabreicht, und diese glaubte, die alte Eva, unsre Magd, habe es gethan, und doch saß ich im Stübchen und zerarbeitete mich an dem Catechismus, der gar nicht in den Kopf wollte. Da schlugs acht, und wer ohne gefrühstückt zu haben in die Schule mußte, war ich. Am Sonntag Abend hatte ich meinen Kreuzer gekriegt. Der tröstete den bellenden Bubenmagen. Ich dachte, wenn ihr um halb zehn die freie Viertelstunde habt, so springst du auf den nahen Markt und kaufst dir goldgelbe Aprikosen, um deren Reifzeit es eben war, und die ich in eine ganz absonderliche Gunst genommen. Aber es verschwor sich an diesem Unglückstage Alles gegen mich.

(Fortsetzung folgt.)

Der Pfeffer.

Von allen Spezereien, welche die tropischen Länder nach Europa senden, gibt es keine, welche allgemeiner im Gebrauch wäre, als der Pfeffer: zu Pulver zerstoßen, ist er beinahe im selben Grade, wie das Salz, die gewöhn-

Digitized by Google

liche Würze der meisten Speisen. Bedient man sich seiner mit Maaß, so hat er, weit entfernt der Gesundheit zu schaden, keine andere Wirkung, als daß er die Verdauung fördert; in zu großer Dosis jedoch genommen, vergiftet er zwar nicht im strengsten Sinne des Wortes, aber er verursacht Magenentzündung und schmerzhafte, häufig sogar gefährliche, Affectionen des Nervensystems.

Die kleine runde, an der Oberfläche gerunzelte Beere, im Handel unter dem Namen schwarzer Pfeffer bekannt, ist die Frucht einer rebenartigen Staude, die man theilweise cultivirt, theilweise in wildem Zustande im östlichen Asien und auf den Inseln des indischen Archipels findet. Sehr reichlich wächst sie auch auf den polynesischen Inseln. Die Pflanze, welche den Pfeffer erzeugt, erhielt von den Botanikern den Namen Piper nigrum; sie bildet ein Geschlecht für sich mit verschiedenen Unterarten.

Die Cultur der Pfefferstaude ist eine der einfachsten; sie ist sehr gleichgültig gegen die Art des Bodens; ihre unscheinbaren Blüten gleichen langen Trauben; die Beeren, welche ihnen folgen, sind von corallenrother Farbe; man sammelt sie, indem man die Traube an der Rebe hängen läßt; dann trocknet man sie an der Sonne. Ihre Oberfläche furcht sich durch die Vertrocknung und nimmt die schwarzbraune Farbe an, die Jedermann kennt. Man schätzt die jährliche Pfefferernte auf 50 Millionen Liter, von welchen ungefähr ein Drittel in den europäischen Handel kömmt. Doch darf dies nur als eine ganz ungefähre Schätzung angenommen werden.

Im größten Theil der polynesischen Inseln bereiten die Frauen, indem sie die Wurzel der Pfefferstaude in frischem Zustande kauen, ein abscheuliches Getränk von schwärzlichem Grün und scharfem, ätzendem Geschmack, das nur ihr Gaumen zu ertragen im Stande ist. Die Leute aus den höhern Classen der Gesellschaft dieser Inseln trinken diesen Trank rein; die minder vom Schicksal begünstigten Liebhaber mit Wasser vermischt. Um sich einen

Pfefferernte in Amboina.

Begriff von der Herbe seines Geschmacks zu machen, genügt es, wenn wir sagen, daß die englischen und amerikanischen Matrosen, welche Branntwein, Rhum und Arac zu schwach finden und Weinbranntwein trinken können, ohne eine Miene zu verändern, die Pfefferratafia der Polynesier nie im Stande waren zu trinken.

Der Pfeffer, wie man ihn in Europa kennt, besteht aus zwei abgesonderten Theilen, dem eigentlichen Korn von gräulichem Weiß und dem Fleisch, das es bedeckt. Dieses getrocknete Fleisch läßt sich auf mechanische Weise leicht von dem Korn ablösen; der abgelöste Kern, der bedeutend an Umfang verloren hat, erhält den Namen weißer Pfeffer; man sieht, es ist nicht, wie viele Leute glauben, eine besondere Pfefferart, sondern einfach Pfeffer, der von seiner durch die Vertrocknung geschwärzten äußern Hülle befreit ist.

Der Pfeffer läßt sich sehr leicht, sowohl durch das Korn, als durch Wurzelschößlinge fortpflanzen; im dritten Jahre steht er in voller Tragfähigkeit und diese dauert neun bis zehn Jahre. In gutem Lande liefert ein Fuß Pfefferstaude, wenn sie in voller Kraft ist, 14 — 16 Pfund bei zwei Ernten; der Mittelertrag einer gut unterhaltenen Pflanzung ist 10 Pfund auf den Stock. Von der Blüte bis zur Reife des Korns verfließen vier bis fünf Monate.

Die Pfefferstaude wird in den europäischen Gewächshäusern wegen ihrer schönen Blätter und corallenfarbigen Trauben gepflegt. Die Blüten sind unscheinbar, blaßgrün, und unter dem reichen Blätterwerk kaum zu bemerken.

Seit dem Beginn dieses Jahrhunderts hat die Cultur des Pfeffers auf den Colonieen der Antillen, vorzüglich jedoch in Cayenne eine große Ausdehnung gewonnen. Unabhängig von dem schwarzen Pfeffer ist als Gewürz und Medicament der Pfeffercawa, in Polynesien unter dem Namen Awa bekannt und der Cubebenpfeffer (Piper cubeba), der in der neuern Medizin viel verwendet wird.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawson & Comp. in Paris.

Der Herbſt.

Die letzte Scene dieſer eleganten Serie von Feſtblättern der Jahreszeiten. Nachdem wir die Vergnügungen des Winters, des Frühlings und des Sommers an unſrem Blicke vorüberziehen ließen, führt uns der Künſtler mitten in den Ueberfluß des Herbſtes. Die Schloßbewohnerinnen haben an einem jener ſchönen Herbſtabende, die im Purpur der untergehenden Sonne erglänzen, die alten Mauern verlaſſen, ſind durch die großen Alleen geritten, deren Boden von den gelben Blättern der Bäume wie mit einem weichen Teppich bedeckt iſt und haben in der friſchen Abendluft ihre roſigen Wangen gebadet. Am Fuße des Hügels, auf welchem das Schloß ſteht, vom Pferde geſtiegen, begegnet ihnen der Caſtellan, der von der Jagd zurückkömmt und mit Wohlgefälligkeit ſeine Beute vor den Augen der Damen und des herbeigelaufenen Knaben entfaltet; mit emporgehobenem Kopfe und die Hände auf dem Rücken, betrachtet dieſer voll Bewunderung einen friſchgeſchoſſenen Haſen. Einige Schritte davon ſcheint der Hund einem Wilde aufzulauern.

Links von dieſer Scene der Freude und des Reich-

Digitized by Google

hums kommen die Winzerinnen mit ihren Traubenkörben herbei. Auch ihr Bild macht den Eindruck schöner Wohlhabenheit: auch aus ihren Gesichtern lacht die Freude: sie tragen den Reichthum der Weinernte heim. Auf der einen Seite die Freude des Genusses, auf der andern die Freude der Arbeit. Hier die Anmuth im seidenen Gewande und mit fliegendem Schleier, dort in einfachen Linnen und von herabhängenden Weinranken reizend verhüllt.

Ein Bild voll Frische und Leben, doppelt anziehend durch die versöhnten Gegensätze.

Die Schakaljagd.

Die Schakaljagd gehört zu dem angenehmsten und unterhaltendsten Zeitvertreib des indischen Jägers. Die sicherste und dabei bequemste Art, den Schakal zu jagen, ist die, daß man ihn zuerst in die Falle einer alten Weinkiste lockt und diese auf das offene Feld bringt, wo man die Jagd mehr übersehen kann: dann wird die Falle geöffnet und den aufgejagten Schakals zwei oder mehr Windhunde, je nachdem man es für gut hält, nachgeschickt. Ist der erste Schakal losgebrochen, und haben die Hunde ihre Verfolgung begonnen, so erscheinen auf allen Seiten ganze Rudel von Schakals. Sehen sie einen Jäger, so kehren sie größtentheils wieder um und überlassen den Flüchtling seinem Schicksal: bisweilen aber bleiben sie in einiger Entfernung stehen und schauen der Jagd zu. Wenn sie in großer Anzahl sind, so muß man den verfolgenden Hund tapfer unterstützen: es ist häufig geschehen, daß die Verfolger verfolgt wurden und einen harten Strauß zu bestehen hatten, in welchem die Schakals mehr als einmal die Oberhand gewannen. Der Schakal sucht gewöhnlich ein Lager zu gewinnen: nicht immer das Nächste, sondern das, wo er seine Freunde zu finden hofft. Wenn es ihm gelingt, ein solches zu erreichen, so werden die Windhunde plötzlich durch einen Angriff überrascht, der mit der größten Heftigkeit beginnt und aufs hartnäckigste fortgeführt wird. Folgender Fall wird dem Leser einen Begriff davon geben.

Ein Jäger, welcher eine Koppel ausgezeichneter Windhunde besaß, von denen der Eine ungemein breit und stämmig, der Andre schlank gebaut, aber stark und muthig war, schickte sie einem Schakal nach, der über ein Moor hin nach einer mit hohem Gras und niedrigem Buschwerk bedeckten Anhöhe eilte. Der Schakal und die Windhunde sprangen ohne Mühe über den beträglichen Sumpf hin, der von schönem Grün überwachsen war; sobald jedoch sein Pferd auch nur einen Schritt in den Schlamm gethan, blieb es mit allen Vieren stecken.

In dieser peinlichen Lage hatte er den Schrecken, mehre Schakals aus dem Lager hervorstürzen zu sehen, welche durch das Geheul ihres in Gefahr sich befindenden Kameraden angelockt worden; diese griffen augenblicklich die Windhunde an, welche sich lange Zeit mit unglaublicher Tapferkeit vertheidigten; aber sie wären sicher der großen Ueberzahl ihrer Gegner unterlegen, wäre nicht ein anderer Jäger nach der entgegengesetzten Seite des Moores geritten sein und hätte im Vereine mit einigen kleinen Hunden und des genannten, der eingesunken und indessen abgestiegen war, die Windhunde der Wuth der Schakals entrissen. Es war wirklich ein schmerzlicher Anblick. Der Kleinere, ein Weibchen, war an den hinteren Theilen des Körpers so geschunden, daß er nicht mehr gehen konnte und auf einer Bahre nach Hause getragen werden mußte: man glaubte nicht, daß er den Weg überleben werde. Die Ohren des Hundes waren beinahe ganz abgerissen und das Blut troff in Strömen aus seinen Seiten, gerade als ob er durchschossen wäre. Sie erholten sich mit großer Mühe und es dauerte lange, bis sie wieder auf die Jagd genommen werden konnten. Später aber bezahlten sie mit reichlichen Zinsen jeden Tropfen ihrer Wunden an den zahllosen Feinden, die sie zu Tode hetzten.

Dieses Jagdabenteuer beweist, daß die Schakals sich vereinigen, um den Angriff auf einen einzelnen ihrer Brüder zurückzuschlagen. Wir erwähnen noch eines Beispieles dieser Art. Ein ausgezeichneter englischer Jäger, der eine vortreffliche Koppel Hunde besaß, verfolgte eines Morgens einen Schakal, welcher in ein dichtes Gebüsch sprang: er sah sich aber genöthigt, seine Hunde zurückzurufen, denn plötzlich sammelte sich ein Rudel Schakals, welche das Geheul ihres Kameraden herbeigelockt, den die Hunde zerrissen. Die Schakals waren so zahlreich, daß nicht nur die Hunde in die Flucht geschlagen wurden, sondern die Schakals in ganzer Masse aus dem Lager hervorstürzten und sie verfolgten; und als Mr. Kielock herbeirittt, um sie zu verjagen, wurde sein Pferd gebissen und nur mit Mühe konnte er der Gefahr entfliehen, in der er schwebte! Die Hunde aber waren so stark mitgenommen, daß sie vor mehren Wochen nicht wieder auf die Jagd geführt werden konnten.

Die Schakals sind ungemein zudringlich und frech: sie besitzen eine so große Hartnäckigkeit bei Ausführung ihres Vorhabens, daß sie die geringste Unachtsamkeit der Diener leicht überlisten. Sie stehen von der Dämmerung bis zum Tagesanbruch auf der Wache und von Steinen oder Flintenschüssen zurückgejagt, kommen sie immer wieder, in der Hoffnung für ihre Geduld belohnt zu werden. Der indische Fuchs nährt sich gewöhnlich von kleinen Vögeln, Ratten u. s. w. und beschränkt sich meistens auf sein Lager; selten nur nähert er sich den Dörfern und erhascht ein Stück Geflügel; aber der Schakal harrt an deiner Thüre; ja, er schleicht in dein Haus und macht sich die kleinste Oeffnung zu Nutzen. Er beraubt deine Hühnerstange und stiehlt deine Küchen, Lämmer, Ferkel; ja bisweilen nimmt er das Junge der schlafenden Mutter. Er bestiehlt die Speisekammern und nagt die Knochen ab, alles mit der gleichen Habgier. Es ist komisch, ihn selbst im Bereich eines Stockes sich um seine Beute wehren zu sehen. Man darf annehmen, daß wenn irgendwo Fleisch oder Geflügel durch die Dienerschaft gestohlen worden, dem Schakal die Schuld aufgebürdet wird. Ein englischer Offizier verlor siebenunddreißig Vögel in einer Nacht aus dem Bauer: sein Diener zögerte keinen Augenblick zu behaupten, er habe in der Nacht Geräusch gehört, sei aufgesprungen und habe siebenunddreißig Schakals gesehen, von welchen jeder einen Vogel fortgetragen!

Das Geheul in der Nacht macht den unheimlichsten Eindruck. Sie stehen hart an der Thüre, bellen und heulen in den melancholischsten Tönen. Sie sind jedoch sehr unschuldig, wenn man sie gehen läßt: aber mit der größten Sorgfalt muß man ihnen Fleischwaaren aus dem Wege räumen, denn ihr scharfer Geruch würde sie augenblicklich herbeilocken und das Geheul nicht enden. Einer der vielen Kahanah-Wollags d. h. der indischen Rhapsoden, erzählt eine sehr charakteristische Geschichte, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen.

„Ein Fürst besaß reiche Ländereien, die alles hervor-

Digitized by Google

brachten, was ein guter Boden erzeugt. Sein ganzes Sinnen und Trachten war auf die Wohlfahrt und das Glück seiner Unterthanen gerichtet, die unter dem wohlthätigen Einfluß seiner Regierung zufrieden und heiter lebten. Der Fürst selbst fühlte sich in dem Wohlstand seiner Unterthanen so glücklich, daß ihm nur ein Wunsch unerfüllt blieb. Er konnte keine Nacht ruhig schlafen! Was war die Ursache? Er fühlte keine Gewissensbisse wegen eines begangenen Verbrechens. Er lebte mit der ganzen Welt in Frieden. Seine Einkünfte flossen, als wären es freiwillige Abgaben! Er war nicht krank! Und doch floh der Schlaf sein feindes Lager.

Es war nichts andres, als das Geheul des abscheulichen, schmutzigen Schakals, der mit seinem Geschrei den königlichen Herrn in steter Aufregung erhielt. Man rief Beschwörer, welche die heulenden Thiere zum Schweigen bringen sollten, aber vergeblich. Man schlug vor, sie auszurotten, aber der edle Fürst wollte nicht zu solch' grausamen Mitteln schreiten. Endlich glaubte der Vezier den Grund ihres Geheules im Hunger gefunden zu haben. Der Fürst stimmte dieser Ansicht bei und gab augenblicklich dem Minister den Befehl ein Lack Rupien (100,000) aus dem Schatze zu nehmen, um dafür jeden Abend den Schakals reichliche Nahrung vorzuwerfen und ihren Hunger zu stillen. Das Geld wurde dem Minister ausgeliefert und der Fürst tröstete sich bei dem Gedanken, so viele Thiere glücklich zu machen und endlich einmal der Nachtruhe sich erfreuen zu können. Armer Mann! er wurde schmählich getäuscht. Die Schakals, von dem Fressen angelockt, kamen aus allen Ecken und Enden herbei und machten mehr Geschrei, als je! Morgens, bei Zeiten, wurde der Minister geholt und auf die Frage, ob der Befehl des Fürsten vollzogen worden, bestätigte er, daß den Thieren reichliche Nahrung vorgesetzt worden sei. „Was ist dann", fragte der Fürst, „an dem Geschrei schuldig?" — „Ohne Zweifel," antwortete der Vezier, „ist es die Aenderung der Witterung, die kälter geworden und sie peinigt. Eure Majestät wissen, daß die Thiere keine Kleidung haben." Der Fürst, voll Humanität, befahl sogleich einen andern Lack von Rupien für Bekleidung des Schakals auszuwerfen; aber sie heulten, wie gewöhnlich und brachten den armen Fürsten zur Verzweiflung. Abermals rief man den Vezier und der Fürst fragte ihn, als er vernommen, daß seine Befehle streng vollzogen worden, was fürder die Ursache ihres Geschreies sein könne. Der Vezier beruhigte Seine Majestät mit der Versicherung, daß die Serenade der letzten Nacht durch den Reichthum von Gnadenspenden an Mensch und Thier veranlaßt worden sei, welche sich nicht hätten zurückhalten lassen, für die aus den Händen der Majestät empfangenen Wohlthaten zu danken."

Diese kleine sarkastische Erzählung liefert den Beweis, daß nichts das Maul des Schakals zu stopfen vermag.

Schwarz und Weiß.

Von H. C. Oersted.

Erinnerung und Gewohnheitsausdruck können dazu beitragen, uns das Schwarze traurig zu machen, das wollen wir nicht leugnen: aber daß ein starker Naturgrund zu dem Eindruck da ist, den wir von dem Schwarzen empfangen, ist nicht weniger ausgemacht. Der Gebrauch des Schwarzen zur Kleidung der Geistlichkeit könnte schon dadurch erklärt werden, daß er alles Gedankenzerstreuende, alles Gefühl einer an die Einzelnheiten geketteten Lebensfreude ferne hält; aber näher betrachtet, führt er zu dem Finstern als Mutter der Feierlichkeit und erweckt die Empfindung desselben.

Der Gebrauch schwarzer Kleider unter Umständen, wo sie nichts andeuten sollen, beruht auf der bloßen Abwesenheit der Farbe. Wird die Sache von dieser Seite betrachtet, so wird sie nur dadurch empfohlen, daß ihr Gebrauch dazu dient, solchem Bedeutungsvollen zu entgehen, welches nicht in allen Fällen, wo die Kleidung dienen sollte, passend hervortreten könnte. Schwarz erhält dadurch eine gewisse allgemeine Brauchbarkeit, welche die eigentlichen Farben nicht haben. Dieselbe Allgemeinheit kommt dem Weißen zu, aber die Brauchbarkeit beider steht unter verschiedenen Bedingungen.

Es muß in Hinsicht auf Bedeutung zwischen dem glanzlosen Schwarzen und dem mit Glanz unterschieden werden. Das erste ist Kleidung der Finsternis und Trauer; das Letzte bekommt durch den Glanz eine Lichtzugabe, durch welche der traurige Eindruck sich mehr oder weniger verliert.

Wie bekannt wird das Weiße nicht leicht zu andern als zu weiblichen Kleidungen benutzt und dies besonders für die Jugend. Da die männliche Kleidung unter manchen Veränderungen der Witterung und bei mancherlei Arten von Arbeit und Verkehr gebraucht werden soll, so kann man nicht leicht dazu die Stoffe nehmen, welche sich sonst dadurch empfehlen, daß sie sich sehr leicht waschen und bleichen lassen; sie muß deßhalb schwarz sein, wenn sie die geforderte Allgemeinheit haben soll. Durch den Glanz, welchen man nun selbst den wollenen Waaren gibt, wird ihnen soviel von dem Traurigen genommen, als die Absicht fordert. Das Weiße, zu Kleidungen angewendet, leidet keinen Glanz, weil es ohnedies schon Licht genug gibt, und der Glanz nur blendet, und ohnedies die Formen weniger in die Augen fallend machen würde. Die weibliche Kleidung hat eine weit größere Oberfläche und bedeckt viel mehr vom Körper, als die männliche. Man erklärt sich deßhalb leicht, weßhalb die Farbe der Kleidung eine weit größere Bedeutung für das Weib, als für den Mann hat.

Das Schwarze und Weiße paßt nicht für das Innere und Aeußere der Häuser. Es verlangt oder gibt zu viel Licht.

Die egyptischen Fellahs.

I. Ackerbau.

Die unvergleichliche Fruchtbarkeit des Nilthales hatte immer eine eigenthümliche Anziehungskraft und erhielt die Eroberungssucht großer Herrscher, die die Grenzen ihres Reiches ausdehnen wollten, rege. Das Volk der Egypter mit ihrem reichen Lande, ihren üppigen Waiden, ihren mineralogischen Schätzen, ihren Tempeln und Pallästen haben andern Ländern willig von ihrem Ueberfluß mitgetheilt; sie lieben ihr Vaterland, ihre Dattelwälder, ihre colossale Architectur, ihren Nil mit den fruchtbaren Ueberschwemmungen, seine mit blauem Lotos bedeckten Ufer und die mächtigen Granitbauten, die sie von der Wüste schieden. Arabische Vicekönige herrschten in dem Lande der Pharaonen; unabhängige türkische Fürsten schwangen das Scepter über Egypten; es wurde von arabischen Khalifen regiert; von einer Kurdendynastie, von türkischen und

Digitized by Google

circaſſiſchen Sultanen, die in ihrer Jugend Mameluken oder Sclaven geweſen; es bildete einen Theil des türkiſchen Reichs und wurde von türkiſchen Paſchas in Verbindung mit Mameluken beherrſcht, und war zuletzt eine Beute der Mameluken allein. Die franzöſiſchen Lilien beſiegten den Halbmond, Frankreich entriß den Türken die Oberherrſchaft; die Engländer traten an die Stelle der Franzoſen, zuletzt die Türken an die Stelle der Engländer. Die Geſchichte Egyptens iſt ein fortdauernder Kampf mit trocknen Sandebenen; aber Egypten als ſein Vaterland iſt dem Egypter dennoch theuer.

„Der Boden Egyptens," ſagen die Egypter, „iſt drei Monate im Jahre weiß und glänzend, wie eine Perle; drei Monate grün, wie ein Smaragd; und drei gelb wie Bernſtein."

Die egyptiſchen Ackerbauer haben die Traditionen ihrer Vorfahren treu bewahrt und zu unwiſſend, um den Werth oder Unwerth dieſer Einrichtungen und Verfahrungsweiſen zu unterſuchen, verachten ſie jede Neuerung nicht nur als ſchlecht, ſondern auch als lächerlich. Sie glauben unbedingt die beſte Agrienltur zu haben. Ueberdies fordert ihrer Anſicht nach der Boden des Nilthales eine eigenthümliche Behandlung beim Säen und Erndten, die nur ſie kennen können. Der Egypter ſchlägt freilich jede Behauptung, daß eine andre Behandlung beſſer wäre, mit ſeinen reichlichen Erndten. Gewiſſe Gegenden geſtatten ſogar eine ſiebenmalige Erndte im Jahre. Trotzdem theilt der Egypter das Jahr in drei Zeiten: Winter, Sommer, Nilzeit.

Die Saat wird ſogleich vorgenommen, nachdem die Waſſer in ihr Bett zurückgetreten ſind. Am Ende des

Ackerbau in Egypten.

Oktobers in Oberegypten, am Anfang November im Delta. Bohnen, Linſen, Erbſen, Safran und Flachs werden zu gleicher Zeit geſäet, ohne daß man die Erde durch einen Pflug aufreißen würde: man begnügt ſich die Oberfläche des Bodens mit einem Rechen aufzulockern. Der Klee gehört gleichfalls zur Winterſaat und wenn man ihn im Frühling abgeſchnitten, ſät man Hafer auf die Wurzeln der Pflanze.

Die Sommerſaat begreift die Wollpflanze, den Indigo, den Reiß, den Zucker, und andre weniger bedeutende Pflanzen in ſich.

Die Cultur der Nilzeit erſtreckt ſich auf den Mais, Kohl, Dura, Rüben, Spinat, Muskraut, Zwiebel: in der Nilzeit ſammelt man auch die Kürbiſſe ein, an denen Egypten ſo großen Ueberfluß hat.

Die Ackerbauwerkzeuge ſind dieſelben geblieben, deren man ſich zur Glanzzeit des Landes bediente: es ſind ihrer wenige und dieſe von großer Einfachheit.

Der Pflug des Fellah heißt Meharrat. Das dreieckige und ſpitzige Eiſen iſt an ein drei bis vier Fuß langes, oben ſpitzes unten plattes Holz befeſtigt. An den Hebel, der durch einen Strick mit dem Pflug in Verbindung ſteht, ſind die Ochſen auf folgende Art geſpannt: der Hebel wird den Thieren auf den Hals gelegt und durch Bänder, die den Hals umſchlingen und an die Hörner befeſtigt ſind, gehalten. Der Fellah geht hart hinter dem Pfluge her und hält in der einen Hand die Pflugſterze, in der andern eine lange Peitſche. Dieſe Art von Pflug, ſo alt ſie iſt, bietet doch gar manche Nachtheile, denn die Joche machen ſehr häufig die Thiere ſchon nach kurzer Zeit dienſtuntüchtig. Das Eiſen des Pfluges iſt dabei viel zu groß; es dringt zu tief in die Erde und zerſchneidet ſie, ſtatt ſie aufzuwühlen; ſogleich nachdem das Eiſen heraus iſt, legen ſich die Erdtheile wie ſie früher geweſen ſind, wieder zuſammen. Dies tritt namentlich als Fehler hervor. Man bringt deßhalb eine Menge Pflüge auf ein und denſelben Punkten;

Digitized by Google

man überhäuft das Gespann mit Schlägen; die Ochsen ziehen aus Leibeskräften und die Pflüge bewegen sich doch kaum von der Stelle; die Arbeiter schreien, schlagen, stoßen ihr mangelhaftes Werkzeug, und nach einem Tag von Last und Mühe hat man Ochsen getödtet, Pflüge zerbrochen und wenig Arbeit gethan. Selten können dieselben Thiere am zweiten Tage dienen.

Man glaubt die Ueberschwemmung thue alles, der Egypter selbst habe beinahe nichts zu thun. Aber darin täuscht man sich, denn zwei Drittheile der Cultur, nehmlich die Winter- und Sommercultur correspondirt nicht mit diesen Ueberschwemmungen; und selbst zu dieser Zeit ist der egyptische Pflug von wesentlichem Vortheil. Der Sesam, Zucker, Indigo und vor allem die Wolle erheischen eine sorgfältige Bearbeitung des Bodens.

Die Erde ruht selten in Egypten; der Kornerndte folgt ohne Unterbrechung die Wollenpflanzung u. s. w. Der Pflug muß deßhalb die Wurzeln des Korns oder Mais durchwühlen.

Eine der wichtigsten Arbeiten bei Bebauung des egyptischen Bodens bleibt die Nivellirung der Erde, ehe die Ueberschwemmung eintritt, und die Egypter besorgen sie mit merkwürdiger Pünktlichkeit. Der Hauptgrund ist der, daß wenn der Boden Erhöhungen und Wellen bildet, die oberste Erde austrocknet und das Korn verdirbt.

Einige der Hauptwerkzeuge theilen wir im Bilde mit: sie gleichen ziemlich den unsern, so die Haue. Die größere der beiden dient für hartes Land, die kleinere für lockeren Boden. Unter den beiden Hauen ist das Eisen der kleinsten mitgetheilt.

Das sehr trocken eingeheimste Korn wird im Said von den Füßen der Ochsen ausgetreten; in den übrigen

Die Wohnungen der Fellahs.

Theilen von Egypten bedient man sich einer Maschiene, die den Namen „Noreg“ trägt und die das Korn zwischen zwei Rädern zerreißt.

Der Fellah düngt seinen Boden mit Erde, die lange unberührt geblieben, oder mit Schutt, der eine ganz besondere Thätigkeit in die Vegetation bringt. Das übrige thut die Ueberschwemmung mit ihrer wunderbaren Befruchtungskraft.

II. Wohnungen.

Die Wohnung des Fellah besteht gewöhnlich in einer aus Koth und zerhacktem Stroh erbauten Hütte. Der Stamm und die Zweige eines Dattelbaums liefern das Material zum Dache. Zwei bis drei Palmbäume werfen ihren Schatten auf die ungastliche Wohnung, wo der Araber sich von des Tages Last und Mühe erholt. Der Vater, die Mutter, die Kinder, die Thiere und das Geflügel mischen sich dort durch einander. Kleine, in der Mauer angebrachte Oeffnungen, die weder mit Glas, noch mit Klappen versehen sind, lassen Licht und Luft herein: während des Winters aber werden diese Oeffnungen hermetisch verschlossen. Das Hausgeräthe besteht natürlich aus wenigen Stücken. Mann und Frau haben je ein Lager und das einzige Geräthe, was unsre Aufmerksamkeit verdient, ist ein Schrank von eigenthümlicher Construction. Dieses Hausgeräthe ist künstlich aus verhärtetem Mischlamm gebildet; seine Form ist beinahe die eines Bienenkorbes, d. h. ein Quadrat mit abgerundeten Seiten. Ist das Gefäß sorgfältig polirt und gut getrocknet, so schmückt es der Araber mit Ornamenten, die mit Zinnober noch besonders hervorgehoben werden. Dieser kleine Schrank ist ein Tabernakel, in dem man alle Kostbarkeiten, Kleider, Reliquien, Geschirre, und wohl auch Nahrungsmittel feinerer Art aufbewahrt. — Mit Ausnahme einiger irdenen Gefäße, in welchen man das Trinkwasser hält, sind beinahe alle Geräthschaften, die der Fellah besitzt, aus Dattelholz oder den Blättern des Palmbaums gefertigt. Der Dattelbaum ist überhaupt dem Araber vom vielseitigsten Nutzen: er nährt, kleidet, wärmt ihn und bietet ihm außerdem einen bedeutenden Handelsartikel.

Wir theilen ein anschauliches Bild der elenden Woh-

nungen jener großen antiken Nation mit, die einst so herrliche Städte und erhabene Monumente gebaut. Das ist die Civilisation, die die Religion Mohammeds und die türkische Politik auf egyptischem Boden verbreitet.

Die erste Wohlthat.

Von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

Die ganze Bank, die mich zu ihrem Insaßen hatte, konnte nichts. Der Alte war wüthend über die Faulenzer und Tagediebe, wie er uns titulirte, und er fing oben an und zog Jedem eine Gesalzte, wobei ich, wie bereits gemeldet, nicht zu kurz kam. Sein gerechter Zorn hatte aber auch noch die für mich schauerliche Folge, daß er die Freiviertelstunde für heute strich und diese Bank, während die Andern auf dem Schulhofe jubilirten, zur Strafe stets bleiben mußte.

Alle zehn waren wir gleicher Sünde und Schuld theilhaftig, aber zwischen mir und meinen neun Mitschuldigen und jetzt Mitleidenden bestand der ungeheure Unterschied, daß sie alle gefrühstückt hatten und ich nicht. Nie hat mich eine Strafe empfindlicher getroffen, als diese; nie habe ich mehr das Ende der Schule herbeigesehnt, als damals. Und doch trug ich mein Leid stille, weil ich die Neckereien und schadenfrohen Sticheleien meiner Leidensgenossen fürchtete.

Und es war gerade, als ob der Alte an mir ein Exempel statuiren wollte, an diesem Tage! — Es hatte bereits eilf geläutet und er machte noch keine Anstalt, uns zu entlassen.

Endlich! Ein tiefer Seufzer entrang sich meiner Brust, als er noch eine Strafpredigt an uns zehne begann, die mit erfleckichen Drohungen abschloß.

Ich war heute ein dreifach Gestrafter und schrieb mir das hinter's Ohr. Ich wundere mich heute noch, daß sich mein Grimm nicht auf den armen Douanen Engel warf, der doch eigentlich die, wenn auch unschuldige, Ursache meiner Schulleiden war. Alle Buben liefen schnurstracks heim; denn es war Sitte in dem Städtchen, daß um eilf gegessen wurde; nur in meinem elterlichen Hause war, weil mein Vater erst um Zwölf von der Schreibstube kam, Zwölf die Stunde, die mir Linderung meiner Hungersqual verhieß. Bis dahin waren's noch gut Dreiviertelstunden! Zu Hause wurde auf strenge Ordnung gesehen. Ich erhielt vor Tisch nichts; da mein Vater sehr darauf hielt, daß ich bei Tische ordentlich aß. Ich konnte dafür bürgen, daß ich heute über das Zuwenig keinen Rüffel erhielt; aber bis dahin noch Dreiviertelstunden! Das war mehr, als der Magen des zehnjährigen, kräftigen Buben ertragen konnte. Als ich in De- und Wehmuth über die Herbigkeit meiner Lage über den Markt schlenderte, (denn die Eile konnte mir ja zu Nichts helfen!) gedachte ich plötzlich meines Kreuzers, und ein Lichtstrahl fiel in meine verdunkelte Seele, der schmerzliche Ausdruck meines Gesichtes machte urplötzlich lachender Freude Platz.

Aber! — dort saß die alte Margreth, die Obstverkäuferin, und ein Berg der herrlichsten, golden mit rothen Bäckchen mich anlachenden Aprikosen zog meine Blicke und Sehnsucht auf sich und hier war ein Bäckerladen, von dem die frischen Milchbrote den reizendsten Duft zu mir herübersandten. Da stand Herkules am Scheidewege! Für meinen Kreuzer, der mein ganzer Reichthum war, bekam ich drei Aprikosen, und — einen der großen, prächtigen, duftenden Wecken.

Was sollte ich thun? Drei Aprikosen, das war ein Wassertropfen auf eine heiße Platte; aber so ein Milchbrod, das gewöhnlich mit einer Tasse Milch mich bis zum Mittag vollkommen befriedigte, war doch etwas Anderes bei meiner grimmigen Hungersnoth. Zum ersten Male überlegte ich in diesem Conflicte und die Klugheit trug den Sieg davon über die Lust an den herrlichen Aprikosen.

Doch es sollte anders kommen.

Als ich mich umwandte nach dem Bäckerladen, stand des Douanen Engel ältestes Mädchen vor mir. Es war etwa so alt, wie ich, zehn Jahre, und lehnte an der Kirchmauer. Seine Blicke waren starr auf den Bäckerladen gerichtet. Es lag der Ausdruck eines heftigen Verlangens darin. Das Aussehen des Mädchens, das ein sehr freundliches Gesichtchen hatte, war leidend, die ohnehin bräunliche Hautfarbe schien gelb. Das rabenschwarze, reiche Haar gab den Zügen einen vollends düstern Ausdruck. Ihr außerordentlich großes, schönes, schwarzes Auge, sonst so lebhaft und glänzend, sah aus der tiefen Höhle so eigenthümlich, fast gespenstig, daß mich ein Grausen überlief. Das Kind sah nichts, als den Bäckerladen. Ich trat zu ihr und fragte: „Fehlt dir etwas, Lottchen?"

Das schwarze Auge traf mich. Das Kind zuckte zusammen und halb flüsternd sagte sie: „Mich hungert so!"

Hunger also aus Noth, aus Mangel! Gerechter Gott! Mich überlief's eiskalt und meinen eignen Hunger vergessend, fuhr ich mit der Hand in das Täschchen meiner Weste, nahm meinen Kreuzer und gab ihn dem Mädchen.

Nie hab' ich mehr in dem Grade den plötzlichen Uebergang von tiefem Kummer zu hoher Freude gesehen, als in diesem Augenblick. Das Kind fuhr aus seiner gebückten Stellung empor, wie wenn es durch eine innere Macht emporgeschnellt würde. Aus dem dunkeln Auge schlug ein lodernder Blitz auf. Die schlaffen Gesichtszüge waren plötzlich gespannt, lebenvoll. Eine blühende Röthe ergoß sich über das ganze Gesicht.

Sie nahm den Kreuzer, sah mir einen Moment tief in die Augen und sagte: „Ach Gott, wie dank ich dir!" Dann flog sie in den Bäckerladen.

Und ich? — Nun — mir war so wohl und doch so wehe um's Herz, daß ich rasch die Gasse hinablief und etwas in meinen Augen verdrückte, was einer Thräne gleich war.

Und mein Hunger? werdet Ihr fragen. Ich antworte einfach und kurz — er war beruhigt. Das selige Bewußtsein meiner Noth über der des armen Kindes vergessen zu haben, war so lohnend, daß ich mit Heldenkraft mein Bedürfniß zurück drängte, aber zu Mittag allerdings einen Vertilgungskampf mit den Auflagen meines Tellers begann, der nur darum unbemerkt und unbelacht blieb, weil unser Besuch die Aufmerksamkeit der Tischgenossen ungetheilt in Anspruch nahm.

Wenige Tage später wurde der Douane Engel versetzt. Ich sah das Kind nicht wieder; aber die Hingabe meines Kreuzers ist mir eine wohlthuende Erinnerung für lange Zeit geblieben. Ihr könnt wohl denken, daß sie dennoch im großen Grabe der Zeit unterging.

Digitized by Google

Ich wuchs heran, und wenn auch meine Studien meinen jetzigen Beruf vorbereiteten, so blieb mir dennoch Zeit, mich mit Liebhabereien zu beschäftigen und zu diesen gehörte das Studium der mittelalterlichen Kirchenbauten. Schon als Knabe zog die romanische Hauptkirche der Vaterstadt, namentlich ihr prachtvolles Chor, mein Nachdenken zu sich hin; nicht minder die herrlichen Mauerreste einer Kapelle von Kleeblattform im reinsten deutschen Style, welche einige hundert Stufen höher als die Hauptkirche am Berge liegt. Die beiden ausgezeichneten Bauwerke regten mit Gewißheit auch jene Vorliebe für die Werke der Baukunst in mir an. Ich lernte später alle merkwürdigen Bauwerke, an denen der Rhein so reich ist, genauer kennen. Nur blieb meine Sehnsucht nach den Domen von Freiburg und Straßburg acht und dreißig volle Jahre ungestillt. Meine ökonomischen Umstände erlaubten die Reise nicht. Erst in diesem Sommer wurde es möglich. Ich fuhr von Mannheim mit der Eisenbahn in Einem Zuge bis Freiburg und blieb dort mehrere Tage nur einzig und allein mit dem Dome beschäftigt und in seinem engsten Umgange. So lebte ich mich ganz hinein.

Von da flog ich zurück über Baden-Baden nach Straßburg, wo ich dem Münster auch einige Tage zu weihen und dann wieder heimwärts zu ziehen gedachte.

Begünstigte mich in Freiburg das klarste Wetter, so traf ich mit Regen in Straßburg ein.

Geduld überwindet Alles. Trotz des Regens eilte ich zum Münster. Mein Entzücken kannte kein Maaß. Mitten im Regen stand ich auf der Plattform und bewunderte die unaussprechlich herrliche Blumenpyramide des Thurms, bis der Thürmer sagte: „Herr, Sie werden krank. Ihr Paletot trieft ja!"

Nun erst merkte ich's, daß wirklich der Regen zudringlicher war, als ich mir gedacht. Stellenweise, namentlich auf den Schultern, war er unaufhaltsam bis zur Haut vorgerückt und seine feste Position ließ an ein Zurückweichen gar nicht denken. Wenn der Feind einmal so weit in den Außenwerken sich festgesetzt hat, so ist es eine schlimme Sache um das Halten der Festung und die Schauer der Uebergabe durchzucken die Besatzung. Das fühlte ich und der erste Feind hatte hier oben einen gar bösen Bundesgenossen am scharfblasenden West, der mit dem „lauen Weste" der Poeten kaum stammverwandt war.

Um mich zu erwärmen, rannte ich, sofern es die nicht allzuvortheilhafte Treppe zuließ, hinunter und war bald zu ebener Erde, auf dem Münsterplatz.

Ich gehöre zu den unglücklichen Menschen, welche gar keinen Ortssinn, daher keine Verwandtschaft mit den Tauben haben. Ich laufe mich in den kleinsten, mir fremden Orte kapitalirre; daher ich denn auch von meinen Jugendbekannten mit dem Ehrentitel des „tollen Hubns" vielfach bln ausgezeichnet worden, und sich keine Zunft bel mir in fremden Orten besser steht, als die Lohnbedienten und das lungernde Gesindel, welches vor den Thoren der Gasthöfe auf die Zurechtweisung der Fremden spekulirt.

(Schluß folgt.)

Ein Reisebild aus Centralpolynesien.

Die Bewohner von Tonga-Tabu sind beinahe alle ungemein stolz, aber dabei gastfreundlich und edel. Der Gang des Tongakriegers ist keck, leicht und schwungvoll; seine Figur groß und wohl proportionirt; seine Physiognomie trägt noch stark das Gepräge der ursprünglich wilden Natur.

Nachdem man lange Zeit in unheilvollen Kriegen Stamm um Stamm verkleinert, nimmt die Bevölkerung heutzutage unter dem Segen des Friedens rasch wieder zu.

Es existirt in Tonga-Tabu nicht mehr, wie ehedem, ein König, der die absolute Macht in sich concentrirt; die Insel ist in Districte getheilt, deren jeder von einem erblichen Häuptling beherrscht wird, welcher sich als unabhängigen Souverän betrachtet; das Christenthum hat zum größten Theile den Götzendienst verdrängt, und die Autorität des Tui-Tonga, des Oberpriesters, der aus dem Blut der alten Götter stammt, ist vollkommen gebrochen, seit Finow I. zur Macht kam.

Jeder District hat eine Residenz von 3—4000 Seelen, die von einer Erdmauer und einem äußeren Graben umgeben ist, wodurch der Ort gewissermaßen zu einer Festung wird. Diese Werke sind so hoch, daß das Innere gegen die Wurfgeschosse des Feindes geschert ist, und die in den Gräben aufgepflanzten spitzen Pflöcke bilden eine weitere Schutzwehr gegen unerwartete Ueberfälle. Der Länge nach gespaltene Baumstämme, die in gleicher Entfernung von einander auf der Brustwehr aufgepflanzt sind, um als Schießscharten zu dienen, beschützen die Hauptausgänge.

Die Residenz des Districtes Bea, welche die katholischen Missionäre bewohnen, gilt für den bestbefestigten Ort des Archipels: vor diesem scheiterte auch der Capitän der englischen Corvette Tavonise bei seinem verfehlten Ueberfall. Wir wohnten in dieser Stadt einer von dem Bischoff von Amatha gehaltenen Messe bei. Nach der Messe wurden wir zu den bedeutendsten Einwohnern geführt, die sich beeiserten, uns mit Kawa*) aufzuwarten und uns die Merkwürdigkeiten des Ortes in allen Einzelheiten zu zeigen.

Zuerst besuchten wir die Schoppen für die Kriegspiroguen, eine Art Halbcylinder, die oben etwas zugespitzt sind und von welchen wir umstehend eine Abbildung geben; dann das Arsenal, das unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade fesselte. In diesem Gebäude ist das Tackelwerk der Flotte in großer Ordnung aufbewahrt; am einen Ende befinden sich die Pulvertonnen und die Wehrgerüste für die Musketen, auf der andern sind die vor der Ankunft der Europäer im Gebrauch gewesenen Waffen in interessanter Reihenfolge aufgestellt.

Der Wohlstand, dem wir auf jedem Schritte begegneten, die Heiterkeit, die aus Aller Blicken strahlte, die blühende Gesundheit auf allen Gesichtern der Kinder, ihre freundlichen Manieren hatten uns entzückt; was wir jedoch von den Befestigungswerken, von jenen schönen Kriegspiroguen, von diesem wohlgeordneten und bewachten Arsenal sahen, mit einem Wort, die Pünktlichkeit, die in allen Einzelheiten des öffentlichen Haushaltes herrschte,

*) Unsere Leser erinnern sich aus dem letzten Blatte, daß Kawa ein aus Wasser und einer gekauten Pfefferwurzel gebrautes Getränk ist. Man bietet in Polynesien Kawa, wie in Europa Thee an.

Digitized by Google

vollendete die günstige Meinung, die wir von dem Tongavolk bekommen hatten.

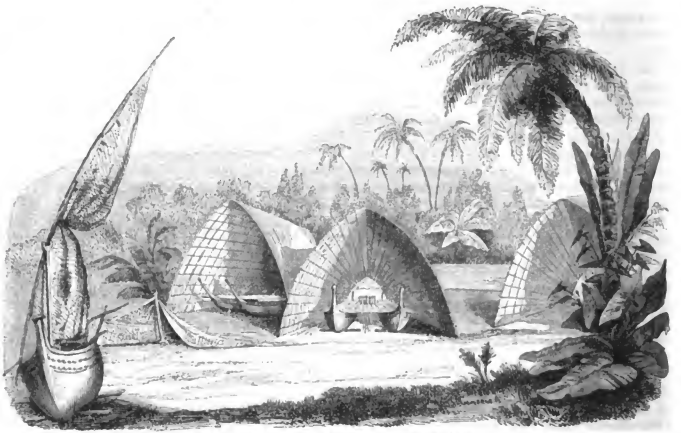
Während unseres Aufenthaltes auf der Insel waren wir Zeugen eines großen Festes, das die Einwohner in der Nähe des Dorfes Mona feierten, um den alten Göttern zu danken, daß sie ihnen die Igname gegeben, das Grundelement ihrer Nahrung. Der für die Ceremonie gewählte Ort war eine große, von Maulbeerbäumen beschattete Prairie.

Als die aus verschiedenen Districten herbeigekommenen Völkerschaften versammelt waren, traten die Krieger schaarenweise zusammen, und brachten in Prozession ihre Opfergaben nach dem Ort des Festes. Die Männer, welchen die Frauen mit den Kriegswaffen folgten, trugen einen einfachen Cocoszweig, der keulenartig geschnitzt war.

Die einzelnen Stämme stellten sich nun im Kreise unter den Bäumen auf und die Ceremonienmeister riefen eine bestimmte Anzahl von Bewohnern von Mona auf. Die Einen wurden mit der innern Bewachung der Stadt beauftragt, die Andern in der Umgegend als Wachen aufgestellt, und nachdem alle Vorsichtsmaßregeln getroffen waren, daß keine Unordnung eintreten könnte, las ein alter Mann mit lauter Stimme die Kampfgesetze vor, und die Spiele begannen.

Ein Krieger von Mona trat in die ungeheure offene Arena und forderte die Zuschauer zum Kampfe heraus, indem er seine kleine Keule schwang: zehn erhobene Keulen antworteten zu gleicher Zeit auf seine Herausforderung.

Der Kampf begann spielend, wurde dann lebhafter, bis zuletzt die keck und gewandt geschwungenen Keulen schwer auf die Schilder fielen und der Boden von ihren Tritten erdröhnte. Eine einfache Neigung des Kopfes war das Zugeständniß der Niederlage und die beiden Kämpfer zogen sich zurück, um andern Platz zu machen,



Centralpolynesien. — Eine Flotte von Tonga-Tabu.

wenn der Sieger nicht die Absicht zu erkennen gab, sich mit neuen Gegnern zu messen.

Leider wurde das Fest gestört: ein Krieger von Bea, der hintereinander vier Rivalen besiegt, sah ohne Zweifel das Zeichen der Unterwerfung des Fünften nicht, der bereits zu seinen Füßen lag und schwang seine Keule mit verdoppelter Kraft. Augenblicklich entstand eine Bewegung der Entrüstung unter den Zuschauern, die in ein Wuthgeschrei ausbrachen. Jederman griff zu den Waffen, die Frauen und Kinder flohen, ein allgemeiner Kampf war am Ausbruch, als ein alter Mann die Hand über seinen Kopf erhob und andeutete, daß er sprechen wolle. Alsbald legte sich der Tumult: er sprach einige Worte der Versöhnung und die Spiele nahmen ihren Fortgang.

Da die nächsten Kämpfer weniger Feuer entwickelten, als die ersten, so trat der Greis, der schon einmal gesprochen, in die Mitte der Arena und sagte mit bewegter Stimme die Worte: „Tonga, zittre, du bist von feindlichen Inseln umgeben; wer hilft am Tage des Kampfes?“ Diese wenigen Worte magnetisirten die Versammlung so sehr, daß in einer Stunde zwanzig Kämpfer zu Tode getroffen waren. Nach den Spielen wurde ein köstlicher Kawa umhergereicht und die Mundvorräthe vertheilt. Die Kinder nahmen die Stelle ihrer Eltern in der Arena ein und der Abend schloß mit Gesängen und Tänzen bei glänzender Fackelbeleuchtung.

Wir sahen auf Tonga-Tabu ein Volk, das bereits die von den übrigen polynesischen Stämmen für unübersteiglich gehaltenen Grenzen überschritten hatten; wir lernten mitten unter barbarischen und abergläubischen Gewohnheiten die Klugheit conservativer Gesetze kennen, ein Gefühl des Nationalstolzes, das auf einer moralischen Uebermacht basirt ist.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawson & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Die Gallerie des Palazzo Sciarra in Rom.

Ein Portrait von Raphael.

Der Palast Sciarra, in der Nähe des Tempels Antonins des Frommen gelegen, gab seinen Namen einem kleinen Platze, der auf die große Straße Roms, den Corso, sich öffnet. Seine Architectur verdankt er den Zeichnungen Flaminio Ponzio's, mit Ausnahme des Porticus, aus weißem Marmor, der dem Vignola oder dem Antonio Labecco zugeschrieben wird.

Die Bilder, heut zu Tage das einzig Interessante dieses Palastes, sind in den Sälen des ersten Stockwerks vertheilt. Ueber dem Eingang der Gallerie stehen die Worte: „Das Publicum wird darauf aufmerksam gemacht, daß es besser thut, die Gallerie nicht zu besuchen, wenn es nicht dem Aufseher einen Kleinenthaler zu geben gesonnen ist." Diese für den jungen Künstler wenig aufmunternde Nachricht verscheucht das Lächeln von seinen Lippen und mehr als einer kehrt traurig vor der ungastfreundlichen Schwelle wieder um. Der Reisende, der um jeden Preis Alles gesehen haben muß, tritt ein, ohne deßhalb gerade um so zufriedener zu sein. Im Vorzimmer trifft man einen kleinen alten Mann mit seidenen Strümpfen, kurzen Hosen, ganz in schwarzes, abgeschabtes Tuch gekleidet und den Kopf mit einem alten Zopfe geschmückt: das ist der Aufseher. Er empfängt den Kleinenthaler mit ernster Miene, ohne zu danken: man merkt an seiner Haltung, daß diese den Fremden auferlegte Steuer nicht in seinen Beutel, sondern in den der Besitzer des Palastes fällt, die sie jedoch nicht für die Unterhaltung der Gallerie zu verwenden scheinen. Die staubigen Fauteuils und die versessenen Sophas, die mit einer glanzlosen alten Seide überzogen sind, zeugen davon, daß die Fürsten von Sciarra ehedem minder arm wa-

Digitized by Google

ren. Die Rente dieser Gallerie reicht jedoch zu, um einen römischen Edeln unsrer Tage bürgerlich leben zu lassen. Jeder Künstler, der ein Bild der Gallerie copiren will, muß eine bestimmte Summe Thaler, die nach der Berühmtheit des Werkes berechnet wird, bezahlen. Der Tarif ist, glaube ich, in einer Ecke des Vorzimmers angeschlagen.

Wie dem aber auch sein mag, die Gallerie Sciarra wird kein Reisender, wie kurz auch sein Besuch gewesen sein mag, je vergessen. Sie besitzt zwei Bilder, die das Museum einer Stadt berühmt machen würden. Die „Eitelkeit und Bescheidenheit" von Leonardo da Vinci und ein Portrait von der Hand Raphaels.

Die beiden Gestalten des ersten der Gemälde sind Brustbilder; der Contrast im Ausdrucke ist von unaussprechlichem Reiz: man vergißt sie nie, diese schönen, so verschiedenen und bewundernswürdigen Gestalten; welcher Moralist vermöchte je eine beredtere Schilderung dieses Lasters und dieser Tugend zu schreiben? Welche Leinwand beweist mehr, daß man mit dem Pinsel ein eben so großer Philosoph sein kann, als mit der Feder und dem Worte?

Das Portrait von Raphael zieht nicht minder lebhaft an. Edle Züge voll Reinheit und Anmuth; die schönsten Eigenschaften der Seele athmen aus dieser jungen Gestalt eines Unbekannten! Wer war der Mann, dessen Züge der göttliche Künstler auf diese Weise unsterblich gemacht? Ist der Bogen allegorisch? Ist er das Zeichen, daß der schöne junge Mann ein berühmter Musiker des sechszehnten Jahrhunderts war. Selbst die Jahreszahl 1518 an der Unterseite des Bildes hat noch nicht auf die Spur geführt.

Man kennt nur siebenundzwanzig Oelporträts, welche als authentische Werke Raphaels angesehen werden dürfen.

Die Briefe und Memoiren der Zeitgenossen bezeugen an vielen Orten das eminente Verdienst der Aehnlichkeit, das man in den Portraits von Raphaels Hand bewunderte.

Man erzählt, ohne Zweifel mit etwas Uebertreibung, daß der Cardinal Vesta, Datarius Leo X., als er in einen halb erleuchteten Saal kam, wo das Bild des Papstes hing, vor dem Gemälde niederkniete und ihm die Bullen zur Unterzeichnung übergab.

Die Gräfin Hipolita, Gemahlin des Grafen Balthasar von Castiglione, schrieb ihrem abwesenden Gatten in lateinischen Versen, daß sie ihre Augen nicht von der Leinwand abwenden könne, auf der Raphael ihn abgebildet: „Wenn ich allein bin, so betrachte ich dein von Raphaels Hand gemaltes Porträt; es tröstet mich beinahe über meine Langeweile; ich lächle ihm zu, ich gebe ihm Zeichen der Freundschaft, ich spreche mit ihm und es ist, als ob es mich verstünde. Dein Sohn erkennt es und nennt dich Vater. So suche ich mich in deiner Anschauung zu trösten und das langsame Schleichen der Tage zu vergessen."

Wir können über die Aehnlichkeit dieser Porträts nicht mehr urtheilen; aber selbst die unbedeutendsten Stiche, welche ihre Schönheit gar nicht wiederzugeben im Stande sind, entfalten eine tief geistige Kraft und eine Hoheit, die den Werken Raphaels in diesem Genre denselben Rang einräumt, wie seinen berühmtesten Bildern; mochte das Modell schön oder häßlich, in der Blüthe der Jugend oder unter dem Gewicht der Jahre gebeugt gewesen sein, unter dem Pinsel Raphaels entfaltet es einen Adel, einen Geist, eine Hoheit, daß man glauben möchte, der erhabene Maler habe keine andern Züge, als die bedeutender Persönlichkeiten dargestellt, wenn man nicht zugleich wüßte, daß der Künstler, ohne es zu wollen, immer etwas von seiner Seele in seinen Werken ausprägt.

Unter den übrigen Gemälden der Gallerie Sciarra bemerkt man eine reizende Landschaft von Poussin, die drei Alten von Vouet, eine schöne Copie der Himmelfahrt, ein triumphirendes Rom und eine Enthauptung des Johannes von Valentin; eine andere Enthauptung von Giorgione; die Spieler von Caravaggio; einen heiligen Hieronymus und Jakobus von Guercino und die Familie Titians von ihm selbst.

Die erste Wohlthat.

Von W. O. v. Horn.

(Schluß.)

Der reichlich fließende Regen machte Straßburgs nicht eben sehr reinliche Straßen fast leer. Nur hier und da erblickte man ein Paar krapprothe Hosen oder einen vorübereilenden, beschirmten Geschäftsmann. Und in meiner Münstersehnsucht und wohllöblichen Zerstreutheit stand mein Regenschirm ganz gemüthlich bei meinem Reisesacke im Gasthofe, wo die Kehler Omnibusse anfahren und wo ich mir ein Zimmer genommen.

Aber wo lag der? Ich konnte ihn wohl suchen, aber schwerlich finden, und wenn ich noch länger herumlief, wurde ich noch näsſer. Ohnehin war ich, statt nach der Brücke links umzubiegen, rechts um die Ecke gegangen.

Ich sah mich um nach einem Gasthofe, wo ich mich hätte vor Anker legen können; allein ich entdeckte keinen. Da fiel mein Auge auf ein Bierhaus.

Ei, dachte ich, die Straßburger sind doch noch Einviertelteutsche und die Gemüthlichkeit wird noch nicht ganz flöten gegangen sein. Da wird ja doch die Frau Wirthin einem hungernden Landsmanne etwas verabreichen, wenn's auch nicht in den Hauses Bestimmung liegen sollte. Es war kurz vor Mittag; es regnete immer stärker. Meinen Gasthof wagte ich nicht zu suchen. Kurzum, ich trat ein. Es war ein großmächtiger Raum, in den ich trat. Ueberall standen Tische und Stühle, lange, kurze, kleine, große, wie man sie etwa suchte. Mächtige Säulen stützten die Decke des zweiten Stockwerkes und große Rundbogen, vielmehr halbzirkelige Fenster gaben selbst an dem trüben Regentage Licht in Fülle für den ganzen Raum; aber er war leer und nur hier und da saßen ein paar Soldaten und spielten Mariage um Bier.

Als ich eintrat, kam mir ein Mädchen, ein sogenanntes Schänkmädchen, freundlich entgegen und setzte mir einen Stuhl.

„Sie sind sehr naß geworden", sagte sie im Straßburger breiten, nichts weniger als schönen Deutsch, das mir gegen das melodische Allemannische, welches ich jenseits des Rheines gehört, sehr unmusikalisch klang.

Ich erzählte der Lächelnden kurz mein Schicksal und wie ich so unglücklich genaturt sei, und fragte dann, ob ich wohl hier ein, wenn auch noch so einfaches Mittagbrod bekommen könne?

„Es ist nicht Brauch bei uns", entgegnete sie, die nicht übel Lust hatte den deutschen Schulmeister auszulachen, für den sie mich ganz sicher sogleich erkannt hatte;

Digitized by Google

„aber ich will's der Madame sagen!" Und mit diesen Worten hüpfte sie weg. Ich ging derweile im geräumigen Saale rasch auf und nieder, aus Gründen, die ich nicht zu erwähnen brauche.

Gleich darauf öffnete sich eine Thüre aus dem Innern des Gemaches und in einem sehr guten, aber einfachen Kleide trat eine stattliche Frau herein. Sie war Fünfzigerin, aber noch immer eine bildschöne Frau, die eine Jugendfrische bewahrt hatte, wie es selten vorkommt. Ihre großen, leuchtenden, schwarzen Augen sahen mich scharf und sinnend an, als sie mir näher trat. Plötzlich nahm ihr Gesicht einen merkwürdigen Ausdruck an. War's Freude? War's Rührung? War's beides zusammen, ich weiß es nicht. Sie faßte sich indessen, grüßte mich mit großer Freundlichkeit und sagte: „Die Kellnerin hat mir Ihr Unglück erzählt. Es hat nicht den mindesten Anstand, — wenn Sie mit mir und meinem Manne vorlieb nehmen wollen? Zum besondern Bereiten eines Mahles ist es zu spät."

Als ich ihr sagte, daß mir das nur erwünscht sein könne, lauschte sie sichtbarlich mehr dem Ton meiner Stimme, als den Worten, und ihre lebhaften Augen musterten jeden Zug meines Gesichts.

Endlich sagte sie: „Zum Essen ist noch einige Zeit, da mein Mann noch nicht hier ist. Legen Sie Ihren nassen Paletot ab und nehmen Sie Platz."

Die Dienerin nahm mir den Paletot ab, um ihn zu trocknen, und ich setzte mich zu ihr auf ein am obern Fenster stehendes Sofa.

„Ihre Mundart", hob sie ihr Gespräch an, „läßt mich vermuthen, daß Sie aus der untern Rheingegend sind?"

Ich bejahte.

„Vielleicht aus B.?" fragte sie mit etwas beklommener Brust.

Auch das bejahte ich.

„Dann heißen Sie Driberg und Ihr Vorname ist Albrecht?" sprach sie plötzlich mit großer, innerer Bewegung.

Ich sah sie erstaunt an.

„Woher, um des Himmelswillen, kennen Sie mich?" fragte ich.

„Wissen Sie das Sprichwort nicht", sagte sie und ihre schönen Augen wurden feucht, „Berge kommen nicht zusammen, weil Thäler dazwischen sind, wohl aber die Menschen und wenn Berge und Thäler zwischen ihnen sind?"

Im Augenblicke ging die Thüre auf und ein Mann trat herein, der freundlich auf uns zukam.

„Mein Mann!" sagte die Wirthin, mir ihn vorstellend.

„Und der Herr?" fragte der Wirth, als sie mich ihm nicht vorstellte.

„Verzeih die Unart und verzeihen auch Sie sie gütigst! Ich muß erst noch allerlei fragen und mittheilen. Setze dich zu uns!" bat sie ihren Mann.

Als er sich gesetzt, sagte sie: „Erinnerst du dich noch des Namens Driberg, lieber Mann?"

„Gewiß, aus B.", sagte er. „Das ist ja —"

„Jetzt muß ich Sie, mein theurer Herr, in's Gebet nehmen. Ist Ihnen der Name Engel etwa erinnerlich?" fragte sie mich und ihre Stimme zitterte dabei merklich.

Ich sann. — „Außer meiner frühen Jugend ist mir Niemand erinnerlich, der ihn getragen", sagte ich.

„Ganz recht, dorthin weist meine Frage", sprach die Frau.

„Da lebte in B. ein Douane, der so hieß."

„Und der war unendlich arm?"

„Ja!"

„Haben Sie nie etwas von ihm und seiner Familie gehört?"

„Nein."

„Sie haben wohl die Familie nicht näher gekannt?"

„Auch das nicht."

„Doch erinnern Sie sich vielleicht noch Eines der Kinder?"

„Ja, ja", sagte ich, „Lottchens, des Aeltesten der Kinder —"

In dem Augenblicke sah ich die großen, schwarzen Augen der schönen Frau und betroffen sagte ich: „Mein Gott — ."

Sie trocknete ihre Thränen und sagte: „Diesem Lottchen gaben Sie einst einen Kreuzer, womit es seinen Hunger stillte, denn zwei Tage schier hatte das Kind gehungert."

„Mein Gott", sagte ich und wurde verlegen, „wie können Sie diese Einzelheiten wissen, wenn Sie —"

„Nicht Lottchen sind?" rief sie. „Ja, ich bin's! O mein Gott", fuhr sie fort, meine Hände drückend, „mein Mann hier ist Zeuge, wieviel Tausendmal ich den Wunsch aussprach, daß mir doch Gott die Freude bescheren möge, den Albrecht Driberg wieder zu sehen! Ich erkannte Sie auf der Stelle, als ich Sie erblickte. Es gibt Lagen und Umstände im Leben, die und das Bild eines Menschen so tief in die Seele drücken, daß man es wieder erkennt und wenn auch, wie hier, fast vierzig Jahre dazwischen liegen. Gott sei Dank, der so wunderbar Sie in mein Haus führte! Sieh, lieber F.", sagte sie zu ihrem Manne, „das ist Albrecht Driberg, der mir seinen Obstkreuzer gab, und meinen Hunger so liebevoll stillte!"

Da schüttelte der Mann meine Hand und hieß mich viel Tausendmal willkommen, und mir war so seltsam, so wunderlich zu Muthe, daß ich hätte mit der Frau weinen mögen. Sie wich nicht von meiner Seite und hielt unaufhörlich meine Hand, die Hand, die ihr die größte Wohlthat erwiesen, wie sie sagte.

Ich mußte dem Ehegatten nun erzählen, wie ich in's Haus gekommen und wie mir's ergangen. Als ich sagte, wo ich eingekehrt sei, stand Herr F. auf und ging hinaus. Gleich darauf kam er mit einem Burschen wieder. „Geben Sie mir doch Ihre Karte", bat er; „ich gehe, Ihre Effekten zu holen."

Als ich Einwendungen machte, rief er: „Wie, Sie wollten nicht bei mir wohnen? Sie?"

Seine Frau flehte wahrhaft und ich mußte es zugeben. Ueber Tisch erzählte sie mir die Geschichte ihrer Familie. Sie waren im Jahr 1812 versetzt worden und zwar nach Mainz, wo ihr Vater eine bessere Stelle bekam. Noch am Schlusse dieses verhängnißvollen Jahres kam er als Douanenlieutenant nach Straßburg, wo er etwas für die Erziehung seiner Kinder thun konnte. Das Glück wollte ihnen wohl. Gut erzogen von einer frommen Mutter und einem redlichen Vater, fanden die Mädchen Stellen in guten Familien, die Knaben wurden theils Kaufleute, theils Soldaten. Bei dem zweitältesten Bruder, einem achtungswerthen Kaufmann in Straßburg, war Lottchen Ladenmädchen. Dort lernte sie ihr Mann kennen und, obwohl reich, reichte er ihr doch seine Hand,

Digitized by Google

weil er sie wahrhaft liebte und ganz freier Herr seines Willens war. Ihre Geschwister seien, schloß sie, alle wohl versorgt und ihre Eltern hochbetagt in ihren Armen gestorben.

Das erzählte sie mir, noch ehe ihr Mann zurück kam. Er brachte meine Sachen und — acht Tage mußte ich bei ihnen bleiben und empfing ein Maß von Liebe, das ich euch kaum schildern kann. Bis Kehl begleiteten mich beide Gatten noch und dann schieden wir herzlich, wie Geschwister, und begleitet von ihren reichsten Segenswünschen, trug mich die Eisenbahn in's Unterland, nach Mannheim und von da der Dampfer in meine Heimat.

Sehet, schloß der Oberlehrer, das ist meine jüngste Erfahrung über die Macht der Eindrücke und ihre Dauer. Nahezu über vierzig Jahre bewahrte die wackere Frau, die sich nicht schämte, von ihrer einstigen Armuth zu reden, das Andenken an einen Beweis von Wohlwollen, und meine Züge, die nichts Hervorstechendes haben, am wenigsten etwas Ausgezeichnetes, drückten sich ihrer Seele mit so wunderbarer Kraft ein, daß sie mich nach einem solchen Zeitraum wieder erkannte.

Wir redeten viel auf unserm Spaziergange über diese Erzählung; unser Freund aber war ungemein glückselig an diesem Abende, wo jene Begebenheit wieder so frisch bei ihm geworden war. Seine erste Wohlthat brachte seinem Gemüthe noch in seinen Fünfzigen neuen Segen, der Heiterkeit über sein ganzes Leben und Wesen verbreitete. Selig sind die Barmherzigen, spricht der Herr!

Die Insel Tortuga.

Die Insel Tortuga (La Tortue) kömmt häufig in der Geschichte jener verwegenen Abenteurer vor, welche die Besitzungen der Antillen zwanzigmal für Frankreich eroberten, verloren und wieder eroberten. Tortuga ist eine große Insel von 16 Meilen im Umkreis, unter dem zwanzigsten Breitegrade, 30 bis 40 Minuten nördlich von der Aequinoctiallinie und von der Südseite durch den Canal der großen Insel St. Domingo zugänglich. Die Franzosen, welche Anfangs eine Colonie auf St. Christoph hatten, und häufige Landungen von Spaniern dulden mußten, wagten endlich einen entscheidenden Kampf gegen diese; als sich das Gerücht davon verbreitete, rüsteten einige Abenteurer von Dieppe Schiffe aus und da ihre kühnsten Unternehmungen glückten, suchten sie eine bequemere und nähere Zufluchtsstätte, als die Insel von St. Christoph. Sie besetzten deßhalb Tortuga, wo sie sich in einzelne Classen theilten: die einen widmeten sich der Jagd und nahmen den Namen Boucanier an; andere gingen auf Caperei aus und wurden Filibuster genannt; wieder andere bebauten das Land und hießen die Einwohner. Die Spanier zögerten nicht, mit ihnen anzubinden und so begann zwischen ihnen und den Besitzern der Insel Tortuga eine Reihe von Kämpfen und Ueberlistungen so kühner und seltsamer Art, wie wir sie sonst nur bei wilden Völkern und den Helden des Alterthums finden. Die Gouverneure der Insel Tortuga waren nach und nach: Levasseur, Chevalier de Pomey, Chevalier de Fonteney, Périgord und du Rossey, welcher Boucanier gewesen: dieser kühne Abenteurer erstieg eines Morgens die Felsen, welche das Fort von Tortuga beherrschten, mit Sturmleitern, beschoß es, brachte die Spanier nach Cuba, und übertrug das Gouvernement an seinen Neffen de Laplace, der seine Rechte 1664 der ostindischen Compagnie abtrat, welche ein Magazin für alle Arten von Waaren baute, die sie auf ihren Schiffen brachte.

In einer Geschichte der Abenteurer des indischen Meeres vom Jahre 1686 lesen wir über die Boucanier folgenden Passus:

„Gewisse eingeborne Indianer auf den Antillen, die man Caraiben nennt, schneiden ihre Gefangenen in Stücke und legen sie auf eine Art Rost, unter den sie ein Feuer machen; sie nennen diesen Rost Carbacoa und die Handlung Boucaner, was braten bedeutet. Die ersten Boucanier waren Bewohner dieser Inseln und hatten mit den Wilden in Verbindung gestanden. Die Boucanier treiben nichts anderes, als die Jagd. Die Einen jedoch schießen nur Büffel wegen der Häute; die andern Schwarzwild wegen des Fleisches, das sie einsalzen und an die Einwohner verkaufen. Die, welche auf Büffel Jagd machen, nennt man hauptsächlich Boucanier, um sie von den andern zu unterscheiden, welche man Jäger heißt. Ihr Gefolge besteht aus einer Meute von fünfundzwanzig bis dreißig Hunden, unter welchen einer bis zwei sind, welche das

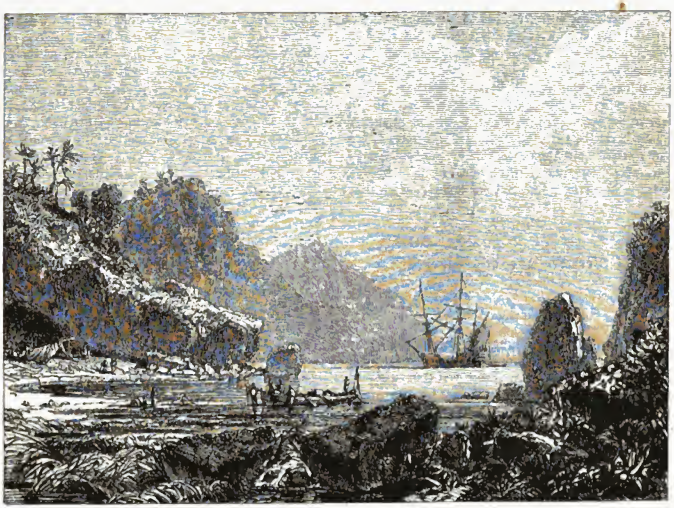
Ein Boucanier.

Wild wittern. Ihre Flinten lassen sie von Frankreich kommen, wo man sie am vortrefflichsten zu machen versteht; gewöhnlich sind sie vier und einen halben Fuß lang. Der Schaft ist anders, als der bei den sonst üblichen Flinten. Sie sind alle von gleichem Caliber, für zweiliöthige Kugeln.

Digitized by Google

Gewöhnlich tragen sie fünfzehn bis zwanzig Pfund Pulver bei sich, das aus Cherbourg bezogen wird. Sie führen es in Kürbissen, die mit Wachs verkorkt sind. Ihre ganze Bekleidung besteht in zwei Hemden, einem paar Strümpfen, einem Oberhemd, alles aus grober Leinwand, und einer Mütze mit Stülp zum Auf- und niederschlagen. Die Schuhe machen sie sich aus Schweins- und Büffelhaut. Dabei haben sie ein kleines Zelt von feiner Leinwand, das sie leicht zusammen legen und in einem Schultergehänge tragen können; denn wenn sie im Walde sind, legen sie sich nieder, wo es ihnen gefällt. Sie sind stets zu zweien und nennen sich gegenseitig Matrose. Und was sie besitzen, ist Gemeingut; ihre Diener lassen sie aus Frankreich kommen, bezahlen die Ueberfahrt und verpflichten sie zu dreijährigem Dienste." Dieses rohe Handwerk der Boucanier diente als Vorbereitung auf das des Flibustier; der Letztere bedurfte eines bedeutenden Muthes und mancher gelangte in jener Zeit zu einer gewissen Berühmtheit. Die von den Capitänen vor der Abfahrt unterzeichnete Uebereinkunft enthielt manche höchst seltsame Bestimmungen, von denen ich nur einige erwähnen will:

Wer eine Prise entdeckt, erhält 100 Thaler; für den Verlust eines Auges 100 Thaler oder einen Sclaven; für den Verlust von zweien 600 Thaler oder 6 Sclaven; für den Verlust der rechten Hand oder des rechten Arms 200 Thaler oder zwei Sclaven; für den Verlust eines Fingers oder einer Zehe 100 Thaler oder einen Sclaven; für den Verlust eines Fußes oder Beines 200 Thaler oder



Die Insel Tortuga.

zwei Sclaven; für den Verlust beider 600 Thaler oder sechs Sclaven u. s. f.

Man suchte in den Erzählungen der abenteuerlichen Schiffbrüche dieser Flibustier den Ursprung jenes merkwürdigen Romans von Robinson Crusoë, der die Phantasie zweier Jahrhunderte in fortwährender Aufregung erhalten. Eine ähnliche Geschichte hat uns Frontignieres von zwei Frauen aufbewahrt, welche von den Commandanten zweier Schiffe von Tortuga an einer wüsten Insel ausgesetzt wurden. Die eine der Frauen schildert ihr Abenteuer mit folgenden Worten:

„Nachdem man uns ausgeschifft und allein auf dieser wüsten, weiten Insel gelassen, fanden wir wilde Thiere in großer Masse, von welchen wir uns hätten nähren können, aber wir fürchteten weit mehr, selbst eine Beute für sie zu werden. Die Bewohner benachbarter Inseln landeten an unsrer Küste, grausame und räuberische Völker, und richteten unter den wilden Thieren eine große Verheerung an, denn wir hatten vollauf Nahrung durch das, was sie unberührt liegen ließen. Wir suchten uns jedoch auf alle Weise den Blicken der Thiere, wie der Menschen zu entziehen. Bald aber zwang uns der Hunger, uns aus unsrem Zufluchtsort hervorzuwagen und tiefer landeinwärts zu gehen. Wir kamen in eine von der Natur cultivirte Gegend, angefüllt mit den schönsten Bäumen der Welt, die uns durch ihr reiches Blätterwerk, wie durch die Früchte, mit denen sie beladen waren, entzückten; die prächtigsten Vögel wiegten sich in ihren Zweigen. All' dieses befriedigte aber mehr den Blick, als den Geschmack, weil die Vögel die Früchte fraßen, von denen wir uns hätten nähren können. Dadurch waren wir gezwungen, einen andern Ort aufzusuchen, der ebensoviel Annehmlichkeit ohne die genannte Fatalität

hätte; denn wir glaubten uns sagen zu dürfen, daß es solcher Orte noch mehr geben werde. Von dieser Hoffnung getragen, durchwanderten wir viele gefährliche Gegenden: die höchsten Berge wechselten mit den tiefsten Thälern ab, in welche die steilsten Wege hinunterführten. Während wir die wenigst gefährlichen Durchgänge suchten, entfernten wir uns immer mehr von dem Meere und hatten uns durch tausend Wege und Umwege am Ende völlig verirrt. Auf dieser Wanderschaft wurden wir eines Tages plötzlich von einer Horde Jäger, die mit Pfeilen bewaffnet war, überfallen, zu Gefangenen gemacht und fortgeschleppt. Auf dem Schiffe, das uns nach einer anderen Insel bringen sollte, wurden wir schmachvoll mißhandelt. Ein holländisches Schiff caperte jedoch unsre Barke, rettete uns aus den Klauen dieser menschlichen Tiger und warf Brände in das Indianerschiff. Es war ein schauerlicher Anblick, die halb nackten Indianer unter fürchterlichem Geschrei in das Meer springen zu sehen, um sich zu retten und doch unterzugehen. Als die Nacht einbrach, sahen wir das brennende Schiff aus der Ferne wie einen Leuchtwurm glänzen. Eine traurige Erinnerung ging vor unsrem Blicke unter. Wir aber waren gerettet."

Heutzutage hat sich Tortuga, von dem wir ein Bild geben, an die große Insel, deren Nachbarin sie ist und die sie nicht mehr bedroht, angeschlossen. Dieselben Pflanzungen, derselbe Reichthum der Natur, wie auf St. Domingo, aber leider auch dieselbe Indolenz, dieselbe Nachlässigkeit in der Bewirthschaftung des Landes.

Reisebilder aus dem Norden.

I.

An der Küste von Grönland.

Ich hatte in meinem Leben so viele Geschäftsreisen nach Christianshaab gemacht, und darunter manche gefährliche, daß ich mit einer Schilderung derselben wohl ein paar Bogen füllen könnte. Ich reiste um die Weihnachtszeit zu Fuß dorthin und stürzte mehre Male von hohen Bergen herab, was gewöhnlich der Fall war, wenn ich beim Hinunterfahren mich auf den Schlitten setzte und dieser an den galopprirenden Hunden vorbeilief. Ich reiste auf dem Eise, wenn es so dünn war, daß es kaum vier Hunde tragen konnte. Ich reiste zur See bei herannahendem Gewitter und oft zwischen einer Menge Treibeis, das Löcher in mein Konebaad*) riß. Die Reise, welche hier beschrieben werden soll, unternahm ich am Tag vor Ostern, an welchem ich gewöhnlich nach Christianshaab fuhr.

Diesmal war die See offen, obgleich voll Treibeis. Einige Matrosen, welche in Handelsangelegenheiten in Claushavn gewesen, wollten mit mir gehen. Als jedoch der Tag kam, fürchteten sie sich vor dem Eis und blieben zurück. Ich fuhr mit einem Steuermann und 6 Ruderfrauen, nebst einem Grönländer in einer Kajake (Boot für einen Mann), zeitig von der Heimath ab und legte bis gegen 12 Uhr unter großer Anstrengung drei Meilen durch das Eis zurück. Wir sprachen bereits davon, daß die Meile, die wir noch zu machen hätten, nicht so gefährlich sei, als der Steuermann plötzlich rief: „Sehen Sie, dort auf dem Berg ist ein furchtbares Wetter im Anzug und wird uns bald erreicht haben." Ich sah es und antwortete: „Vorwärts können wir da nicht, der Widerstand ist zu gewaltig, wir werden wohl einen Ort in der Nähe finden, wo wir landen können, bis es vorbei ist." Wie gesagt, so gethan. Aber im Umwenden war das Gewitter bereits da und hätte unser Boot umgeworfen, wenn der Grönländer sich mit seiner Kajake nicht in den Wind gelegt und so meisterhaft gegen die gewaltigen Wogen manövrirt hätte, indem er sie über sich gehen ließ, daß sie etwas von ihrer Kraft verloren, ehe sie zu uns kamen. Bei dem starken Arbeiten des Bootes waren indessen einige Kniee geknackt; sie wankten, und unsere Lage sah nicht sehr tröstlich aus. Die Ruderer verloren den Muth und wollten nicht mehr rudern. „Auf, ans Werk!" sagte ich und ergriff ein Ruder, „oder wir gehen zu Grunde." — „Wir ertrinken doch", sagten sie, „es nützt nichts." — Ich munterte sie durch Wort und Beispiel auf, ruderte selbst mit aller Macht und sagte: „Wir müssen thun, was wir zur Rettung thun können; und wir werden auch gerettet." Sie ergriffen die Ruder wieder, aber der Sturm dauerte fort. Das Boot wurde immer schwächer und leider! auch die Hoffnung geringer. Da führte die Vorsehung uns nach einer Stunde der gewaltigsten Anstrengung aus drohender Lebensgefahr in eine kleine Bucht. Wir sahen uns gerettet und dankten Gott. Es kostete einige Mühe, das Boot über den vorspringenden Eisfelsen hereinzuziehen, aber es ging doch. Wir drehten es um, legten uns darunter auf den Schnee und sprachen von der überstandenen Gefahr. Der Kajakruderer war nicht wenig stolz auf seine That und er hatte Ursache dazu, denn er hatte wirklich zu unsrer Rettung beigetragen. Wir hätten einer Erquickung bedurft; aber daran war nicht zu denken. Ich besaß wohl einige Zwieback, die mir meine Frau aufgenöthigt; aber was war das unter so Vielen?

Gegen Mittag legte sich das Gewitter, weßhalb ich zu meinen Grönländern sagte: „Es ist morgen Ostern; ich muß entweder vorwärts oder zurück über Land." „Sie scherzen wohl!" sagte mein Steuermann. „Nein, das ist mein Ernst!" „Vorwärts können wir nicht kommen, ich weiß keinen Weg; die Berge sind fürchterlich hoch, und der Rückweg ist so lang; es geht nicht." „Wir wollen sehen!" antwortete ich, „folgt nur!" Ich überredete endlich den Steuermann und zwei von den Frauen, und wir machten uns auf den Weg.

Obgleich der Schnee tief war, ging es doch recht gut, so lange es Tag war; als jedoch die Nacht einbrach, konnten wir zwischen Berg und Thal nicht mehr genau unterscheiden. Wir fielen in Schneehaufen und hoben einander wieder auf; wir fielen wieder und kamen auch wieder auf die Beine; aber stets mehr erschöpft. Nach einer Wanderung von vielen Stunden sagte mein Grönländer: „Wir haben uns verirrt, ich höre das Meer nicht mehr brausen" — Ich lauschte und konnte allerdings nichts hören. „So müssen wir westlich gehen", sagte ich: „der Wind hat sich nicht gewandt." Wir thaten es und nach einem angestrengten Marsch von ein bis zwei Stunden kamen wir dem Strande wieder nah und kurz darauf an eine auf beiden Seiten von hohen Felsen umgebene Ebene.

Ich glaubte diese Ebene zu kennen und ging an dem Strande auf und nieder: es war wie ich vermuthet. „Wir sind", sagte ich, als ich zurückkam, „in Sandboj und haben nicht mehr weit nach Hause." — „Wir haben eine Meile", sagte mein Grönländer, „wenn wir den rechten Weg gehen; aber kaum eine halbe Meile, wenn wir jenen Berg erklettern könnten." — „Wartet nur etwas", sagte ich und theilte zwischen uns Vieren meine beiden Zwieback.

*) Ein Boot, das von Frauen gerudert wird.

Digitized by Google

Wir aßen sie, verschlangen Schnee dazu und fühlten uns etwas gestärkt. „Nun hinauf auf den Berg!“ sagte ich. „Droben geht es senkrecht hinab“, antwortete der Grönländer; „gleitet der Fuß aus, so stürzt man in das Meer und ist unrettbar verloren.“ — „Wir wollen's versuchen!“ sagte ich und wir begannen unsern Marsch mit den geringen Kräften anzutreten, die wir noch besaßen. Wir gingen und krochen immer bergan, bis wir den steilen Punkt erreicht hatten. „Hier heißt's aufpassen; gleitet nicht aus!“ — „Helft mir, so helfe ich euch, wenn ich oben bin“, sagte der Erste und mit Hülfe des Grönländers, der ihn von hinten lüpfte, kam er hinauf. „Wartet einen Augenblick!“ sagte er mir, „ich muß ausruhen!“ Aber kurz darauf legte er sich auf den Bauch und streckte sich so lange vorne über, als möglich, indem er rief: „Komm nun, ich fasse dich!“ Eines von den Weibern kletterte voran; ich schob nach: er ergriff ihre Hand und half ihr hinauf. Nun kam die Reihe an mich. Sowohl die, welche oben waren, als die, welche noch zurück war, strengten sich für mich an; meine Kniee wankten; vielleicht wäre ich gefallen und des Todes gewesen, wenn ich nicht im selben Augenblick seine ausgestreckte Hand erfaßt hätte: mit seiner Hülfe kam auch ich glücklich hinauf. „Das ging gut!“ riefen sie. — „Ja“, sagte ich, „das ging gut! Gott sei gedankt! Aber nun helft auch ihr, die noch fehlt!“ — Das thaten sie treulich, ergriffen sie beide an der Hand und wir waren alle gerettet, aber so erschöpft, daß wir wohl zehn mal uns setzten und ausruhten, ehe wir die Heimath erreichten.

Um vier Uhr Morgens kamen wir so ohnmächtig an, daß ich über die Thürschwelle zur Küche hineinfiel und mein Gefolge strauchelte. Ich klopfte an die Thüre und nannte mich. Meine Frau war wach und lag im Gebete da; denn alle Dänen und Grönländer von Claushavn hatten am Tag vorher, so lange der Orkan wüthete, behauptet, daß, wenn wir auf der See seien, unsre Rettung ganz unmöglich wäre, sie hofften jedoch, daß wir zuvor noch nach Christianshaab gekommen. Während sie aufstand und die Thüre öffnete, ging ich nach der Kammer des Knechts, um ihn zu wecken, daß er Feuer mache. Er war mit dem Gedanken eingeschlafen, wir seien ertrunken. Als ich ihn nun rüttelte, und er meine Stimme vernahm, glaubte er, es sei mein Geist, kreuzte sich andächtig und sagte: „Gott sei seiner Seele gnädig; er war ein guter Mann“; — „Ich bin es selbst“, sagte ich; „wir sind gerettet.“ — Endlich erwachte er recht und dankte Gott von ganzem Herzen. Meine Frau hatte indessen die Stubenthüre geöffnet und fiel mir mit herzlichem Weinen um den Hals. „Gott! so gabst du mir ihn doch wieder!“ war Alles, was sie sagen konnte.

Fasten hatte bereits begonnen; wir ermangelten deßhalb alles Vorraths, wie Wein, Branntwein, Kaffe, Thee, Zucker u. s. w. Meine Frau wärmte daher einen Topf gutes Bier, und richtete Brod mit Butter zu, vielleicht das beste in unsrer Ermattung. Wohlzufrieden gingen meine Grönländer nach Hause und ich warf mich für ein paar Stunden auf das Bett. Mein Frauenboot, das der Kajakenruderer indessen etwas geflickt, kam übel zugerichtet Nachmittags nach Hause. Die Leute waren in gutem Stande, aber außerordentlich hungrig und drängten nach Erquickung, die ihnen auch alsbald wurde.

Die Farben der Trauer.

In Italien trauerten die Frauenzimmer früher weiß, die Männer braun. In China ist noch heute das Weiße die Trauerfarbe. In der Türkei, Syrien, Armenien trauert man in Blau, in Egypten in Gelb und in Aethiopien in Grau. Jede dieser Farben hat ihre eigenthümliche Bedeutung. Weiß ist das Sinnbild der Reinheit; Himmelblau deutet auf den Ort, zu dem sich der Geist nach dem Tode aufschwingt; Gelb bedeutet den Tod, als das Ende aller irdischen Hoffnung und zeigt den Menschen als ein dürres Blatt, das im Herbste fällt; Grau erinnert an die Erde, unsre gemeinsame Mutter; und Schwarz, das nun in ganz Europa als Trauerfarbe gilt, deutet auf die ewige Nacht. In England trauert der König noch immer in rother Kleidung. Bis auf Karl VIII. war Weiß die Trauerfarbe in ganz Frankreich. Der Großkanzler war der einzige Mann im Reiche, der nie Trauerfarbe trug. Die deutschen Kaiserwittwen legten ihre Trauer nie ab und ihre Gemächer waren bis zu ihrem Tode mit Schwarz bezogen. Die Verwandten des Papstes trauern nie bei seinem Tode, da man annimmt, daß das Glück, einen Papst in der Familie zu haben, zu groß ist, als daß man seinen Weggang zum Himmel beweinen sollte.

Blätter aus dem Buche der Weisheit.

Durchfroren werden muß der Mensch zur Reifung; vom Leben durchfroren, wie durchglüht.

— Für den Geist bedarf's der äußern Lebenskämpfe weniger, der hat schon in und mit sich genug durchzumachen.

— Menschen sind die Anker auf dem Lebensmeere, aber es müssen die rechten sein.

— Als Kind sammelt man Käfer, Muscheln, Schmetterlinge; später Menschen — und das ist das wahre Leben.

— Man muß mit jedem Freunde brechen, vor dem man nicht mehr das Interesse hat sich zusammenzunehmen. Solche verderben unsern Character.

— Heiter, nichts von Steifheit, gemüthlich, geistig erschlossen und doch den wahren Anstand nie hintangesetzt, ohne Gemachtes, das sei das Ideal des Umgangs.

— Das Unglück vereinsamt den Menschen, das ist der Fluch des Unglücks; es hebt uns aus der Menge der Welt heraus, es zeichnet uns. Das ist das tiefste Weh der Menschenbrust. Aber das Unglück vereinigt uns auch fest in uns selbst. Das Glück läßt uns schwärmen und verfliegen, es zerflattert mit uns in die Weite; im Unglück ist der Mensch am meisten er selbst. —

— Daß wir fortleben, glaub' ich, weiß ich. — Wie wir fortleben? Gewiß auf wunderbar geistige Weise. Und ich sehe so viel Wunder hier, daß ich noch größere dort glaube.

Die Baumwolle.

Der Fruchtknoten der Baumwolle ist in eine Faserkapsel eingehüllt, den Samenkapseln der in Europa gewöhnlichen Disteln ähnlich. Diese Fasern sind lang,

Digitized by Google

sein, füllig, leicht zu spinnen und zu weben; auch nehmen sie jede Farbe an. Die nützlichen Eigenschaften dieser Fäden wurden seit undenklichen Zeiten in beiden Hemisphären im Dienste der Menschen verwendet; die Chinesen und Hindus haben keine Tradition über die Zeit der ersten Baumwollengewebe. Diese Gewebe waren in Aethiopien, wie im alten Egypten gleich gäng und gäbe; die Mexicaner und Peruvianer cultivirten den Wollbaum schon zur Zeit, als die Europäer die neue Welt entdeckten.

In Afrika, Asien, Amerika und in einigen Strichen des südlichen Europa werden verschiedene Gattungen von Wollpflanzen gebaut.

Der Baumwollenbaum (Gossypium arboreum) ist diejenige Art, welche den größten Umfang erreicht; seine Höhe, welche gewöhnlich 9 Fuß ist, beträgt bisweilen 15 Fuß; seine Blüte hat eine schöne, lebhafte, rothe Farbe: er kommt in Egypten, Arabien und auf den Inseln des großen indischen Archipels vor.

Die Baumwollstaude oder gemeine Baumwolle (Gossypium herbaceum) ist die verbreitetste Art und wächst in Indien, Syrien und in den vereinigten Staaten von Amerika; cultivirt wird sie auf Malta, in Sicilien und Sardinien.

Die indische Baumwolle (Gossypium indicum) ist eine von der vorhergehenden verschiedene Art. Die Pflanze, obgleich nicht über 4 Fuß hoch, ist doch außerordentlich productiv, die Wolle, die sie gibt, von sehr schöner Qualität. Wir gedenken ferner noch der persischen Wolle oder der kleinblumigen (Gossypium micranthum) mit blutrothem Stamm und der peruanischen (Gossypium peruvianum), deren Blätter mit einem außerordentlich feinen Flaume bedeckt sind. Die Baumwollstaude ist überhaupt

Die Baumwollernte in den Vereinigten Staaten.

Abarten zu bilden geneigt und man findet sogar häufig an einzelnen Zweigen einer Staude verschiedenartige Blätter, welche mehre Arten repräsentiren.

Einer der größten Vortheile bei der Baumwollcultur ist der, daß die magerste Erde, die zu jeder andern Anpflanzung untauglich ist, mit einer leichten Düngung fähig gemacht werden kann, sie dafür zu verwenden. Die für die Kleidung der meisten Menschen so nothwendige Wolle raubt den Nahrungspflanzen auf diese Weise keinen Boden.

Die Frucht des Baumwollbaums zeigt selbst die Zeit ihrer Reife an, indem sie sich öffnet und die in der Fruchtkapsel enthaltenen Fäden enthüllt, welches die eigentliche Wolle ist. Die Ernte wird auf verschiedene Art vorgenommen. Die Orientalen thun es mit derselben Nachlässigkeit, wie alle übrigen Arbeiten ihrer Agricultur, indem sie hier, wie in Allem, den vererbten Traditionen ihrer Vorfahren folgen. Sie sammeln die ganze Frucht in großen Körben, was eine doppelte Arbeit verursacht, das Ablösen und Aushülsen. Dadurch geht eine beträchtliche Zeit verloren, so wie auch zu viel in Abgang kömmt und die Qualität verschlechtert wird. In Amerika, wo die Cultur der Baumwolle über ungeheure Landstriche ausgebreitet ist, nimmt man die Wolle allein mit den Fingern heraus und läßt die Kapsel am Stengel; diese Art der Einsammlung (welche auch unser Bild darstellt) ist weit vortheilhafter und bequemer. Die Baumwolle wird dann entweder mit der Hand (wie in Ostindien) oder durch eine Maschine, die in zwei übereinanderliegenden, durch Räder verbundenen, durch eine Kurbel getriebenen Cylindern besteht, von dem Baumwollensaamen gereinigt und die Wolle angefeuchtet in Säcke getreten.

Das östliche Asien, Egypten und die Vereinigten Staaten von Amerika liefern Europa die in seinen Manufacturen so schön bearbeitete Wolle. Wenn die Wolle unter der Form von Stoffen alle nur möglichen Dienste geleistet hat, so geht sie im Zustande von Lumpen in die Hände einer andern Industrie über, die nicht minder nützlich ist; sie wird, in Papier verwandelt, das große Werkzeug des Gedankens, der Sammelplatz der Werke des Geistes und der Lehren der Wissenschaft. Man sieht, von welcher Wichtigkeit die feine Hülle des Wollsaamens ist: die Art ihrer Verwendung stellt die Baumwollstaude in die Reihe der nützlichsten Gewächse des Erdballs.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawton & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Reiſe in Neu-Granada.

Von M. A. de Lattre.

1. El Cabillo. Reiſebeförderungsart in der Umgegend von Paſo.

Die Reiſe des franzöſiſchen Naturforſchers, deſſen Name an der Spitze unſeres Blattes ſteht, begann zu Paſo, einer kleinen Stadt in Neu-Granada, die in einem fruchtbaren Thale liegt. Herr von Lattre wurde von dem Gouverneur, dem Biſchof und dem Garniſonscommandanten aufs Freundlichſte aufgenommen. Als er den wiſſenſchaftlichen Zweck ſeiner Reiſe mitgetheilt, bot ihm der Biſchof an, von einer kleinen indianiſchen Stadt — Sant Jago — fünfundzwanzig Indianer kommen zu laſſen, ſo wie auch den Geiſtlichen des Orts, Don Fernando, zu beauftragen, ihm während der erſten Tage als Führer zu dienen. Das Anerbieten des Biſchofs wurde natürlich gerne angenommen. Man ſandte noch am ſelben Tage einen Courier nach Sant Jago ab, das nur drei Tagereiſen von Paſo entfernt iſt. Am 1. März erſchien der Geiſtliche von Sant Jago mit fünfundzwanzig, beinahe wilden Indianern, unter welchen ſich eine junge Frau befand, bei Herrn von Lattre.

Die vierundzwanzig Männer waren von mittlerem Wuchſe; keiner maß mehr als 5 Fuß 3 Zoll; aber ſie hatten kräftige und ſchöne Geſtalten; ihr Haar war lang und ſchwarz; es ſchützt ſie vor dem Regen, denn ſie tragen keine Kopfbedeckung. Die verheiratheten Männer waren durch ein blaues, roth gerändertes Band ausgezeichnet, das um den Kopf gebunden war und von ihren Frauen geſtrickt wird, die es ſtets wieder erneuern, wenn es abgenutzt iſt oder verloren geht. Die Frauen tragen ein Perlenhalsband von rothem und blauem Glas, mit großen Stücken Perlmutter geſchmückt. Dieſes Halsband erhalten ſie am

2. La Silla. Tragſeſſel für Reiſen in Quindiu.

Digitized by Google

Hochzeitstag von den Männern. Auch tragen sie Ohrenringe von rothen Perlen, die die Form von Birnen haben und in einer großen Muschel endigen. Ihre Kleidung besteht in einem Stück Lienso, welches zwei Oeffnungen für die Arme hat und das durch den Gürtel eine Art Weiberrock bildet; den obern Theil drapiren sie wirklich sehr hübsch.

Die Farbe dieser Menschenrasse hat etwas Unbestimmtes: sie ist weder roth, noch schwarz, noch mulattenartig. Die vierundzwanzig Indianer ließen sich unter einer Gallerie vor meiner Thüre nieder, nahmen dort ihre Nahrung ein und überließen sich dann dem Schlafe. Ich knüpfte indessen nähere Bekanntschaft mit dem Pfarrer an, und wir bestimmten, daß wir den andern Morgen in aller Frühe die Indianer aufbrechen lassen wollten, welche die Kisten und unsere sonstige Bagage tragen sollten. Am andern Morgen machten sich denn auch um 6 Uhr achtzehn Indianer, mit Proviant für einen Monat und allen für die Expedition nöthigen Sachen versehen, auf den Weg. Der Geistliche ernannte drei zu Anführern, welche den Befehl über die andern haben und sie im Nothfalle anfeuern sollten. Man verabredete sich, daß dieser Vorrath und in Sant Jago erwarte. Es blieben somit nur noch sechs Indianer und eine Frau bei uns; die vier stärksten sollten mir, wenn es nöthig wäre, als Estriveros dienen, d. h. mich abwechselnd auf dem Rücken tragen, wie es unser erstes Bild darstellt. Der Fünfte verrichtete den Dienst eines Cucuuro, d. h. er trug unsern Speisenvorrath, und der Letzte, der Camero, wurde mit allem, was zum Lagern nöthig war, belastet; die Frau endlich trug ein großes Käfig mit Hähnen und Hühnern.

Von Paso aus kann man sich bis auf zwei Meilen im Umkreis der Pferde bedienen, was denn auch unsere Reisenden thaten. Aber die Wege sind abscheulich und man brauchte mehr als fünf Stunden, um das Dorf Laguna zu erreichen.

Das Dorf, sagt Herr von Lattre, hat seinen Namen von einem ungeheuer großen See, der von Sanias oder Tapirs bevölkert ist, Thieren, welche die Nähe des Wassers suchen und sich hineinstürzen, sobald sie verfolgt werden. Es ist unmöglich, am Ufer dieses Sees zu gehen, das von so dichtem Gehölz und einer Vegetation umgeben ist, die nur die Tapirs durchdringen können.

Die Leute der Posada, in welcher ich einkehrte, erzählten, als sie erfuhren, daß ich Thiere suche, von einem Ungeheuer, das man bisweilen im See oder in der Umgebung sehe und dessen Spuren auf eine Gattung hindeuteten, die weit größer sei, als der Elephant; nach ihrer Beschreibung hat es eine Farbe wie das Kameel und besitzt eine bedeutende Kraft. Ein Mann aus dem Dorfe erzählte, daß er eines Tages in der Nähe der Spuren dieses Thieres einen Bären gefunden, den es in Stücke zerrissen. Er behauptete jedoch, das Thier gehöre zu den Grasfressenden.

Am 5. März verließen wir das letzte Dorf des civilisirten Theiles von Neu-Granada. Einer meiner Indianer machte aus mir den für ihn bequemsten Ballast, ohne sich um die schmerzliche und ermüdende Lage zu kümmern, die er mir gab und lud mich auf seinen Rücken, wie der Packer ein Felleisen. Dieser Tragsitz führt den Namen Tablillo, wegen des kleinen Brettes, auf welchem man sitzt und das im Spanischen tabla heißt; es ist weit weniger bequem, als die Silla, ein roher Sitz, den der Indianer gleichfalls auf dem Rücken trägt. Dieser Sitz ist außerordentlich leicht und wiegt nicht mehr als ein Pfund. Die beiden Tragbänder und das Stirnband ist nicht von Leder, das sich zusammenrollen würde, sondern von dem Bast eines jungen Malvenbaums. Das Holz ist von einer Zwergpalme und der Sitz aus Bambusbrettern. Natürlich ist die Form dieser Sillas nicht überall ganz dieselbe. Wir theilen in unsrem zweiten Bilde eine Silla mit, wie sie in den Bergen von Quindiu üblich ist. Während des Sommers reist man dort auf Mauleseln von Ibagua nach Cartago; in der Regenzeit jedoch, wo der Weg an einer Menge von Stellen durch große und tiefe Kothlachen unterbrochen ist, wird er für die Maulthiere beinahe unzugänglich und es ist deßhalb nothwendig, die Waaren auf Ochsen oder von Menschen transportiren zu lassen; dieselbe Beförderungsweise ist auch für den Reisenden gegebene Nothwendigkeit, was freilich manchmal sein Unbequemes hat. Ein Bewohner von Cartago z. B. war so schwer, daß nur ein Carguero im Stande war ihn zu tragen. Dieser Mann kam auf einige Tage in Geschäften nach Ibagua. Er mußte jedoch mehr als zwei Monate bleiben, da sein Carguero krank wurde und ihn erst nach völliger Wiederherstellung zurücktragen konnte. Neuerdings ist der Weg verbessert und kann zu jeder Jahreszeit passirt werden, was freilich den Eingebornen von Cartago ihren Hauptverdienst nahm. Dieses Transportmittel, das für Südamerika ganz passend ist, wäre jedoch für das Land unpraktisch, das ich zu durchreisen hatte, wo der Indianer seines ganzen Aplombs, großer Kraft und Gewandtheit bedarf und den Umfang seiner Last so viel als möglich verkleinern muß.

Meine Kleidung bestand, wie das erste Bild zeigt, aus einer einfachen leinenen Unterhose, einem Hut aus Bananenblättern, der in Sebundol gemacht ist, einem von den Bewohnern Mocoas gearbeiteten Strohmantel und Sandalen aus Stricken. Ich hatte mich nicht sehr vor der Kälte geschützt, obgleich unser Weg über einen Vulkan führte, dessen Plateau 10,000 Fuß über der Meeresfläche liegt und beinahe immer von einem geschmolzenen Schnee und einem Winde gepeitscht wird, der so eisig ist, daß er häufig die Indianer tödtet. Diese findiren deßhalb auch die Witterung sehr genau; wenn sie fürchten, daß es stürmisch wird, vermag sie nichts zu bewegen, sich auf den Weg zu machen. Die Monate Mai, Juni, Juli sind die gefährlichsten des Jahres.

Dem Geistlichen und mir folgten die nicht beschäftigten Estriveros, die Frau mit dem Hühnerkäfig, der Camero und der Cucuuro; die Männer gingen mitten durch das dornige Gehölz, das mir das Blut aus meinen nackten Beinen ritzte. Plötzlich sah ich eine acht Fuß lange Brücke aus einem einzigen abgeästeten Baume, unter dem ein mit spitzigen Steinen ungefähr 15 Fuß tiefer Sturzbach dahinrauschte (3. Bild). Ich machte meinem Träger eine Bemerkung des Erstaunens darüber, er versicherte mir aber, daß wir noch weit größere finden würden, und ohne viel zu zögern, schritt er wie ein ächter Equilibrist über die Brücke, nachdem er mir noch zuvor anempfohlen, nicht zu schwanken und die Augen zu schließen, wenn ich Furcht hätte; ich behielt sie aber offen. Wir setzten unsern Weg fort und stießen jeden Augenblick auf neue Schwierigkeiten, die meine Estriveros mit ebenso großer Gewandtheit als Kraft überwanden; endlich gelangten wir auf das Plateau des Vulcans, wo im Augenblick ein feiner Regen, begleitet von einem Winde, fiel, den meine Indianer für no malo (nicht gefährlich) erklärten. Indessen litt ich von der Kälte an diesem Orte mehr, als in Rußland im Mo-

Digitized by Google

nat Januar. Als wir oben auf dem Plateau angekommen waren, rissen meine Indianer Blätter ab, mit welchen sie ihre Ohren bedeckten. Ich besah die Blätter näher, sie waren wollreich und warm; ich verstehlte nicht, aus der Erfahrung meiner Begleiter Nutzen zu ziehen. Wir gingen ungefähr acht Stunden und kamen bisweilen durch so steile Felsschluchten, daß meine Kniee zerrissen wurden; die Dunkelheit überraschte uns auf dem eisigen Plateau: der Priester war bereits voraus, in seiner Begleitung befanden sich der Cucuuro und die Frau. Ich hatte nur die Estriveros und den Camero während dieser traurigen Nacht bei mir. Wir starben beinahe vor Hunger und waren ganz erfroren. Ich ließ eine große Menge von Blättern und Blüthen, wie sie unsere Ohren bedeckten, abschneiden, sechs Haufen daraus machen und als der Regen aufgehört, vier große Feuer anzünden, um uns dran zu wärmen und die Bären und andere wilde Thiere, die wir zu fürchten hatten, abzuhalten; meine Indianer machten darauf Wasser siedend und gossen Maismehl hinein, die einzige Nahrung, die in unserer Lage zu bekommen war. Ich vertheilte zuletzt noch den Rest von Branntwein, den meine Flasche enthielt. Nachdem wir uns gehörig gewärmt, begrub sich jeder in die Blätterhaufen, die uns statt der Matrazen und Decken dienten. So verbrachten wir die Nacht. Aus Dankbarkeit nahm ich einige der Blüthen und Blätter mit. Die Wissenschaft constatirte, daß die Pflanze eine neue Gattung der Espletia grandiflora ist. Man könnte aus diesen Blättern großen Nutzen ziehen, denn der Flaum unterscheidet sich, mit dem Mikroskop untersucht, von der Baumwolle nur dadurch, daß jede Faser, wie der Bambus, einzelne Knoten hat. Beim Anfühlen hat der Flaum sogar noch etwas Seidenartigeres, als die Baumwolle.

Am 6. März setzten wir unsern Weg in der Richtung von Sant Jago fort. Kaum waren wir eine halbe Stunde gegangen, als die Vegetation auch schon ihr Aussehen gänzlich verändert hatte. Wir stiegen hinab und waren nun vor den kalten Winden geschützt. Der Marsch selbst war jedoch sehr beschwerlich, und wäre ganz unmöglich gewesen, wenn die Indianer während der Trockenheit nicht die Vorsicht gehabt hätten, eine große Menge Bäume niederzuhauen, die sie neben einander gelegt und auf denen sie marschirten: mehrmals mußten wir auf Brücken, die aus einem einzigen Baume von 20 bis 30 Fuß bestanden, über tiefe Abgründe gehen; einer der gepäcktragenden Indianer war nicht so glücklich, als wir; man fand ihn mit zerbrochenem Beine neben seiner Last liegen. Er wurde von meinen Estriveros aufgenommen, die ihn nach dem Dorfe trugen und das Gepäck liegen ließen, unter welchem sich mein kostbarstes Besitzthum befand.

Um drei Uhr kamen wir auf eine Anhöhe, von welcher man das Dorf sah und erst jetzt begegneten unserm Blicke auch Vögel (der brasilianische Seidenschwanz namentlich), die wir schossen, um sie zu essen, während wir bisher nur den Paradiesvogel gesehen. Es blieb uns nur noch ein steiler Abhang. Als ich in das Dorf trat, gewahrte ich zu meiner Rechten eine Art Remise, die man mir als die Kirche zeigte, später einen Platz, in dessen Mitte ein Kreuz aufgepflanzt war. Der Geistliche ruhte in einer Hängematte vor der Thüre seiner Wohnung aus; er war um elf Uhr Vormittags angekommen und hatte unter einem Rancho (kleinen Blätterdach) geschlafen. Ich hatte erst seit drei Tagen Paso verlassen und bedurfte schon der Ruhe; die Stricke, die mich festhielten, hatten mir Geschwülste an den Füßen verursacht und meine Beine waren blutrünstig.

Sant Jago ist von 250 Indianern bewohnt; ihre Häuser sind aus Bambus erbaut, auf welche sie Erde legen, da das Clima dieses Ortes einen größern Schutz verlangt, als die tierra caliente; das einzige Zimmer, das das Haus bildet, hat nur Erde als Boden. In der Mitte ist das Feuer, umgeben von einigen Steinen, die häufig der Familie als Bett dienen; in einer Ecke sind zwei Stöcke angebracht, auf welchen die Hühner sitzen; in einer andern schaukelt sich gewöhnlich ein Affe; die dritte ist den Blaserohren aufbehalten, über welchen die Pfeile und das Gift stehen; in der vierten endlich haben die Töpfe ihren Platz; im ganzen Zimmer umher laufen die indischen Schweine, die die Einheimischen außerordentlich gerne essen; zwei bis drei magre und bissige Hunde bewachten diese Wohnung und ihre Schätze.

Das Dorf ist auf einem Plateau der Anden erbaut und man cultivirt dort Mais als gewöhnliche Nahrung der Einwohner. Von Wildpret haben sie nur den Venado, eine kleine Hirschart, welche dort häufig vorkömmt. Sie tödten diese Thiere mit fußlangen Pfeilen, die sie mit dem Blaserohr schleudern, das mehr als 50 Schritte weit trägt (Bild 5).

Alle Samstage veranstalten die Indianer von Sant Jago eine Prozession, bei der sie Gebete in ihrer Landessprache singen; der Priester nimmt keinen Theil an dieser Ceremonie. Das Land wird von drei Alcaden, welche das Volk ernennt, regiert. Der erste Alcade ist immer ein Greis. Er trägt zum Zeichen seiner Macht einen Rohrstock mit goldenem Knopf.

Seit sieben Tagen war ich in Sant Jago und noch hatte sich niemand dazu entschlossen, das im Walde zurückgelassene Gepäck zu holen; das Motiv der Weigerung war, daß es zwanzig Pfund mehr wog, als das von ihnen für das Höchste bestimmte Gewicht. Diese Menschen arbeiten nur, wenn das, was ihnen aufgetragen wird, ihnen auch gefällt, oder wenn sie ihre unglückliche Leidenschaft für das Trinken befriedigen wollen. Der Geistliche versicherte mir übrigens, daß ich leicht einen Menschen von Sebundoi aus schicken könnte; es werde niemand die Hand an das Gepäck legen, obgleich jedermann wüßte, daß es kostbare Gegenstände enthalte.

Am 15. März verließ ich in Begleitung von Don Fernando Sant Jago, dessen reiche Vegetation ich nur mit der von Coban in Centralamerika vergleichen kann: in beiden Ländern dauert der Regen sechs Monate. Um 5 Uhr kamen wir nach Sebundoi, einem noch bevölkerteren Dorfe als Sant Jago. Der Geistliche, der abwechselnd in den beiden Dörfern wohnt, führte mich in sein Presbyterium, das aus zwei kleinen Zimmern mit Erdmauern besteht: ein Holztaburet, ein kleiner Tisch und eine Bank aus Bambus, die als Bett diente, bildeten den ganzen Hausrath. Ich stellte meine Hängematte in einem der Zimmer auf und richtete mich für einige Tage ein, fest entschlossen, nicht weiter zu gehen, bis ich das zurückgelassene Gepäck wieder hätte. Ein kräftiger Mann bot sich auch wirklich an, es zu suchen und brachte es nach 4 Tagen. Für diesen Dienst forderte er von mir zwei Beile, zwei Messer und einen Spiegel, das Ganze im Werthe von 12 Gulden.

Die Indianer von Sebundoi, wie die von Sant Jago, machen Töpferwaaren, Geschirr und Zuber aus Holz, wozu sie sich nur des Beiles bedienen; sie verkaufen diese Ge-

Digitized by Google

genſtände ihres Gewerbfleißes in Paſo, von wo ſie Branntwein, Salz und dergl. wieder mit zurücknehmen.

Am 20. März kam ein junger Offizier der Republik, Manuel Carasquillo, gefolgt von Indianern, an, welche Handelswaaren trugen. Seine Reiſe hatte den Zweck, Gold und koſtbare Steine zu ſuchen. Wir kamen überein, die Reiſe von Sebundoi erſt am 28. März anzutreten. An dieſem Tage erſchien unſre Eskorte, beſtehend aus zweiunddreißig Indianern vor dem Geiſtlichen, um ſeinen Segen zu empfangen. Don Manuel und ich umarmten den ausgezeichneten Don Fernando und machten uns dann auf den Weg.

Die Schwierigkeiten deſſelben begannen ſchon zweihundert Schritte von dem Dorfe, als wir an einer Hütte vorüber gekommen waren, die den Namen Chaqueta führt. Jenſeits dieſer Hütte hatten wir nicht die geringſte Hoffnung, bis nach Mocoa auch nur einem Menſchen zu begegnen. Das Schweigen dieſer großen und prachtvollen Wälder wurde nur von dem Geheul der Tiger, dem Geſchrei der Affen und Papageien und dem Ziſchen der Schlangen unterbrochen, die man hier in ſehr großer Zahl findet. Der Condor iſt weit ſeltener.

Eines Tages, als ich an dem Ufer des ausgetretenen Patoyacoſluſſes mit einem Indianer allein war, der mich als

3. Uebergang über einen Sturzbach.

Diener begleitete, und einen reizenden kleinen Vogel aus der Familie der Manakins verfolgte, ſetzte ich beinahe den Fuß auf eine Klapperſchlange, die mit ihrem aufgeſperrten Rachen ſchlimme Abſichten verrieth; auch war ich ihr ſo nahe, daß ich ſchwer hätte von der Stelle weichen können, ohne den Fuß auf Zweige zu ſetzen, die ſie berührt haben würden; die Klugheit gebot mir zu thun, was ich in ähnlichen Fällen ſchon oft gethan: ich ergriff das Thier mit der Hand am Halſe; augenblicklich umſchlang es meinen Körper und drückte mich ſo ſtark, daß mir der Athem ausging; ich gab dem Indianer ein Zeichen, er ſolle mir zu Hülfe kommen, aber ſtatt ſich mir zu nähern, ergriff er die Flucht und ich ſah ihn nie wieder; ich kämpfte ungefähr eine Viertelſtunde mit dem Thiere, das mich gerade an den Ort hindrückte, wo mein Giftfläſchchen lag, mit dem ich ihm den Tod geben konnte; endlich gelang es mir die kleine Phiole zu erreichen, aus der ich raſch einige Tropfen in den geöffneten Rachen goß, worauf das Thier augenblicklich ſtarb.

Dieſes Gift, das alsbald den Tod herbeiführt, iſt nichts andres als ein ſtarker Aufguß von Tabak in Branntwein.

Als meine Indianer mich die Schlange herbeibringen ſahen und erfuhren, auf welche Weiſe ich ſie getödtet, drückten ſie ihr lebhaftes Erſtaunen aus; von dieſem Tage an hatten ſie großen Reſpect vor mir; jeden Morgen baten ſie mich um meinen Segen und ſtellten mich in ihrer Achtung weit über Don Manuel Carasquillo, der gewiß mehr Kraft und Energie beſaß, als ich, aber noch keine ſo günſtige Gelegenheit gehabt, ſeinen Muth zu zeigen.

Am 4. April überſchritten wir den Patoyaco ohne Unglücksfall und ſchlugen den Weg nach dem Fluſſe San Franciscoyaco ein, vor welchem wir abermals campiren ſollten. Ehe wir an dieſen Fluß kamen, mußten wir drei ſo

Digitized by Google

ſteile Berge überſteigen, daß wir, um die Höhe zu erklimmen, ebenſo viel von unſern Händen, als von unſern Füßen Gebrauch machen mußten (Bild 6.); meine Träger waren mir, wie man ſich denken kann, an dieſem Orte völlig unnütz.

Später kamen wir über die Flüſſe Ttango und Ninayaco und legten uns bald unter natürlichen Grotten, bald unter Ranchos zur Ruhe, die in der Eile aufgeſchlagen wurden; unſre Nahrung beſtand aus Mais, der auf Kohlen geröſtet oder gekocht worden.

Je weiter wir kamen, deſto herrlicher wurde die Natur; wir begegneten ſchon den Bäumen und Pflanzen der heißen Länder, d. h. der Vegetation des Aequators, deſſen Pracht über jede Beſchreibung erhaben iſt. Man ſah den Condor nur noch in den höchſten Regionen, während wir ihn vor wenigen Tagen auf Schußweite geſehen; die heulenden Affen wurden zahlreicher. Unſre Indianer fanden in dieſen Wäldern eine Pflanze, die dem Lattich glich, nur mit längeren und ſchmaleren Blättern; dieſe ſind, wenn man ihre Rippen wegnimmt und kocht, ein vortreffliches Vomitiv, die Rippe allein iſt ein Purgativ. Sie gewinnen auch eine Art von Milch aus einer Frucht, die beinahe ebenſo hart als die Cocusnuß und beinahe ebenſo groß war; dieſe Milch iſt fett und wenn man ſie ſchlägt, erhält man eine Art Butter von angenehmem Geſchmack, die auch als Brennmaterial gebraucht werden kann. Die Frucht heißt Mantecoſo (Butterfrucht) und kommt von einer Art Palme, die den Namen Vira chonta führt.

Wir ſetzten unſern Weg unter beſtändigem Regen fort und kamen über die Flüſſe Sarayaco und Campuçano.

4. Espletia (neue Gattung).

5. Indianer von Sebundoi und Indianerin von Mocoa.

Als wir an dem Fluſſe Chapacali angekommen, mußten wir ein Lager aufſchlagen, da das Waſſer angeſchwollen war und ſtürmiſch dahinbrauſte. Wir brachten ſiebenundzwanzig Tage vor dieſem Fluſſe zu und konnten

Digitized by Google

kaum unsere Ranchos verlassen; das meine war so schmal, daß ich mich sehr bücken mußte, um hineinzukommen. Mich vor den Moskitos zu schützen, hatte ich mir eine Thüre aus Stahldraht gemacht, der ursprünglich zu Käfigen bestimmt war, in welche ich lebendige Paradiesvögel einschließen wollte; ich brachte beinahe den ganzen Tag mit Rauchen zu und war sehr leidend; meine seltenen Ausgänge fielen unglücklich aus. Einer von meinen Estriverosindianern hatte sich einst von mir entfernt und wurde von einer Schlange in den Fuß gestochen; als ich zu ihm kam, war er außerordentlich aufgelaufen und schäumte; es war mir unmöglich, seine Zähne zu öffnen, um ihm das Gegengift einzuflößen, das ich besaß und das aus einer Bohnengattung (Gedron) gemacht war, die in der Nähe von Santafé de Bogota wächst. Der Tod dieses armen Menschen vermehrte meine traurige Stimmung. Ein anderes Mal, als ich einen Paradiesvogel verfolgte, stürzte ich in eine Art Falle, deren Oeffnung durch Zweige verdeckt war; ich hielt mich für verloren und sah keinen Ausweg; mein Hund rettete mich jedoch, indem er so laut heulte, daß meine Leute herbeikamen und mir heraushalfen. Sie sagten mir, es sei eine Falle, wie sie die Indianer noch häufig machen und von denen man bisweilen viele hinter einander finde.

Als sich das Wasser hinlänglich gesenkt hatte, setzten wir unsern Marsch fort und kamen bald an den großen Mocoafluß, in welchen sich die meisten der bisher genannten ergießen: nur der San Franciscoyaco und der Putumayo, über den wir auf einem aus Agavenästen gebauten Floße setzten, ergießen sich in den Amazonenstrom.

Ich war leidend und konnte das schöne Land, wo wir uns befanden, nicht genießen. Während unsres Aufenthaltes tödtete ich einige hübsche Vogelgattungen, unter andrem einen Paradiesvogel, dessen Schwanz 6 Zoll lang und vom prächtigsten Grün ist; ich nannte die herrliche Gattung Mocoa. Auch fing ich an diesem Orte eine seltene Papageiart, die ich nach Europa brachte.

Meine Indianer zeigten uns eine Art Binse, Floca genannt, aus der sie einen Saft drückten, den sie genossen, indem sie hinzufügten, dieser Trank gebe ihnen Kraft und sie trinken immer davon, so oft sie Gelegenheit hätten, jedoch stets mit Maß, weil er sonst schädlich wirke; der Inhalt eines Liqueurglases genüge. Ich kostete gleichfalls von dem Safte, welcher bitter schmeckte, war jedoch zu leidend, um eine Wirkung zu fühlen. Am 9. Mai setzten wir ohne große Schwierigkeiten über den Fluß Mocoa, der sich in fünf Arme theilt.

Mocoa besteht aus zehn vereinigten Hütten und etwa vierzig andern im Walde zerstreuten. Die Bewohner des Ortes bemalen sich das Gesicht und den Körper mit einer fettigen rothen Materie, die aus einer kleinen, Achiote genannten, Staude mit großen Blättern gezogen wird; der Samen bedient man sich auch als Würze. Die Einwohner haben einen sanften Charakter, obgleich sie in beständiger Berührung mit barbarischen und menschenfressenden Nationen stehen; sie leben von Fischen, Bananen und Juca, einer ausgezeichneten mehligen Wurzel; ihr Getränk an Festtagen ist die Chica. An solchen Tagen essen sie das gesalzene Fleisch des Tapirs oder Danta und das Wild, das die Indianer von San Diego, einem kleinen einige Tagreisen entfernten Dorfe, liefern. Sie treiben einen großen Handel mit dem Wachs, das die benachbarten Wilden bringen und tauschen dafür von den mit der Civilisation in Berührung stehenden Nachbarn ihre Bedürfnisse ein.

In Mocoa jagt man häufig mit dem Blaserohr und kleinen Pfeilen; man bedient sich zur Vergiftung derselben zweier Pflanzengifte, von denen das eine augenblicklich tödtet, während das andere berauscht und erst nach einigen Augenblicken den Tod herbeiführt, indem es ein Erbrechen bewirkt; Salz ist das Gegengift für das eine, wie das andere: ein Mensch, der Salz im Munde hat, dürfte zwanzig Mal von Pfeilen getroffen werden, ohne etwas andres als den Stich zu fühlen. Anders ist es in Rio-Hacha am atlantischen Ocean, wo die Guayros ein Gift verwenden, dessen Gegengift ich während meines Aufenthaltes unter den Wilden nie erfahren konnte.

Den meisten Indianern von Mocoa folgt auf ihren Spaziergängen der Trompetenvogel (Agami oder Psophia crepitans), der ein Geschrei hören läßt, das ihm seinen deutschen Namen gegeben; der Ton scheint nicht aus dem Schnabel zu kommen, sondern aus dem Steiß, was ihm den lateinischen Beinamen zugezogen haben mag. Wenn dieser Vogel eine Schlange sieht, so nähert er sich ihr, bekämpft sie und tödtet sie auch häufig. Jeden Morgen begrüßt der Trompetero seinen Herrn, indem er ihn mit seinen Flügeln berührt. Ueberhaupt ist er der Vogel, der sich unter allen am meisten an den Menschen anschließt.

Ich darf einiger Bäume nicht unerwähnt lassen, die sich in der Umgegend von Mocoa finden. Der Cine, welchen man Caspi toracha nennt, ist von mittlerer Größe, stark belaubt, mit großen glänzenden Blättern, die oben hellgrün, unten wollig, honigartig und von unangenehmem Geruche sind. Die Thiere können ungestraft von diesen Blättern essen und bei dem Baume schlafen; aber ein Mensch, der sich unter diesem falschen Schatten niederlegt, schwillt bald auf, wird von einem starken Fieber ergriffen und bekommt eine schwer zu heilende Krätze. Schläft man ein, so stirbt man oder wacht im Todeskampfe auf. Eine merkwürdige Thatsache, wenn man mich recht berichtet, ist die, daß der Rauch dieses Holzes das beste Präservativ ist und man mit einer halb erloschenen Kohle in der Hand ohne Furcht unter dem Baume ruhen kann.

El bejuco simpatetico ist eine Liane von weißlicher Farbe, so hoch, als der höchste Baum und mit den Zweigen häufig beinahe bis zur Erde herabreichend. Die Indianer behaupten, wenn ein Mensch an dieser Liane vorübergehe, so sehe man sie sich in Bewegung setzen, und je näher man komme, desto lebhafter bewege sie sich; bisweilen sagen sie, idie sich ein Stück los und schlage den Reisenden heftig.

Ende Mais verließ ich Mocoa, nur von zwölf Indianern begleitet, die meine Effecten trugen und zwei anderen, die mir als Diener folgten. Ich ging zu Fuß, den größten Theil des Weges von meinen Indianern unterstützt und auf jedem Schritte die große und schöne Natur und die zahllosen Reichthümer bewundernd, die mir dieser Theil von Amerika bot. Ich sah eine Art von Lianen, die am Fuße großer Bäume wächst und sie fest umklammert, bis eine andere Liane derselben Gattung sie ihrerseits umklammert und erstickt; aus dieser Liane gewinnt man ein Harz, das sehr drastische Eigenschaften haben soll und zu verschiedenen Heilmitteln verwendet wird, wie mir meine Indianer versicherten. Am 4. Juni kam ich in San Diego an; es war Zeit, denn ich glaubte zu sterben, ehe ich das Dorf erreichte; die Hitze war erdrückend und ich bereute, hierher gegangen zu sein, da ich an der Hoff-

Digitized by Google

nung verzweifelte, meinen Plan, durch die heißen Gegenden nach Para zu gehen, ausführen zu können.

Sobald meine Hängematte aufgeschlagen war, legte ich mich hinein und schlief ein. Andern Tages, als ich aufwachte, sah ich, daß ich ganz blutrünstig war und von Fledermäusen und Vampiren geschröpft worden; Manuel Caraoquillo war glücklicher, weil er die Vorsicht gehabt, ein Netz vor seinem Zelte aufzuspannen. Das Blut, das ich verloren, schwächte mich so sehr, daß ich kaum sprechen konnte; ich rieth deßhalb meinem Begleiter, nicht auf mich zu warten und dachte nicht mehr daran, je die Cordilleren der Anden zu sehen; ich trat daher beinahe all' meine Handelswaaren an Don Manuel Caraquillo ab, der mich am dritten Tage nach unsrer Ankunft in San Diego verließ.

Ich war dem Tode nahe, als man mir ein armes Kind von ungefähr sechs Jahren in Tausch gegen zwei Aexte anbot; ich ging den Handel mit Vergnügen ein und freute mich, das kleine Geschöpf bei mir zu haben. Dieses Kind gehörte dem Stamm der Albrisstoten an; sein Vater, seine Mutter und der Kleine waren von den Mesallen, wilden Menschenfressern, zu Gefangenen gemacht worden; die beiden ersten hatten sie gefressen, das Kind wurde ausgetauscht, da die Barbaren keine Kinder fressen.

Das kleine Dorf San Diego wurde von hundert Indianern bewohnt, welche den Körper bemalen und ganz nackt gehen, mit Ausnahme einer Schürze aus Baumrinde. Wenn einer von ihnen stirbt, so begräbt man mit dem Verstorbenen alles, was ihm gehörte; eine Kürbiß, die das Gift enthält, ist das Einzige, was ihm nicht in die andre Welt folgt.

In den Hütten von San Diego ist man nicht allein von Moskitos, Fledermäusen, Scorpionen und Tausendfüßlern geplagt, sondern auch von einer beinahe mikroscopischen Mücke, deren Stich sehr giftig ist. In den Wäldern hat man noch andere Feinde zu fürchten: die ersten und zahlreichsten sind die Niguas und Garapatas; diese sind so zahlreich, daß man im Zeitraum von fünf Minuten Gefahr läuft, von tausenden übersallen zu werden. Die andern schwellen in vierundzwanzig Stunden von einer großen Anzahl Eier an. Man schützt sich vor den Angriffen dieser gefährlichen Insecten, indem man sich jeden Tag mit Branntwein reibt, in welchem man Tabak aufgeweicht.

Da von Insecten die Rede ist, so darf ich einer kleinen rothen Spinne nicht vergessen, die nur so groß wie eine Erbse ist, und bisweilen den augenblicklichen Tod herbeiführt, wenn sie sticht. Diese Spinne findet sich ungefähr dreißig Stunden von Guatemala (Centralamerika) in Escuintla, wo ich früher gewesen.

Während meines Aufenthaltes in San Diego sprachen mir die intelligentesten Leute des Ortes von außerordentlichen Thieren und wunderbaren Pflanzen.

So, sagten sie, existire eine Schlange bei ihnen, die sie Schlangenhund nennen; seine Länge beträgt 6 Fuß und seine Dicke ist die eines gewöhnlichen Lichtes; der Körper ist gestreift, grün und schwarz; sein Kopf ist groß und hat zwei lange Ohren; das Thier hat den Geruch eines Hundes; es folgt den Menschen bei Nacht und wenn der Reisende im Walde ruht, so berührt es gerne seine Haut; mit Tabaksblättern kann man diese Schlange jedoch leicht von sich ferne halten.

Unter den Figuren, die man von Zeit zu Zeit in Neu-Granada aufgräbt, und in Bogota zu Markte bringt, sind welche, die einer Schlange mit Ohren gleichen. Es ist dies wahrscheinlich die Darstellung eines bösen Geistes, der in der alten Religion der Eingebornen eine Rolle spielte.

In den Wäldern lebt ein Thier, das sie Quimzanahui oder Dreiauge nennen; es ist ein Affe von der Größe eines schwarzen Eichhorns, nur ist sein Körper schlanker, etwas windspielartig, die Schnauze lang; das dritte Auge, das es auf der Stirn hat, ist kein eigentliches Auge, obgleich es Augenlider hat, die es öffnet und schließt; es steht aber nicht mit dem der Pupille ermangelnden Auge, das ihm vielmehr in der Nacht als Laterne dient, da es in der Dunkelheit wie ein Stern leuchtet. Das Auge ist nichts anderes, als eine fleischige Materie von der Farbe des Eigelb.

Man findet bisweilen eine große Ameise mit vier Füßen, Isula genannt; ihr Stachel ist so giftig, daß ihr Stich ein fieberhaftes Delirium von vierundzwanzig Stunden verursacht.

Eine kleine nur zwei Zoll lange Schlange, welche Ischipi heißt, hängt sich an das Gesicht oder an die Finger; man muß sie mit Gewalt wegreißen, aber sie ist glücklicherweise nicht giftig.

In den Wäldern wächst eine Pflanze, die gewöhnlich Verzonzosa genannt wird. Wenn der Mensch sich ihr nähert, verkürzt sie sich und verlängert sich wieder, wenn man geht. Die in Wasser gekochte Wurzel dieser Pflanze, sagt man, heile den Bruch.

Ich möchte eines umfangreichen und großen Baumes nicht vergessen, aus welchem man gleichfalls eine der Milch ähnliche Flüssigkeit gewinnt; man darf zu diesem Ende nur die Rinde anstechen oder Einschnitte darein machen; die daraus hervordringende Milch ist weiß und fett. Dieser Baum heißt palo de leche — Milchbaum. Die mit dem Harz des Paguçu vermischte Milch gibt ein gutes Siegellack und mit Wachs und Opal vermischt einen excellenten Schiffstheer, dessen sich die Wilden bedienen.

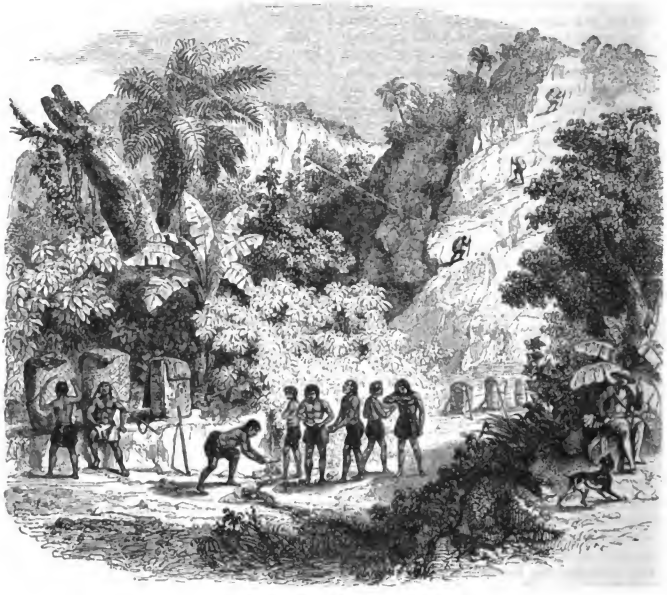
Die Zahl der Wilden auf dieser Seite von Amerika beträgt ungefähr 56,000, die in Stämme geschieden sind, von welchen die bekanntesten folgende Namen tragen: Andaquier, Tamas, Huagnen, Mesallen, Coreguazen, Payaguas, Maraguazen, Confaguazen, Bobaguen, Guisoyos, Agnaminges, Cucabelladas. Alle diese Stämme besitzen eine besondere Sprache, der größte Theil derselben hat jedoch Analogieen mit den andern. Diese Wilden, mit Einschluß der Huaguen und Huitoten, welche Menschenfresser sind, sammeln das weiße Wachs, das sie mit ihren Nachbarn austauschen, die es wieder in Para verkaufen; sie pflanzen Tabak, der vortrefflich ist und den sie auf dieselbe Weise verwerthen; sie bereiten ein Gift, das sogenannte Curafe, das sie wegen seiner Vortrefflichkeit leicht absetzen; endlich haben sie beständig Vorräthe von glänzenden Vogelfedern, mit denen sie die Hängematten zieren, die sie fertigen, und für welche sie Aexte, Messer, Angeln und Spiegel eintauschen.

Die Huaguen oder Mesallen sind ungemein arbeitsam; sie haben einen Häuptling, vor dem sie erscheinen, wenn sie einen Traum gehabt, der sie beunruhigt. Dieser Häuptling gibt ihnen die Deutung, der sie großen Glauben schenken. Ihr Kopf ist mit Vogelfedern geschmückt; in den Nasenlöchern tragen sie kleine Pfeile; der Körper wird mit verschiedenen Farben bemalt. Sie sind beständig im Krieg mit den Coreguazen und Huitoten; sie fressen ihre Gefangenen, die sie auf folgende

Digitized by Google

Art tödten: ſie binden ihnen die beiden Hände an den Leib und einer von ihnen dreht das Opfer, während die andern ſingen: Tod dem Huitoten! Im rechten Augenblick verſetzt man ihm dann mit einer platten, doppelſchneidigen Waffe aus Eiſenholz einen gewaltigen Hieb auf den Kopf. Die Kinder bis zum vierzehnten und fünfzehnten Jahre werden verſchont; man behandelt ſie als Sclaven oder tauſcht ſie aus.

Der Stamm der Coreguazen hat ſeltſame Sitten in Beziehung auf den Tod: die Verwandten des Verſtorbenen tragen ihn auf die Mitte eines Berges und legen ihn an einen Baum, der ihn beſchattet. Wenn von der Leiche nichts mehr übrig, als die Gebeine, ſo verbrennt man dieſe, ſammelt die Aſche, vermiſcht ſie mit der Saguafrucht und macht daraus eine ſchwarze Farbe, mit der ſie ſich Geſicht und Körper bemalen, indem ſie die Flecken des Tigers nachzuahmen ſuchen; dann kehren ſie zurück und tanzen und trinken Chica; bei dieſer Beluſtigung wird der Begrabene vergeſſen, dem ſie alle mögliche Ehre erwieſen zu haben glauben.



6. Halt für das Mahl; Umgegend von Mocoa.

Dieſe Stämme machen keinen Gebrauch vom Salz; als Erſatz bedienen ſie ſich der Aſche eines kleinen Blattes, von welcher ſie ſtets einen großen Vorrath haben.

Der Stamm der Andaquier iſt kriegeriſch, zum Theil chriſtlich; dieſe Indianer ſammeln das ſchwarze Wachs, von welchem ſie Lichter machen, die ſie in Timane verkaufen. Ein Andaquier hält viel auf ſeinen Beſitz; wenn einer von der Familie oder den Freunden ſtirbt, weint und ſchreit man neben ſeiner Leiche zwölf Stunden lang und begräbt ihn mit allem, was ihm gehört.

Alle dieſe Nationen ſind von der civiliſirten Bevölkerung nur durch die Cordilleren der Anden geſchieden, die ihre Weſtgrenze bilden; die andern Grenzen ſind: Braſilien im Oſten, der Orinoko im Norden und Mocoa im Süden.

Ich verließ San Diego gegen Ende Juni, begleitet von meinem kleinen Waiſen und meinem getreuen Hunde und mit Gottes Gnade ſah ich einige Zeit ſpäter die Stadt Paſo wieder.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Karte von Lawſon & Comp. in Paris

Digitized by Google

Die Obsternte in der Schweiz.

Der Winter ist über die hohen Berge hereingezogen: jeden Tag rückt er um einige Schritte tiefer in die Ebene, und man eilt in den Alpthälern, das Obst einzuheimsen, wie man an bedrohten Orten beim Nahen des Feindes die Lebensmittel sichert. Während die Bäurin die vollen Körbe heimträgt, schweift ihr Blick nach den weißen Bergen und scheint des Reises zu spotten, dem sie die köstliche Beute vorwegnimmt.

Das Feuer brennt im Dörrofen, auf dem man den größten Theil der zerschnittenen Aepfel trocknet, die als „Schnitze" der Familie während der kalten Jahreszeit trefflich munden werden. Diese Ernte tritt, wo der Weinstock nicht gepflanzt werden kann, an die Stelle der Weinlese. Das Schweizerufer des Bodensees erscheint dem Fremden wie ein Wald von Aepfel- und Birnbäumen; seine Bewohner treiben einen vortheilhaften Handel mit Most und getrockneten Früchten. Doch auch das Rheinthal ist nicht minder reich mit Fruchtbäumen besät. Mitten in diesem Reichthum wird des Armen nicht vergessen; er darf die Früchte auflesen, die gefallen sind.

In den kälteren Thälern ersetzt der Kirschbaum den Apfelbaum und in einzelnen Theilen des Oberlands erntet man ungeheure Massen von Kirschen, die man destillirt oder als „Kirschennuß" einmacht, der eine beliebte Speise bildet.

Die Obstbaumcultur wurde bis auf die neuesten Zeiten in der Schweiz sehr vernachlässigt. Man pflanzte

Digitized by Google

ohne Unterschied die nächsten besten Sorten und überließ den Baumgarten wie den Wald sich selbst. Der Holzapfel und die Holzbirne wucherten auf den fruchtbarsten Plätzen, in den besten Lagen; die Bäume waren wunderschön, aber die Früchte ohne allen Werth.

Die Natur aber mit ihren geheimen Kräften begünstigte einzelne Orte mit bessern Früchten, die ihre Vortrefflichkeit der Natur des Bodens oder der günstigen Lage verdanken; so rühmte man die Kirschen von Montreux, die Aepfel vom Canton Bern, die Kastanien von Monthey, die Pflaumen von Basel; nach und nach verbesserten sich die Zustände auch in der übrigen Schweiz; die Baumschulen von Genf und Chambery bereicherten die Alpenthäler mit den geschätztesten Früchten Frankreichs und der benachbarten Länder.

Jetzt umgibt der Obstgarten meist das Haus des Dorfbewohners; der Landmann will seine fruchtbaren Bäume um sich haben und bewachen können; er beobachtet seine Schätze von der Blüthe bis zur Reife.

Ist aber der Obstgarten draußen auf den Bergen oder fern im Thale, so wird die Ernte zum Feste und gewährt ein herrliches Bild für den Landschaftsmaler. Seht dort die unter der herrlichen Last der Früchte gekrümmten Bäume, die heitere Jugend, die sich unter ihnen umhertummelt, und in der Ferne die silberne Bergspitze, die schwarze Tanne, den leuchtenden See, den glitzernden Schaum des Sturzbaches, die Wandervögel, die in Schwärmen vorüberziehen, die Heerden, die von den Bergen herabsteigen, den Jäger und seinen Hund, die aus dem Gebüsche hervorkommen. Man schließt einen Moment die Augen, um das Bild in einen Rahmen zu fassen.

Die kostbareren Früchte, die für die Tafel oder zum Aufbewahren bestimmt sind, werden auf dem Baume gebrochen und in Säcken, die auf der Schulter hängen, gesammelt; die für die Dörrung oder für die Obstpresse bestimmten Früchte werden geschüttelt und fallen wie der Hagel auf den Grasboden.

Manchmal rächt sich eine Frucht an dem Störefried und fällt ihm auf den Kopf; das mehrt die Lust der heiteren Ernte. Nach und nach füllen sich die Säcke, die Körbe, die Wagen, die endlich mit der köstlichen Last bei einbrechender Nacht nach Hause fahren.

Südliche Reisebilder.

I.

Palma auf der Insel Majorca.

Wir kamen im November zu Palma an, bei einer Hitze, wie sie bei uns gewöhnlich im Juni herrscht. Wir hatten Paris vierzehn Tage früher bei ausnehmend kalter Witterung verlassen, und es machte uns großes Vergnügen, nachdem wir die ersten Unannehmlichkeiten des Winters verspürt hatten, diesen Feind hinter uns zu lassen. Hiezu kam noch das Angenehme, in eine sehr interessante Stadt zu kommen, die mehrere Denkmäler ersten Ranges besitzt, sowohl was Schönheit, als auch was Seltenheit anbelangt. Alle die Schwierigkeit, eine Wohnung zu finden, nahm uns sogleich in Anspruch, und wir sahen, daß die Spanier, welche uns Majorca als das gastfreundschaftlichste und reichste Land empfohlen, sich selbst und uns sehr getäuscht hatten. Wir hätten nicht erwartet, auf einer mit großen civilisirten Völkern Europa's in so naher Verbindung stehenden Insel nicht einmal eine Herberge zu finden. Schon dieser Mangel hätte uns zeigen können, was Majorca im Vergleich zu der übrigen Welt ist, und uns zur plötzlichen Rückkehr nach Barcelona veranlassen sollen, wo man wenigstens eine abscheuliche Herberge findet, die sehr bezeichnend Hôtel des quatre nations heißt.

Zu Palma muß man wenigstens an zwanzig der angesehensten Personen empfohlen und mehrere Monate vorher angekündigt sein, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, auf der Straße übernachten zu müssen. Alles, was man für uns thun konnte, war, daß man uns zwei eingerichtete, oder vielmehr nicht eingerichtete Zimmer an einem verdächtigen Orte anwies, wo Fremde noch froh sein dürfen, wenn jeder ein Bett mit einem harten Kopfkissen, einen Strohsessel, und als Speise ein wenig Pfeffer und Knoblauch erhält. In weniger als einer Stunde konnten wir uns überzeugen, daß, wenn wir uns über diesen Empfang nicht entzückt stellten, wir als unverschämt und ungenügsam, oder gar als Narren würden betrachtet werden. Wehe dem, der in Spanien nicht mit Allem zufrieden ist! Die leichteste Grimasse, die Jemand schneidet, wenn er Wanzen im Bette und Scorpionen in der Suppe findet, wird ihm die größte Verachtung und allgemeinen Haß zuziehen. Wir hüteten uns also wohl, zu klagen, und sahen auch nach und nach ein, woher dieser Mangel an Bequemlichkeit und scheinbar auch Gastfreundschaft kam. Abgesehen von der geringen Thätigkeit und Energie der Majorcaner, hatte damals der Bürgerkrieg, welcher in Spanien schon so lange wüthete, jeden Verkehr zwischen der Bevölkerung der Insel und der des Festlandes abgeschnitten. Auf Majorca hatten sich so viele Spanier geflüchtet, als es aufnehmen konnte, und die Eingeborenen hüteten sich wohl, mit dem Fremden in Verkehr zu treten und sich dabei Schläge zu holen:

Hiezu kommt noch der gänzliche Mangel an Industrie, und die Duane, welche auf alle zu einem gemächlichen Leben nothwendigen Gegenstände einen unerschwinglichen Zoll legt.*)

Palma ist blos zur Aufnahme einer gewissen Anzahl Bewohner berechnet; je höher die Bevölkerung steigt, desto enger drängt sich Alles zusammen, neue Gebäude werden nicht aufgeführt. In den Wohnungen werden keine Renovationen vorgenommen; mit Ausnahme einiger Familien ist in Palma kein Haus, wo seit zweihundert Jahren etwas an den Mobilien verändert wurde. Man kennt daselbst weder die Herrschaft der Mode, noch das Bedürfniß des Luxus und der Bequemlichkeit; daran ist auf der einen Seite Apathie, auf der anderen die Schwierigkeit, sich solche Dinge zu verschaffen, Schuld: man bleibt also beim Alten. Man besitzt das Unentbehrlichste, aber nicht weiter, und die ganze Gastfreundschaft beschränkt sich somit auf leere Worte.

*) Für ein Clavier, das wir von Frankreich kommen ließen, verlangte man von uns siebenhundert Franken Eingangszoll; beinahe so viel, als das Instrument werth war. Wir wollten es wieder zurückschicken, allein dieses ist nicht erlaubt; es bis auf ferneren Befehl im Hafen zu lassen, ist verboten; es an der Stadt vorbeizuschicken (wir waren auf dem Lande), um wenigstens das Thorgeld zu ersparen, eine Abgabe, die von dem Zoll verschieden ist, dieses war den Gesetzen zuwider; es in der Stadt zu lassen, um den Ausgangszoll, etwas Anderes, als der Eingangszoll, zu ersparen, das ging nicht. Es wäre wohl das Beste gewesen, es in's Meer zu werfen, das hätte man uns doch nicht verwehren können. Endlich nach vierzehntägigen Unterhandlungen schlugen wir so viel heraus, daß wir es durch ein anderes, als das gewöhnliche Thor, aus der Stadt bringen lassen durften, wofür wir etwa vierhundert Franken erlegen mußten.

Digitized by Google

Auf Majorca, wie in ganz Spanien, ist eine solche Phrase gebräuchlich, die man alle Augenblicke hören kann, sie heißt: Das ganze Haus, sammt Allem, was darin ist, steht zu Euren Diensten. Ihr könnet kein Gemälde betrachten, keinen Stoff anfühlen, keinen Stuhl aufheben, ohne daß man mit der größten Artigkeit zu euch sagt: Es a la disposicion de usted. Aber hütet euch wohl, irgend etwas, und sei es auch nur eine Nadel, anzunehmen, denn dieses wäre ein plumper Verstoß. Ich begrüßte kurz nach meiner Ankunft zu Palma eine derartige Impertinenz, und zweifle stark, ob der Marquis von *** mir dieselbe je in seinem Leben vergessen wird. Ich hatte an diesen Palmesaner Löwen die besten Empfehlungen, und glaubte seinen Wagen, den er mir zu einer Spazierfahrt anbot, wohl annehmen zu dürfen; er hatte mir das Offert auf eine so liebenswürdige Weise gemacht! Allein am folgenden Tage erhielt ich ein Billet von ihm, das mich fühlen ließ, daß ich gegen allen Anstand gesündigt habe, und ich schickte ihm elendes die Equipage zurück, ohne mich ihrer bedient zu haben.

Doch fand ich auch Ausnahmen. Dies waren aber Leute, die viele Reisen gemacht hatten und somit die Welt kannten. Angenommen, es hätten auch Andere so viel Herzensgüte besessen, sich uns gefällig erzeigen zu wollen (ich führe dieses als einen Beweis an, welch' schädlichen Einfluß die Duane und der gänzliche Mangel an Industrie auf dieses von Natur so reiche Land haben), so hätte keiner uns nur einen Winkel in seinem Hause abtreten können, ohne sich selbst solchen Verlegenheiten und Entbehrungen auszusetzen, daß es in der That eine Unbescheidenheit gewesen wäre, von seinem Anerbieten Gebrauch zu machen.

Dies sahen wir auch bald ein, als wir eine Wohnung für uns suchten; es war rein unmöglich, in der ganzen Stadt nur ein einziges Appartement zu finden, das bewohnbar gewesen wäre.

Ein Appartement zu Palma besteht aus vier ganz leeren Wänden, ohne Thüre und Fenster. In den meisten Bürgerswohnungen findet man keine Glasfenster, und will sich Jemand diese im Winter durchaus nicht überflüssige Bequemlichkeit verschaffen, so muß er sie selbst machen lassen. Bei'm Ausziehen (was aber fast nie vorkommt) nimmt also Jeder Fenster, Schlösser, ja selbst die Thürhacken mit sich fort, so daß sein Nachfolger sich gezwungen sieht, Alles neu anzuschaffen, wenn er nicht etwa Lust hat, Wind und Wetter Trotz zu bieten, eine Liebhaberei, die zu Palma ziemlich allgemein ist. Nun ist aber wenigstens ein halbes Jahr erforderlich, um nicht blos Thüren und Fenster, sondern auch Betten, Tische, Stühle, kurz, nur die allereinfachsten Möbel anzuschaffen. Es gibt auf Majorca sehr wenige Handwerker, und diesen fehlt es an Handwerkszeug und Materialien, auch beeilen sie sich eben nicht sehr mit der Arbeit: der Majorcaner hat immer einen Grund, nicht zu eilen. Das Leben ist so lang! Nur ein Franzose, d. h. ein extravaganter, ungeduldiger Mensch, kann verlangen, daß Alles so schnell von Statten gehe. Und habt ihr einmal sechs Monate gewartet, warum solltet ihr nicht auch noch sechs Monate warten? Gefällt es euch nicht in dem Lande, warum bleibet ihr denn darin? Hält euch Jemand zurück? Man könnte auch ohne euch leben. Ihr glaubet also nur geschwind Alles drunter und drüber werfen zu dürfen? Mit nichten. Wir, sehet ihr, wir lassen euch sprechen, und thun, was wir wollen.

Aber kann man denn die Sachen nicht miethen? — Miethen? Was heißt denn das, miethen? Möbel miethen? Hat denn Jemand ihrer zu viele, daß er davon vermiethen muß? — Aber doch kaufen wird man solche können? — Kaufen? Da müßten ja schon ganz fertige vorräthig sein. Hat denn Jemand Zeit, Möbel zum Voraus anzufertigen? Wenn ihr solche wollet, so lasset sie aus Frankreich kommen, da man in diesem Lande Alles hat.

Allein wenn man sie aus Frankreich kommen lassen will, so muß man wenigstens ein halbes Jahr warten und Zoll bezahlen. So wird also das einzige Mittel, die Thorheit, welche man begeht, wenn man sich dahin begibt, wieder gut zu machen, das sein, daß man die Insel so schnell als möglich wieder verläßt? Dieses ist mein Rath, oder aber muß man Geduld, große Geduld haben; mucha calma, das ist auf Majorca die ächte Weisheit.

Letzteren Rath wollten wir eben befolgen, als Jemand, freilich in guter Absicht, uns den schlimmen Dienst erwies, ein Landhaus für uns ausfindig zu machen. Es war die Villa eines reichen Bürgers, der uns um einen, für Paris sehr mäßigen, aber für die Insel enormen Preis (etwa hundert Franken monatlich) die ganze Wohnung überließ. Da fanden wir dieselben harten Betten, dieselben Strohsessel und Tische; die nackten Wände waren weiß angestrichen, und üppiger Weise hatten fast alle Zimmer Fenster; endlich hingen in dem schiefsten Loche, das man Wohnzimmer zu nennen beliebte, über dem Kamin vier abscheuliche Bilder, wie man sie kaum in unseren schlechtesten Dorfschenken sieht, und die Sennor Gomez, der Hauseigenthümer, naiver Weise gleich den prächtigsten Kupferstichen hatte einrahmen lassen, um damit die Wände seines Edelsitzes zu schmücken. Im Uebrigen war das Haus geräumig, luftig, nur zu luftig, nicht übel eingetheilt, und lag in einer lachenden Gegend, am Fuße eines Berges, dessen Abhang bepflanzt war, in einem fruchtbaren Thale, an dessen anderem Ende man die gelben Mauern Palma's, die enorme Masse seiner Kathedrale und am fernen Horizonte den Meeresspiegel erblickte.

Die ersten Tage, welche wir an diesem Orte verlebten, brachten wir mit Spazierengehen und jenem angenehmen Herumschlendern zu, wozu uns das entzückende Clima und die reizende, uns noch ganz neue Natur einluden. Ich war noch nie so weit von Frankreich entfernt gewesen, obwohl ich einen großen Theil meines Lebens mit Reisen zugebracht hatte, und dieses war also das erste Mal, daß ich eine Vegetation und eine Landschaft sah, welche von denen in unseren gemäßigten Breiten so himmelweit verschieden sind. Als ich Italien besuchte, landete ich an den Ufern von Toscana, und die großartige Vorstellung, welche ich mir von dieser Gegend gemacht hatte, ließ mich die idyllische Schönheit und lachende Anmuth derselben ganz übersehen. An den Ufern des Arno glaubte ich mich an denen des Inn, und kam bis nach Venedig, ohne daß Etwas mich in besonderes Erstaunen versetzt hätte. Allein auf Majorca, da traf ich ganz andere Ansichten: Menschen, Häuser, Pflanzen, ja selbst die Kieselsteine, Alles hat hier einen besonderen Charakter. Meine Kinder hatten eine solche Freude daran, daß sie eine Sammlung anlegen und unsere Taschen mit den schönen Quarz- und Marmorsteinen von allen Farben, die überall umher lagen, anfüllen wollten.

Die Insel verdankt die große Verschiedenheit ihrer Ansichten der fortwährenden Veränderung, welche von Zeit zu Zeit durch gewaltige Wasserfluthen bewirkt wurde. Der Theil, welchen wir bewohnten, und der Etablissements hieß, lieferte ein auffallendes Beispiel davon. In unserer nächsten Umgebung war Alles angebaut, man erblickte

Digitized by Google

lange, unregelmäßige Felderstreifen an den Hügeln. Diese terrassenförmige Cultur, welche in allen Theilen der Insel gebräuchlich ist, die fortwährend von Regengüssen und ausgetretenen Bächen bedroht werden, ist für die Bäume sehr günstig, und gibt der Landschaft das Ansehen eines sorgfältig gepflegten Weinberges.

(Schluß folgt.)

Das Museum der Academie der Wissenschaften in St. Petersburg.

In dem ungeheuren Raume, in welchem der Geist Peter des Großen die Fundamente einer neuen Hauptstadt legte, die in weniger als anderthalb Jahrhunderten eine der größten Städte Europas wurde, zieht das Quartier Wassili Ostrow (Wassilewinsel) die Aufmerksamkeit des Reisenden ganz besonders auf sich. Der Czar wollte aus dieser von den Armen der großen und kleinen Newa umschlossenen Insel den schönsten und wichtigsten Theil von Petersburg, die Residenz der Geistlichkeit und des Adels, so wie den Centralpunkt des Handels machen. Er wollte sie, wie Amsterdam, mit Canälen durchschneiden, sie durch Bastionen befestigen und hier die Lebensmittel des Nordens und des Orients landen lassen.

Trotz der Beharrlichkeit, welche der Wiederhersteller des russischen Reiches in seinen Plänen an den Tag legte, hat sich dieser doch nicht vollkommen realisirt. Die zahlreichen Canäle, deren Richtung er angegeben, sind nicht gegraben worden und die Ringmauer von 17 Werften Umfang wurde nicht aufgeführt. Aber der Wassili Ostrow

Die Academie der Wissenschaften in St. Petersburg.

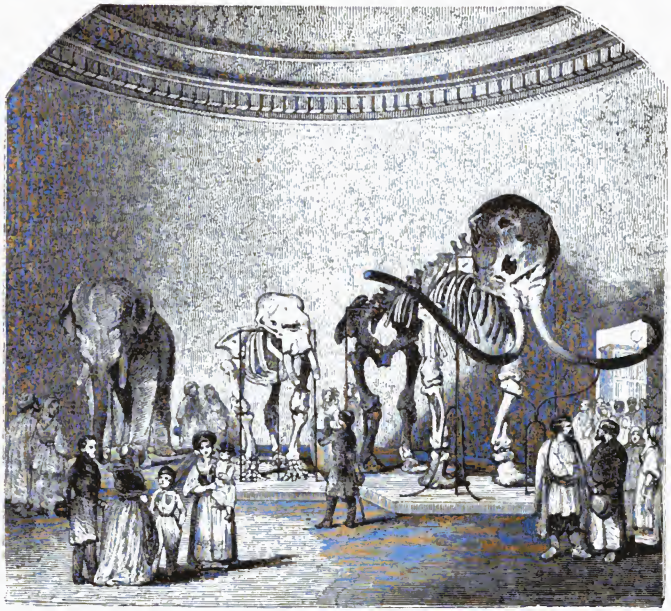
hat dennoch einen großartigen Character. Dort sind die bedeutendsten öffentlichen Anstalten Petersburgs: die Douane, die Börse, die Academie der Künste, die Academie der Wissenschaften, die Universität, die Bergbauschule. Diese letztere Schule ist unbedingt in ihrer Art eine der bedeutendsten der Welt und namentlich für den Mineralogen interessant, der in den Sammlungen das ganze Reich seiner Studien überschauen kann.

Die russische Academie nimmt an der vordern Seite des Wassili Ostrow ein Haus von eleganter Construction ein. Im September des Jahres 1783 zum Zweck der Verbesserung der russischen Sprache gegründet, begann die Academie im folgenden Monate ihre Arbeiten. 1794 gab dieses schöne Institut, das aus 53 Mitgliedern bestand, ein großes etymologisches Lexicon in 6 Quartbänden heraus; 1802 erschien eine vortreffliche Grammatik und 1822 ein neues alphabetisches Lexicon.

Gleichfalls auf der Wassili-Insel, auf dem Newaquai erhebt sich ein zwar architectonisch nicht ausgezeichnetes Gebäude, aber ein Palast, der durch seine reichen Sammlungen die höchste Bedeutung erhält, die Academie der Wissenschaften. 1724 von Peter dem Großen nach den Plänen von Leibnitz gegründet und anfangs durch ihre Mitglieder ausgezeichnet, gerieth sie unter Peter II. ganz in Vergessenheit. Catharina II. war es aufbehalten, dem Institute einen neuen Impuls zu geben. Sie sandte Gelehrte nach allen Seiten ihres großen Reiches aus, die das Land wissenschaftlich ergründeten.

Mit 1726 begann die Academie der Wissenschaften ihre Abhandlungen lateinisch herauszugeben. Seit 1803

Digitized by Google



Naturhiſtoriſches Cabinet der Academie der Wiſſenſchaften in St. Petersburg.

veröffentlicht ſie ſie franzöſiſch. Die verſchiedenen Serien bilden jetzt eine Sammlung von nahe an 100 Bänden. Nachdem vom Kaiſer 1830 aufgeſtellten Reglement theilt ſich die Academie in drei Claſſen: die mathematiſche, naturwiſſenſchaftliche und die hiſtoriſch-politiſche. Sie zählt 21 Mitglieder und hat ein Budget von 100,000 fl.

Wir können hier nur eine kurze Ueberſicht der Sammlungen mittheilen; ſie wird jedoch dem Leſer einen Begriff von der Größe dieſes Inſtitutes geben.

Die Bibliothek zählt hundert und einige tauſend Bände und enthält mehrere ſehr ſeltene und wichtige Werke: ſo die ruſſiſche Bibel, Prag 1518, in zyrilliſcher Schrift; das „Apoſtol" (Apoſtelgeſchichte), das erſte Buch, das aus der ruſſiſchen Preſſe hervorging (Moskau 1564), mehrere tonguſiſche und mongoliſche Manuſcripte, ſechzehn Folianten, die Rapporte der Miniſter Peter des Großen enthaltend; dreißig Bände der Correſpondenz Menſchikoffs, die patriarchaliſchen Annalen bis 1456; die Chronik der Zaren von 1254 — 1423 und alte genealogiſche Schriften.

Das aſiatiſche Muſeum, gegründet von Uvarow, dem Miniſter des öffentlichen Unterrichts. Man findet darin 3000 kleine chineſiſche Bücher, eine reiche Sammlung thibetaniſcher und mongoliſcher Bücher, arabiſche, perſiſche, türkiſche, japaniſche Manuſcripte, Münzen und Medaillen aus dieſen Länder, eine große Maſſe Inſtrumente, Kunſt- und Luxus-Gegenſtände, Waffen und Kleider orientaliſcher Völker.

Mineralogiſches Cabinet der Academie der Wiſſenſchaften in St. Petersburg. Verſteinerte Canne.

Das egyptische Museum enthält die verschiedenartigsten Gegenstände, wie Mumien, Papyrusrollen, Götzenbilder, die von Castiglione in Alexandrien gesammelt wurden.

Das ethnographische Museum besteht aus Kleidern und Hausgeräthen der verschiedenen Stämme Sibiriens. Man verband damit die Sammlung, welche Mertens auf seiner Reise um die Welt machte.

Im numismatischen Cabinet nehmen die russischen Medaillen und Münzen die wichtigste Stelle ein.

Das naturhistorische Cabinet kaufte im Jahre 1698 in Amsterdam eine Sammlung und später 1717 die sehr bedeutende des Doctor Ruysch.

Dieses Cabinet zeichnet sich durch seine Sammlung antediluvianischer Thiere aus. Neben einem ungeheuren Mammuth sieht man das Skelett eines Elephanten, die sich beide durch ihre ungeheuren Kinnladen und die Stellung ihrer Vertheidigungswerkzeuge ebensosehr, als durch ihre Größe von den Riesenthieren unserer Zeit unterscheiden. Im selben Cabinet finden wir auch die fossilen Gebeine von Thieren, welche jetzt von der Oberfläche des Globus verschwunden sind. So sieht man Hirnschalen von Rhinozerossen (Rhinoceros teichorhinus), deren Umfang weit beträchtlicher, als der des afrikanischen Rhinozeros ist. Der Naturforscher findet ferner in dieser Sammlung ein Bisamthier aus der Gegend von Irkutsk, Auerochsen, deren Race beinahe ganz ausgestorben ist, einen Tiger, den man an den kalten Ufern des Amor-Flusses erlegte, und viele Reste von Thieren, die jetzt beinahe ganz ausgerottet sind.

Eben so reich sind die ornithologischen und botanischen Cabinete.

Das mineralogische Cabinet enthält unter andern kostbaren Gegenständen eine vollständige Serie der Mineralien Sibiriens und zwei enorme versteinerte Eichenstämme, mehrere Aerolithen, Malachiten, prächtige Lapis-Lazuli und einen vierzig Pfund wiegenden Magnetblock.

An dieses reiche Museum schließt sich ein physikalisches Cabinet, ein chemisches Laboratorium, ein Magnet-Pavillon und ein Kunst-Cabinet, in welchem sich Bilder von Rembrand befinden.

Man sieht aus dieser kurzen Anzeige, welche Massen wissenschaftlicher Schätze an den Ufern der Newa aufgehäuft sind, die den Studien von unermeßlichem Nutzen zu werden versprechen.

Der Thee.

Die Geschichte des Thees ist wenigen Leuten diesseits der chinesischen Mauer genau bekannt. Namentlich umhüllt tiefe Dunkelheit die Geschichte des alten Thees. Man nimmt an, und wie ich glaube, nicht mit Unrecht, daß er das Malabathrum der Griechen war, obwohl chinesische Historiker die Entdeckung der nützlichen und angenehmen Eigenschaften des Thees bis zum Jahr 315 vor Christus zurück datiren und versichern, daß er nicht früher in den allgemeinen Gebrauch gekommen, als zur Zeit der Tang-Dynastie, d. h. ungefähr um das siebte Jahrhundert. Die Beschreibung, welche der Verfasser des Periplus von dem Malabathrum gibt, begünstigt die Ansicht, daß es das Laub der Theepflanze ist, das in roher Weise zubereitet war, und wenn dieß der Fall, so ist das Geburtsland der Theepflanze die romantische Gegend von Assam und Nuan, wo sie neuerdings in wildem Zustande gefunden wurde.

Als der Thee zuerst unter den Chinesen in allgemeinen Gebrauch kam, nannten sie ihn „Tu“; aber sein modernen Name ist „Cha“.

Das Wort Thee ist eine Corruption des Fuhkien-Dialekt. Das Fuhkien-Volk, von welchem die Europäer die Pflanze zuerst erhielten, nannten sie Tay, die Botaniker nennen sie Thea, und zählen sie, wie die Chinesen selbst, zur Classe der Camellien. In China variirt die Theepflanze in der Höhe von 3 oder 6 bis zu 7 Fuß. Gewöhnlich bildet sie eine dichte Blättermasse mit einer unzähligen Menge kleiner dürrer Rippen, wie man sie häufig mit dem Thee vermischt findet, wenn man ihn in der Büchse untersucht. In Assam, wo sie, wie wir bereits gesagt haben, wild gefunden wird, erreicht sie oft eine Höhe von 30 Fuß. Die Rippen der Pflanze werden sorgfältig gepuzt, um die Masse der Blätter zu vermehren. Diese sind im natürlichen Zustand von dunkelgrüner Farbe und ovaler Form. Die Blumen der Theepflanze wachsen einzeln, sind weiß und ohne Geruch; der Saame derselben gleicht dem der Haselnuß, indem ihre Kerne in eine harte Schaale eingehüllt und dabei so ölig sind, daß sie bald nach der Reifung verfaulen. Das Oel, das aus diesem Saamen gezogen wird, ist scharf und bitter, aber den Chinesen in mancherlei Beziehung nützlich. Die Blätter werden von der Pflanze zum erstenmal gepflückt, wenn sie ungefähr 3 Jahre alt ist, ausgewachsen aber ist sie erst in 6 oder 8 Jahren. Die Theepflanze gedeiht im ganzen Kaiserthum China. Die Nachfrage nach Thee ist so groß, daß man theilweise die Wolle-Cultur aufgeben mußte, um dem Begehren nach den süß duftenden Blättern der Hügel von Bohea, Fuhkien, Gehkiang und Kiangsu zu entsprechen.

Jeder Boden-Besitzer in China, sei sein Land nun ausgedehnt oder auf einen Garten beschränkt, pflanzt einige Dutzend Stauden und benützt die Blätter selbst oder pflegt sie, um sie an seinen reicheren Nachbar zu verkaufen.

Die Cultur der Theepflanze ist beinahe ausschließlich in den Händen der kleineren Pflanzer. Denn in China gibt es überhaupt wenig ausgedehnten Landbesitz, aber jeder kleine Farmer erntet seine verhältnißmäßige Masse von Wolle, Seide, Reis und Thee.

Die Saamen der Theestauden werden dicht nebeneinander gepflanzt, weil wegen ihrer öligen und scharfen Eigenschaften manche von ihnen verfaulen. Sind die Schößlinge 1 Fuß oder etwas höher, so werden sie in je 4 Fuß von einander entfernte Reihen versetzt.

Ein weicher sandiger Boden in etwas hoher Lage gilt für das beste Theeland. Dabei muß er reichlichen Wasserzufluß haben. Ein lehmiger Boden mit einer lockern Sanddecke entwickelt im Allgemeinen einen starken Trieb und auf den Pflanzungen des Ankoy-Hügels in der Fuhkien-Provinz trägt der Thee die Farbe des Eisens, das der Boden enthält. Dieser erfordert im Allgemeinen keine Bearbeitung, auch braucht man sich nicht viel Mühe zu geben, um die Stauden im gesunden Zustande zu erhalten. Das Resultat dieses Mangels an Fürsorge ist, daß in der Nähe von Canton namentlich und in andern Theilen des Reichs die Theestauden häufig mit Flechten bedeckt und bisweilen von Würmern durchbohrt und zerfressen sind. Die Chinesen sollten in dieser Richtung sich ihres vortrefflichen Sprichworts erinnern: „Versäumte Mühe macht doppelte Mühe“. Man darf jedoch

Digitized by Google

nicht in den gemeinen Irrthum verfallen, diese bezopfte Nation, welche von unwissenden Leuten verspottet wird, sei ein so leeres, barbarisches und lächerliches Volk, wie es gewöhnlich geschildert wird. Dieses Volk hat im Gegentheil nicht nur jeden Fleck Landes der großen Heimath nutzbringend für das allgemeine Beste gemacht, sondern auch die Hügel beinahe bis zum Gipfel terrassenförmig angebaut und Wolle, Thee, Reis viele hundert Fuß über der Meeresfläche angepflanzt. Es betreibt Ackerbau und Industrie im großartigsten Maaßstab und erweitert mit jedem Tag den Handelsverkehr mit dem Auslande.

Kehren wir zum Thee zurück: wie wir gesagt, wenn die Theestaude ungefähr drei Jahre alt ist, sammelt der Chinese die ersten Blätter ein, was er während der Saison dreimal wiederholt. Die erste Ernte findet ungefähr in der Mitte des Aprils statt, oder wenn die zarten Blätterknospen sich zu öffnen beginnen, d. h. so lange die Blätter ihre jugendliche Wolle noch haben. Diese jungen Blätter liefern den feinsten Thee, und der Flaum, der auf ihnen bleibt, hat zu der irrthümlichen Meinung Veranlassung gegeben, es seien dies die Blätter der Theeblume. Die zweite Ernte findet in den ersten Tagen des Mai statt, wenn die Stauden mit ausgewachsenen Blättern dicht besetzt sind. Die Chinesen legen großes Gewicht auf das Wetter, da sie glauben, daß zu starker Thau oder der vollständige Mangel an Feuchtigkeit die Blätter brandig mache und dadurch die Qualität und Quantität der Ernte verringere. Der ungefähre jährliche Ertrag einer einzigen fülligen Pflanze soll zwischen achtzehn und vierundzwanzig Unzen sein; und auf tausend Quadratfuß Land stehen gewöhnlich hundert bis hundertzwanzig Pflanzen.

Die Blätter werden mit der Hand eingesammelt und so rasch als möglich von den Zweigen abgestreift; Männer, Frauen und Kinder werden ohne Unterschied bei diesem Geschäft verwendet. Jeder Einsammelnde hat einen Korb um seinen Hals geschlungen, in welchem er die Blätter nach dem Trokenhaus trägt. Eine Person kann durchschnittlich im Tage zwölf bis fünfzehn Pfund sammeln, wofür sie ungefähr achtzehn Kreuzer erhält. — Die dritte Ernte findet in der Mitte Juli statt; im August wird eine Nachernte gehalten, welche Tsin-tu heißt; die drei frühern werden erster, zweiter, dritter Frühling genannt. Die beiden letzten liefern weit geringere Blätter und werden selten exportirt, sondern meist für die ärmeren Chinesen verwendet.

Wenn man auch annehmen darf, daß die Theepflanze gesundere und beßbalb werthvollere Blätter in günstiger Lage abwirft, als wenn sie in einem schlechten Boden steht oder dem Wechsel der Witterung zu sehr ausgesetzt ist, so glaube ich doch, daß die Zartheit des Blattes und seine edeln Eigenschaften weit mehr von der Art der Behandlung nach der Ernte abhängen. Chinesische Autoritäten erklären auch, daß die Art der Trocknung ebensoviel mit der Feinheit und dem Reichthum des Duftes der Blätter zu thun hat, als das Alter, oder die Natur des Bodens, der sie erzeugt. Mehrere von ihnen gehen so weit, zu behaupten, daß einige Arten von Thee ihren ursprünglichen Geschmack durch den Trocknungsprozeß verlieren, dem sie unterworfen werden. Jeder unserer Leser hat schon bemerkt, daß, wenn die Blätter alt werden, ihr Geschmack an Schärfe zunimmt, während sie an Delicatesse verlieren. Auch wissen wir alle, daß der Geschmack des Pecco weit delicater ist, als der des Souchong und Congo. Die Ursache dieser Eigenschaften des Pecco ist seine Jugend. Pecco und die feineren Arten von Thee sind aus den Blätterknospen der Theepflanze bereitet, während Souchong und Congo die ausgewachsenen, reifen Blätter der Pflanze sind. Kein Theepflanzer würde die zarten Blätter der Theepflanze auf der Glühpfanne trocknen, wo die geringeren, weit älteren Blätter geröstet werden.

Nachdem die Blätter gesammelt und eingeheimst sind, werden sie sorgfältig sortirt und die gelben und abgestorbenen weggeworfen. Die gesunden Blätter werden dann auf Bambusmulden dünn aufgestreut und dem Wind ausgesetzt, bis sie welch werden; dann rollt und wickelt man sie, nachdem sie durch heißes Wasser zum Welken gebracht worden sind. Wenn dieses Wasser die Spitzen der Blätter gegilbt, so sind sie für die Feurung tauglich. Das Rollen ist eine mühsame und langweilige Arbeit; deßhalb nennen die Chinesen den so behandelten Thee Kungfu-cha — gearbeiteten Thee. Congo ist eine Corruption des Wortes Kungfu-cha. Sind die Blätter gerollt, so werden sie zunächst der Hitze ausgesetzt. Nachdem die eiserne Pfanne glühend gemacht worden, nimmt der Arbeiter eine Hand voll Blätter und streut sie sorgfältig und dünn darauf; er wartet, bis jedes Blatt in die Höhe gesprungen und streicht sie dann vorsichtig in einen Korb, ehe sie Zeit hatten, zu verkohlen. Die eisernen Behälter sind viereckige Kästen aus mehreren Aufsätzen, die eine schiefe Richtung haben und durch eine Röhre erhitzt werden. Das Rollen ist bei ganz gewöhnlichem Thee überflüssig; bei diesem werden die frischen Blätter auf die heiße Pfanne gestreut und von Zeit zu Zeit umgekehrt.

Der Mund der Arbeiter ist sorgfältig bedeckt; diese Vorsicht ist wegen des heißen Dampfes nothwendig, der in Wolken von den Blättern aufsteigt. Während der ersten Feurung schwitzen sie einen starken grünlichen Saft aus, der zumeist verdampft. Fünf Minuten reichen für diese erste Feurung aus.

Nach dieser werden die Blätter auf Bambus-Tische gelegt. Die Arbeiter nehmen nun eine Hand voll von den Blättern und rollen und kneten sie auf dem Tische, um den öligen grünen Saft herauszudrücken. Dieser Saft fließt durch die Oeffnungen im Tische ab.

Nun werden die Blätter der Luft ausgesetzt, um vollständig zu trocknen; sie müssen aber sorgfältig behandelt werden, damit die Sonne sie nicht zu mürbe macht.

Darauf werden sie in großen Massen in die Pfannen gethan, um eine zweite Feurung auszuhalten. Diese darf aber nicht so stark sein, als die erste, damit die Blätter nicht verkohlen. Die zweite Feurung dauert eine ganze Stunde. Bisweilen werden die Blätter auf ein mit Asche bedecktes Kohlenfeuer gesetzt und zwei bis drei Stunden geröstet. Dieser Vorgang macht sie dunkler, als wenn sie rasch in der Pfanne erhitzt werden. Die gewöhnlichen Sorten schwachen Thees läßt man länger in der Sonne, als die feineren. Solch gewöhnlicher schwarzer Thee ist der Luft bisweilen zwei Tage lang ausgesetzt. Soll der Thee exportirt werden, so wird er zum zweiten Male in die Röstpfanne gethan, um den Schimmel zu verhüten.

Man hört noch immer die Meinung, schwarzer und grüner Thee komme von verschiedenen Pflanzen. Dieß ist ein großer Irrthum. Die Chinesen, welchen hierin ein Urtheil zusteht, schreiben die Verschiedenheit der Farbe ihres Thees der Art der Zubereitung zu. Grüner Thee ist stärker und heller als schwarzer, aus dem einfachen

Digitized by Google

Grunde, weil er weniger bearbeitet und geröſtet iſt und deßhalb mehr von ſeinem urſprünglichen Oel, ſeiner Stärke und Farbe behält, als der ſchwarze, der zum Export beinahe verkohlt iſt. Wir könnten eben ſo gut behaupten, ein geröſtetes Gemüſe und ein geſottenes Gemüſe kommen nicht von ein und derſelben Pflanze, da das geröſtete dunkelbraun und das geſottene blaßgelb iſt. Grüner Thee wird erzeugt, indem man die jungen Blätter einfach über einem ſchwachen Feuer trocknet. Dadurch bleibt natürlich mehr Oel in den Blättern, als wenn man ſie aufrollt und zum zweiten Male röſtet.

Chineſiſche Schriftſteller heben einmüthig zehn Punkte hervor, die bei der Wahl des grünen Thees zu beobachten ſind. Die Blätter müſſen ſchön grün, feſtgerollt und fleiſchig ſein; es dürfen ſich keine gebrochenen Blätter oder Zweige darunter befinden; der Aufguß muß grünlich ölig und aromatiſch ſein; endlich muß man auf die Schwere, den Geſchmack, die Farbe der trockenen Blätter und den Geruch, wenn man ſtark darauf haucht, ſorgfältig Acht haben. Kaufleute haben die Gewohnheit, Ankoithee mit dem Magnet zu prüfen, da man glaubt, daß die ſchädliche Wirkung des grünen Thees auf die Nerven häufig von der Trocknung auf Kupfer komme. Dieß iſt jedoch meiner Anſicht nach falſch: die ſchädliche Wirkung des grünen Thees kommt theilweiſe, wie geſagt, von der großen Maſſe zurückbleibenden Oeles, theilweiſe von der künſtlichen Art, wie man die Farbe gleichmäßig zu machen ſucht. Man muß nämlich wiſſen, daß die Feurung und Rollung, je nachdem ſie die Blätter mit dem Eiſen in Berührung bringt oder der Sonne ausſetzt, verſchiedene

Theeernte in China.

Farbſchattirungen verurſacht, und es iſt nun die Aufgabe des Fabrikanten, — zur Erzielung eines möglichſt hohen Preiſes — dieſe Farben gleichmäßig herzuſtellen.

Er macht ſich auch kein Gewiſſen daraus, wenn die Blätter zum zweiten Male in die Pfanne gethan werden, Gelbwurzpulver darein zu miſchen, um ihnen eine gelbe Farbe zu geben und ſpäter Berliner Blau und Gyps, wodurch ſie die gewünſchte Farbe erhalten.

Die den verſchiedenen Sorten von Thee gegebenen Namen kommen meiſt von dem Orte, wo ſie wachſen oder von ihrem eigenthümlichen Ausſehen. So iſt Bohea der Name des Orts, wo dieſer Thee wächst, und nicht die Bezeichnung für eine beſondere Sorte; Sunglo iſt gleichfalls ein allgemeiner Name für den grünen Thee, der von den Höhen von Kiangſu kömmt. In Anbetracht der großen Arbeit, welche der Thee macht, und der großen Reiſe von den Provinzen nach der Hauptſtadt (oft 1000 Meilen) iſt es überraſchend, wenn man das Pfund des beſſern Thees in Canton mit 36 Kreuzer zahlt.

Wir ſtellen die verſchiedenen Theeſorten noch nach der Farbe zuſammen: 1) Brauner oder ſchwarzer: Bohe, Congo, Campoe, Souchong, Pecco; 2) grüner: Singlo, Tonkay, Hayſan, Tchi, Aljofar, Soulong, Kaiſer- oder Blüthenthee.

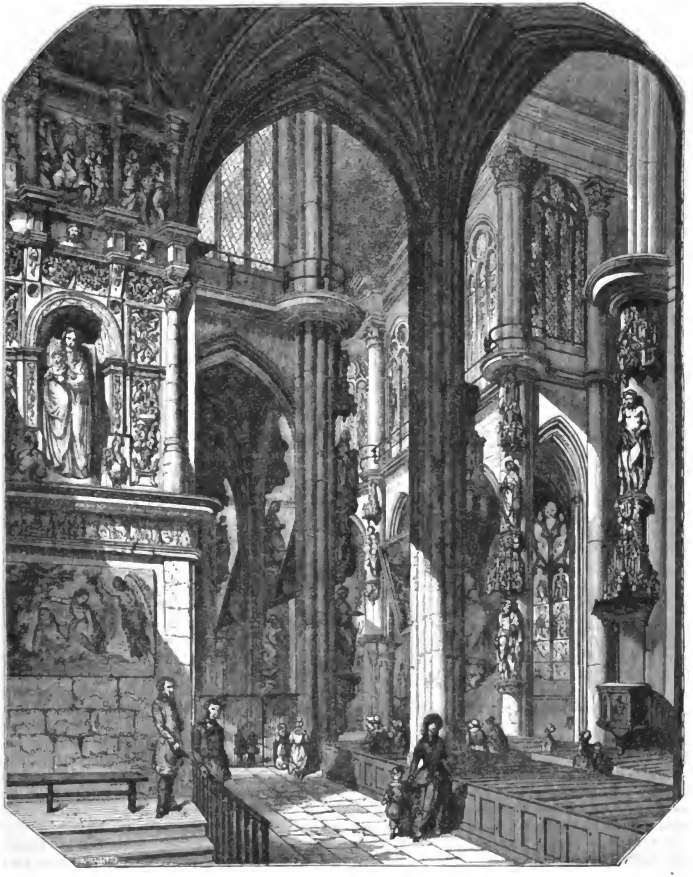
Zum Schluſſe wollen wir unſern Leſern das Recept mittheilen, das der große Kaiſer Tchin-Long in einem Lobgedichte gab, das lange Zeit auf allen chineſiſchen Theetaſſen ſtand:

„Auf ein gelindes Feuer bringe ein drei Fuß hohes Gefäß, deſſen Form und Farbe ſeinen langen Gebrauch kund gibt; fülle es mit geſchmolzenem, reinem Schneewaſſer und laſſe daſſelbe ſo lange ſieden, als erforderlich iſt, den Fiſch weiß und den Krebs roth zu kochen. Gieße daſſelbe in eine Taſſe von Yu-Erde auf die delicateſten und feinſten Blätter. Dann laß es ruhen, bis der Dampf aufſteigt, und nur noch ein leichter Nebel auf der Oberfläche ſchwimmt. Trinke dann ſchnell dieſen köſtlichen Trank, der die fünf Haupturſachen des menſchlichen Leides hebt. Man kann fühlen und ſchmecken die köſtliche Ruhe, die dieſer Genuß gewährt, aber ihn zu beſchreiben, iſt unmöglich!“

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawſon & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Die Kirche des heiligen Pantaleon zu Troyes.



Innere Anſicht der Kirche des heiligen Pantaleon zu Troyes.

Der heilige Pantaleon iſt um das Jahr 305 unter Galerius zu Nicomedien den Märtyrertod geſtorben und ſteht bei den Griechen in hohem Anſehen. Die Bewohner von Troyes (im Aube-Departement) weihten ihm eine ihrer Kirchen zum Andenken an Papſt Urban, der aus einer armen Familie dieſer Hauptſtadt der Champagne ſtammte und Jacobus Pantaleon hieß. Die genannte Kirche liegt auf der Weſtſeite der Stadt: ſie iſt klein, im ſogenannten Renaiſſanceſtyl, und ſteht auf einem Platze, den früher ein viereckiges Oratorium einnahm. Eine lateiniſche Inſchrift in der Chorhaube der Kirche ſagt, daß ſie im Jahre 1527 erbaut wurde. Das Portal ſtammt je-

Digitized by Google

doch erst aus dem achtzehnten Jahrhundert. Das Schiff und die schönen hellen Capellen sind mit einer großen Anzahl Sculpturen und Gemälden geschmückt, deren Beschreibung wir einem Werke über die Kunstschätze von Troyes entlehnen.

Die zwölf Pfeiler oder Pilaster, die das Gewölbe tragen, sind mit reichen Kragsteinen und Baldachinen geschmückt, welche einundzwanzig nicht ganz lebensgroße Statuen tragen und decken: die Statuen selbst sind in zwei Reihen übereinander an den Säulen angebracht. Alle haben das Gepräge einer gewissen Naivität, das ungemein anspricht. Man schreibt sie gewöhnlich dem Bildhauer F. Gentil und seinem Gehülfen Dominique zu. Die erste Capelle zur Rechten des Schiffes enthält mehrere Gruppen von demselben Style, unter welchen sich namentlich auszeichnen: eine Mater dolorosa, ein Pilatus, Christus den Juden zeigend, und die heilige Jungfrau, von Magdalena und Johannes gestützt, die man gewöhnlich für drei Marien hält. Das Altarblatt der nächsten Capelle ist mit einer Steingruppe geschmückt, deren Figuren drei Fuß hoch sind; sie stellen den heiligen Crispin und den heiligen Crispian dar, welche Schuhe machen, während die Soldaten kommen und sie holen: der Ausdruck der Ruhe und Resignation ist auf den Gesichtern der beiden Heiligen vortrefflich gegeben und contrastirt lebhaft mit der barbarischen Freude der Satelliten. Die Costüme dieser Beiden datiren aus der Zeit Heinrich II. Die Draperien und Gesichter sind mit Farben und Gold bedeckt, die ihren Glanz noch bewahrt haben. Die Arcaden des Schiffes und des Chors sind mit sechs großen Bildern von Carré, einem Schüler von Lebrun, geschmückt und stellen die Geschichte des heiligen Pantaleon dar. Die Fenster sind mit Bildern in grau decorirt, welche aus dem sechszehnten Jahrhundert stammen. Der ganze Bau, obwohl er verschiedenen Styles angehört, macht dennoch einen großartigen, einheitlichen Eindruck.

Südliche Reisebilder.

I.

Palma auf der Insel Majorca.

(Schluß.)

Zu unserer Rechten erhoben sich Hügel, unten mit sanft ansteigenden Triften, während die Gipfel mit Tannen bedeckt waren. Am Fuße derselben braust im Winter und bei den Gewittern im Sommer ein reißender Strom hin, dessen Bette aber bei unserer Ankunft noch nichts als Kieselsteine enthielt. Allein das schöne Moos, womit diese Steine bewachsen waren, die kleinen zwischen den herabhängenden Zweigen der Pappelbäume halb verborgenen Stege, die weit hineinragenden Bäume, welche gleichsam eine grüne Wiege von einem Ufer zum anderen bildeten, ein kleiner Wasserstreifen, der sich geräuschlos zwischen den Binsen und Myrten hinzog, dazwischen hinein Gruppen von Weibern, Kindern und Ziegen — alles dieses bildete eine wunderbare Ansicht für den Maler. Ich bedaure nur, daß Lorrain es nicht gesehen, er hätte seiner hübschen Sammlung noch mehrere Dessins beifügen können. Wir gingen täglich in dem Bette des Baches spazieren, und nannten uns dieses Plätzchen Poussin, weil die freie, bei ihrem melancholischen Aussehen dennoch schöne und stolze Natur uns lebhaft an die Ansichten erinnerte, welche dieser große Meister vorzugsweise geliebt zu haben scheint.

Einige hundert Schritte von unserer Eremitage entfernt, theilte der Bach sich in mehrere Arme und verlor sich in der Ebene. Die Oliven- und Johannisbrodbäume mit ihren ausgedehnten Aesten gaben dieser angebauten Gegend das Aussehen eines Waldes. Auf den zahlreichen Anhöhen, welche an diesen mit Bäumen bewachsenen Theil gränzten, erhoben sich Hütten in großartigem Style, aber von wahrhaft kindischen Dimensionen. Man glaubt gar nicht, welche Anzahl von Schennen, Schoppen, Ställen, Höfen und Gärten ein Pages auf einem Morgen Landes anbringt, und welchen Geschmack er ohne sein Wissen bei dieser seiner Anordnung entwickelt.

Das Wohnhäuschen besteht gewöhnlich aus zwei Etagen mit einem platten Dache, dessen Verlängerung einen hellen Gang beschattet, was gerade ausstieht, wie wenn über eine Reihe Schießscharten ein florentinisches Dach gebaut wäre. Diese symmetrische Bauart gibt selbst den armseligsten, elendesten Gebäuden einen Anschein von Glanz und Dauerhaftigkeit, und die großen Maiskolben, welche zum Trocknen in den Oeffnungen des Ganges aufgehängt sind, bilden einen Früchtekranz, dessen roth und gelbe Farbe einen unglaublich reichen und schönen Anblick gewährt.

Rings um das Häuschen steht gewöhnlich eine starke Cactus- oder Feigenhecke, deren Zweige eine Mauer bilden, und die schwachen Schranken von Seegras und Schilf, worin die Schafe eingeschlossen sind, gegen den Nordwind zu schützen. Da unter diesen Leuten ein Diebstahl niemals, oder wenigstens äußerst selten vorkommt, so haben sie zur Sicherung ihres Eigenthums keine anderen, als solche Verwahrungsmittel. Dichte Gehölze von Mandel- und Orangenbäumen umgeben den Garten, worin nie andere Früchte, als Piment und Liebesäpfeln gepflanzt werden. Das Ganze macht einen prächtigen Eindruck. Oft steht in der Mitte auch noch eine schlanke Palme, deren breite Krone angenehmen Schatten verbreitet.

Diese Gegend ist eine der blühendsten auf der ganzen Insel, und die Gründe, welche Graffet de Saint-Sauveur in seiner „Reise nach den Balearen" hiefür anzibt, bestätigen, was ich weiter oben über die Mängel der Cultur im Allgemeinen auf Majorca sagte. Die Bemerkungen, welche dieser Beamte im Jahr 1807 über die Apathie und Unwissenheit der majorcanischen Pages machte, veranlaßten ihn, nach den Gründen derselben zu forschen, und er fand zwei Hauptgründe.

Der erste ist die große Menge von Klöstern, welche früher einen Theil der ohnedin schon schwachen Bevölkerung verschlangen. Dieser Uebelstand ist jedoch seit neuerer Zeit, in Folge des energischen, von Mendizabal ausgehenden Decrets, welches die strengen Majorcaner ihm nie verzeihen werden, weggefallen.

Der zweite Hauptgrund ist der sclavische Geist, der unter ihnen herrscht, und der sie zu Dutzenden an den Dienst der Reichen und Adelichen bannt. Dieser Mißbrauch besteht noch immer in seiner ganzen Ausdehnung fort: jeder aristokratische Majorcaner hat eine zahlreiche Suite, zu deren Unterhalte seine Einkünfte kaum hinreichen, obwohl sie durchaus Nichts zu seiner Bequemlichkeit beitragt. Man kann unmöglich schlechter bedient sein, als man es durch diese Art Ehrendienerschaft wird.

Wundert man sich, wie ein reicher Majorcaner in einem Lande, wo man weder etwas von Luxus, noch son-

Digitized by Google

stigen Veranlassungen zur Verschwendung weiß, seiner Einkünfte los werden könne, so darf man nur in sein Haus gehen, das voll von schmutzigen Faullenzern beiderlei Geschlechts ist, welche einen Theil der zu diesem Zwecke bestimmten Gebäude einnehmen, und, nachdem sie ein Jahr bei ihrer Herrschaft in Dienst gestanden, für ihr ganzes Leben Anspruch auf Wohnung, Kleidung und Nahrung haben. Diejenigen, welche aus dem Dienste austreten wollen, können es gegen Verzichtung auf einige Vortheile; allein es ist nun einmal gebräuchlich, daß sie auch in diesem Falle jeden Morgen mit ihren früheren Genossen Chocolade trinken und, wie Sancho bei Gamache, an allen Schmausereien des Hauses Theil nehmen. Auf den ersten Blick hält man diese Gebräuche für patriarchalisch und geräth in Versuchung, die republikanische Gesinnung zu bejammern, welche dieses Verhältniß des Herrn zum Diener begründe; allein in Kurzem lernt man einsehen, daß dieses ein Republikanismus nach Art des alt-römischen ist, und daß diese Diener Clienten sind, die nur Trägheit oder Noth an ihre eitlen Gebieter fesselt. Es gehört auf Majorca zum guten Tone, bei einer Haushaltung, wozu man kaum zwei Domestiken bedürfte, deren wenigstens fünfzehn zu haben. Wenn man nun vollends die großen, die daliegenden Ländereien betrachtet und sieht, wie in Folge von Faulheit und Nachlässigkeit die Industrie darniederliegt und jede Idee von Fortschritt verbannt ist, so weiß man in der That nicht, wen von Beiden man in höherem Maße verachten soll, den Herrn, welcher die moralische Gesunkenheit von Geschöpfen, die doch Seinesgleichen sind, auf diese Art in ihrem Fortbestehen erhält, oder den Sklaven, welcher erniedrigende Trägheit der Arbeit vorzieht, die ihm doch wieder zu einer der Menschenwürde entsprechenden Unabhängigkeit verhelfen könnte.

Wir befanden uns drei Wochen in Etablissements, als die Regenzeit begann. Bisher hatten wir göttliches Wetter gehabt, die Citronen und Myrten standen noch in der Blüthe, und in den ersten Decembertagen blieb ich oft bis fünf Uhr Morgens auf einer Terrasse im Freien. Und das will etwas heißen, denn ich bin gegen die Kälte der empfindlichste Mensch, und die Begeisterung für die Schönheit der Natur vermag mich nicht für jene unempfindlich zu machen. Und doch machte ich in solchen Nächten mir nicht viele Bewegung, sondern saß ruhig da, ein müßiger Zuschauer; mein ganzes Geschäft war Sehen und Hören; da horchte ich mit gespannter Aufmerksamkeit in die Nacht hinaus und suchte mir von jedem Geräusche Rechenschaft zu geben. Bekannter Maßen hat jedes Land seine eigenen geheimnißvollen Melodien, seine Klagen, Rufe und sein Flüstern; und diese Sprache gehört zu den charakteristischen Erscheinungen, die den Wanderer am meisten ansprechen, das geheimnißvolle Hinrieseln des Wassers über kalten Marmor, der gewichtige, abgemessene Schritt der Sbirren auf dem Quai, das hellönende, kinderähnliche Geschrei der Wassermäuse, die einander auf den schlammigen Steinplatten verfolgen; endlich das verstohlenere Flüstern, welches manchmal das dumpfe Stillschweigen der venetianischen Nächte unterbricht — alles dieses ist unendlich verschieden von den monotonen Wellenschlag, dem „Wer da?“ der Schildwachen und dem melancholischen Gesange der Srenos zu Barcelona, der Lago Maggiore hat ganz andere Harmonien als der Genfer See. Das Rauschen eines Waldes tönt ganz anders, als das Krachen eines Gletschers. Auf Majorca herrscht eine tiefere Stille, als an irgend einem andern Orte, diese wird manchmal unterbrochen, wenn die Eselinnen und Maulthiere, welche die Nacht auf den Waiden zubringen, ihre Glocken schütteln, was viel heller und melodischer tönt, als die Glocken der Schweizer Kühe. Auch hört man den Bolero an den einsamsten Plätzen und in den dunkelsten Nächten. Da ist nicht ein Bauer, der nicht seine Guitarre hätte, die man zu allen Zeiten hören kann. Von meiner Terrasse aus hörte ich auch das Meer, jedoch in solcher Ferne und so schwach, daß die Töne unbestimmt in meinem Ohr verschwammen.

Blätter aus Natur und Leben.

Moschusmauern. In Kara-Amid, der Hauptstadt von Diarbekyr, ist eine Moschee, welche den Namen Iparie trägt. Sie wurde auf Kosten eines Kaufmanns errichtet, der in den Kalk siebenzig Chek's (je 250 Drachmen) Moschus mischen ließ, damit das ganze Gebäude durch und durch parfumirt sei. Der für die Construction des Mirhaub in der Moschee der Zobaide in Tebris verwendete Mörtel ist gleichfalls mit Moschus vermischt und strömt einen angenehmen Wohlgeruch aus.

Seltsames Carneval in Circassien. Gegen Anfang des Septembers verläßt jeder circassische Fürst sein Haus, zieht sich auf einen Berg oder in die Tiefe eines Waldes zurück und baut sich dort eine Hütte aus Laubwerk. Die den Hofstaat bildenden Edelleute folgen ihm; aber Niemand von der Familie, nicht mal der Bruder wagt sich zu nähern. Hier ist nun alles maskirt, d. h. man hat das Gesicht verschleiert und spricht nicht tscherkessisch, sondern einen Jargon, den man Chakobja nennt. Dorthin begeben sich auch die geheimen Freunde des Fürsten, die mit ihm geraubt und gestohlen. Sie erscheinen gleichfalls maskirt, weil sie mit Leuten zusammentreffen könnten, die sich an ihnen rächen und sie umbringen würden. Der Fürst allein kennt alle und ist der Mittelpunkt aller Geheimnisse. Diese Maskerade dauert sechs Wochen, während welcher kleine maskirte Banden sich von der Gesellschaft trennen und in der Nachbarschaft stehlen; und da um diese Zeit Jedermann auf seiner Hut ist, so gibt es eine Masse Todter und Verwundeter, selbst Fürsten werden ermordet, weil man sie nicht kennt. — In dem Dialog des Lucian, der die Ueberschrift: die „Scythen“ trägt, findet sich eine Erzählung, die eine auffallende Aehnlichkeit mit diesem tscherkessischen Gebrauch hat. —

Nationelles im Trinken. Ein Witzkopf behauptete, man könne aus der Art, wie man sich bei einer in ein Weinglas gefallenen Fliege benehme, die Nationalität erkennen. Der Engländer, sagte er, werfe den Wein sammt der Fliege weg; der Franzose nehme die Fliege aus dem Wein, den er dann austrinke; der Deutsche stürze den Wein sammt der Fliege hinunter.

Muscheln.

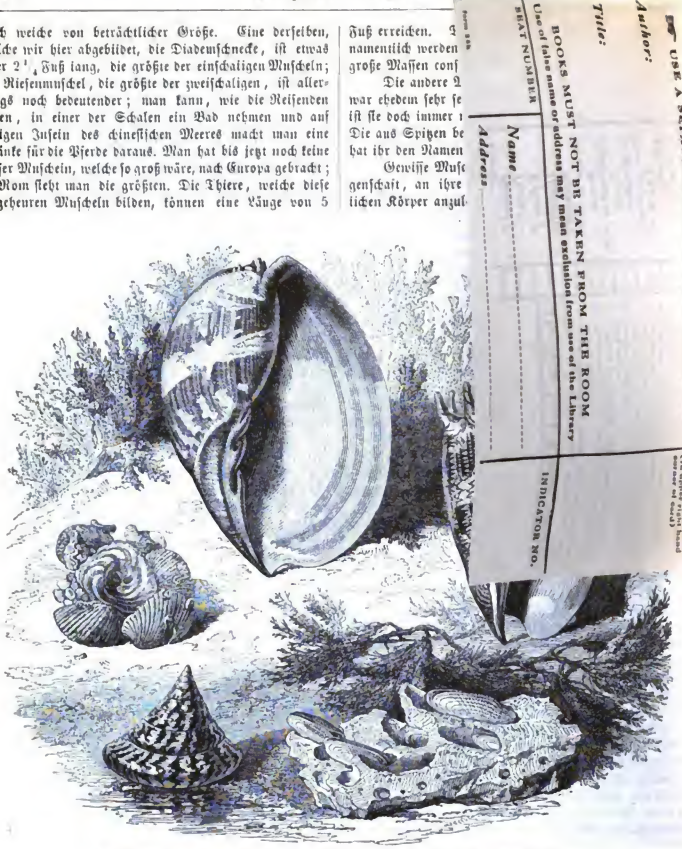
Gewisse fossile Muscheln sind, wie man weiß, von colossalen Proportionen, die alles, was man gegenwärtig in dieser Art kennt, weit übertreffen. Unter den Gattungen jedoch, die man im Meere findet, sind immer

Digitized by Google

noch weiche von beträchtlicher Größe. Eine derselben, welche wir hier abgebildet, die Diademschnecke, ist etwas über 2 ½ Fuß lang, die größte der einschaligen Muscheln; die Riesenmuschel, die größte der zweischaligen, ist allerdings noch bedeutender; man kann, wie die Reisenden sagen, in einer der Schalen ein Bad nehmen und auf einigen Inseln des chinesischen Meeres macht man eine Tränke für die Pferde daraus. Man hat bis jetzt noch keine dieser Muscheln, welche so groß wäre, nach Europa gebracht; in Rom sieht man die größten. Die Thiere, welche diese ungeheuren Muscheln bilden, können eine Länge von 5 Fuß erreichen. [illegible] namentlich werden [illegible] große Massen conf[illegible]

Die andere [illegible] war ehedem sehr se[illegible] ist sie doch immer [illegible] Die aus Spitzen be[illegible] hat ihr den Namen

Gewisse Muse[illegible] genschaft, an ihre[illegible] lichen Körper anzul[illegible]



Diademschnecke. — Kaiserschnecke. — Trödelschnecke. — Wolkenkreisel. — Dattelmuschel.

eine große Zahl kleinerer Muscheln mit sich; andere heften Steine an sich, die so groß und schwer sind, daß die Muschel oft das dreifache Gewicht bekömmt. Es ist unmöglich, heutzutage eine Erklärung von dieser Thatsache zu geben, die nur bei der Muschelgattung der Trochen vorkommt.

Die Trödelschnecke (Trochus agglutinans), die auf unserem ersten Bilde mitgetheilt ist, findet sich auf den Antillen. Im indischen Ozean gibt es noch viele andere solcher Arten. Auf dem gleichen Bilde haben wir eine derselben dargestellt — den Wolkenkreisel (Trochus niloticus), den man im stillen Ozean findet, der jedoch nicht die anklebende Eigenschaft hat.

Die letzte Figur des ersten Blattes stellt eine zweischalige Schnecke dar, welche Dattelmuschel oder Fingermuschel (Pholas dactylus) heißt. Diese Muschel ist unserm Meere nicht fremd; sie bewohnt namentlich das mittelländische Meer.

Alle Arten dieser Gattung, welche sehr zahlreich sind, stecken einen Theil der Schale in Holz, Stein oder Sand. Die Sockel der Säulen am Jupitertempel zu Puzzuoli, welche lange im Wasser standen, waren von dieser Muschelgattung ganz durchbohrt.

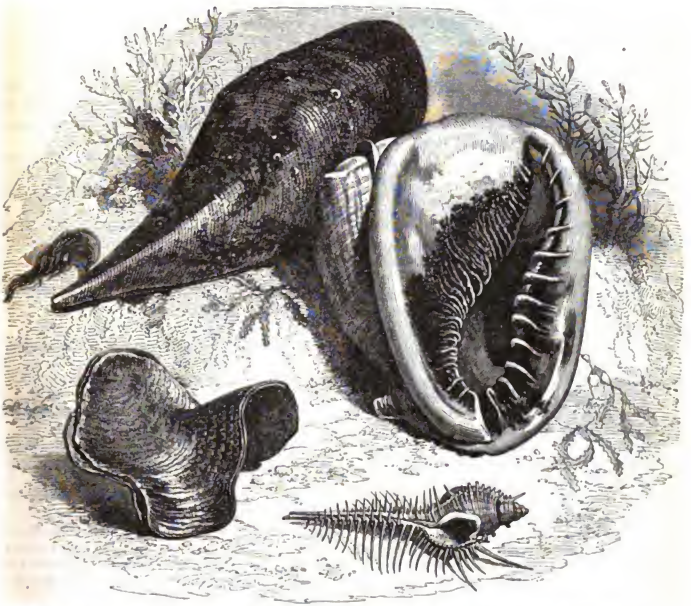
Das erste Bild unserer zweiten Platte ist die größte zweischalige Muschel, welche das mittelländische Meer

Digitized by Google

bewohnt; sie hängt sich mittelst eines Faserbüschels, den man Byssus nennt, an unterseeische Körper an. Dieser Byssus besteht aus feinem, seidenem Faden, aus dem man in Sizilien und Calabrien kostbare Stoffe webt, die aber sehr theuer sind, weil jede Muschel nur eine so kleine Masse Material liefert. Am untern Ende dieser hier abgebildeten Muschel findet sich der Faserbüschel, den man auch bei der eßbaren Miesmuschel findet.

Der Seehelm von Madagaskar (Cassis madagascariensis) ist nicht selten; er wird von den Künstlern zu den feinen Gravirungen verwendet, die man Muschelcameen nennt. Diese Cameen bilden einen wichtigen Handelszweig, denn nur der Seehelm hat die Härte und Dicke, welche den Graveur befriedigende Resultate seiner Mühe erwarten lassen. Eine wohlerhaltene Muschel dieser Art wird mit 12 fl. bezahlt. Man brachte früher beträchtliche Ladungen nach Italien, wo sie zu genanntem Zwecke verwendet wurden; Paris liefert jedoch heutzutage die größte Masse.

Die Fenster der Häuser in mehreren Ländern Indiens sind nicht wie in Europa aus Glas, sondern aus durchsichtigen und viereckig geschnittenen Muscheln gemacht. Die Muscheln, die man dazu verwendet, sind sehr klein,



Große zweischalige Muschel des mittelländischen Meeres. — Seehelm von Madagascar. — Polnischer Sattel. — Feinstachliche Felsenschnecke.

und heißen Scheibenmuscheln. Alle Kirchen von Goa, auf der malabarischen Seite, sind mit Scheibenmuscheln verglast. Die Placuna sella oder der polnische Sattel auf unserm Bilde hat eine hellbraune Farbe und ist weit seltener als die übrigen Arten. Die feinstachlige Felsenschnecke ist eine kleine, im chinesischen Meere häufig vorkommende Muschel, die nur etwas schwer zu finden ist, weil ihre Stacheln sie oft ganz verdecken.

Die gestohlene Frucht.

Am 15. August 1777 spielten zwei kleine Mädchen von sieben und acht Jahren in einem Garten bei Ajaccio in Corsica. Nachdem sie sich unter den Bäumen und Blumen sattsam getummelt, blieben sie vor dem Eingang einer dunkeln Grotte unter einem Felsen stehen.

„Elise", sagte das eine Mädchen, „geh' nicht weiter; es schauert mich, wenn ich in die schwarze Höhle sehe."

„Unsinn. 'S ist ja Napoleons Höhle."

Digitized by Google

„Der Garten gehört aber deinem Onkel Fesch; hat er die Grotte Napoleon geschenkt?“

„Nein, Panoria; mein Großonkel hat ihm die Grotte nicht geschenkt. Aber da er oft ganze Stunden darin zubringt, so nennen wir sie Napoleons-Grotte.“

„Und was thut er wohl da drinnen?“

„Er spricht mit sich.“

„Worüber?“

„Ich weiß nicht, über mancherlei; aber komm', hilf mir einen großen Blumenstrauß binden.“

„Eben noch, als wir den untern Weg heraufgingen, verbotest du mir, eine Blume zu pflücken, obgleich so großer Ueberfluß da ist.“

„Ja, das war auch in meines Onkels Garten.“

„Aber sind denn die Blumen des Canonicus heiliger, als die des Onkels Fesch?“

„Freilich, Panoria.“

„Und warum?“

„Ich weiß es nicht; aber wenn Jemand uns das Spielen verfagen möchte, so heißt es: „das wird deinem Onkel, dem Canonicus, Kopfweh machen?“ wenn wir etwas nicht anrühren sollen, so heißt es immer: „das gehört dem Canonicus!“ wenn wir etwas essen möchten, „laß das, es ist für deinen Onkel, den Canonicus!“ Und sogar wenn wir gelobt oder belohnt werden, so geschieht es immer nur, weil der Canonicus mit uns zufrieden ist!“

„Ja, weil er Archidiacon von Ajaccio ist, fürchten sich die Leute vor ihm.“

„Ach nein; sondern weil er unser Vormund ist. Papa ist nicht reich genug, um uns Lehrer zu halten, und hat keine Zeit, unsere Erziehung zu beaufsichtigen, deßhalb lehrt uns der Canonicus Alles; er ist nicht unfreundlich, aber sehr streng. Wenn wir unsere Lectionen nicht wissen, schlägt er uns.“

„Und nennst du das nicht unfreundlich, Elise?“

„Nicht gerade. Bekommst du nie Schläge, Panoria?“

„Niemals, Elise. Es ist eine corsicanische Sitte, die Kinder zu schlagen; unsre Familie aber ist griechisch, und Mama sagt, Griechen dürfen nicht geschlagen werden.“

„Dann, Panoria, möcht' ich eine Griechin sein; denn es ist sehr hart, geschlagen zu werden.“

„Dein Bruder Napoleon wird auch kein Freund davon sein?“

„Er ist der Einzige von meinen Brüdern, der nicht schreit oder sich beklagt, wenn er gestraft wird. Du solltest hören, was Joseph und Lucian für einen Lärm machen, man könnte glauben, der Oheim schinde sie bei lebendigem Leibe.“

„Aber Napoleon, was mag er nur sprechen in der Grotte?“

„Still. Da ist er. Wir wollen uns hinter dem Fliederbaum verbergen und lauschen.“

„Ich sehe Severia kommen, die uns rufen wird.“

„Ach, es dauert noch einige Zeit bis sie die Früchte für den Canonicus gesammelt. Wir können indessen genug hören. Komm!“

Und die kleinen Mädchen krochen zwischen den Felsen und die überhängenden Zweige.

Der Knabe, welcher sich der Grotte näherte, unterschied sich von den Kindern seines Alters durch die Größe seines Kopfes, die massive Form seiner edeln Stirne und den forschenden Ausdruck seiner Augen. Er ging langsam — über die herrliche blaue See hinausblickend — und nicht wissend, daß seine Schritte von vier der schönsten schwarzen Augen beobachtet wurden.

„Hier bin ich mein eigener Herr!“ sagte er beim Eintritt in die Grotte. „Niemand befiehlt mir.“ Und sich mit königlicher Würde auf eine Bank niedersetzend, fährt er fort: „Es ist mein Geburtstag. Heute bin ich acht Jahre. Ich wünschte, ich lebte unter den Spartanern. Dann stünd ich unter der Aufsicht der Frauen; aber hier muß ich so vielen Menschen gehorchen. Unter Anderem der alten Severia. Ach! wär' ich doch der Herr!“

„Nun, und wenn du der Herr wärest, was würdest du thun?“ rief Elise, ihr hübsches kleines Köpfchen vorstreckend.

„Zuerst, vor Allem würde ich dich lehren, nicht an den Thüren zu horchen“, antwortete Napoleon verlegen, daß er belauscht worden.

„Aber Bruder, ich kann ja keine Thüre sehen.“

„Thut nichts, du hast gelauscht.“

„Elise! — Panoria!“ rief eine laute Stimme. „Wohin sind die Kinder wohl gegangen?“

Die jungen Mädchen kamen aus ihrem Laubwerke auf Bonapartes Amme, Severia, zugeeilt, welche auf ihrem Arme einen Korb mit den köstlichsten Birnen, Trauben und Feigen trug.

„Eine Birne“, rief Napoleon, indem er in den Korb griff.

„Alle Heiligen schützen uns!“ rief Severia. „Sie sind ja für deinen Oheim, den Canonicus.“

„So!“ rief Napoleon, seine Hand so rasch zurückziehend, als ob ihn eine Wespe gestochen hätte.

Panoria brach in ein Lachen aus.

„Nein!“ rief sie, „was sind das für Menschen. Der Onkel Canonicus scheint der Popanz der ganzen Familie zu sein. Fürchtet Severia ihn auch?“

„Nicht mehr als ich“, sagte Napoleon keck.

„Und doch fürchtetest du dich, eine Birne zu nehmen.“

„Weil ich es nicht wollte.“

„Nicht wagte, Napoleon.“

„Nicht wollte, Panoria.“

„Und wenn du's wünschtest, würdest du's thun?“

„Gewiß.“

„Du bist ein Prahler, Napoleon; gegenüber von deinem Onkel wärest du eben so feig, als Elise oder Pauline.“

„Kommt, Kinder, folgt mir“, sagte Severia weiter gehend.

„Du hältst mich für feig?“ flüsterte Elise ihrer kleinen Freundin zu. „Komm' herein und sieh, ob ich nicht soviel von den Früchten des Onkels esse, als mir beliebt. Mama ist ausgegangen, um einen Besuch zu machen und wird erst morgen zurückkommen.“

„Dann will ich dir helfen“, sagte Panoria. Und die kleinen Mädchen folgten, die gelüstigen Augen auf die verführerische Frucht heftend, Severia in's Haus.

Napoleon blieb noch einige Zeit in seiner Grotte: als die Essenszeit jedoch nahte, ging er gleichfalls heim. Da er sehr durstig war, trat er in das Speisezimmer, wo ein großer Gläserschrank stand, auf welchem sich gewöhnlich auch frisches Wasser befand. Bei seinem Eintreten hörte er ein Geräusch; der Gläserschrank wurde rasch zugeschlagen und er glaubte einen weißen Rock durch das Fenster verschwinden zu sehen. Statt jedoch der Flüchtigen nachzuforschen, holte er sich ruhig ein Glas Wasser aus dem Schranke. Zu seinem Schrecken sah er, daß das Fruchtkörbchen des Onkels halb leer war. Während er seines Durstes vergessend mit Staunen auf die Früchte blickte und

Digitized by Google

sich fragte, wer wohl der böse Dieb sein möchte, weckte ihn eine Stimme hinter ihm aus seinen Träumereien.

(Schluß folgt.)

Der heilige Ibis.

Die alten Egyptier erwiesen dem Ibis beinahe göttliche Ehre: sie stellten ihn in ihren Tempeln auf und beteten in ihm den Gott Merkur an, der Vogel geworden, als er auf die Erde kam, um die Menschen Wissenschaften und Künste zu lehren; sie verbanden den Ibisdienst mit den Mysterien der Isis und des Osiris; er wurde das Wahrzeichen ihres Landes und eines der vier Ivole, die sie bei ihren Banketen feierlich umhertrugen. Die Priester von Hermopolis bewahrten in ihrem Tempel einen Ibis, den sie für unsterblich erklärten. Man schreibt den Ursprung des Ibiscultus von den wesentlichen oder eingebildeten Diensten her, die er Egypten geleistet.

„Es liegt", sagt Herodot, „in Arabien, ziemlich nahe bei der Stadt Buto, ein Ort, nach dem ich mich begab, um mich über die geflügelten Schlangen zu unterrichten. Ich sah bei meiner Ankunft eine ungeheure Masse von Knochen und Rückgraten solcher Thiere; ganze Haufen größerer, mittlerer und kleinerer lagen rings umher. Der Ort, wo diese Gebeine aufgehäuft sind, ist in einem Gebirgspaß, der in eine große Ebene mündet, welche an Egypten grenzt. Man sagt, diese geflügelten Schlangen fliegen im Anfang des Frühlings nach Egypten. Der Ibis aber, der mit ihnen auf der Grenze dieser Ebene zusammenstoße, lasse sie nicht durch. Die Araber behaupten, aus Dankbarkeit für diesen Dienst erwiesen die Egypter dem Ibis große Ehre, und auch die Egypter sagen, daß es der Grund sei, weßhalb dieser Vogel in so großem Ansehen bei ihnen stehe."

Verschiedene andere Schriftsteller nach Herodot, wie Cicero, Pomponius Mela, Solin u. A. erzählen dasselbe und beinahe auf die gleiche Weise.

Die neuern Gelehrten schenken der Erzählung jedoch wenig Glauben. In der That würde auch nichts in den Gewohnheiten des wirklichen Ibis, nichts in seiner Lebensweise die Möglichkeit erklären, die geflügelten Schlangen zu vernichten; ebensowenig deutet die Natur auf das Vorhandensein von geflügelten Schlangen, die so große Entfernungen in der Luft durchmessen, wie uns die Alten glauben machen wollen.

Man findet heutigen Tages noch vollkommen erhaltene Ibis-Mumien in den Catacomben Egyptens, namentlich in denen von Saccara, Memphis und Theben. Diese Mumien zeichnen sich durch die Feinheit und die Künstlichkeit der Arbeit aus. Sie bestehen aus leinenen Bändern, die gitterartig über einander gelegt sind und unmittelbar den in Leinwand gehüllten Körper des Vogels umschließen. Im Innern der Umwickelung ist dieser Körper auf die gleiche Weise behandelt; der Hals ist unter einen der Flügel gelegt und die Beine sind so gekrümmt, daß sie mit dem Kniegelenk das Brustbein berühren. Die Umwickelung und der Körper werden stark mit Erdharz getränkt, in diesem Fluidum bald gekocht, und dann in einen länglichen Topf von gebrannter Erde gelegt, der durch einen Deckel hermetisch verschlossen ist. Man sieht in den Catacomben von Memphis eine große Masse solcher Töpfe, die symmetrisch übereinander aufgestellt sind.

Der unter dem Namen Ibis von den Egyptern verehrte Vogel gehört der Klasse der Reiher und der besondern Gattung der Langschnäbler an. Characteristische Eigenschaften dieser Gattung sind: ein langer gebogener, am Kopfe beinahe viereckiger Schnabel, der an der Spitze gerundet und abgestumpft ist. Der Kopf und der obere Theil des Halses sind gewöhnlich nackt; die Zehen durch ein Häutchen geheftet. Dieß ist der heutige Ibis. Existirt aber die besondere Gattung von Ibis noch, welche die Egypter verehrten? Und wenn sie existirt, welche Gattung ist es? Das haben sich die Gelehrten häufig gefragt. Durch neuere Forschungen, namentlich die des Herrn von Savigny, ist man darüber in keinem Zweifel mehr. Die Ibis-Mumien liefern zwei Gattungen, die man durch das Skelett, die Größe, die Form der Federn und sogar durch den Rest von Farbe, den sie noch haben, genau unterscheiden kann. Beide Gattungen haben ihre Analogieen unter den noch heute in Egypten vorkommenden, nämlich in dem heiligen Ibis (Ibis religiosa) und dem braunen Ibis (Ibis falcinella).

Der weiße oder heilige Ibis hat einen starken Körper, die Größe einer Henne, nackten Kopf und Hals, gleichen Schwanz, weiße Federn, mit Ausnahme der Spitzen der großen Schwungfedern, welche aschgrau und der mittlern, Schwungfedern, welche schwarz mit grünen und violetten Reflexen sind.

Der braune Ibis, welcher oben kastanienbraun, mit grünen und violetten Reflexen, unten graulich schwarz ist, bewohnt Europa, Indien und die Vereinigten Staaten. Er wurde, wie der heilige Ibis verehrt; man findet ihn aber seltener unter den Mumien.

Die Ibis leben in kleinen Truppen von sechs bis zehn Vögeln. Der braune Ibis bildet Schwärme von dreißig bis vierzig Vögeln. Die beiden Alten arbeiten gemeinschaftlich an dem Bau des Nestes und ziehen miteinander ihre Jungen auf; die Dichter sollten sie als Muster der Zärtlichkeit und Treue verherrlichen, denn die Verbindung eines Paares ist unauflöslich bis zum Tode. Sie sind sanften Characters und marschiren langsam und gemessenen Schrittes. Häufig bleiben sie ganze Stunden auf einem Flecke sitzen; die einzige Beschäftigung ist dann, die Erde mit dem Schnabel aufzuwühlen, um nach Nahrung zu suchen. Die einzelnen Glieder eines Schwarmes trennen sich selten.

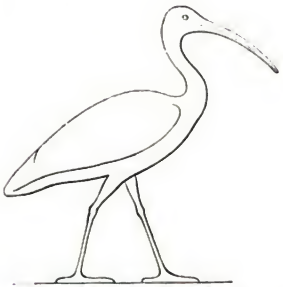
Der Ibis hält sich gern an Niederungen und an feuchten, überschwemmten und morastigen Orten auf; er liebt die Reisfelder, die Ufer großer Flüße u. s. w.; nie besucht er die salzigen Wasser; er lebt von Würmern, Wasserinsecten und kleinen Flußmuschelthieren; einzelne scheinen sich auch von zarten Kräutern und Zwiebelgewächsen zu nähren, die sie aus dem Boden reißen.

Der Ibis ist ein Wandervogel; die Gattungen namentlich, welche nach Egypten kommen, erscheinen mit dem Beginn der Nilüberschwemmungen und verlassen das Land mit der Abnahme des Wassers; sie wandern nach Aethiopien, wo Bruce sie um diese Zeit erscheinen sah. Sie nisten nicht mehr in Egypten, wie ehemals. Zu den Zeiten ihrer religiösen Verehrung lebten sie das ganze Jahr in diesem Lande; sie konnten die Städte ungehindert besuchen, da selbst der unfreiwillige Mörder eines dieser Vögel mit dem Tode bestraft worden wäre. Die jetzigen Egypter veranstalten Jagden auf den Ibis; sie nähren sich von ihrem Fleisch, deßhalb vermindert sich auch ihre Zahl tagtäglich und man findet sie nur noch in den einsamsten Gegenden ihrer alten Heimath.

Digitized by Google

Lebendiger Ibis im naturhistorischen Museum zu Paris.

Ibismumie.



Der heilige Ibis. Egyptische Sculptur.

Behälter für die Ibismumie.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawson & Comp. in Paris.

Digitized by Google

John James Audubon.

geb. 1780, gest. den 27. Januar 1851.

John James Audubon wurde im Jahre 1780 in Louisiana, nicht in Pennsylvanien, wie oft irrthümlich angegeben wird, von französischen Eltern geboren. Mit einer ruhigen beschaulichen Gemüthsart begabt, damit von Jugend an einen Hang zum Abenteuerlichen verbindend, wandte sich sein Geist in der Stille und Einsamkeit seines väterlichen Besitzthumes frühzeitig zu der Betrachtung der Natur. Seine heimathlichen Wälder boten ihm dazu die schönste Gelegenheit, und bald war er mit Allem, was in ihnen lebte, vertraut. Seine Spielgefährten waren die Thiere des Waldes; doch wie sein Geist gern in weite Fernen schweifte, so liebte er auch besonders dem Fluge der Vögel zu folgen, die frei und ungefesselt im grünen Waldesdome unter den flüsternden Zweigen ihr fröhliches Leben führten. So wurde er fast unbewußt mit den Gewohnheiten dieser seiner Lieblingsgefährten bekannt und sammelte Erfahrungen, die in späteren Jahren seinen Ruf als größter der Ornithologen begründen sollten. Doch

Digitized by Google

der bloße Anblick genügte ihm nicht; er wollte besitzen, und zwar in der Frische und Schönheit besitzen, mit der die Natur seine Lieblinge so verschwenderisch begabt hatte. In späteren Jahren, wenn er sich seiner frühesten Jugend-Eindrücke erinnerte, pflegte er häufig zu bemerken, mit welch' wehmüthigen Empfindungen ihn der Anblick eines seiner Lieblinge erfüllt habe, wenn mit dem letzten Lebenszeichen der unaussprechliche Glanz und Schmelz des Gefieders entwichen, die graziösen Formen zusammengeschrumpft und nur noch ein mit matten Farben bedeckter Körper zurückgeblieben sei. — Da fiel ihm zufällig ein Buch mit Illustrationen von Thieren in die Hände. Begierig durchblätterte er dasselbe, und eine neue Welt von Ideen und Visionen eröffnete sich seinem erstaunten Geiste. Jetzt war das Mittel gefunden, seine Lieblinge in natürlicher Frische zu bewahren, und mit rüstiger Hand machte sich der Knabe ans Werk, dem Papiere anzuvertrauen, was so lebhaft seinem Geiste vorschwebte, seine Gedanken so ausschließlich beschäftigte. Kein Lehrer gab ihm die nöthige Anleitung, aber sein Genie lauschte bald der Natur das Geheimniß ihrer anmuthigen Formen ab, und er legte so den Grund zu seinen späteren herrlichen Zeichnungen. Aber auch wohl Niemand war befähigter als er zu einer solchen Aufgabe, er, der instinktartig den Charakter der Vögel erfaßte und auf der Stelle die technische Gewandtheit fand, ihn naturgetreu wiederzugeben.

Sein Vater, frühzeitig mit der vorherrschenden Neigung seines Sohnes bekannt und in ihm ein Talent für Malerei vermuthend, schickte ihn im Jahre 1809 nach Paris, wo er unter Leitung des berühmten David seine mangelhafte Technik vervollkommnete, auch der Wissenschaft mit solchem Eifer oblag, daß sein späteres großes Werk nicht allein durch die Schönheit seiner Illustrationen, sondern auch durch das gründliche Wissen, das er in demselben entfaltete, das Aufsehen der gelehrten Welt auf sich ziehen konnte. — Schon im Jahre 1810 kehrte er aus Europa zurück, verheirathete sich und lebte auf seiner reizenden Besitzung an den Ufern des Schuylkill ganz seiner angeborenen Neigung, ohne jedoch bis jetzt irgend welchen definitiven Zweck vor Augen zu haben. — Um diese Zeit ward er wider seinen Willen in Geschäfte verwickelt. Dadurch herbeigeführte merkantilische Spekulationen schlugen unglücklich für ihn aus und verbitterten ihm seine bis dahin ungetrübte Freude an der Natur. Sein Charakter und seine Neigungen paßten nicht zu dem wirren Getriebe der Welt; die Wälder, Spielplätze seiner frühesten Jugend, zogen ihn in dem Maße mehr und mehr an, als ihm das Leben der Gesellschaft verhaßt wurde; und so faßte er denn endlich den kühnen Entschluß, seine Plantage zu verlassen und im fernen Westen ungestörte Ruhe zu suchen.

Mit seinem treuen Weibe, einem kleinen Kinde und zwei Negern machte er sich auf den Weg in die unwirthbare Wildniß, die ihm neue, heißersehnte Schönheiten zu erschließen versprach. — Auf dem Ohio schiffte er sich in einem kleinen Canoe ein und gelangte nach Mühseligkeiten aller Art nach Kentucky, wo er sich an der westlichen Grenze des Staats ansiedelte und von dort aus große Streifzüge nach Westen hin unternahm. Daß er auf diesen einsamen Wanderungen Gefahren aller Art begegnete, braucht wohl kaum bemerkt zu werden, und finden sich seine verschiedenen Abenteuer auf eine anmuthige Weise in sein großes Werk, „die Vögel Amerika's", verwoben, das dadurch einen eigenthümlich romantischen Reiz erhält. Doch härter als alle Mühseligkeiten traf ihn der Verlust seiner Zeichnungen, die in einer Nacht von Ratten total zerstört wurden und die Früchte jahrelanger Arbeit vernichteten. Einen Augenblick beugte dieser harte Schlag den kühnen Mann darnieder; doch die Spannkraft seines Geistes entriß ihn bald seiner Schwermuth, mit erneuertem Eifer und frischer Kraft ging er noch einmal ans Werk, und in ein paar Jahren war der Verlust ersetzt.

Die früher vom Prinzen Lucian Bonaparte, dessen Bekanntschaft er in Philadelphia gemacht hatte, angeregte Idee, seine Zeichnungen zu veröffentlichen, drängte sich ihm nun auf's Neue auf, und er beschloß, sie zu verwirklichen. Er verließ demgemäß seine Wälder und kehrte nach dem Osten zurück. Und so sahen eines Tages die fashionablen Besucher des Niagara-Falls einen Mann unter sich erscheinen, dem das Haar wirr ums Haupt flatterte und dessen Bart auf die Brust herabhing. Auf seinem Rücken ruhte seine umfängliche Büchse, während ein breiter Ledergürtel ein langes Jagdmesser trug. Die Erscheinung des Fremden war wohl geeignet, allgemeines Erstaunen zu erregen, das sich noch verdoppelte, als man sah, wie sich derselbe ohne Zwang an die Tafel setzte und Frühstück verlangte. Das schöne Geschlecht rümpfte wohl ein wenig die Nase, und der Wirth machte Miene, den ungebetenen Gast entfernen zu lassen; doch seine kühne, achtunggebietende Haltung, sein heller, geistsprühender Blick überzeugten den guten Mann bald, daß er es mit einem außergewöhnlichen Charakter zu thun hatte. Und sehr gut war es, daß ihm diese geschreckte Idee in den Kopf kam; denn dieser wildaussehende Fremde war kein anderer als Audubon, dessen Name bald auf beiden Hemisphären einen so gewaltigen Wiederhall finden sollte.

In London angekommen, ward es Audubon nicht schwer, Bewunderer und Gönner zu finden, die ihm zu Veröffentlichung seines großartigen Werkes hülfreiche Hand boten. Englands Gelehrte, unter ihnen Brewster, Jeffrey und Wilson, wetteiferten um die Ehre, ihm mit ihrem Einflusse beistehen zu können, und so erschien in London 1827 der erste Band seines Riesenwerkes, „die Vögel Amerika's", das in vierzehn Jahren vollendet wurde. Es gelang ihm, 175 Subscribenten, unter ihnen 80 seiner Landsleute, für dasselbe zu erhalten, die durch einen Beitrag von 200 £ jeder das Unternehmen auch zu einem in pecuniärer Hinsicht vortheilhaften machten. — Audubon's Ruhm war begründet! — Der unbekannte Waldmann aus den Urwäldern Amerika's, der ungekünstelte Sohn der Natur hatte mit einem Riesen-Sprunge einen ehrenvollen Platz in der gelehrten Welt eingenommen. Humboldt, dessen persönliche Bekanntschaft er gemacht hatte, stand mit ihm in regelmäßigem Briefwechsel, und von Einzelnen sowohl als von gelehrten Gesellschaften empfing er die schmeichelhaftesten Beweise vollster Anerkennung seines Talents und seiner Leistungen auf einem Gebiete, das ihn für alle Zeiten als seinen genialsten Forscher anerkennen wird.

Nach Amerika zurückgekehrt, das er schon einmal während der Publikation seiner Ornithologie wieder besucht hatte, beschäftigte er sich mit einem Werke, das an Großartigkeit das erste noch übertreffen und die Darstellung der vierfüßigen Thiere Amerika's in Lebensgröße, wie die Vögel, zum Zweck haben sollte. Seine beiden Söhne und der ausgezeichnete Zoologe Dr. Bachmann leisteten ihm hierbei hilfreiche Hand, und der fertige Theil desselben erschien auch vor einigen Jahren in New-York, wo er mit großem Beifall aufgenommen wurde. Eine

Digitized by Google

Reise, die Audubon zur Vervollständigung desselben nach den Felsengebirgen unternehmen wollte, kam nie zur Ausführung, da der große Mann am 27. Januar 1851 auf seinem Landsitze Minniesland am Hudson, 8 Meilen oberhalb New-York, starb, tiefbetrauert von seiner Familie, seinen zahlreichen Verehrern und der wissenschaftlichen Welt überhaupt.

Zur Charakteristik Audubon's verweisen wir unsere Leser auf sein wohlgelungenes Portrait, das der heutigen Nummer voransteht. Seine hohe Stirne läßt ihn als tiefen Denker erkennen; in seinem klaren blitzenden Auge spiegelt sich der helle, scharfe Blick des Forschers, und die etwas gebogene Nase und die zusammengepreßten Lippen zeugen von der Festigkeit seines Charakters und der unbeugsamen, alle Hindernisse überwindenden Willenskraft, die ihn ein Menschenalter hindurch, das er in der Wildniß unter drohenden Gefahren verbrachte, nie verließ.

Im Umgange war er liebenswürdig und besaß, wie das fast allen Naturmenschen eigen ist, eine weiche, für Leiden empfängliche Seele. Obgleich in Amerika geboren, gelang es ihm doch nie, den besonderen Accent, der den Franzosen bei der Aussprache des Englischen eigenthümlich ist, zu verlieren.

Wir schließen diese kurze Skizze seines Lebens mit den Worten aus Edward Lester's Biographie Audubon's in the Gallery of Illustrious Americans, in die wir von ganzer Seele einstimmen:

„In den schattigen Waldschluchten werden die Vögel Amerika's seinen Namen ertönen lassen. Der Zaunkönig wird ihn vor unsern Fenstern zwitschern, der Pfingstvogel ihn durch die Fluren schmettern, die Turteltaube ihn im tiefen Haine girren, der vielzungige Spottvogel ihn durch die Abendlüfte senden, und der Vogel Washington's wird ihn aus seiner festigen Heimath, hoch in den Rocky Mountains, in den Sturm und zu den Sternen empor rufen."

Die Niam-Niam oder Menschen mit Schwänzen in Central-Afrika.

Eine große Anzahl von Reisenden erzählt von Menschen, welche Schwänze haben, denen der meisten Vierfüßler ähnlich. In China, behauptet man, existire ein Volk dieser Art. Es wohne, sagen die Encyclopädieen, 150 Meilen südlich von dem Königreiche Yong-Tchang. Der Schwanz dieser Chinesen ist nach den einen lang und haarig, nach den andern gleicht er dem Schwanze der Schildkröte; wenn sie sich setzen wollen, so machen sie ein Loch in den Sand, um den Schwanz hineinzustecken.

Im Jahre 1677 behauptet Johann Struys, ein holländischer Reisender, in Afrika einen Menschen gesehen zu haben, der einen mehr als fußlangen Schwanz besaß.

Hornemann versichert gleichfalls, daß es zwischen dem Golf von Benin und Abyssinien Menschenfresser gebe, welche einen Schwanz haben und die man Niam-Niam nenne.

Du Conret, ein französischer Reisender, bestätigt dies als Thatsache.

Rochet d'Hericourt erzählte in einer Sitzung der orientalischen Gesellschaft zu Paris (23. November 1849), er habe in Afrika sehr häufig von Menschen mit Schwänzen sprechen hören.

Francis de Castelnau veröffentlichte im Jahre 1851 eine Broschüre „Ueber die Schwanzmenschen, welche nach den Berichten des Neger von Sudan in Centralafrika leben." Diese Neger hatten Herrn von Castelnau versichert, daß die Niam-Niam, wilde Menschen, welche ein Land im Südwesten des Tchasees bewohnen, einen natürlichen Schwanz haben.

Einer der Neger, welcher sich bei der Menagerie des Capitän Huguet befand, versicherte Herr von Parerey, daß er die Niam-Niam wohl kenne, und daß diese Schwanzmenschen auf Bäumen, wie in Nestern leben; auch sang er ein Lied, das in Afrika sehr bekannt ist und den Schwanz dieser seltsamen Wesen verherrlicht.

Endlich erzählte Herr von Abbadie in der Sitzung der geographischen Gesellschaft am 9. Januar 1852, daß ihm kurz vor seiner Abreise nach Europa ein abyssinischer Priester, Namens Kidana Maryam, ein Mann von Geist und Kenntnissen und durchaus nicht abergläubisch, Folgendes erzählt habe: Ich begab mich das erste Mal über Aliu-Ambra, Harar, Berberah, Mokha und das rothe Meer nach Cairo. Wir brauchten sechsundzwanzig Tage von Aliu-Ambra nach Harar ... Diese Stadt hat 2500 Häuser, die meisten aus Holz, einige jedoch auch aus Steinen. Der Flüßchen ist eine große Menge um die Stadt; die meisten verlieren sich in den Sand. Das ganze Land ist mit Caffee und War bepflanzt, das dazu dient, die Haut gelb zu färben und im ganzen Süden von Arabien sehr geschätzt wird. Ich kaufte für zwanzig Talaris War in Harar. Die Stadt besitzt ungefähr hundert Stück Geschütz, alle von kleinem Caliber... Vierzehn Tagreisen südlich von Harar ist ein Land, dessen Namen ich vergessen, wo jedoch alle Menschen einen langen mit Haaren bedeckten Schwanz haben, der sich am Ende des Kreuzes befindet. Die Frauen dieses Landes sind schön und ohne Schwanz. Die Bevölkerung hat eine rußige oder schwarze Farbe und besitzt viele Kühe und Schaafe, aber keine Kameele. Eine wasserlose Wüste scheidet sie von Harar. Ich sah ungefähr vierzehn dieser Stammes in Berberah und bin fest überzeugt, daß der Schwanz natürlich ist; ich habe ihn jedoch nicht mit meinen Händen berührt."

Herr von Abbadie fügt dieser Mittheilung bei: „Es ist in Afrika sehr schwierig, einem einzelnen Zeugen etwas zu glauben. In Aethiopien erzählt man von einem benachbarten Lande, wo alle Einwohner Hunde sind, welche Frauen haben. Die Hunde bewachen die Kühe; ihre Frauen melken sie und bereiten die Speisen zu."

Die Stadt Berberah, wo der Priester Kidana Maryam fünfzehn Schwanzmenschen gesehen zu haben behauptet, liegt in der Nähe von Aden. Man versichert, daß jedes Jahr eine Anzahl solcher Menschen auf den Markt nach Berberah komme. Es wäre daher leicht, sich über die Existenz derselben oder den Grund der Sage Gewißheit zu verschaffen. Das Beste wäre natürlich, wenn man einen solchen Schwanzmenschen nach Europa brächte, um ihn einer genauen Prüfung zu unterwerfen.

Belagerung von La Rochelle.

1627.

Im Monat October des Jahres 1622 wurde zu Montpellier ein Tractat zwischen Ludwig XIII. und dem Herzog von Rohan unterzeichnet, der dem Religionskrieg, welcher im vorhergehenden Jahre ausgebrochen war, ein

Digitized by Google

Ende machte. Dieser Tractat setzte die alten Friedensedicte wieder in Wirksamkeit; aber die Versammlungen, mit Ausnahme der Consistorien und geistlichen Synoden waren den Hugenotten untersagt, denen als sichere Punkte nur La Rochelle und Montauban blieben. Der König versprach, keine Garnison nach Montpellier zu legen, keine Citadelle dort zu bauen und das Fort Louis, das neuerdings tausend Schritte von den Thoren La Rochelles entstanden war, zu schleifen. Dieser von beiden Seiten sehr schlecht gewahrte Frieden sollte den Rest der protestantischen Partei aufreiben; aber die Chefs dieser Partei, der Herzog von Rohan und sein Bruder, der Herzog von Soubise harrten auf eine Gelegenheit, für ihre Religionsgenossen das Recht der politischen Versammlungen und alle Vortheile, die sie verloren, wieder zu gewinnen. Als sie 1625 Richelieu in einen gefährlichen Kampf gegen das Haus Oestreich verwickelt sahen, glaubten sie, es sei der günstige Moment gekommen; auch fehlte es ihnen nicht an Vorwänden, die sie zu Forderungen zu berechtigen schienen. Das Fort Louis, das den Zugang zu Rochelle beherrschte, wurde, statt geschleift zu werden, wie der König versprochen, mit jedem Tage mehr befestigt. Nach Bronage und Oleron waren Infanterie, Artillerie und Küstenwächter gelegt worden. Die Schiffe durften in dem Hafen von Rochelle weder aus noch ein, ohne einen so beträchtlichen Zoll zu bezahlen, daß dadurch der Handel der Stadt vernichtet wurde. Man wußte endlich, daß, um die Blocade zu vervollständigen, eine königliche Flotte an der Mündung des Blavet zusammengezogen worden.

Unter diesen Umständen entschied sich der Herzog von Soubise, die Waffen zu ergreifen, ohne zuvor seine Partei um Rath gefragt zu haben. Im Monat Januar 1665 bemächtigte er sich der Insel Ré, rüstete fünf kleine Schiffe aus, die er mit fünfhundert Soldaten und hundert Matrosen bemannte; an der Spitze dieser Flotille schiffte er in den Hafen des Blavet, griff die Flotte des Königs an und bemächtigte sich ihrer; als er jedoch mit seiner Prise den Hafen verlassen wollte, zwang ihn der contraire Wind, zurückzukehren und zweitausend Mann unter dem Commando des Herzogs von Vendome, Gouverneurs der Bretagne, belagerten alsbald den Hafen. Die Hugenotten hielten Soubise für verloren und sagten sich von ihm los. Aber nach Verfluß von drei Wochen legte sich der Wind um und es gelang dem Herzog, die Ketten und Kabeltaue, welche den Hafen schloßen, zu durchschneiden und fünfzehn bis sechzehn Schiffe mitzunehmen, mit welchen er sich der Insel Oleron bemächtigte.

Der Herzog von Rohan, welcher glaubte, der Verlust der Flotte werde Richelieu geneigter machen, zu unterhandeln, verlangte die Aufrechthaltung des Tractats von Montpellier. Als seine Anerbietungen nicht angenommen wurden, ergriff er am 1. Mai in Languedoc die Offensive und berief nach Castres eine Kirchenversammlung, durch die er sich zum General ernennen ließ, und obgleich er

Ansicht von La Rochelle im Jahre 1627.

seine Armee nur mit Mühe auf die Beine brachte, konnte er doch den Truppen des Königs die Spitze bieten.

Während dieser Zeit behauptete der Herzog von Soubise, der indessen von den Bewohnern La Rochelles unterstützt worden, mit einer mächtigen Flotte das Meer. Er machte zahlreiche Prisen und verheerte sogar die Küsten von Languedoc. Bald jedoch ließ ihn Richelieu, der von Holland und England Schiffe geborgt, durch Toiras und den Herzog von Montmorency angreifen; nachdem sie ihn anfangs (15. September) zu Land geschlagen, bemächtigten sie sich eines Theiles der Flotte, der Rest floh nach England.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Maulwurfsgrille.

Die Maulwurfsgrille (Gryllotalpa vulgaris), welche eine Gattung von Erdflöhen bildet, hat ziemlich das Aussehen dieser; sie ist ungefähr einen Zoll lang, und in drei Glieder getheilt, wie alle Insekten; ihre Farbe ist oben rothbraun, unten rothgelb, die Flügel sind doppelt so lang, als ihre Decken. Characteristisch sind die breiten, schaufelförmigen, gezähneten Schienen und Füße der Vorderbeine. Sie gleichen einer Hand und dienen, wie die der Maulwürfe zum Graben; von dieser Aehnlichkeit trägt diese Art von Grillen ihren Namen.

Die Grillengattung umfaßt mehrere Arten: die, mit der wir uns hier beschäftigen, ist die europäische, die einzige, die man bezüglich ihrer Gewohnheiten beobachtet hat. Die Maulwurfsgrille lebt, wie man weiß, unter der Erde und kommt nur sehr selten an die Luft, dies hauptsächlich zur Nacht und bei trockenem Wetter; die Wohnung besteht aus einer Anzahl von Gängen, die unregelmäßig von einem Kessel ausgehen, in welchem sie sitzen; diese Gänge sind unter einander verbunden, ziemlich rund und haben vier Linien im Durchmesser. In dem Kessel, in welchem die Maulwurfsgrille unbeweglich den ganzen Winter sitzt, legt das Weibchen ihre Eier. Dieß geschieht im Juni oder Juli; das Männchen läßt bei dieser Gelegenheit ein Gezirpe hören, das dem der Grillen ähnlich, aber nicht so stark ist. Die Jungen sind weiß; nach und nach werden sie brauner und nehmen ihre Naturfarbe an; sie unterscheiden sich von den Alten nur noch durch den Mangel der

1. Die Maulwurfsgrille.

2. Vorderfuß; dreifache Größe.

Flügel. Um den Centralpunkt der Wohnung einer Maulwurfsgrille her ist die Erde gewöhnlich dichter und fester, als auf entfernteren Punkten und dieß in solchem Grade, daß man das Vorhandensein eines Maulwurfsgrillennestes leicht an einem Erdklose erkennen kann, der sich von dem übrigen Boden ablöst. Wir haben ein solches Nest vor uns abgebildet; Nro. 3 ist das ganze Nest mit dem Eingangsloch, Nro. 4 zeigt das in der Mitte durchschnittene Nest. Die Gänge und der mittlere Kessel sind nicht sehr tief; sie gehen soweit als die Wurzeln der Gemüsepflanzen, die sie gewöhnlich abfressen. Bei dem Graben der Gänge läßt sich die Maulwurfsgrille von keinem Hinderniß zurückschrecken; sie macht keinen Umweg; sie frißt sich durch die Wurzeln durch oder zerreißt sie oder zerstört sie ganz, wenn sie nicht groß sind. Daher stammen

3. Das Nest der Maulwurfsgrille.

4. Das Innere des Nestes.

Digitized by Google

jene ungeheuren Verwüstungen, über die sich so viele Oekonomen zu beklagen haben. Die Vermehrung des Thieres ist enorm, denn das Weibchen legt 2 — 400 Eier und die Jungen sind nach einem Jahre vollkommen.

Die gestohlene Frucht.

(Schluß)

„Was thust du da, Napoleon? du weißt, daß du dir nicht selbst dein Abendessen verschaffen sollst".

Es war der Onkel Canonicus selbst — ein kleiner, rüstiger alter Mann mit einem Kahlkopfe, dessen gewöhnliche Züge durch den Adlerblick, der später seinen Neffen auszeichnete, erhellt wurden.

„Ich habe nichts genommen, Onkel", antwortete Napoleon, während ihm das Blut vor Wuth über den Verdacht in die Wangen schoß.

Seine Verwirrung war so augenscheinlich, daß der Canonicus sagte: „Ich hoffe, du sprichst keine Lüge, Napoleon."

„Ich sage nie eine Lüge", antwortete der Knabe stolz.

„Was hast du aber gethan?"

„Ich war durstig; und kam, um etwas Wasser zu trinken."

„Gut, und dann?"

„Das war Alles, Onkel!"

„Hast du das Wasser getrunken?"

„Nein Onkel, noch nicht."

Der Archidiacon schüttelte den Kopf.

„Du wolltest trinken und trankst nicht, das ist nicht ganz richtig. Napoleon, nimm dich in Acht. Wenn du offen deinen Fehler gestehst, so soll dir, was es auch sein mag, vergeben werden; aber wenn du eine Lüge sagst und darauf beharrst, so werdeich dich mit aller Strenge bestrafen."

Das Eintreten Bonapartes, Feschs und Josephs, des Bruders Napoleons, unterbrach das Gespräch und die beiden älteren Männer sprachen einige Zeit über politische Dinge, als ein plötzlicher Ausruf Severias beim Oeffnen des Speiseschranks die Aufmerksamkeit Aller auf sich zog.

„Santa Madonna! wer hat die Früchte genommen?"

„Das ist eben das Geheimniß!" sagte der Canonicus, indem er sich an Napoleon wandte. „Du stahlst die Früchte?"

„Ich habe sie nicht berührt", versetzte der Knabe.

„Rufe die andern Kinder herein", sagte der Archidiaconus.

In wenigen Minuten bildeten fünf schöne Kinder, drei Knaben und zwei Mädchen, eine Gruppe um ihren Vater, der eins nach dem andern betrachtete und fragte: „Wer von euch hat die Früchte gegessen, die in dem Garten eures Onkels, des Canonicus, gesammelt worden?"

„Ich nicht!" — „Ich auch nicht!" — „Ich auch nicht!" riefen sie alle. Aber Elisens Stimme war unsicherer und schwächer, als die der andern.

„Und du, Napoleon?"

„Ich sagte schon, Papa, daß ich es nicht gethan."

„Das ist lauter Falschheit!" rief Severia, die schon lange im Hause diente, und sich daher mehr erlauben durfte, als ihrer Stellung sonst zukam.

„Wenn du nicht eine Frau wärest!" sagte Napoleon, indem er seine kleine geballte Hand gegen sie aufhob.

„Stille! Napoleon!" sagte sein Vater ernst.

„Du mußt es gewesen sein, Napoleon", sagte Severia, „denn nachdem ich die Früchte in den Korb geschüttet, verließ ich das Vorzimmer nicht mehr, und keine Seele ist hereingekommen, als Sie und der Herr Archidiacon. Wenn er sie nicht genommen . . ."

„Ich wollte, ich hätte es gethan", sagte der alte Mann, „dann hätte ich wenigstens nicht den Schmerz, eines meiner Kinder auf einer Lüge beharren zu sehen."

„Onkel, ich bin unschuldig", wiederholte Napoleon fest.

„Sei nicht störrisch und gestehe", sagte sein Vater.

„Ja", fügte der Canonicus hinzu, „das ist der einzige Weg, der Strafe zu entgehen."

„Aber ich habe die Frucht nie berührt — wahrhaftig, ich that's nicht."

„Napoleon", sagte der Onkel, „ich kann dir nicht glauben. Ich gebe dir fünf Minuten Zeit und wenn du nach Verfluß derselben nicht gestehst und um Verzeihung bittest, so werde ich dich peitschen."

„Eine Peitsche ist für Pferde und Hunde, aber nicht für Menschen", sagte der Knabe.

„Eine Peitsche ist für ungehorsame lügnerische Kinder", sagte der Vater.

„Dann ist es ungerecht, sie mir zu geben, denn ich bin weder ein Lügner, noch ungehorsam." Damit kreuzte Napoleon seine Arme über der Brust und nahm eine bestimmte Haltung an.

Indessen kamen seine Brüder und seine Schwester Pauline zu ihm und flüsterten ihm die freundliche Bitte, zu gestehen, in's Ohr.

„Aber wie kann ich, wenn ich nichts Böses gethan?"

„So bist du also immer noch verstockt", sagte sein Oheim, nahm ihn beim Arm und führte ihn in ein anderes Zimmer. Augenblicklich vernahm man heftige Schläge, aber keinen Schrei oder Seufzer des armen kleinen Dulders.

Madame Bonaparte war verreist und Abends gingen ihr Gatte in Begleitung von Joseph, Lucian und Pauline ihr entgegen. Fesch und der Canonicus waren gleichfalls im Begriffe zu gehen: als sie jedoch durch das Vorderzimmer kamen, sahen sie Napoleon blaß und ernst, aber stolz und festen Blickes dastehen.

„Nun, mein Kind", sagte der Vater, „ich hoffe, du wirst deinen Oheim um Verzeihung bitten."

„Ich habe die Früchte nicht angerührt, Papa."

„Still, Trotzkopf! Wenn die Peitsche nicht hilft, so werde ich eine andere Methode versuchen. Deine Mutter, Bruder und Elise werden mit mir auf drei Tage verreisen und während dieser Zeit sollst du nichts haben, als Brod und Wasser, wenn du deinen Onkel nicht um Verzeihung bittest."

„Aber, Papa, willst du ihm nicht etwas Käse zu seinem Brod geben?" flüsterte die kleine Pauline.

„Ja, aber keinen Broccio."

„Ach, gib ihm Broccio, Papa; das ist der beste Käse von Corsica!"

Gerade deßhalb bekommt er keinen", sagte der Vater und sah den Knaben mit bangem Ausdruck an, als ob er ein Zeichen von Reue auf seinem Gesicht erwartete. Da er sich jedoch getäuscht sah, verließ er das Zimmer und stieg in den Wagen.

Joseph und Lucian nahmen freundlich von ihrem Bruder Abschied. Elisa schien jedoch keine Lust zu haben, sich ihm zu nähern.

Digitized by Google

Die drei Tage vergingen schwer genug für Napoleon, der in Ungnade gefallen war und von Brod, Wasser und Käse lebte, der nicht mal Broccio war. Endlich kehrte die Gesellschaft zurück und die kleine Panoria kam mit ihnen.

„Guten Morgen, Onkel", sagte Madame Bonaparte zu dem Archidiacon; „wie geht es? und wo sind Napoleon und Pauline?"

„Hier bin ich, Mama", sagte die Letztere, indem sie ihre Arme um den Hals ihrer Mutter schlang.

„Und Napoleon?"

„Hier ist er", sagte der Archidiacon.

„Hat er gestanden?" fragte der Vater.

„Nein", sagte der Onkel. „Ich habe noch nie einen solchen Trotz gesehen."

„Was hat er gethan?" fragte seine Mutter.

Der Canonicus erzählte die Geschichte mit den Früchten, aber ehe er schloß, rief Panoria:

„Der arme Knabe hat natürlich nicht gestanden, was er nicht gethan!"

„Und wer hat die Frucht genommen?" fragte der Canonicus.

„Ich und Elise" versetzte das kleine Mädchen ohne Zögern.

Alle waren stumm vor Erstaunen.

„Mein armer Junge", sagte der Archidiacon, indem er Napoleon zärtlich umarmte, „warum hast du uns nicht über die Sache aufgeklärt?

„Ich ahnte doch, daß das Elise sei, aber ich war nicht sicher. Jedenfalls habe ich's um Panorias Willen nicht gesagt, denn diese lügt nicht."

Meine Leser werden ahnen, wie Napoleon geliebkost und belohnt wurde, um ihn die ungerecht erlittene Strafe vergessen zu machen. Elise aber wurde auf's Strengste bestraft, einerseits für ihre Harmäckigkeit und was noch schlimmer für ihre Feigheit und Herzlosigkeit, die es mit ansehen konnte, daß der unschuldige Bruder für ihr Vergehen bestraft wurde.

Die wohlriechenden Rosenkränze der Orientalen.

Wenn der Orientale sich die Zeit vertreiben will, so pflegt er auf dem Sopha sitzend zu rauchen, entweder aus langen Pfeifen, oder mittelst des Argelles, dabei mit einem Rosenkranz zu spielen und mit Freunden über gleichgültige Dinge zu plaudern. Die Wohlhabenheit des Orientalen läßt sich mehr aus diesen beiden Luxusgegenständen abnehmen, als aus der Hauseinrichtung und dem hölzernen Hause, in dem er wohnt. Was die Tabakspfeifen anlangt, so gibt es solche, die gegen 15 — 20,000 Piaster kosten, und in dem Hause eines reichen Paschas finden sich oftmals 20 — 30 solcher Pfeifen, die von einem eigenen Bedienten, der nur für die Reinhaltung der Pfeifen und den Tabak zu sorgen hat, den vornehmsten Gästen angeboten werden. Orientalische Sitte ist es nämlich, nach dem Gruße sich zu setzen, worauf der Herr vom Hause klatscht, als Zeichen, Kaffe und Pfeifen zu bringen, welche man sodann mit glühender Kohle oder mit einem Stückchen wohlriechenden Holzes, das man auf den Tabak legt, und Oda Agatzi genannt wird, anzündet. Die Pfeifenröhren sind ausgezeichnet und fünf bis sechs Ellen lange Jasmin- oder Weichselrohre aus einem Stücke oder Rohre aus Rhamnus infectorius, Philadelphus coronarius und Prunus avium mit Sculpturen und goldgesticktem Sammetzug umwunden. Der größte Werth aber steckt in den Spitzen, Mames genannt, aus dem schönsten Bernstein, die mit Edelsteinen und Smaltefiguren und Zierrathen geschmückt sind und wovon eine Spitze bisweilen 15,000 Piaster kostet. So gibt es in Constantinopel tausende von reichen Leuten, deren Pfeifencabinet auf einen Werth von 6 — 800,000 Piaster angeschlagen wird.

Was nun die sogenannten Rosenkränze (Combologien) betrifft, so bestehen dieselben aus den verschiedensten Stoffen; aus Olivenkernen, Seeconchylien, den Kernen von Cornus mascula, aus hartem schwarz oder roth gebeitzem Holze; aus Knochen sind die der Armen verfertigt, denn es ist im Orient allgemeine Sitte, zum Zeitvertreib einen Rosenkranz in der Hand zu halten. Die Rosenkränze der Reichen bestehen aus dem kostbarsten und reinsten Bernstein, aus Edelsteinen, oder aus einem sehr wohlriechenden Holze. Die aus diesem wohlriechenden Holze gearbeiteten Combologien besitzen einen ausgezeichneten Geruch, der theils mit Ambra, theils mit Moschus Aehnlichkeit hat, und der sich durch das Reiben mit den Händen noch mehr entwickelt. Diese Rosenkränze dienen auch dazu, um der Wäsche, zwischen die man selbe legt, einen angenehmen Geruch zu ertheilen. Das Holz, aus dem man dieselben macht, wird aus Indien oder dem Innern von Afrika durch den Schleichhandel gebracht; auf den Bazars von Cairo und Alexandrien findet sich solches in kleinern und größern Splittern, von denen die erstern zum Anzünden des Tabaks und die größeren zum Drehen der Rosenkränze verwendet werden. Der Werth dieses Holzes steigt mit der Größe der Stücke, so daß ein Stück von $^1/_2$ bis 1 Dramme (1 Dramm = $3^1/_2$ Gramme oder $^5/_6$ preußische Quentchen) mit 12 bis 20 Piaster und ein Stück von 10 bis 20 Drammen, aus dem sich Gegenstände des Luxus drehen und schneiden lassen, mit 1000 bis 1500 Piaster bezahlt wird. Ob dieses wohlriechende Holz, das von Ercoecaria agallocha, das sogenannte Lignum Aloës oder das Xylobalsamum ist, bleibt schwer zu bestimmen.

Um die aus solchem Holze bereiteten Rosenkränze nachzuahmen, wird auch ein künstliches riechendes Holz gemacht, das sich jedoch durch einen viel stärkern Geruch, durch größere Leichtigkeit und durch den Mangel von schwärzlichen, harzreichen Streifen, die ich für das Oda Agatzi charakteristisch halte, von dem ächten unterscheidet. Diese Nachahmung geschieht in Constantinopel dadurch, daß man Buchsbaum- oder Lindenholz in dünne Stäbe zerschneidet und in eine wohlriechende Beize legt und dieses Einlegen und Trocknen so oft wiederholt, bis die Stäbchen so gut als möglich mit dem wohlriechenden Liqueur durchdrungen sind. Dann werden daraus die verschiedensten Artikel gedreht. Aus den Abfällen sowohl des ächten, als auch des künstlichen Oda Agatzi werden sodann durch Vermischung mit wohlriechenden Harzen und Balsamen die verschiedensten Räuchermittel, unter denen besonders das sogenannte Kurse obenansteht und das in vergoldeten runden Stäbchen aus dem Orient kommt, gefertigt. Dieses Räuchermittel wird auf glühende Kohlen oder heißes Eisen gelegt und erfüllt so die Zimmer mit dem angenehmsten Wohlgeruch. Ebenso bereiten die Frauen in dem türkischen Reich aus diesen Abfällen mittelst Oelen und Fetten sehr wohlriechende Balsame zum Einreiben der Haut und der Haare.

Digitized by Google

Blätter aus dem Buche der Weisheit.

— Man würde weit mehr thun, wenn man nicht so Vieles für unmöglich hielte.

— Der allein ist glücklich, welchen nichts kleiner macht; er behauptet die höchste Stellung, auf nichts, als auf sich selbst gestützt.

— Der Heroismus des Mannes ist mehr eine Eigenschaft des ganzen Gemüths, der ganzen Lebensrichtung, denn des Armes allein, der Muskeln und der eisernen Stirn.

— Ein Charakter ist ein vollkommen gebildeter Wille.

Die Nelke.

Die Nelke, eines der köstlichsten Gewürze des Molukken-Archipels, ist die unreife oder nicht völlig ausgebildete, noch mit Kelchen versehene Blüthe eines Gewächses mit biegsamen Zweigen aus der Familie der Myrthen, welche der Botaniker Myrthus caryophyllata nennt. Der Nelkenbaum wird durch Samen oder Steckreißer fortgepflanzt, man zieht jedoch die letztere Art der Vervielfältigung vor. Obgleich die Steckreißer lange Zeit brauchen, ehe sie Wurzel fassen, gedeihen sie immer: eine reichliche Blüthe entfalten sie erst nach acht oder neun Jahren.

Auf den Molukkeninseln sucht man sie durch Beschneiden nicht höher als 8 bis 9 Fuß werden zu lassen, da die Ernte sonst zu schwierig sein würde. Es ist von großer Wichtigkeit, daß die Ernte der Gewürznelken in dem Augenblick vorgenommen werde, in welchem sie sich entfalten wollen; versäumt man dieß, so geht eine bedeutende Quantität verloren; die Nelke, welche in dem Zustande der völligen Blüthe eingesammelt wird, entbehrt jenes eigenthümlichen Wohlgeruchs und Wohlgeschmacks, wegen deren sie so sehr gesucht ist; auch brechen die Nelken bei dem leichtesten Druck auf, was ihnen das schöne Aussehen und die Hälfte ihres Werthes nimmt. Man muß sie daher mit der größten Sorgfalt während der Zeit des Blüthenansetzens überwachen und da die Nelken selbst nur sehr leicht an dem Stengel hängen, der sie trägt, so legt

Nelkenernte in Cayenne.

man Tücher unter die Sträuche, während man die Blüthen einsammelt, damit die zur Erde fallenden nicht verloren gehen.

Die Blüthenknospen werden abgebrochen, erst im Rauch und dann an der Sonne getrocknet, weßhalb sie eine schwarzbraune Farbe erhalten. Sie bestehen aus einem leicht abfallenden weißlichen Knöpfchen, das aus der vierblättrigen, noch geschlossenen Blumenkrone und aus ihrem ebenfalls vierblättrigen Kelch gebildet war.

Der Strauch selbst ist, wie die meisten Myrthen, eine hübsche Pflanze, deren Arom nicht ausschließlich auf die Blüthe beschränkt ist, sondern sich gleichmäßig auf Zweige und Blätter erstreckt. Der eigenthümliche Geruch der Pflanze hat eine sehr ausgesprochene Aehnlichkeit mit der Nelke, welche die Holländer und Malamänder Gerofel nennen. Die Zeit der Ernte der Gewürznelken fällt gewöhnlich zwischen Oktober und Dezember. Von einem Baum erhält man ungefähr 50 Pfund.

Der Gewürznelkenbaum kann überall im tropischen Clima gebaut werden und ist nicht auf die Molukken beschränkt. So wurde er von Poivre nach Cayenne und von da auf die Colonieen der Antillen verpflanzt, namentlich gedeiht er auf der Trinitainsel.

Im Handel unterscheidet man trockne und feuchte Gewürznelken. Letztere wurden bereits einer Destillation unterworfen. Die besten sind die englischen Colonialnelken, welche eine hellröthliche Farbe haben. Außer diesem gibt es noch: Amboinanelken, Bourbonnelken, Cayennenelken, und holländische Compagnienelken.

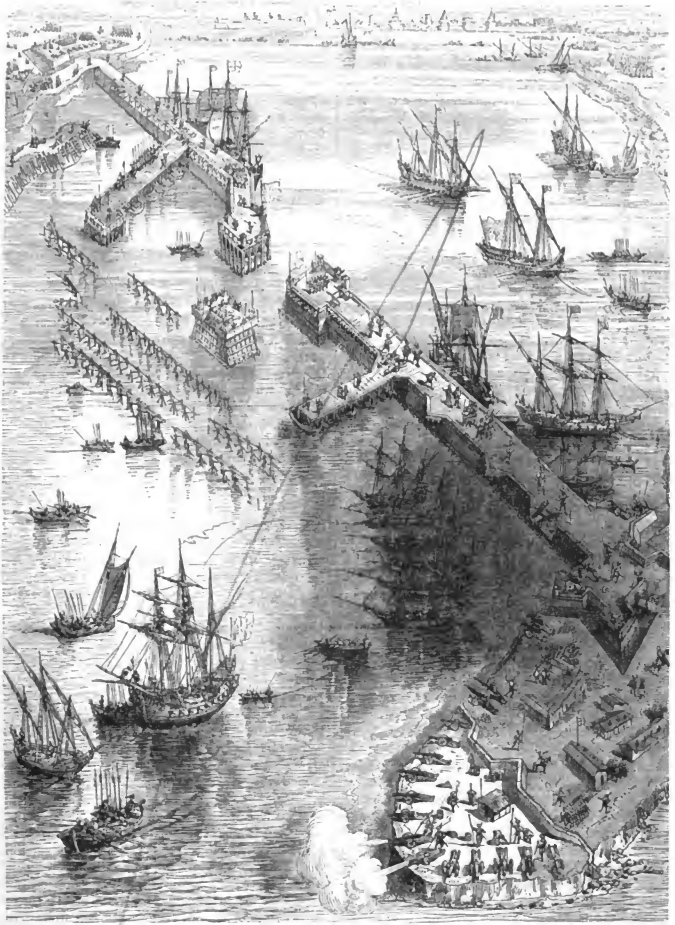
Außer ihrer Verwendung in der Küche braucht man die Nelke auch in Apotheken; man gewinnt aus ihr ein flüchtiges Oel und eine Tinctur, welche beide einen sehr starken Geruch haben. Das Nelkenöl hatte früher, ehe das Chreosot auftrat, das Privilegium, die Zahnübel zu heilen, gegen welche es noch häufig angewendet wird; es ist dies heutzutage seine einzige Benützung in der Apotheke.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawton & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Belagerung von La Rochelle.

(Schluß.)



Belagerung von La Rochelle. Ansicht des Dammes von Metezeau und Tirlot.

Diese Erfolge genügten jedoch Richelieu nicht; er war fest entschlossen, dem Bürgerkriege ein Ende zu machen. „Der Anfang des Jahres 1626", sagt er in seinen Memoiren, „ist durch zwei höchst wichtige und uner-

Digitized by Google

wartete Ereignisse bezeichnet, die dem König die Ruhe nach außen und nach innen wieder gaben, und ihm den Weg eröffneten, die Hugenottenpartei auszurotten, welche seit einem Jahrhundert seinen Staat theilte. Diese beiden Ereignisse waren: der Friede mit Spanien und der mit den Hugenotten." Diese doppelte Unterhandlung wurde von dem Cardinal mit der ihm eigenen Gewandtheit geleitet. Spanien, welches hoffte, Ludwig XIII. werde sich tiefer in den Krieg mit den Reformirten einlassen, zeigte sich in den italienischen Angelegenheiten sehr nachsichtig. England, dessen Interesse es war, Frankreich im Krieg mit dem übrigen Europa zu wissen, bestimmte die Bewohner von Rochelle, sich mit dem König zu vereinbaren.

Der mit den Protestanten am 5. Februar 1626 unterzeichnete Frieden modificirte den Tractat von Montpellier durchaus nicht. Man bestätigte sie nur im Besitz der Festungswerke, die sie neuerdings gebaut und der König von England übernahm die Garantie des Vertrags. Seine Gesandten versprachen, „daß das Fort und die Inseln Ré und Oleron der Sicherheit und dem Handel von La Rochelle in keiner Weise schaden sollten."

Richelieu machte sich die Zeit, die ihm der Friede gab, zu Nutzen. Er verfolgte sein Project, eine französische Marine zu schaffen, mit dem größten Eifer. Er hob die Admiralität von Bretagne auf, entschädigte den Herzog von Montmorency für die Großadmiralität, deren Privilegien seinen Plänen hinderlich waren, und ließ sich selbst mit der Oberaufsicht über Schiffahrt und Handel betrauen; dann befahl er, in den Häfen von Frankreich und Holland Schiffe von allen Größen zu erbauen. Der Friede war ihm dazu von Nöthen und er war auch gar nicht gewillt, ihn zu brechen, als er sich durch einen Streit gezwungen sah, früher, als er die Absicht hatte, den Kampf wieder aufzunehmen.

Henriette von Frankreich, Tochter Heinrich II., war mit Karl I., König von England, vermählt worden; bald jedoch brach Uneinigkeit zwischen den beiden Gatten aus. Die junge Königin hatte sich vom ersten Augenblick ihres Eintritts in England an geweigert, sich mit ihrem Gatten krönen zu lassen, da sie nicht vor einem häretischen Prälaten in der presbyterianischen Kirche von Westminster knieen wollte. Jeden Tag entstanden dadurch neue Streitigkeiten, die der Günstling des Königs, der Herzog von Buckingham, anzuschüren nicht versäumte. Am 6. August 1626 wurden sämmtliche französische Damen und alle Geistliche, die mit Henrietten gekommen waren, aus England verwiesen. Ludwig XIII. ergriff lebhaft die Partei seiner Schwester und sandte Bassompierre im Monat Oktober nach London, um die Differenzen auszugleichen; als dieser glaubte, seine Mission vollendet zu haben, wollte er sich wieder einschiffen, in Dover aber erklärte ihm Buckingham, er sei selbst mit einer außerordentlichen Sendung an den Hof von Frankreich betraut. Dadurch waren alle bisherigen Unterhandlungen vergeblich gewesen. Ludwig XIII., der die insolente Art, wie Buckingham sich gegen Anna von Oestreich benommen, nicht vergessen konnte, weigerte sich, einen solchen Gesandten zu empfangen, und der beleidigte Günstling ließ durch englische Corsaren alle französischen Schiffe kapern, die an der Küste von Frankreich und England kreuzten, versprach den Hugenotten seinen Schutz, wenn sie noch einmal die Waffen ergreifen wollten, und sie zu einem Entschlusse zu bringen, rüstete er eine große Flotte aus, mit der er im Monat Juli 1637 plötzlich vor der Insel Ré erschien. Die Flotte trug 16000 Mann Landungstruppen und viele französischen Flüchtlinge, unter anderen auch den Herzog von Soubise. Buckingham verbreitete an der Küste ein Manifest, in welchem der König von England erklärte, keinen andern Zweck bei dieser Expedition zu haben, als den Kirchen von Frankreich ihren alten Glanz wieder zu geben und La Rochelle zu beschützen, das die Waffen Ludwig XIII. von allen Seiten bedrohte. Die Bewohner von Rochelle zögerten lange, die Protection der alten Feinde Frankreichs anzunehmen. Sie sahen ein, welche Verantwortung sie übernähmen, wenn sie die Feindseligkeiten begännen. Der Maire und die Geschworenen verweigerten Buckingham den Einlaß in den Hafen und die alte Herzogin von Rohan konnte trotz der Verehrung, die sie allgemein genoß, sie nicht bestimmen, ihrem Sohne Soubise die Thore zu öffnen. Sie mußte ihn in einer Schaluppe aufsuchen, und brachte ihn mit einem Secretär Buckinghams zurück, dem sie bei der Bürgerschaft Gehör verschaffte. Aber die Bewohner von Rochelle sandten beide mit der Erklärung zurück, daß sie eidlich zu einem Körper mit allen Reformirten verbunden seien und nur im Einverständniße mit ihren Religionsgenossen die Waffen ergreifen würden.

Trotz dieser Erklärung begannen die Engländer die Feindseligkeiten. Buckingham wollte vor Allem die Citadelle von Ré belagern, um im Nothfall eine sichere Zuflucht zu haben und mittelst der Schiffe, die er dort besäße, sich des ganzen Handels von Bordeaux bis Nantes zu bemächtigen und dadurch die Kosten des Krieges zu bestreiten; auch hoffte er, wenn der König Rochelle belagerte, würden sich die Einwohner gerne dazu verstehen, sich in seinen Schutz zu begeben.

Um diese Sache zu verstehen, sagt Rohan in seinen Memoiren, muß man wissen, daß die Insel Ré eine Stunde von La Rochelle liegt, sieben Meilen lang und sehr fruchtbar, namentlich an Wein und Salz, ist. Zwischen Ré und Brouage liegt die Insel Oleron, welche ebenso groß, ebenso bevölkert und noch fruchtbarer ist; auf dieser hatte der König ein Fort besetzt, das der Herzog von Soubise im letzten Kriege erbaut, und wenn es Buckingham gelang, in den Besitz desselben zu kommen, so waren der Citadelle von Ré alle Hilfsmittel genommen.

Buckingham richtete daher seine Expedition auf die Insel Ré, zu deren Gouverneur Toiras ernannt worden war. Man hatte zwei Forts auf der Insel angelegt, Saint Martin und La Prée. Das Letztere allein war zur Zeit, als die Engländer erschienen, vollendet. Toiras, welcher darauf zählte, der Feind werde zuerst das Fort Louis angreifen, hatte trotz der ausdrücklichen Befehle Richelieus die beiden Plätze schlecht in Stand gesetzt; zu seinem Glücke aber besaß er die besten Truppen, namentlich den größten Theil des Campagneregimentes. Außerdem wußte er, daß der König eine Armee zusammengezogen, welche auf dem Marsche nach Rochelle war.

Am 22. Juli (1627) stiegen die Engländer bei Saint Blanceau an's Land; der Ort ist dazu äußerst günstig gelegen, sofern eine Landzunge sich weit ins Meer hinaus erstreckt und das Wasser tief genug ist, um das Einlaufen großer Schiffe zu gestatten. Toiras, der die Bedeutung des Ortes nicht erkannt hatte, eilte mit seinen Truppen herbei, als er das Landen der Engländer erfuhr. Die Engländer verloren in diesem ersten Kampfe den Franzosen Saint-Blancart, die Seele der Unternehmung. Buckingham, der nie im Kriege gewesen, sah sich dadurch in die äußerste Verlegenheit versetzt, da die Engländer unter Oranien

Digitized by Google

in Holland nur gehorchen und nichts weiter gelernt. Durch ihre Langsamkeit vollends wurde das Fort Saint Martin für die Franzosen gerettet und dadurch das Schicksal der Insel Ré entschieden. Toiras gewann nämlich Zeit, seine Rüstungen zu vollenden und Vorräthe anzusammeln. Er beging freilich die Unklugheit, während der ersten vierzehn Tage die Vertheilung der Lebensmittel nicht zu reguliren und die Vorrathskammern offen zu lassen. Dieß war jedoch der einzige Fehler, dessen er sich schuldig machte, indem er im Uebrigen alle Schwierigkeiten glücklich zu beseitigen wußte.

Buckingham, welcher endlich vor der Citadelle ankam, begann augenblicklich eine Umschanzung.

Obgleich indessen Ludwig XIII. schwer krank geworden, hatte die königliche Armee ihren Marsch dennoch nach Rochelle fortgesetzt, unter dessen Mauern sie in der Mitte des August ankam. Erst einige Zeit später jedoch verbanden sich die Einwohner mit den Engländern. Der Cardinal Richelieu, der indeß bei der Armee angekommen war, und einsah, von welcher Bedeutung die Erhaltung der Insel sei, versäumte nichts, den Belagerten, welche der Mangel an Lebensmitteln und Munition, so wie Krankheiten aller Art hier sehr herunter gebracht hatten, beizustehen. In allen Häfen des Ozeans ließ er Schiffe ausrüsten, die sich in die Nähe Rochelles begeben mußten.

An einem der ersten Tage des August setzten sich dreizehn Edelleute in eine zwölfruderige Barke; englische Schaluppen griffen sie an und warfen sie mit Ausnahme eines Einzigen, Namens Joux, in das Meer; Buckingham ließ die englischen Matrosen, die ihm das Leben gerettet, ergreifen. „Diese Grausamkeiten", sagt Richelieu, „statt die Unsrigen zu erschrecken, ermuthigten sie im Gegentheil. Am 8. desselben Monats konnten eine Barke und zwei Schaluppen am Fort St. Martin und am Fort Prés landen, gerade zur rechten Zeit, denn es waren nur noch für fünf oder sechs Tage Lebensmittel vorhanden. Buckingham rächte sich für diese Hülfe an den katholischen Frauen der Citadelle.

Die Engländer bildeten aus den Gerippen großer Schiffe einen ausgedehnten Floß rings um die Stadt, den sie mit mehreren Kanonen ausrüsteten. Diese Maschine war jedoch von kurzer Dauer, denn im Verlauf einer Nacht machte sie der Nordostwind unsichtbar. Statt dieses Floßes wurde jetzt eine Verpfählung von Masten, die mit eisernen Ketten verbunden waren, aufgeschlagen. Dadurch sollte jeder Zugang zu der Citadelle abgeschnitten werden.

Die Masse der Verbindungen zwischen den einzelnen Schiffen war so groß, daß Buckingham sich rühmte, kein Vogel könne hindurch kommen; in seinem Stolze stellte er an Toiras die Forderung, sich zu ergeben und sandte ihm zwölf Melonen zum Geschenke. Toiras aber ließ ihm erwidern, er befinde sich noch nicht in solch verzweifelter Lage, und sandte ihm sechs Flaschen Orangenblüthenwasser und ein Dutzend Büchsen mit cyprischem Puder, womit er seine Citadelle besser versehen, als mit Korn und Wein für die Soldaten. Toiras' Lage verschlimmerte sich jedoch mit jedem Tage; um den König von dem Stand der Dinge zu unterrichten, sandte er drei Leute ab, welche über den Meeresarm, der Ré vom Festlande trennte, schwimmen sollten. Der Eine ertrank, der Zweite ergab sich den Engländern; dem Dritten, einem Gascogner, gelang es, nach vielen Gefahren ans Land zu kommen. Die Engländer hatten ihn bemerkt und lange Zeit verfolgt, endlich aber für einen Fisch gehalten; denn so oft die Schaluppe sich näherte, tauchte der kühne Schwimmer unter, blieb so lange im Wasser als möglich, und erschien erst wieder in einiger Entfernung, um dasselbe Spiel von Neuem zu beginnen. Ein Sturm begünstigte sein Unternehmen; er ließ sich von den Wogen tragen, und nachdem er den Fischen, die ihn eine halbe Meile lang verfolgt hatten, glücklich entkommen war, konnte er endlich seinen Fuß ans Land setzen, mußte sich aber auf den Händen fortschleppen, bis er einen Bauern gefunden, der ihn nach Fort Louis brachte. Der König belohnte seinen Muth mit einem Geschenke und hundert Thalern Pension auf die Salzsteuer.

Der Brief, den dieser Mensch dem König brachte, enthielt eine so ergreifende Schilderung der Gefahr, in der die Belagerten schwebten, daß er augenblicklich in alle Häfen den Befehl ergehen ließ, Toiras zu Hülfe zu eilen. Allein dieser Befehl stieß auf mancherlei Schwierigkeiten, namentlich waren die Matrosen meist Hugenotten und es kostete Mühe, die Schiffe neu zu bemannen.

Am 5. September endlich, in einer dunkeln Nacht verließ der Capitän Vaslin den Hafen von Sables d'Olonne mit sechs Pinassen, welche Lebensmittel, Pulver, Lunten, Blei und Arzneimittel führten. „Sobald die feindliche Flotte sie entdeckte", sagt Richelieu, „feuerten sie eine Kanonen- und Musketen-Salve auf sie ab, die jedoch Niemand verwundete, sondern nur einige Masten zerbrach, einige Segel zerriß und eine Pinasse in den Grund bohrte. Sie landeten um zwei Uhr in der Nacht bei der Insel, wo man sie mit einem begeisterten „Vive le roi!" empfing. Der Zustand der Belagerten war ein trostloser; man hatte bereits zwanzig Pferde gegessen; durch die Zufuhr wuchs der Muth der Soldaten. Die Feinde aber verloren ihre Zuversicht, als sie sahen, daß man dem Fort so ungestraft zu Hilfe kommen könne.

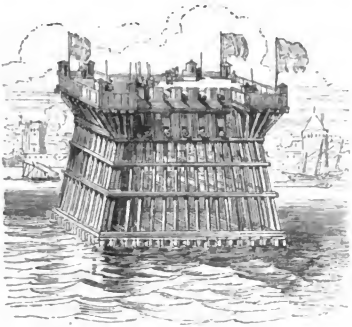
Zwei Tage später verließ Vaslin um Mitternacht die Insel Ré mit allen seinen Pinassen, in denen er die Kranken und Verwundeten, so wie die katholischen Frauen wegführte, welche die Feinde in die Citadelle geschickt. Der König sandte Vaslin 3000 Franken für sich und 70000 Franken für die Matrosen der Pinassen. Zwei baskische Capitäne, die sich ausgezeichneten, erhielten goldene Ketten.

Ebbe und Flut, so wie der Wind gestatteten nicht, den Belagerten neue Zufuhren zu bringen; auch hatten die Feinde strenge Wacht gehalten. Toiras, welcher den Muth verlor, begann zu parlamentiren. Am 6. October sandte er zu Buckingham und ließ ihn um seine Friedensbedingungen fragen. Dieser aber erwiederte, es sei an ihnen, Vorschläge zu machen, und gab den Gesandten drei Stunden Zeit, ihr Verlangen zu Papier zu bringen. Toiras schickte nun statt ihrer einen Tambour und ließ ihn wissen: es seien so viele Parteien, die man zuvor hören müßte, in der Citadelle, daß die Zeit nicht ausreichte, man bitte ihn daher um Verzug. Buckingham aber war so ungehalten über das Verfahren, daß er eine Kanonen- und Granaten-Salve abfeuern ließ.

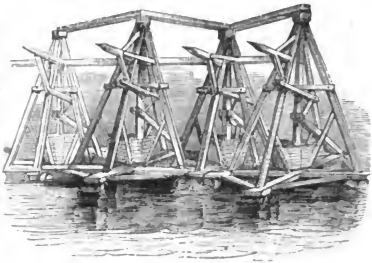
Am Morgen des 7. Oktober, an welchem Buckingham auf die Vorschläge der Belagerten antworten sollte, blies der Wind plötzlich aus Nordwest und die Flotille, welche Richelieu aus allen Häfen des Ozeans und der Mancha zusammenberufen, konnte aus dem Hafen von Sables d'Olonnes ausschiffen.

Digitized by Google

Der Capitän Maupas, der bei der Marine in hoher Achtung ſtand und der ſeit 8 Tagen mit einer einzigen Barke die Stellung der Feinde recognoscirt hatte, bildete die Vorhut. Ihm folgte die Flotte in Schlachtordnung.

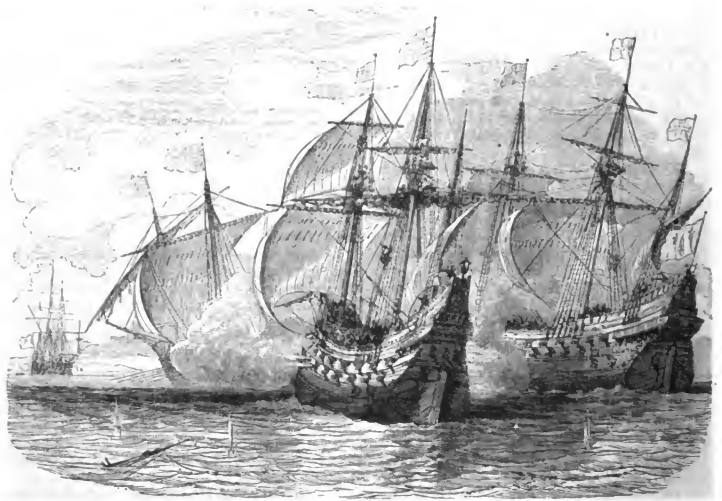


Die Burg von Argenconet, in der Mitte des Damms.



Verpfählung vor dem Damm.

Dieſelbe beſtand aus zehn Pinaſſen und fünfzehn andern Schiffen, welche Monſieur, der Bruder des Königs, von Bayonne herbeigerufen. Den Schluß bildeten zwölf Fährſchiffe. In dichtgedrängter Ordnung fuhren ſie an den



Belagerung von La Rochelle. — Kampf zwiſchen den franzöſiſchen und engliſchen Schiffen.

Küſten hin, um nicht von den Vedetten der Feinde entdeckt zu werden.

Plötzlich aber, als man ſchon vor Saint Martin zu ſein glaubte, legte ſich der Wind und man konnte zwei

Digitized by Google

Stunden lang weder rechts noch links segelu. Gebete und Gelübde stiegen zum Himmel auf und der Wind begann sich endlich wieder in solcher Kraft zu erheben, daß sie in weniger als einer halben Stunde das Feuer sahen,

Belagerung von La Rochelle. — Niederlage der Engländer auf der Insel Ré.

das Toiras auf der Citadelle angezündet. Muthig begab sich die Flotte in den Wald der feindlichen Schiffe; die ersten Wachen ließen sie ruhig passiren, plötzlich aber begann eine so furchtbare Kanonade, daß die Kugeln dicht

Belagerung von La Rochelle. — Einzug Ludwig XIII.

wie Hagel fielen. Die englischen Schaluppen bordeten die Barke des Capitän Maupas und es entstand, nachdem die Kanonen abgeschossen waren, ein wildes Handgemenge. Nach langem Kampfe mußten sich die Engländer mit großem

Digitized by Google

Verluste zurückziehen. Diese aber, obgleich durch die zusammengebundenen Schiffe sehr gehindert, verloren dennoch den Muth nicht, sondern zerhieben die Taue. Neunundzwanzig Barken schlugen sich durch und kamen zwischen drei und vier Uhr Morgens vor der Citadelle an und erregten großen Jubel bei den der Verzweiflung nahen Belagerten. Toiras eilte seinen Freunden auf die Schiffe entgegen; die Mannschaft wurde augenblicklich in die Citadelle geführt, um sich zu trocknen.

Am andern Tage, an welchem Toiras die Capitulationsartikel an Buckingham senden sollte, zeigten die Belagerten den Engländern auf den Spitzen ihrer Piken die reichen Vorräthe von Lebensmitteln, welche ihnen durch die Schiffe zugeführt worden waren.

Die Engländer machten noch am selben Tage einen Versuch, die französische Flotte mit Brandern anzuzünden; aber Dank den Maßregeln, welche Maupas und Toiras getroffen, wurden sie mit Verlust zurückgeschlagen. Ein am 9. Oktober gemachter Angriff hatte keinen bessern Erfolg.

Einige Tage später kam der König vor Rochelle an. Buckingham, dessen Muth sehr geschwächt war, hätte die Belagerung aufgehoben, wenn er nicht ein Heer von 6000 Mann erwartet, das ihm seit lange versprochen war, und die Bewohner von Rochelle ihn nicht beschworen, sie doch nicht zu verlassen; aber er wurde von Richelieus Waffen bald dazu gezwungen. Am 23. Oktober landeten 800 Mann am Fort La Pré mit der Sendung, die Verschanzungen des Forts bis ins Meer zurückzudrängen, um die Landung der übrigen Truppen zu ermöglichen. Ihnen folgten täglich neue Truppen, und in den verschiedenen Häfen warteten ganze Heere auf den Befehl zum Abzug. Aber auch Buckingham erhielt 1500 Mann Hilfstruppen, zu denen noch 800 Bewohner von Rochelle stießen. Am 6. November machte er einen großen Angriff auf die Citadelle Saint Martin, wurde jedoch mit bedeutendem Verluste zurückgeschlagen. Er beschloß demzufolge die Belagerung aufzuheben. In der Nacht vom 7. auf den 8. November jedoch landete der Marschall Schomberg mit dem Gros der Hilfstruppen bei Sainte Marie, bewerkstelligte eine Verbindung mit Toiras und wollte die Verfolgung der Engländer sogleich beginnen. Ueber den Verhandlungen verlor man jedoch mehrere Stunden und ein Theil der englischen Armee gewann dadurch Zeit, die Insel Oie zu erreichen. Die Cavallerie, welche den Rückzug deckte, wurde über den Haufen geworfen und die Arrieregarde beinahe vollständig aufgerieben. Die Engländer verloren zweitausend Leute, beinahe dreihundert Edelleute, vier Kanonen und sechszig Fahnen. Am 30. Oktober war nicht ein Engländer mehr auf französischem Boden und trotz der Bitten der Bewohner von Rochelle segelte Buckingham nach England. —

Richelieu, der durch den Abzug der Engländer in seinen Bewegungen ungehindert war, konnte nun all' seine Macht gegen Rochelle richten. Diese Stadt hatte lange gezögert, sich gegen den König zu erklären und der Anfang der Feindseligkeiten schien durch eine Irrung veranlaßt zu sein.

Die Belagerung bot große Schwierigkeiten. Man begann damit, die Stadt von der Landseite zu blockiren; aber das Meer ihr abzuschließen, war äußerst schwierig und viele glaubten sogar, ganz unmöglich. Ein italienischer Ingenieur Pompeo Targone wollte den Canal abschließen; aber nach sechsmonatlichen Arbeiten mußte man auf dieses Unternehmen verzichten. Zwei Franzosen: Metezeau, Architekt des Königs, und Tirlot, einer der ersten Maurer von Paris, zogen Richelieu aus der Verlegenheit.

Sie erboten sich, den großen Hafen durch einen Steindamm zu schließen, der die ganze Breite des Canals einnähme und versicherten, daß das Meer nicht im Stande sein würde, wenn es auch noch so wild wäre, ihn zu durchbrechen, weil die Wogen durch die Böschung und die Löcher zwischen den Steinen ihre Gewalt verlieren müßten; überdieß verbinde der Schlamm, den das Wasser zurücklasse, die Steine weit besser, als aller Mörtel. Ein Kriegsrath welchen Richelieu zusammenberief, prüfte die Vorschläge, und nachdem sie alle Einwendung glücklich beseitigt, erhielten, sie von Richelieu den Auftrag, mit ihren Arbeiten zu beginnen, zu welchen hauptsächlich Soldaten verwendet wurden, die man mit zwanzig Sols für den Tag bezahlte.

Um die Arbeiter zu schützen, errichtete man zu gleicher Zeit auf der Seite von Coureille ein Fort, das man das Dammfort nannte, und umgab die Stadt mit einer Umschanzung, die trotz der Hindernisse, welche die Natur und das Terrain bot, am Ende des Jahres 1627 fertig wurde. Mit dem Damm begann man am 1. Dezember. Am Ende des Januar kam der Marquis von Spinola, einer der besten Generale Spaniens, der die Arbeiten besichtigte und namentlich den Damm so vortrefflich fand, daß er versicherte, das Unternehmen müsse gelingen, sobald man Ausdauer besitze.

Richelieu leitete die ganze Sache mit der größten Umsicht und wußte den Intriken seiner Feinde, der Mißgunst der Edelleute, die wie Bassompiere sagte „wir werden thöricht genug sein, Rochelle zu nehmen", und der Habgier der Armeelieferanten mit kräftiger Hand zu steuern. Er gewann sich die Gunst der Länder, welche um Rochelle herum lagen, indem er durch einen eignen Commissär die Klaagen der Baern gegen die Soldaten entgegennehmen ließ. Die Truppen aber versah er reichlich mit Allem, was sie brauchten und ließ ihnen den Sold nicht mehr durch die Hauptleute, sondern durch die Schatzkommissäre selbst austheilen.

Da die Arbeiten natürlich langsam vorwärts schritten, so versuchte man mehrmals, sich der Stadt durch Ueberrumpelung zu bemächtigen. Pontis erzählt von einem solchen Versuche, bei dem er die Hauptrolle spielte und an dem sich auch der Vertraute Richelieus, der berühmte Pater Joseph, betheiligte.

„Pater Joseph", sagt er, „erfuhr, daß aller Schmutz der Stadt durch eine Wasserleitung abgeführt werde und daß man sich leicht des Platzes bemächtigen könnte, wenn man die Truppen durch diesen Aquadukt führte. Er beschloß augenblicklich, den Versuch zu machen, und ließ eine große Maschine zu diesem Zwecke bauen, aber man wollte zuvor untersuchen, ob die Passage auch wirklich möglich sei. Man beordnete mich dazu. Ich fuhr bei stürmischem Wetter in der Nacht zu der Wasserleitung, fand sie aber so unzugänglich und die Durchfahrt so unmöglich, daß ich von dem Unternehmen abrieth. Der Pater beharrte darauf, aber seine Maschine wurde von den Wogen zerrissen und die Sache mißglückte vollständig. Nach der Einnahme von Rochelle zeigte der König dem Pater die Wasserleitung und welcher Gefahr er seine Armee ausgesetzt. Dieß erinnert mich an einen ähnlichen Fall. Der Pater entwickelte einst vor dem bekannten Oberst Hebron

Digitized by Google

weitläufige Pläne und unabsehbare Entwürfe, indem er ihm auf einer Karte drei oder vier Städte bezeichnete, die man nehmen müsse, worauf der Oberst, der nicht gewöhnt war, sich von einem Kapuziner Befehle geben zu lassen, lächelnd antwortete: „Herr Pater, die Städte lassen sich nicht mit der Fingerspitze nehmen."

Richelieu hatte, wie er selbst sagt, drei Könige zu besiegen, um Rochelle zu nehmen: den König von Frankreich, den König von Spanien und den König von England, Ludwig XIII., den ein viermonatlicher Aufenthalt vor der Stadt gelangweilt, kehrte nach Paris zurück, wohin Richelieu ihn nicht begleiten konnte, ohne die Sache Rochelle's preis zu geben; er setzte sein politisches Glück auf das Spiel und blieb. Die Spanier schickten trotz ihrer Verträge erst spät eine Flotte und diese in so schlechtem Zustande, daß sie nur wenige Tage vor Rochelle sich halten konnte. Sie unterstützten dagegen die Protestanten reichlich mit Lebensmitteln. England bereitete eine große Expedition vor und erschien im Mai 1628 in den Gewässern von Ré. Die Flotte bestand aus sechzig Schiffen, von denen die größten 1200 Tonnen Tragfähigkeit hatten. Sie glaubten, ohne Hinderniß in den Hafen einfahren zu können und waren nicht wenig erstaunt, als sie eine Flotte von neunundzwanzig Schiffen eine Rhede um die Stadt bilden sahen. Und selbst, wenn es ihnen gelungen, diese Rhede zu durchbrechen, würden sie auf den beinahe vollendeten Damm gestoßen sein, der auf beiden Seiten mit vier Batterien bespfanzt war, während ein kleines Fort den Durchgang deckte. Auf der andern Seite des Dammes, die gegen Rochelle lag, bildete eine Flotte von sieben und dreißig Schiffen eine undurchdringliche Mauer. Nach acht Tagen vergeblichen Harrens und drei erfolglosen Kanonaden wandten die Engländer, von den Seitenbatterien übel zugerichtet, die Schiffe und segelten heimwärts.

Die Verzweiflung der Unglücklichen hatte den höchsten Grad erreicht. Sie hatten Buckingham während seines Aufenthaltes auf der Insel Ré mit Lebensmitteln unterstützt und dadurch, wie durch die lange Dauer der Belagerung, ihren Vorrath beinahe erschöpft. Nur die Hoffnung auf die Wiederkehr der Engländer konnte ihren Muth noch aufrecht erhalten. Als die Flotte aber, die man so ungeduldig erwartet, sie zum zweiten Male verlassen, sahen sich die Bewohner von Rochelle von Allem entblößt, was zum Leben nöthig war. Auch wütheten ansteckende Krankheiten in der Stadt. Die Herzogin von Rohan und einige reichen Leute konnten sich noch um Geld Pferdefleisch und einige Unzen Brod verschaffen; die übrigen waren auf gekochtes Leder, Gras und Muscheln angewiesen. Von der Landseite konnte ihnen keine Hülfe kommen. Denn die Blocade auf dieser Seite hinderte jede Zufuhr und der Herzog von Angouleme, welcher einige Ochsen in die Stadt gelassen, erregte den Zorn des Königs in so hohem Maße, daß kein Offizier der königlichen Armee es gewagt hätte, ihn nachzuahmen. Die Herzogin von Rohan schrieb an den König, um ihn zu bitten, mit ihrer Tochter und 200 Frauen abziehen zu dürfen; aber die Bitte wurde ihr abgeschlagen. Wer sich über den Umkreis hinaus wagte, wurde gehenkt.

Diese schreckliche Lage veranlaßte mehr als einen Aufruhr, die nur die unbeugsame Energie des Maire Guiton, welchen die Bewohner von Rochelle an ihre Spitze gestellt hatten, zu unterdrücken vermochte. Schon waren sechzehntausend Menschen an Hunger und Seuchen gestorben, und Guiton dachte noch nicht daran, sich zu ergeben. Er wollte die Flotte erwarten, die Carl I. zum dritten Male ihm zu Hilfe schicken würde. Sie erschien auch wirklich am 28. September im Angesicht von Rochelle. Buckingham war am 28. August im selben Augenblick ermordet worden, als er das Commando übernehmen wollte. Die Flotte bestand aus 120 Schiffen mit 6000 Mann Landungstruppen und einer großen Anzahl französischer Flüchtlinge. Aber es war zu spät: der Damm war geschlossen und mit Forts und Batterien besetzt; die Armee und die Flotte harrten kampfesmuthig des Beginns der Schlacht. Der englische Commandant, Graf von Lindsey schleuderte gegen die Verpfählung einen gemauerten Bau, in den man zwölftausend Pfund Pulver gethan, aber der Brander sprang inmitten der Bai in die Luft, ohne irgend eine Verwüstung anzurichten. Die englische Flotte beschoß drei Stunden lang vergeblich die Verpfählung: von beiden Seiten fielen mehr als fünftausend Kanonenschüsse. Am andern Tage begann der Kampf auf's Neue, aber mit demselben Erfolg. Ein Angriff der Bewohner von Rochelle auf den Damm war gleichfalls fruchtlos. Endlich zwang ein Sturm die Engländer, sich auf die Insel Air zurückzuziehen, und nichts vermochte sie, den Kampf wieder aufzunehmen. Sie unterhandelten mit Richelieu, der ihnen einen vierzehntägigen Waffenstillstand gewährte, während dessen sie die Befehle Carls I. einholen wollten. Aber ehe eine Antwort erfolgte, hatte die Stadt, eine Beute aller Schrecken des Hungers, capitulirt. „Einzelne Frauen", sagt Fontenay-Mareuil, „aßen ihre Kinder, ja man mußte die Kirchhöfe bewachen, damit man nicht die Todten ausgrub, um sie zu essen, und die Reichsten nährten sich von gekochtem Leder mit Wasser und Essig." — „Der Wirth, bei welchem ich wohnte, als wir in Rochelle einzogen", sagt Pontis, „wollte mir beweisen, daß ihr Elend auf den höchsten Punkt gestiegen und behauptete, er habe sich acht Tage lang Blut abziehen und dieses fricassiren lassen, um sein armes Kind zu nähren."

Die Friedensbedingungen, die man La Rochelle stellte, waren nicht so hart, als man hätte erwarten sollen. Richelieu schrieb in Gegenwart der Abgesandten, die man in den Wagen Bassompierres gebracht hatte, da sie nicht mehr gehen konnten: „Man verspricht den Einwohnern das Leben, den Genuß ihrer Güter, und die freie Ausübung ihrer Religion." Am 29. erschien eine Deputation von zwölf Bürgern vor dem König, um ihn um Gnade zu bitten, und am folgenden Tag zogen die königlichen Truppen in Rochelle ein.

Der Maire Guiton erwartete sie am Thore und richtete eine kurze Rede an dieselben. Der Marschall von Schomberg antwortete ihm, daß er aufgehört habe, Maire zu sein und sandte ihn zurück. Die Soldaten zogen durch die mit Leichen bedeckten Straßen und theilten mit den Einwohnern das Brod, das sie in ihren Hafersäcken trugen. Die strenge Disciplin der Truppen verhütete jede Unordnung. Am 10. November entschied eine königliche Ordre das Schicksal von La Rochelle. Der katholische Gottesdienst wurde wieder eingeführt; die Geistlichen und Hospitäler gelangten in den Besitz ihrer alten Rechte. Die Privilegien der Stadt wurden aufgehoben und die Festungswerke geschleift.

So fiel die letzte Burg des Protestantismus in Frankreich, auf die die Blicke der Hugenotten mehr als ein halbes Jahrhundert vertrauensvoll gerichtet waren.

Digitized by Google

Kampf unter den Mauern von La Rochelle.

Der Scharfsinn eines Wilden.

Charlevoi erzählt, aus der Hütte einer indianischen Rothhaut sei Wildpret, das zum Trocknen aufgehängt gewesen, gestohlen worden. Der Wilde verfolgte augenblicklich den unbekannten Dieb bis tief in den Wald hinein. Auf dem Wege begegnet er einigen Reisenden, die er fragt, ob sie nicht einen kleinen und alten Weißen gesehen, der ein kurzes Gewehr getragen und von einem kleinen Hund mit kurzem Schwanz begleitet gewesen sei: „denn er wisse gewiß, sagte er, daß diese Bezeichnung genau auf das Individuum passe, das seine Fleischwaaren gestohlen."

Die Reisenden hatten wirklich den Dieb begegnet und fragten nun den Wilden, der ihn nie gesehen zu haben behauptete, wie er ihn so gut zu beschreiben im Stande sei.

„Ich wußte, daß der Dieb klein", antwortete der Wilde, „weil er Steine auf einander gehäuft, um zu dem Wildpret zu gelangen; ich wußte, daß er alt, weil die Schritte, die ich im dürren Laube auf dem Boden des Waldes beobachtet, kurz und nahe bei einander waren; ich wußte, daß er weiß sein muß, weil die Füße etwas nach auswärts gehen, was bei den Rothhäuten nie der Fall ist; ich bemerkte, daß sein Gewehr klein, an den Spuren, die der Lauf der Waffe auf der Rinde des Baumes zurückgelassen, an welchen er es gelehnt; die Fährte des Hundes belehrte mich, daß er klein ist, und einige Zeichen im Sande, wo er sich gelagert, während mich sein Herr bestahl, sagten mir, daß er einen kurzen Schwanz hat."

Die Temperatur der Monate.

Wenn man die höchste Temperatur jedes Monats mit der mittleren oder normalen Temperatur aller andern vergleicht, so stellt sich folgendes Resultat heraus:

Der Monat Januar gleicht bisweilen der mittleren Temperatur des März.

Der Monat Februar gleicht bisweilen der zweiten Hälfte des April oder der ersten Hälfte des Januar.

Der Monat März gleicht der mittleren Temperatur des April oder der zweiten Hälfte des Januar.

Der Monat April erreicht nie die Temperatur des Mai.

Der Monat Mai ist sehr häufig im Durchschnitt wärmer als einzelne Junimonate.

Der Monat Juni ist bisweilen im Durchschnitt wärmer als einzelne Julimonate.

Der Monat Juli ist bisweilen im Durchschnitt weniger warm, als einzelne Augustmonate.

Der Monat August ist bisweilen im Durchschnitt kälter, als einzelne Septembermonate.

Der Monat September ist bisweilen im Durchschnitt kälter, als einzelne Oktobermonate.

Der Monat Oktober ist häufig im Durchschnitt nahe an 3 Grad kälter, als einzelne Novembermonate.

Der Monat November ist häufig im Durchschnitt 5 Grad kälter, als die heißesten Dezembermonate.

Der Monat Dezember ist häufig im Durchschnitt 7 Grad kälter als der Monat Januar.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawson & Comp. in Paris

Digitized by Google

Reiſe in Südamerika.

Aus einem Tagebuche.

Inca. Nach einem alten Mauergemälde am Eingang der Stadt Cuzco.

Die Stadt Cuzco, die alte Hauptſtadt des Reiches der Incas, liegt 11,320 engliſche Fuß über der Meeresfläche. Wir beſuchten die Häuſer der Haupteroberer unter andern das von Pizzarro und von Criſtoval de Caſtillo und ein anderes Haus, von dem nur noch die Thürme ſtanden: man ſagte uns, es ſei die Reſidenz de Garcilaſo de la Vega geweſen. In der Straße del Triunfo ſahen wir die Ruinen des Palaſtes von Inca Pachakutek, der im Jahre 1424 den Thron beſtieg. Dieſen Palaſt zeigt man gewöhnlich als den der Sonnenjungfrauen. Alle dieſe Gebäude aber ſind dadurch von Bedeutung, daß ſie aus Mauern ohne Mörtel beſtehen, deren eckig behauene Steine feſt ineinander gefügt ſind.

Auf einem Hügel im Norden der Stadt ſieht man die Ruinen der berühmten Feſtung von Cuzco, der Sacaſchuama; es iſt noch heute eines der ſchönſten Denkmäler der einſtigen Macht der Incas. Das Fort hatte eine ovale Form und beſtand aus drei Ringmauern, die dem Feinde zwanzig vorſpringende Ecken darboten. Die ſpaniſche Chronik ſagt, die Indianer hätten ſich in dieſer Feſtung mit ſolchem Muthe vertheidigt, daß die Chriſten ſich nie und nimmer derſelben bemächtigt, wenn nicht der heilige Jacob ſelbſt mit ihnen gekämpft.

An den Mauern bewahrt man noch die gemalten Bilder einiger Incafürſten. Sie haben auf dem Kopfe einen goldnen Reif mit zwei Federn von amerikaniſchen Straußen; auf beiden Seiten des Kopfes ferner einen andern Reif aus Gold, der das Ohr einfaßt. Ihre Kleidung beſteht aus einem Hemde ohne Aermel, oben und unten mit Goldbeſatz. Dieſe Tracht iſt noch heutigentags bei den ungläubigen Indianern im Gebrauch, nur ſind die Goldbeſätze durch bemalte Stoffe erſetzt. Die Tracht der Cholas oder Frauen von gemiſchter Race erinnert etwas an die Saya von Lima, nur während dieſe von Seide, iſt jene ein dicker wollener Zeug von grüner, rother oder blauer Farbe mit kleinen Falten, die die Taille ſchwungvoll hervortreten laſſen; ſie tragen auf dem Kopfe bald einen groben wollenen Hut, bald ein großes Stück Alapacawollzeug,

Digitized by Google

das die Schultern bedeckt. Die Bevölkerung von Cuzco besteht übrigens beinahe ganz aus Indianern und Indianerinnen, deßhalb sieht man selbst unter den höhern Classen nur wenige Weiße: im Durchschnitt sind sie von heller Kupferfarbe.

Drei schöne Plätze befinden sich inmitten der Stadt Cuzco; auf einem derselben ist jede Woche dreimal Markt, wo eine große Masse Indianer mit Waaren aller Art erscheint. Namentlich findet man dort sehr schöne Arbeiten in Schaf-, Kameel-, Lama- und Alpacawolle.

Im Ganzen ist Cuzco trotz seines traurigen und öden Aussehens immer noch eine große und schöne Stadt.

. . . Am 21. Juli war alles zu unserer Abreise bereit. Die fünfzehn Soldaten, die uns begleiten sollten und vom Präfecten dazu auserlesen waren, standen unter dem Befehl des Fregattencapitäns Carrasco, dem der Schiffslieutenant Bizerra beigegeben war.

Die Soldaten sind hierzulande gewöhnt, ihre Frauen und Kinder auf die Märsche mitzunehmen; dadurch stieg unsere Caravane auf etwa dreißig Personen. Sobald wir aus der Stadt waren, kamen wir auf schmale und krumme Wege. Wir eröffneten den Zug: uns folgte Carrasco, nach ihm kamen die Soldaten mit Waffen, Bagage, Frauen und Kindern; ein anderer Officier bildete den Nachtrab. Diese Vorsicht bewies uns, daß man ein sehr geringes Vertrauen auf unsere Soldaten hatte; wir werden später sehen, daß unsere Befürchtungen nur zu sehr gerechtfertigt waren.

. . . Unser erster Marsch führte uns nach der kleinen Stadt Urubamba, die in einer Schlucht liegt und von den Quellen des Ucayale bespült wird.

Am andern Tag kamen wir auf einen Weg, der dem Fluß entlang geht und einen prächtigen Anblick bot. Wir erreichten Ollantay-Tambo, ein Dorf, das sich durch das große Ensemble seiner indianischen Ruinen und die Geschichte von Ollantay, einem Fürsten aus dem kaiserlichen Geblüt der Incas, der Erinnerung einprägt. Dieser Fürst lebte vor siebenhundert Jahren: er baute eine Feste, von der man noch Ueberreste sieht. Ollantay hatte sich nehmlich auf unerlaubte Weise Zugang zu dem Palaste der Sonnenjungfrauen verschafft und wurde in dem Augenblicke überrascht, als er mit einer der schönen Priesterinnen ein vertrauliches Gespräch pflegte; er wurde vor den Inca geführt, der ihm wegen seiner hohen Abstammung zwar das Leben schenkte, ihn jedoch auf einem öffentlichen Platze von Cuzco züchtigen ließ. Ollantay zog sich in die Berge zurück und sann einzig und allein darauf, wie er diese Beleidigung rächen könnte. Er ließ durch mehrere Jahre die großartigsten Befestigungsarbeiten unter dem Vorwande ausführen, sich gegen seine Feinde zu schützen und heuchelte gegen den Inca die größte Unterwürfigkeit, während der wildeste Haß in seinem Innern gährte. Endlich, als er sich fest genug glaubte, erhob er die Fahne der Empörung und erklärte sich für unabhängig. Nach mehreren Schlachten wollte der Inca die Verfolgung seines mächtigen Feindes bereits aufgeben, als einer seiner Generale ihm den Vorschlag machte, er wolle Ollantay durch List zu besiegen suchen, wenn man ihm verspreche, eine der Sonnenjungfrauen heirathen zu dürfen. Der Kaiser versprach ihm, was er verlangte, wenn ihm Ollantay todt oder lebendig ausgeliefert würde. Der General, der mit Ollantay seit früher Jugend befreundet war, suchte ihn auf und gab vor, von dem Hofe von Cuzco wegen desselben Vergehens, wie er, verfolgt zu sein; deßhalb bitte er seinen alten Freund um ein Asyl, um der Verfolgung zu entgehen. Ollantay, der an keinen Verrath dachte, übergab ihm das Commando der Truppen während einer kurzen Abwesenheit. In einem der Thürme der Festung befand sich zu jener Zeit ein Gefangener, dem der General die Freiheit versprach, wenn er nach Cuzco eile und dem Inca das Papier bringe, das er ihm übergeben werde. Er nahm ihm selbst die Ketten ab und ließ ihn erst verfolgen, als er entfernt genug war. Der Gefangene, der bereits einen Vorsprung gewonnen hatte, entledigte sich seiner Aufgabe und überbrachte den Brief, der die Mittel an die Hand gab, in die Festung zu gelangen. Zur bestimmten Zeit sandte der Inca seine Soldaten, und während der Nacht ließ der General Ollantay binden und ausliefern.

Am Morgen nach unserer Ankunft besichtigten wir einen in den Felsen gehauenen Altar, der, wie man sagte, zu Menschenopfern verwendet wurde. Um dahin zu gelangen, mußte man auf sehr steilen Pfaden hinan klettern. Auf einem der Steine des Altars sahen wir den Namen eines ausgezeichneten Botanikers, Claude Gay, angeschrieben. Dann besuchten wir einen unter dem Namen Piedra Gausada bekannten Ort. Die Sage erzählt, daß die Indianer, welche diesen Stein aus großer Entfernung herbeischleppen mußten, vor Ermüdung blutige Thränen geweint und nicht mehr weiter gekonnt hätten. Wir sahen ferner eine große Masse Schutt, zwischen welchem kleine in den Stein gehauene Hütten standen, die nicht höher, als drei Fuß waren und wahrscheinlich den Hirten und Soldaten als Zufluchtsort dienten.

Am 24. verließen wir Ollantay. Der Weg, den wir einschlugen, ging nicht mehr dem Flusse entlang; er zog sich in die Berge hinein; wir kamen durch prachtvolle Wälder, die später mit einer weniger reichen Vegetation abwechselte, die jedoch immerhin noch sehr schön war und auf deren Zweigen sich hübsche Paradiesvögel wiegten. Unter denen, welche ich schoß, fanden sich drei seltene Gattungen und eine neue, welcher Bourcier den Namen des Hrn. von Castelnau gab. Es machte mir großes Vergnügen, diese kleinen Vögel zu beobachten und ihre Bewegungen zu studiren. Sie fliegen summend um eine Art Sonnenblume, welche hier sehr gewöhnlich ist und ihr Lieblingsplätzchen zu sein scheint. Man trifft sehr verschiedene Arten, die eine angenehme Mischung von Farben bilden und das Auge ungemein anziehen, während sie der Pinsel nur unvollkommen wiedergeben im Stande wäre. Die reichen Farben, die lebhaften Bewegungen, die zierlichen Formen lassen diese Miniaturgeschöpfe wie ein täuschendes Gaukelspiel erscheinen.

Wir verließen bald die waldigen Gegenden, um eine Querkette der Cordilleren zu besteigen, deren Spitze stets mit Schnee bedeckt ist. Beim Herabsteigen kamen wir durch Gegenden mit prachtvoller Vegetation, wo wir die schönen Palmbäume, die hübschen Farnkräuter und die Lianen wieder sahen, die durch ihre Verschlingungen den tropischen Wäldern ein eigenthümliches Ausseben verleihen.

Endlich erreichten wir die Ufer des Flusses; wir waren in dem herrlichen Thale von Santa Anna, das heutzutage durch seine kleinen und großen Cocapflanzungen (Hunger- und Durstpflanze) bekannt ist: wir stiegen in die Hacienda Uira hinab, um die Cultur dieser interessanten Pflanze zu studiren, die wir zum ersten Male sahen. Dieses Gewächs, dessen botanischer Name Erythroxylon coca ist und das früher einigen Gegenden von Peru eigen-

Digitized by Google

thümlich war, ist heutzutage durch den Fleiß der Indianer in allen südlichen Gegenden verbreitet. Das schwache Bäumchen erreicht eine Höhe von 3—6 Fuß; sein Blatt ist glatt, von schönem Grün und ungefähr 1½ Fuß lang; seine Blüthe weiß und seine Frucht klein und roth. Die Indianer tragen stets einen Sack von diesen kostbaren Blättern auf ihren Wanderungen bei sich; sie haben die Gewohnheit, sie mit etwas Kalk, den sie Mambi nennen, vermischt zu kauen. Diese Pflanze ersetzt ihnen jede Nahrung und sie begnügen sich damit auch bei der härtesten Arbeit. Die Erfahrung zeigt überdies, daß das Kauen des Blattes die Indianer weit kräftiger macht und sie schwächer werden, sobald es ihnen fehlt. Das Beste ist das, welches in der Gegend von Cuzco und der Provinz Lapaz wächst. Es wird auch ein beträchtlicher Handel damit getrieben, da die Indianer ohne diese Nahrung nicht arbeiten können.

Hr. von Ulloa ist überzeugt, daß das Coca genau dieselbe Pflanze ist, wie das in Ostindien vielgebrauchte Betel. Es ist durchaus kein Unterschied in Stamm und Blättern, und der Gebrauch ist ganz derselbe.

In der Hacienda Uira wurden unsre Befürchtungen, bezüglich der Soldaten auf's Traurigste bestätigt. Trotz der Vorsicht, mit welcher Carrasco sie bewachen ließ, war es mehreren gelungen, mit ihren Frauen und Kindern zu entkommen; von diesem Moment an waren wir überzeugt, daß die Andern den gleichen Weg gehen würden, was auch wirklich der Fall war. Der Mann, welcher uns diese unangenehme Nachricht brachte, zeigte Carrasco zugleich an, daß der Sergeant seine beste Uniform und seine Epauletten mitgenommen, was den Commandanten in großen Zorn versetzte: dennoch aber wagte er es nicht, den Dieb verfolgen zu lassen, der Läufer möchte ihm gleichfalls durchgehen.

Am 28. kamen wir in dem Dorfe Echarate an, nachdem wir zuvor große Manioc-, Zucker-, Coca-, Cacao- und Cocospflanzungen durchzogen hatten. Meine Begleiter hielten sich einige Stunden bei dem Alcaden auf, während ich einen Brief an einen reichen Pflanzer in der Umgegend besorgte. Hr. Corracho nahm uns mit der herzlichsten Gastfreundlichkeit auf. Während wir in Echarate verweilten, hatte Hr. von Castelnau einen Brief, welchen ihm der Bischof von Cuzco für die beiden Franziskaner-Missionäre gegeben, nach der Mission von Cocabambilla gesandt und sie benachrichtigt, daß sie sich bereit halten sollten, mit uns in die herrliche Pampa des Sacramento hinabzusteigen.

Die beiden Priester kamen nach der Hacienda; einer von ihnen jedoch, Fray Pablo, ein großer und hagerer Mann, entschuldigte sich, nicht an der Expedition Theil nehmen zu können, da ihn seine geistliche Mission zu sehr in Anspruch nehme. Er empfahl uns jedoch einen zuverlässigen Menschen, der alle Pampassprachen vollkommen verstehe. Der Andere, Fray Ramon Bousquet, war ein Greis von achtzig Jahren mit einem schönen Kopf voll wohlwollenden Ausdrucks. Er erklärte sich bereit, dem Befehle seines Obern zu gehorchen. Am 10. August verließen wir Echarate. Ein sehr hübscher Weg führte uns nach der Mission Cocabambilla, die wir sogleich verließen, um uns nach dem Orte der Einschiffung an den Ufern des Urubamba zu begeben. Wir fanden ganz Chuaris in Bewegung: die beiden Mönche waren bereits da; der Eine war aus Neugierde gekommen, der Andere leitete die Vorbereitungen.

Die Zimmerleute waren gerade mit der Vollendung der Flöße und Canots beschäftigt; in einem Augenblicke war der Hafen von dem größten Theile der Mission, der uns gefolgt, und von Gepäckmaulthieren, Waffen und etwa zwanzig Campos oder Antes-Indianern gefüllt, die unsre Aufmerksamkeit auf sich zogen.

Die Campos, welche für Menschenfresser gelten, haben die Tracht aus den Zeiten der Incas bewahrt; sie tragen langes Haar, das bis auf die Schultern herabfällt und über der Stirne gerade abgeschnitten ist; ihr Gesicht ist von vielen Rucu- und Genipalinien durchschnitten, was ihnen einen ungemein wilden und häßlichen Ausdruck gibt. Ihr Körper ist mit Cocos- und Rucuöl beschmiert und als wenn diese Farbe nicht zureichte, hängen sie an die Nasenknorpel ein rundes Silberstück, das ihnen bis auf die Lippe herabfällt. Bisweilen sind die Hände und die Füße ganz roth oder schwarz. Sie haben alle seidene Schnürchen am Handgelenk und Knöchel und tragen als Schmuck über ihren langen Kleidern Ketten von trocknen Früchten und glänzenden Vogelfedern oder Schnäbeln. Die Frauen tragen um ihre Hüften ein Stück Zeug von ähnlichem Stoff wie ihr Rock, doch von verschiedener Farbe.

Carrasco, welcher mit der Leitung der Arbeiten beauftragt war, kündigte uns am 13. an, daß alles bereit sei. Da wir keine Soldaten mehr hatten, wurden zwölf in Sold genommen; unter ihnen befand sich Anturo, den uns Fray Pablo anempfohlen; er mußte uns nach dem Vertrage bis zur Mission Sarayacu am Ucayale folgen.

Am 14. Morgens wurde ein Altar aufgeschlagen. Pater Ramon Bousquet las die Messe und sprach den Segen über unsere Einschiffung. Unsere kleine Flotille bestand aus vier Canots und zwei Balsas; die ganze Expedition aus dreißig Personen, die zehn Antes-Indianer mit eingerechnet, die wir als Führer und Ruderer angenommen. Wir verließen um Mittag den Hafen von Chuaris, um unsre Fahrt auf dem Rio Santa-Anna oder Urubamba zu beginnen, der nach seiner Vereinigung mit dem Rio Tambo den Namen Ucayale annimmt.

In den ersten Tagen konnten wir nur einige Stunden machen: über einige reißende Strömungen kamen wir gefahrlos hinweg.

Am 17. waren wir erst etwa zehn Meilen vom Hafen von Chuaris entfernt und schon begann es uns an Nahrungsmitteln zu fehlen. Die Zelte waren aufgeschlagen worden und unser Lager bot einen wilden Anblick. Inmitten dieser Einsamkeit hatten sich unsre Leute auf der einen Seite gelagert: auf einer andern war eine Gruppe Indianer, von denen die Einen auf dem Boden ruhten, während die Andern sich um ein Feuer geschaart hatten, das der Wind unterhielt: der Rest baute eine kleine Hütte aus Palmzweigen, um sich gegen den Sturm zu schützen, der aus der Ferne drohte. Ich bewunderte, in meiner Hängmatte schaukelnd, den Untergang der Sonne. Vergeblich erwartet das Auge des Europäers die Lichterspiele, die die schönen Abende seiner Heimath so reizend machen. In Amerika tritt die Sonne plötzlich ihre Herrschaft an die Nacht ab; im selben Augenblicke verschwinden die fernsten, wie die nächsten Gegenstände vor dem Blicke. Wenn der Reisende nicht zuvor schon von diesen Phänomenen unterrichtet ist, so übermannt ihn zuerst ein Gefühl von Furcht, aber das Staunen, das darauf folgt, macht bald der Bewunderung Platz .... Als wir am folgenden Tage uns wieder auf den Weg machen wollten, waren die Indianer

Digitized by Google

verschwunden; wir wußten nicht, ob sie uns verlassen hatten, oder ob sie blos Vorräthe suchten. In dieser letzteren Vermuthung warteten wir bis zehn Uhr; aber auch um diese Zeit hatten sich nur einige wenige eingefunden; wir ließen die Canots beladen und hofften, daß während der Zeit auch die andern sich einfinden würden; als jedoch keiner kam, fuhren Florentino und ich ab; wir ergriffen das Ruder, was mir eine ganz neue Arbeit war, die dadurch sehr unbequem wird, daß man auf den Knieen liegen muß. Nach angestrengten Stunden hielten wir inmitten einer Reihe von Stromwirbeln an; während der Nacht standen wir Schildwache. Auf meinem Posten hatte ich Gelegenheit, Waffen und Gepäck, das die Indianer im Walde versteckt hatten, aufzufinden, und wieder dem Lager zuzuführen. Dessenungeachtet waren am andern Morgen abermals drei von unsern Leuten verschwunden; nun begann sich Muthlosigkeit unserer zu bemächtigen. Carrasco wollte auf die Expedition verzichten und schlug uns vor, nach Cuzco zurückzukehren. Dies lag jedoch nicht in der Absicht des Herrn von Castelnau: er rief uns deßhalb zu einer Berathung zusammen und legte uns die Fragen vor: „Kann die Expedition unter diesen Umständen fortgesetzt werden?" — Einstimmiges Nein. — Ist es möglich mit einem neuen Routenplan? Einige sagten ja, andere nein. Castelnau

Indianische Conibos am Ucayaliﬂuß.

war mit Hrn. Cosery übereingekommen, daß er nach Lima zurückgehen und uns mit dem größten Theil der Instrumente und der Leute, die er mitnahm, am Amazonenstrom wieder treffen sollte. Wir nahmen herzlichen Abschied von einander und hatten sie bald aus den Augen verloren.

Wir wollten uns der Gnade Gottes und dem guten Willen der Antes überlassen. Es blieb uns kein Vorrath übrig und wir mußten uns mit einigen Stücken Biscui und mehreren Chocoladentafeln lange Zeit begnügen.

Jeden Tag mußten wir über Cascaden und große Strömungen setzen; häufig schlugen unsre Piroguen um, aber wir hatten kein Unglück zu beklagen; bisweilen stiegen wir an's Land und gingen zu Fuß über Felsen und Schluchten; der alte Pater Ramond munterte uns durch seinen heitern Muth und sein angenehmes Gespräch auf. Je weiter wir kamen, desto gefährlicher wurden die Cascaden. Es gehörte eine große Gewandtheit dazu, über diese zahlreichen Cataracte zu kommen, ohne uns an den Felsen zu zerschmettern. Schon hatten wir eine Masse solcher Schwierigkeiten überwunden, als wir bei der gefährlichsten und einer der größten Cascade, der von Sentoliqui, ankamen; sie besteht aus zwei Wasserfällen, und

Digitized by Google

um über den zweiten zu kommen, mußte man über den Fluß setzen: wir hielten uns an das rechte Ufer und mußten die Fahrzeuge bald auf den Steinen fortziehen, bald wieder in eine wilde Strömung lenken, deren kochender Schaum uns zur Strafe für unsre Keckheit übergoß. Unsre Indianer maßen beständig mit ihrem Tigerblick den Raum, der uns von der Gefahr trennte.

Einen Augenblick wurde unser Canot von den Wogen gleichsam fortgerissen, aber die Anstrengungen der Indianer, verbunden mit unsern eigenen Bemühungen, halfen uns über die Mitte der Strömung hinüber und wir waren gerettet. Die Gefahr macht egoistisch: wir achteten kaum des hellen Schreis eines unsrer Indianer, der auf das Canot deutete, in welchem sich der ehrwürdige Ramond Bousquet befand. Die Pirogue kämpfte gegen die Wuth der Wogen. Wir sahen diesen Kampf mit schrecklicher Angst, da wir nicht helfen konnten: einen Augenblick glaubten wir, sie sei gerettet, aber vergebliche Hoffnung! alles war verloren. Sie fuhr mit unglaublicher Schnelligkeit über den Schlund hin. Die Peruvianer und die Indianer warfen sich aus dem Boote, um sich durch Schwimmen zu retten. Der arme Priester konnte nur beten; endlich verlor sich seine Stimme in dem Geräusch des Wassers. Wir halfen seinen Leidensgenossen, soweit es in unsern Kräften lag, an das Ufer; zu unsrem großen Schmerze waren wir durch den völligen Mangel an Lebensmitteln gezwungen, augenblicklich weiter zu fahren, ohne den Leichnam des armen Bruders aufsuchen und ihm die letzte Ehre erweisen zu können. (Schluß folgt.)

Eine Winterwohnung in Kamtschatka.

Bei dem Anblick dieses regelmäßigen Zimmerwerks, dieser wohlgefügten Balken und Bohlen ist man versucht, an Spuren von Civilisation zu glauben: eine aufmerksamere Prüfung wird jedoch den Beschauer bald enttäuschen. Diese nackten Wände, die des einfachsten Geräthes ermangeln, dieser elementarische Spinnrocken, diese Zurüstungen zu einer plumpen Küche deuten auf einen halbwilden Zustand hin. Um in diese Winterwohnung der Kamtschadalen zu gelangen, steigt man auf einer Leiter, die schlechter, als die schlechteste unserer Maurer ist, hinab; ist man unten angekommen, so befindet man sich in einem verpesteten Verschlag, der all' sein Licht und seine Luft durch die einzige Oeffnung empfängt, welche auch dem Rauch als Ausweg dient: wir würden unbedingt in einem solchen Loch ersticken.

Winterwohnung in Kamtschatka.

Der Kamtschadale vergräbt die animalischen Stoffe, von denen er lebt, unter der Erde, nachdem er sie zuvor in Blätter gewickelt, und gräbt sie häufig erst wieder heraus, wenn sie vollkommen in Fäulniß übergegangen sind. Auch „ihre Küche", sagt Atlassoff, „strömt einen Geruch aus, den der Russe nicht zu ertragen vermag." Und die Russen sind, wie man weiß, in ihrer Nahrung nicht sehr wählerisch.

Die Art und Weise, wie die Kamtschadalen das Wasser in hölzernen Gefäßen kochen, ist einfach und sinnreich. Bernardin de Saint-Pierre erzählt, daß er das Problem einem Gelehrten vorgelegt, ohne von ihm eine Lösung zu bekommen, und daß er nie das Räthsel gelöst, ohne daß man die Erfindungsgabe der Wilden bewundert. Dies Verfahren besteht aber einfach darin, daß man glühend gemachte Kiesel in das Wasser wirft.

Das Meer.

1. Das Leuchten des Meeres.

Das Leuchten des Meeres gehört zu den prachtvollsten Naturerscheinungen, die stets Bewunderung erregen, wenn man sie auch Monate lang allnächtlich wiederkehren sieht.

Digitized by Google

Das Meer phosphorescirt unter allen Zonen, aber in der Südsee zeigt sich dieses Schauspiel am prachtvollsten. So oft die entblößte Seite eines die schäumende Fluth durchschneidenden Schiffes sich umlegt, scheinen röthliche Flammen blitzähnlich vom Kiel aufwärts zu schießen. Diese Erscheinung erklärten Forster und Le Gentil durch elektrische Reibung des Wassers am fortgleitenden Fahrzeuge. Humboldt fand sich in seinen „Ansichten der Natur" I, S. 221 veranlaßt, diesen Irrthum, wie folgt, zu berichtigen: „Was man über das Leuchten des Meerwassers mit Bestimmtheit weiß, reducirt sich auf folgende Thatsachen: Es gibt mehrere leuchtende Mollusken, welche bei ihrem Leben nach Willkür ein schwaches Phosphorlicht verbreiten, ein Licht, das meist ins Bläuliche fällt. Dahin gehört auch das mikroskopische Thier, welches Forster in Menge beim Vorgebirge der guten Hoffnung auf dem Meere schwimmen sah. Das Leuchten des Meeres wird bisweilen durch diese lebendigen Lichtträger bewirkt; denn mehrentheils erkennt man selbst durch starke Vergrößerung keine Thiere im leuchtenden Wasser. Und doch überall, wo die Welle an einem harten Körper anstößt und sich schäumend bricht, überall, wo das Wasser erschüttert wird, glimmt ein blitzähnliches Licht auf. Der Grund dieser Erscheinung liegt in faulenden Fäserchen abgestorbener Mollusken, die in zahlloser Menge im Wasser zerstreut sind. Wenn man leuchtendes Wasser durch enggewebte Tücher gießt, so werden diese Fäserchen oft als leuchtende Punkte abgesondert; aber bei der ungeheuren Menge von Mollusken, die sich in allen Tropen-Meeren finden, leuchtet das Seewasser selbst da, wo man keine Fäserchen absondern kann."

Der alte Willy aber, der nun bereits mehr als vierzig Mal über den Tropicus hinausgesegelte und jetzt mit klugem Blicke vom Steuerruder aus über die Fläche hinschaut, weiß es besser, und gibt über das Leuchten des Meeres folgenden Aufschluß:

„Als noch kein Schiff diese Gewässer durchschnitt, da hatten die Dinge ringsumher eine andere Gestalt als jetzt. In diesem Augenblick heben sich am äußersten Horizont die Wellen gleich stattlichen Hügeln empor, und dann stürzen sie in sich zusammen. Das geschah aber vormals nicht, sondern sie blieben aufrecht stehen, und waren nichts, als wunderliche Inseln, die aus dem Ocean auftauchten und mit ihrem Grün das Auge ergötzten. Im weiten Halbkreis standen sie in unabsehbarer Reihe neben einander, und leichtgebaute Fahrzeuge unterhielten eine gegenseitige Verbindung. Da fand sich Ueberfluß an Früchten und Blumen, und die ihre Zweige zur Erde neigenden Bäume bildeten natürliche Lauben. Die Bewohner dieser glücklichen Inseln hatten also wenige Bedürfnisse. Eine gütige Fee beherrschte diese Unschuldswelt, und sorgte, daß keinem ihrer geliebten Unterthanen Kunde werde von dem Elend, was jenseits dieser Inseln die Menschheit drückt. Unfern von diesem Paradiese erhob sich eine finstere Gebirgsmasse, welche die wohlthätige Fee durch einen lichten Nebelschleier dem Auge der Sterblichen verhüllte. Hier herrschte ein Zauberer, der das Glück jener Insulaner mißgünstig anschaute. Er verlieh also in dunkler Nacht seine Gebirge, und erregte einen Sturm, der das Meer in solche Bewegung brachte, daß die Wellen, bis zu den Wolken sich aufthürmend, sich auf die zarten Hügelreihen stürzten. Da tauchte die Fee aus den Wogen auf, und ihr milder Blick besänftigte die Elemente. Ergrimmt nahm der Zauberer durch die Luft seinen Weg nach Spaniens Gebirgen. Er kehrte nun nicht wieder nach seinem Wohnsitz zurück. Dieser ward immer kleiner, und versank endlich spurlos in die Tiefe des Meeres. Darüber ward die gute Fee froh, und ward deshalb noch sorgloser als vorher, aber zu ihrem eigenen Verderben.

Eine lange Zeit war seit jener Nacht verstrichen, die Fee war zu ihren Schwestern in den Orient verreist; da sah man eines Morgens die Bewohner der Hügel verwundert an ihren Ufern stehen und eine stattliche Insel anstaunen, die über Nacht aus dem Meere aufgetaucht war. Sie war größer und höher als die übrigen, das Grün, mit dem sie bedeckt war, blendender. Lange staunten die Insulaner diese Erscheinung an; endlich entschlossen sie sich, ihre Boote zu besteigen und dem neu entstandenen Eiland zuzuschiffen. Je tiefer sie in das Land hinein gingen, desto weiter dehnte es sich vor ihnen aus, so daß sie schon die Besorgniß hegten, sie würden den Landungsort nicht wieder finden. Mehrere riethen zur Umkehr, als sie einen Mann, auf dem Rasen sitzend, gewahrten, der ganz so gebildet war, als sie, nur daß er sich durch seine ansehnliche Körperlänge von ihnen unterschied. Freundlich winkte er ihnen zu. „Ich wollte euch wohl von den Früchten, die meine Insel hervorbringt, Einiges zur Stärkung anbieten", sprach er schlau, „aber ich weiß nicht, wie es damit aussieht, denn ich bekümmere mich nicht darum; ich bedarf dieser Nahrung nicht, da mir Besseres bleibt, als jene Früchte, deren Benutzung auch jedem Thiere frei steht." Jetzt griff er in den Rasen hinein und brachte viele glänzende Dinge hervor, mit denen er um sich warf, so daß die Insulaner sich nicht genug verwundern konnten über das, was sie sahen. „Ihr Thoren!" redete sie nach einer Weile der Mann an, „das habt ihr nun davon, daß ihr den Befehlen einer geizigen Frau gehorchtet, die euch jene Herrlichkeiten nicht gönnt, welche die Tiefe birgt; das habt ihr davon, daß ihr stets auf der Oberfläche eurer Fluren einhergeht, und nicht eindringt in das Geheimniß eurer Berge, die eben solche Herrlichkeiten verschließen, als die meinigen. Jetzt aber verlaßt mich, denn eure Gegenwart ist meinem weitern Beginnen zuwider." Damit wandte er ihnen den Rücken, und die Insulaner, welche sich im Nu an den Strand und zu ihren Booten versetzt sahen, schifften gedankenvoll zu ihren Inseln zurück. Dort angelangt, gingen sie stumm neben einander her, und starrten freudlos nach jener Insel, wo sie Alle den fremden Mann zu erblicken glaubten, wie er mit jenen unterirdischen Schätzen spielte. Endlich wagte es einer von ihnen, das seltsame Spiel des Fremden in seiner Heimat zu beginnen, er wühlte den Rasen auf und brachte jubelnd einen Haufen jenes glänzenden Spielwerks hervor. Die Andern machten es ihm nach, und bald war der grüne Hügel aufgewühlt, die Blumen wurden als unnütz weggeworfen, die Bäume, als dem Nachsuchen hinderlich, aus dem Wege geräumt, und Jeder suchte so viel Gold, Perlen und Edelsteine an sich zu bringen, als er im Stande war. Jetzt war der Geist der Zufriedenheit von demglücklichen Volke gestohen, Einer beneidete den Andern, glaubend, er besitze noch lange nicht so viel, als sein Nachbar, während dieser mit gierigen Blicken nach dem Haufen seiner zusammenscharrenden Genossen schielte. Nun hielten sie sich mit ihren Reichthümern in den Hütten, welche ihnen die Natur erbaut hatte, nicht mehr sicher genug, und suchten daher festere Wohnungen herzustellen. Dennoch war Einer vor dem Andern nicht sicher, ein Krieg brach aus — und auch ein geheimer, denn wem es nicht gelang, sich

Digitized by Google

mit Gewalt fremder Schätze zu bemächtigen, der versuchte es durch List und Betrug.

Als die Fee wiedergekehrt war und die neu aufgetauchte Insel entdeckt hatte, erstaunte sie sehr; aber bald verwandelte sich ihr Erstaunen in Schrecken, als ihr alter Erbfeind, der Zauberer, auf einem Wallfisch herbeischwamm, und sagte: „Nun wirst du sehen, ob ich in der Zeit deiner Abwesenheit die Wirthschaft so gut bestellt habe, und ob ich hoffen darf, daß du mit meiner Aufsaat zufrieden bist. Sie ist bereits zum Verwundern gut aufgegangen, und ich wünsche nur, daß ihre Früchte dir so gut bekommen, als deinen Schützlingen." Als er dieß gesagt, versank er laut auflachend mit sammt seiner Insel, die nur ein Trugbild gewesen, in die Tiefe.

Außer sich vor Kummer, begab sich die Fee nach ihren Inseln, sah die hier vorgefallene Zerstörung, und berief die Insulaner zusammen, welche nur lässig im Gehorchen waren, denn sie konnten es nicht über sich gewinnen, so lange sich von ihren Gütern zu trennen, bis sie erfahren hätten, was ihre Gebieterin ihnen zu sagen habe. Diese hielt ihnen ihr Unrecht vor, und suchte sie zu bewegen, auf den alten Weg der Mäßigung zurückzukehren, erhielt aber nur Vorwürfe, daß sie, ihrer eigenen Habsucht zu frönnen, das Geheimniß der Berge vor ihnen so lange verborgen gehalten. Die Fee beschloß die Verwegenen zu bestrafen, und sagte daher mit hohem Ernste: „Ihr Undankbaren habt es verscherzt, daß ich euch ferner beschirme. Behaltet das Loos, das ihr euch gewählt. Aber die Schätze der Finsterniß gehören nicht an das Licht der Sonne. Darum mögen sie versinken in die Nacht des Meeres, und gelüstet euch nach ihnen, so folget ihnen nach." Kaum hatte sie dieß gesprochen, als alle Edelsteine, Perlen und Gold in die Tiefe des Meeres hinabrollten. Die Insulaner sahen den entschwundenen Schätzen mit stieren Blicken nach, und stürzten sich mit lautem Geheule in die Flut. Da warf die Fee, überwältigt vom tiefen Schmerz, den Talisman, mit dem sie bisher diese glückliche Gegend beherrscht hatte, weit von sich, und entschwebte in Gestalt einer Taube zum Himmel. Die Hügel aber gingen aus einander, flossen rechts und links hinab, und mischten sich mit den Wellen. Die Insulaner rafften gierig die versunkenen Schätze auf dem Boden des Meeres zusammen, und wenn sie sich genugsam beladen, dann streben sie nach dem Sonnenlicht. Aber den festen Boden vermissend, lassen sie die blinkende Last fallen und tauchen aufs Neue bis auf den Grund, das trügerische Spiel zu wiederholen. — Das ist das Leuchten des Meeres."

2. Das Salz des Meeres.

Es waren einmal zwei Brüder, der Eine war reich, der Andere arm. Als nun das Weihnachtsfest herankam, hatte der Arme kein Brod im Hause, ging daher zu seinem Bruder und bat um eine Kleinigkeit. Dieser war eben nicht sonderlich froh, denn es war nicht das Erstemal, daß seine Milde von Jenem in Anspruch genommen wurde. „Willst du thun, was ich dir sage", sprach er, „so sollst du einen ganzen Schinken haben, so wie er im Rauch hängt." Das wollte der Arme gern und bedankte sich. „Da hast du ihn!" sagte der Reiche, indem er ihm den Schinken zuwarf, „nun geh zur Hölle!" — „Hab' ich es versprochen, so muß ich es thun", sagte der Arme, nahm den Schinken und ging fort. Er wanderte den ganzen Tag; als es dunkel wurde, erblickte er vor sich einen hellen Lichtschimmer. „Hier muß es sein!" dachte er. Etwas weiter hin im Walde aber stand ein alter Mann mit einem langen weißen Bart und hackte Holz. „Guten Abend!" sagte der mit dem Rauchschinken. „Wo willst du hin?" fragte der Greis. „O ich wollte nur zur Hölle, aber ich weiß nicht, ob ich recht gegangen bin", versetzte der Arme. „Ja, Du bist auf dem rechten Wege", sagte der Alte „das hier ist die Hölle." Und weiter sagte er: „Wenn du nun hineinkommst, dann werden sie dir wohl Alle deinen Schinken abkaufen wollen, denn Schweinefleisch ist ein seltenes Gericht in der Hölle, aber du sollst ihn für kein Geld verkaufen, sondern verlange dafür die alte Handmühle, die hinter der Thüre steht. Wenn du dann wieder herauskommst, will ich dir auch lehren, wie du sie stellen mußt, denn die Mühle ist zu Etwas gut, mußt du wissen." Der Mann mit dem Schinken dankte für den guten Bescheid und klopfte beim Teufel an.

Als er hineintrat, geschah es, wie der Alte ihm gesagt, alle Teufel kamen um ihn herum, und der Eine überbot den Andern auf den Rauchschinken. „Es war freilich meine Absicht, ihn zum Weihnachtsabend mit meinem Weibe zu verschmausen", sagte der Mann, „aber, weil ihr alle so erpicht darauf seid, will ich ihn euch wohl überlassen, doch verkaufe ich ihn für keinen andern Preis, als für die alte Handmühle, die da hinter der Thüre steht." Damit wollte der Teufel nicht herausrücken, und dung und feilschte mit dem Mann, aber der war unbestechbar, und so mußte der Teufel endlich ihm die Mühle überlassen. Als der neue Besitzer der Mühle aus der Hölle herausgekommen war, fragte er den alten Holzhauer, wie er die Mühle stellen müsse, und als der es ihm gesagt hatte, bedankte er sich und machte sich wieder auf den Heimweg. Aber wie sehr er auch ausholte, so kam er doch nicht eher, als Nachts um zwölf Uhr zu Hause an.

„Wo bist du gewesen?" fragte ihn seine Frau, als er in die Stube trat, „du weißt doch, daß ich nicht einmal zwei Holzsplitter habe unter den Grützkessel zu legen, um uns eine Weihnachtssuppe zu kochen." — „O", sagte der Mann, „ich konnte nicht eher kommen, denn ich hatte ein Geschäft zu besorgen, und mußte deßhalb einen weiten Weg machen, aber nun sollst du sehen, was ich mitgebracht." Nun stellte er die Mühle auf den Tisch hin und ließ sich mahlen, erst Lichter, dann ein Tischtuch, darnach Essen und Bier und Alles, was zu einem guten Schmaus gehört, und so wie er es der Mühle befahl, so mahlte sie. Seine Frau wollte durchaus wissen, wo er die Mühle herbekommen, aber er antwortete bloß: „Das kann dir ganz gleich sein, woher ich sie habe, Frau, du stehst, daß sie gut ist, und daß das Mahlwasser nicht ausgeht, und das ist die Hauptsache." So mahlte er Alles, was gut schmeckt, für das ganze Weihnachtsfest, und am dritten Tag hat er seine Freunde zu sich, denn er wollte ihnen einen Gastschmaus geben. Als der reiche Bruder sah, was da Alles zum Schmaus bereit stand, lief es ihm heiß und kalt über die Haut, weil er seinem armen Bruder durchaus nichts gönnte. „Wo hast du den Reichthum herbekommen?" „Hinter der Thür", war die Antwort, denn er hatte keine Lust zu beichten.

(Schluß folgt.)

Die Muscatnuß.

Der Baum, welcher die Muskatnuß (Myristica moschata) erzeugt, ist einer von denen, welcher viel Un-

Digitized by Google

glück und eine große Reihe von Verbrechen auf der Erde hervorgerufen. Die Schuld liegt nicht am Muskatbaum selbst, einem reizenden Gewächse, das wegen seines schönen Aufsehens in den warmen Ländern Europa's cultivirt wird; es liegt die Schuld auch nicht an seiner Frucht, die mit Maaß verwendet, der Gesundheit durchaus nicht schaden kann; die Schuld liegt vielmehr an der kaufmännischen Habzier, der unbarmherzigsten aller bösen Leidenschaften des Menschengeschlechtes. Unerhörte Grausamkeiten wurden durch die Monopolfrage der Muskatnußpflanzung von den holländischen Colonisten auf den Molukkeninseln hervorgerufen. Sie wollten sie allein besitzen und die Cultur des Baumes beschränken, um den Preis dieses Gewürzes, das damals in ganz Europa sehr geschätzt war, auf seiner Höhe zu erhalten.

Aber die Holländer hatten die Rechnung ohne die Tauben und die andern Wandervögel gemacht, welche ganze Muskatnüsse verschlangen und sie unverdaut wieder von sich gaben, wodurch die Inseln, auf denen man den Muskatnußbaum ausgerottet, wieder mit dieser Pflanze besäet wurden. Der Streit entschied sich endlich dadurch, daß die kleine Insel Banda, auf welcher sie die Muskatnußpflanzung hatten concentriren wollen, in die Hände der Engländer fiel. Diese sahen die Trümmer der Bevölkerung jener Insel im Zustande der tiefsten Demoralisation und des traurigsten Elendes; die Race der Eingebornen war zum größten Theil ausgerottet. Sir Thomas Raffles schrieb im Jahre 1815: „Zur Schande der Menschheit stehen diese Unglücklichen auf der niedersten Stufe der Entartung. Und wo hätten sie eine Stütze suchen sollen? Sie wußten kaum, daß die britische Regierung existirt!“

In unsern Tagen haben Java, Sumatra, die Philippinen und Cayenne Muskatpflanzungen, die indeß nie eine große Ausdehnung gewinnen werden, da der Gebrauch der Muskatnuß in den europäischen Küchen seit dem Ende des letzten Jahrhunderts sich bedeutend vermindert hat. In Benecoolen, einer holländischen Colonie der Insel Sumatra, existirt eine Pflanzung von 100,000 Muskatbäumen. Jede Pflanze trägt in vollem Wuchse 10 Pfunde Muskatnüsse und 1 Pfund Muskatblüthe, die Fruchthülle der ächten

Die Muskaternte auf Sumatra.

Muskatnuß, welche auf der holzigen Schale derselben anliegt. Sie besteht aus korallenförmig geschlitzten, breitgedrückten Häuchen von einiger Dicke mit gezähnelter Spitze und ist rothbraun, wird aber durch die Versendung leicht safrangelb. Die Muskatblüthe ist bei den europäischen Völkern ziemlich aus der Mode gekommen, in einigen Ländern des Nordens jedoch noch immer gesucht und im Orient, in China und Ostindien stark im Gebrauch.

Der Muskatbaum ist zweihäufig, d. h. er trägt männliche und weibliche Blüthen auf getrennten Stämmen. Die weiblichen Stämme tragen allein Früchte: in großen Pflanzungen muß man in bestimmten Zwischenräumen immer wieder einen männlichen Muskatbaum setzen.

In England gewinnt man in heißen Gegenden vollkommen reife Muskatnüsse, die den tropischen ganz gleich kommen.

Man unterscheidet zwei Hauptarten, nämlich die ächten (weiblichen), welche kugelförmig sind und im Innern auf blaßröthlichem Grunde marmorirte Zeichnungen von dunkelrother Farbe haben, sich auch etwas fettig anfühlen; die ganze Frucht hat viel Aehnlichkeit in Farbe und Größe mit den Pfirsichen; dann die filzigen oder männlichen: dies sind die Samenkerne des filzigen Muskatbaumes (Mystica tomentosa) und unterscheiden sich durch die länglich gezogene Form und die größere Schwere.

Man erntet dreimal im Jahre: im April, August und December. Gute Muskatnüsse dürfen beim Zerschneiden nicht in Brocken zerfallen und müssen mit einer heißen Nadel gestochen gelbes Oel von sich geben und sich fettig anfühlen.

Als Schmuckpflanze macht der Muskatbaum seinen größten Effect im Augenblick, wenn die Frucht noch nicht ganz reif und die Blüthe im schönsten Roth prangt, das die Pflanzenwelt kennt. Die Früchte kommen sehr langsam zur Reife. Der Genuß dieses herrlichen Anblicks der Bäume dauert deßhalb länger als einen Monat.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawson & Comp. in Paris.

Der Schneemann.

Eine Winterſcene aus dem Dorfe Prienz.

Die Jugend iſt immer und überall das glücklichſte Alter; jede Jahreszeit muß ihr Tribut bezahlen. Selbſt der Winter trägt Freude und Luſt für ſie in ſeinem Schooß: während der Nacht iſt reichlich Schnee gefallen, das Glück iſt im eigentlichſten Sinne des Worts den Kindern im Schlaf gekommen: am Morgen haben ſie den weißen Teppich niedergetreten, um in die Schule zu gehen; aber welche Zerſtreuung, welches Geflüſter während des Unter-

Digitized by Google

richts! Man liest verkehrt, man irrt sich in den Rechnungen, man macht Fleck auf Fleck in die Schreibbefte, man denkt nur an die gemeinschaftliche große Sache, an den Plan, der nach der Stunde ausgeführt werden soll: man träumt nur von dem Schneemann und noch nie dünkte der holden Schuljugend der Morgen so lang, als heute.

Endlich entläßt der Lehrer die ungeduldige Schaar; man drückt sich zur Thüre hinaus, alles läuft und schreit durcheinander: „Hier, da ‚nein hier, nein dort!“ Der Schnee ist fester geworden; aber er braucht immer noch eine Stütze; man wählt deßhalb, um den Riesen aufzurichten, einen Platz, der gestattet, ihn an eine Mauer anzulehnen. Augenblicklich macht man sich an die Arbeit; man ballt den Schnee, und rollt ihn auf dem Boden fort, bis das Piedestal fertig ist. Je mehr die Arbeit fortschreitet, desto mehr belebt sich der Fleiß der Arbeiter. Die Zuschauer ermuntern sie durch ihre Gegenwart; eine Mutter, kleine Schwestern, beobachten sie von der naben Gallerie. Man lacht über den Kleinen, der in die blauen Händchen bläst oder ein erfrorenes Bein lüpft. Der Eine macht mehr Lärm, der Andere arbeitet mehr; der Eine commandirt, der Andere führt aus.

Aber wenn es gilt, den Kopf auf diese große Schultern zu setzen, da häufen sich die Schwierigkeiten. Die Buhenschaar weiß jedoch die günstige Lage zu benützen, die der Ort bietet, um den Goliath von binten zu ersteigen. Endlich kann man Hals und Kopf unterscheiden; man macht ihm die Augen eines Wahrwolfs, das Maul eines Gargantua und eine Kohlkopfnase.

Der Besen, mit dem man das Baumaterial zusammengekehrt, wird die Insignie des Schneemanns, denn er darf nicht ohne Geschäft bleiben, er muß einen Beruf haben. Er soll die Wege im Dorfe offen halten.

Nun setzt man ihm gar noch einen Korb auf den Kopf: da will das Lachen kein Ende nehmen, denn er trägt den burlesken Hut mit wahrhaft schulmeisterlicher Würde. Der geduldige Schneemann leidet Alles, er duldet, daß der tollste Bursche ihm einen Zweig von Immergrün auf das Haupt steckt, gewiß die größte Ironie, denn auf der ganzen Welt gibt es keine vergänglichere Größe, als die eines Schneemanns. Entgeht er auch den zerstörenden Launen derer, die ihn mit ihren Händen gebaut, so entgeht er doch nicht dem schmelzenden Hauch der Frühlingslüfte.

Vergänglichkeit ist ja das Schicksal alles Menschenwerks.

Das Meer.

(Schluß.)

Aber gegen Abend, als er einen leichten Rausch bekommen hatte, konnte er sich nicht länger halten, sondern kam mit der Mühle zum Vorschein. „Da stehst du die Gans, die mir all den Reichthum gebracht hat“, sagte er, und ließ die Mühle bald dieß, bald jenes mahlen. Als der Bruder das sah, wollte er ihm die Mühle durchaus abkaufen; aber der Andere wollte sich Anfangs gar nicht dazu verstehen. Endlich aber, wie der Bruder so sehr darum anhielt, sollte er sie für 300 Thlr. haben, aber bis zum Juli bedung er sich aus, wolle er sie noch behalten, denn — dachte er — habe ich sie noch so lange, kann ich mir Essen mahlen für viele Jahre. In dieser Zeit wurde die Mühle, wie man sich denken kann, nicht rostig, und als der Heumonat herankam, erhielt sie der Bruder, aber der frühere Eigenthümer hatte sich wohl gehütet, ihm zu sagen, wie er sie stellen müßte. Es war am Abend, als der Reiche die Mühle nach Hause brachte, und am Morgen sagte er zu seiner Frau, sie solle mit den Schnittern ins Feld gehen und heu hinter ihnen kehren, er wolle indeß das Mittagsmahl bereiten. Als es nun so gegen Mittag war, stellte er die Mühle auf den Küchentisch hin. „Mahle Häring und Milchsuppe!“ sprach er, und die Mühle mahlte, was er verlangte, erst alle Schüsseln voll, und nachher so viel, daß die ganze Küche schwamm. Der Mann stellte und drehte die Mühle; aber wie er auch sie handthieren mochte, so hörte die Mühle nicht auf zu mahlen, und zuletzt stand die Milchsuppe schon so hoch, daß der Mann nahe daran war zu ertrinken. Nun riß er die Stubenthüre auf; aber es dauerte nicht lange, so hatte die Mühle auch die Stube voll gemahlt und nur mit genauer Noth konnte der Mann noch die Thürklinke in der Milchsuppensluth erfassen. Wie er nun die Thüre aufgemacht hatte, stürzte er hinaus ins Freie, und Häring und Milchsuppe immer hinter ihm drein, so daß der ganze Hof und das Feld davon strömten.

Indessen däuchte es der Frau, die das Heu auf dem Felde kehrte, es daure ziemlich lange, ehe der Mann käme und sie zum Mittag abriefe. „Wir wollen nur nach Hause gehen“, sagte sie zu den Schnittern, „denn ich kann mir es wohl denken, er kann mit der Milchsuppe nicht allein fertig werden, und da muß ich ihm helfen.“ Sie machten sich also auf und gingen nach Hause. Wie sie aber hinter den Berg kamen, schwamm ihnen Häring und Milchsuppe und Brod entgegen, Alles durcheinander, und der Mann lief immer voran. „Gott gebe, daß Jeder von euch hundert Bäuche hätte, um in sich zu schlingen!“ rief er, „nehmt euch aber in Acht, daß ihr nicht in meinem Mittagessen ersauft!“ und damit rannte er an ihnen vorbei, als wäre ihm der Teufel auf den Fersen, und hinüber zu seinem Bruder; den bat er um Gottes Willen, er möchte doch sogleich die Mühle wieder nehmen; „denn mahlt sie noch eine Stunde dazu“, sprach er, „so vergeht das ganze Dorf in lauter Häring und Milchsuppe.“ Der Bruder aber wollte die Mühle nicht wieder nehmen, wenn der Andere ihm nicht 300 Thlr. dazu bezahlte. Weil nun durchaus kein anderer Rath war, so mußte der Reiche mit dem Gelde heraus. Nun hatte der Arme sowohl Geld als die Mühle, und da dauerte es nicht lange, so hatte er sich ein Haus gebaut, noch prächtiger als das, worin der Bruder wohnte. Mit der Mühle mahlte er so viel Gold zusammen, daß er die Wände mit lauter Goldplatten bekleiden konnte, und das Haus lag so nah am Strande, daß man den Glanz davon schon von Weitem auf dem Meer sah. Alle, die da vorbeisegelten, hielten dort an, um den reichen Mann in dem goldenen Hause zu besuchen, und die Wundermühle zu sehen, denn es ging davon der Ruf in alle Lande.

Einmal kam auch ein Schiffer dort vorbei, er wollte ebenfalls die Mühle sehen, und als er sie gesehen, fragte er, ob sie auch wohl Salz mahlen könne? „Ja, Salz kann sie auch mahlen“, sagte der Mann; nun wollte der Schiffer sie ihm durchaus abkaufen, sie möchte kosten was sie wolle, „denn habe ich die“, dachte er, „dann brauche ich nicht immer so weit übers Meer zu segeln, um Salz zu holen, sondern kann mich zu Hause pflegen.“ Anfangs aber wollte der Eigenthümer sie durchaus nicht losschlagen, jedoch der Schiffer bat ihn so lange und so flehend, bis er sie endlich für viele tausend Thaler verkaufte. Als nun der Schiffer die Mühle bekommen hatte, blieb er nicht lange in der Gegend, „denn er dachte, dem Mann könne der Handel nachher wie-

Digitized by Google

der leid werden. Er ließ sich auch nicht einmal so viel Zeit, daß er ihn fragte, wie er die Mühle stellen müßte, sondern ging schnell auf sein Schiff und stieß vom Land. Als er ein Stück hinausgekommen war in die große See, nahm er seine Mühle hervor. „Mahle Salz!“ rief er, und die Mühle mahlte Salz, daß es knisterte und sprühte. Als der Schiffer sein Schiff voll hatte, wollte er die Mühle stopfen, aber wie er's auch anfing und sie stellen und drehen mochte, die Mühle mahlte immer fort, und der Salzhaufen wuchs höher und immer höher, und zuletzt versank das ganze Schiff ins Meer. Da steht nun die Mühle auf dem Meeresgrunde und mahlt noch den heutigen Tag, und daher kommt es, daß das Meerwasser salzig ist.

Die Lebensdauer der gefangenen Thiere.

Die gewöhnliche Lebensdauer des Panthers, des Tigers und des Löwen in den stehenden Menagerien ist sechs bis sieben Jahre. Man hat jedoch im pariser Museum eine Löwin gehabt, die neunundzwanzig und einen Löwen, der siebenzehn Jahre gelebt. Die von Stadt zu Stadt geführten Löwen leben gewöhnlich siebenzehn bis zwanzig Jahre.

Der weiße sibirische Bär lebt in der Menagerie nur drei bis vier Jahre. Der schwarze Bär, der stärker ist, lebt sieben bis acht Jahre; die in den geräumigen und luftigen Gräben befindlichen leben dort siebenzehn bis zwanzig Jahre.

Die Hyäne lebt im Käfig durchschnittlich nur vier bis fünf Jahre; eine kürzlich in Paris gestorbene Hyäne war seit 1825 dort. Die Dromedare und Kameele leben dreißig bis vierzig Jahre.

Der gefangene Elephant lebt zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre, bisweilen sogar vierzig und fünfzig Jahre; in der Freiheit, sagt man, lebe er hundert bis hundertundfünfzig Jahre.

Die Affen, die in bequemen und großen Häusern wohnen, leben doch nur vier oder fünf Jahre. Ein Affe aus Gibraltar lebte siebenzehn Jahre.

Doggerbank.

„Ja, ja, Doggerbank“, *) sagte ein Seemann, der auf einem umgekehrten Boote saß und mit seinem Sohne, einem Knaben von zwölf Jahren, sprach, welcher aufmerksam auf jedes Wort lauschte. „Ja, ich will Dir heute sagen, weßhalb Du diesen Namen führst. Er wird Dir besser gefallen, wenn Du weißt, daß er mich an meine erste und meine letzte Doggerfahrt erinnert. Auf jener Sandbank, auf jener Doggerbank scheiterte mein Schifferleben; dieses Leben auf der unsichern Woge, die uns jeden Augenblick in die Arme des Todes führen kann.“

„Ich bin von Yarmouth, wie mein Vater und mein Großvater und rühme mich dessen, denn wenn man uns wie die gesalzenen Häringe von Yarmouth behandelt, so geschieht das nur, weil wir dem Wasser und dem Feuer Widerstand leisten können. Ich habe es nicht wie mein Vater gemacht, ich war abtrünnig! Denen aber, die Dich überreden wollen, Matrose, Offizier zu werden, die Dir vorschwatzen, Du sollst Dein Glück in der Welt suchen, Denen antworte frisch drauf zu: „Ich werde nicht höher nach Norden gehen, als zu den Färöer, nach Süden nicht weiter als bis zur Yare; ich will die Nordsee nicht verlassen. Die Doggerbank hat mir ihren Namen gegeben, sie ist meine Pathe; sie wird mich nähren und ich bleibe auf den Wogen, die sie bespülen.“

„Ich war noch jünger als Du, ich zählte kaum sieben Jahre, als im Frühling 1773 mein Vater zu mir sagte: „James, Du mußt mit auf den großen Fischfang.“ Es sind jetzt fünfundvierzig Jahre und ich fühle noch, wie mir das Herz klopfte. Die ganze Bevölkerung war auf den Beinen und bei den Schiffen am Ufer beschäftigt. Man besserte die Netze aus, man machte die Tönnchen fertig und brachte Salzsäcke in die Schiffe; ich, der plötzlich ein Mann geworden zu sein glaubte, wollte mich in alles mischen. Bald war ich bei den Kesseln, wo man die Eichenrinde kochte, bald half ich bei den Netzen, die man in den dicken braunen Saft taucht, um sie stärker zu machen, kurz ich war auf allen Ecken und Enden, und nahm hier einen Fußtritt, dort einen Puff ein, ohne darum klüger zu werden. Endlich, als alle Barken segelfertig waren und Jeder seinen Posten eingenommen hatte, stießen wir unter lautem Hurrah ab und ich wirkte so laut bei diesem Conzerte mit, daß der Matrose meines Vaters mir einen Eimer mit Seewasser ins Gesicht spritze und meinte: „die kleine Robbe, die wie eine Seekuh schreie, werde ihm noch das Trommelfell zerreißen.“ Der Vereinigungspunkt war wie gewöhnlich die Fairinsel, zwischen den Shetlandsinseln und den Orcaden, und unsere Herings-Büse, ein Schnellsegler, hatte bald einen großen Vorsprung gewonnen. Als mein Vater, der diese Striche gut kannte, uns gegen Abend bedeutete, wir seien zu weit östlich gesegelt und fünfzehn Klafter über der Doggerbank, die sich zwischen der Küste von Scarborough und Horn hinzieht, glaubte ich in der Ferne einen langen Lichtstreif zittern zu sehen und rieb mir die Augen. Anfangs war das Meer ganz schwarz, aber plötzlich wurden seine Wogen beleuchtet. „Da sind die Heringe!“ rief der Steuermann: ich wurde ganz närrisch vor Freude. Ohne weiter an den Schwur zu denken, den jeder Fischer bei der Abfahrt thut, keinen Fisch vor St. Johann aus dem Wasser ziehen zu wollen, bemächtigte sich der Gedanke, den ersten Hering dieses Jahres zu haben, all' meiner Sinne. Es war der 24. Juni, aber noch weit von Mitternacht: Niemand dachte deßhalb daran, die Netze auszuwerfen. Die geschlossene Reihe, welche vor uns schwamm, drohte unser Weiterfahren zu hindern. Die meisten unserer Leute waren beschäftigt, die übrigen schienen von der lebendigen bohlen See ganz hegaubert; denn auf der dunkeln Linie des Wassers leuchteten spiegelhelle Augen und glänzende Schuppen. Niemand gab auf mich Acht; ich konnte mich nach dem Vordertheil schleichen und mit Gefahr, hineinzustürzen, tauchte ich eine Kapuze, die mir meine Mutter gegeben und an welche ich einen Stock gebunden, in die belebten Wogen. Ich zog sie voll Fische heraus; der Athem verging mir; ich eilte nach der Schiffslaterne, und hatte nicht genug Augen, um inmitten der jungen Brut, die schnalzend auf den Boden sprang, einen ungeheuren, unten silbergrauen, oben grünen Hering zu bewundern, der zu der Gattung gehörte, die die Holländer groene Harings nennen und die bei ihrem Erscheinen im Juni alle Krankheiten heilen; er war so schön, als der edelste Fisch,

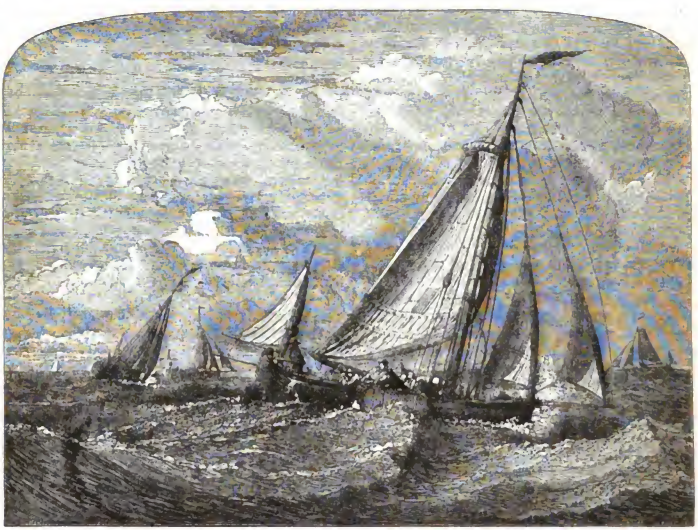
*) Doggerbank (Hundebank) ist der Name einer Sandbank in der Nordsee zwischen den Küsten von Yorkshire und Jütland. Dogger ist auch der Name großer holländischer Fischerboote, die diese Striche befahren.

Digitized by Google

und größer und fetter, als der Julihering. Während ich meine Prise noch bewunderte, kam der zweite Bootsmann meines Vaters mit wildem Fluchen auf mich zugestürzt.

„Verdammter Junge!“ rief er; „nun ist's um uns geschehen! Er hat den König der Heringe gefangen.“ Mein Vater riß mir die Kappe aus der Hand, und warf sie mit dem schönen Fische ins Meer. „Das hilft nichts“, versetzte der Hochbootsmann (ein Friese, der mich nie hatte leiden mögen), „ist der Hering mal aus dem Wasser, so ist er todt. Der wird seinem Schicksal auch nicht entgehen; er wird uns kein Frühjahr mehr die Horde seiner Genossen bringen. Ich möchte nicht 'ne leere Tonne für unsren ganzen Fang geben.“ Von diesem Augenblicke an wurde ich von der ganzen Schiffsmannschaft auf das schändlichste behandelt. Der Heringsfang lieferte jedoch in jenem Jahre die größte Ausbeute seit Menschengedenken. Man kaufte für einen Penny vierunddreißig Dutzend Heringe. Unsre Netze aber zerrissen, so oft wir sie auswarfen und wir hatten deßhalb nur Verlust, während unsre Nachbarn sich bereicherten. Man deutete mit dem Finger auf mich und schon im folgenden Jahre war ich Schiffsjunge auf einem Kaper.

Mein ganzes Leben auf dem Meer habe ich mich nach der Barke und dem Herde meines Vaters gesehnt; stets dacht' ich mit Schmerz an das Verdeck zurück, auf dem die Schuppen der Fische in der Sonne glänzten; an die Freudenthränen der Frauen, wenn die Männer vom Heringsfang zurückkamen; an das heisere Jubeln der Kinder, die dem Schiffe schon von Ferne zuriefen, während das Feuer lustig am Ufer loderte und die feuchten Glieder zu trocknen einlud. Alle Hände sind damit beschäftigt, zu helfen und dem Schiffer die Last abzunehmen; alle Mützen ihn zu grüßen,



Poggerbankfischer auf der Nordsee.

während seine Barken Reichthum und Ueberfluß in ihrem Schooße tragen! . . . .“

„Wenn aber der Fang schlecht ausfällt und nicht mal Pasel auf dem Deck ist?“ fragte der Knabe, mit einem Blick auf das goldne Band, das den Wachshut des Vaters schmückte.

„Nichts!“ entgegnete dieser; „ist denn das Meer je geizig? Sind diese Horden, die unter dem Eis des Nordens herabkommen, je ausgeblieben? Hatten die Weibchen der Heringe je weniger als zehntausend Eier? Ohne die Fischer und die Haie würden die Heringe allein das Meer ausfüllen und die Ostsee austrocknen. Ihr Heer muß die Marschordnung ändern und die Colonne verlängern, um durch den Canal zu kommen, der Grönland und Norwegen trennt, und der Canal ist siebzig Meilen breit! Gott gab den Fisch, wie das Korn, wie das Wasser, wie das Licht und die Luft, ohne zu messen und zu zählen, allen Menschen!

„Ich habe viel durchgemacht auf meinen Fahrten, die Menschen verfolgt und geplündert, als mir aber ein Sohn geboren wurde, sagte ich: „Er soll nicht Corsar werden, wie sein Vater, er soll nicht rauben und zerstören, sondern er soll Fischer werden wie sein Großvater und Ueberfluß und Freude beimbringen.“ Deßhalb nannte ich Dich Doggerbank; Du wirst auf demselben Sandboden zum ersten Male das Netz auswerfen helfen, wo ich jenen ersten Heringszug mit so großer Freude sah und das Unglück hatte, einen ihrer

Digitized by Google

Anführer zu fangen. Dorthin wirst Du Dich morgen mit dem Gruß Deines Oheims begeben, und Dich daran erinnern, daß man nicht Angel, noch Netz vor Johanni auswerfen darf." —

Malergeschichten.

V.

Raphael.

Im Jahre 1483 lebte in der kleinen Stadt Urbino ein armer Künstler Namens Giovanni Sanzio. Er hatte nicht viel Talent, und erntete noch weniger Ruhm. Aber er lebte in so still zurückgezogener Bescheidenheit, daß dieser Mangel weniger in die Augen fiel. Er heirathete eine brave und liebevolle Frau, doch blieben sie lange kinderlos. Endlich im Jahre 1483, am Charfreitag, wurde dem würdigen Paare ein Sohn geboren. Diese neue Zugabe zu ihrem Glücke begrüßten Vater und Mutter mit hoher Freude. Sie nannten das Kind Raffaello, nach dem Engel Raphael in der Bibel — ein Name von guter Vorbedeutung; aber die frommen Eltern ließen sich nicht träumen, daß dieser Name mit dem herrlichen Zusatz „der Göttliche" auf die Nachwelt kommen würde.

Der Vater, Giovanni, hatte in seiner Jugend gar viel durchgemacht, da er allen Wechselfällen des Schicksals preisgegeben war, deßhalb wollte er die Jugend seines Sohnes

Raphael.

ganz allein leiten. Er wurde in keine Schule geschickt, sondern brachte seine Zeit in des Vaters Atelier zu: sein Auge ergötzte sich nur an schöner Form, sein Spielzeug waren Pinsel und Palette: die Liebe zur Kunst wurde ihm gleichsam in der Wiege eingeflößt. Kein anderes Kind theilte mit ihm die Treue und Sorge der Eltern; und das Leben war lauter Sonnenschein für den edlen und schönen Knaben; denn wie Leonardo da Vinci besaß Raphael den Reiz großer persönlicher Schönheit. Selbst im männlichen Alter glich sein Bild, mit den sanften, milden Augen, und dem weichen fließenden Haar, den Engelsköpfen, die er malte; vorzüglich in seiner Kindheit muß er sehr anmuthig gewesen sein.

So umgeben von lauter Kunst, war es kein Wunder, daß Raphael schon als Knabe Maler wurde. Der Vater freute sich der Neigung seines Lieblings, unterrichtete ihn, soweit es in seinen Kräften stand, und Raphael wurde ihm früh eine Stütze bei der Ausführung der Bilder, die ihm von den wenigen Kunstfreunden Urbinos aufgetragen worden. Der gute und liebevolle Vater sah bald, daß seine beschränkten Kräfte nicht zureichten, den mächtigen Genius des Sohnes zu lenken, und keine falsche Scham hinderte ihn, dieser Erkenntniß gemäß zu handeln. Er ging nach Perugia, wo Pietro Perugino lebte, ein Künstler, der sich durch seinen unermüdlichen Fleiß von unten emporarbeitete, bis er einer der ersten Maler seiner Zeit

Digitized by Google

geworden. Aber Perugino war nach Rom gegangen, und Giovanni Sanzio mußte lange auf seine Rückkehr warten.

Endlich kam Pietro an, und der bescheidene Maler von Urbino erhielt Zutritt zu seinem größern Kunstgenossen. Giovanni hatte eine gewinnende Manier, und seine Verehrung für Perugino wandte des Letztern Herz ihm zu. Er vernahm die offene und einfache Erzählung von dem Talente des Jungen, und den Wunsch, ihn unter solchem Meister sich heranbilden zu sehen. Perugino willigte ein, den kleinen Raphael zu sich zu nehmen.

Giovanni kehrte wohlverrichteter Dinge nach Hause zurück. Man kann sich denken, welch' harten Kampf es dem Vater kostete, seinen Sohn in andere Hände zu geben, und wie manche Thräne die Mutter weinte, als sie von dem einzigen Kinde schied. Giovanni brachte seinen Sohn selbst nach Perugia, übergab ihn der Fürsorge Peruginos, der eine warme Freundschaft für den Vater seines neuen Schülers empfand, und kehrte in seine, nun so öde Heimath nach Urbino zurück.

Raphael hatte, was die liebevolle Behandlung betraf, einen ausgezeichneten Meister an Perugino, aus seinem Unterrichte jedoch konnte er nicht viel Nutzen ziehen. Peruginos Styl war hart und abgezirkelt; dann und wann lag wohl auch etwas Anmuthiges in seinen Bildern. Aber seine Werke, obgleich in jenen Tagen hoch gepriesen, standen tief unter denen seiner Nachfolgers, und vor allem seines großen Zeitgenossen Leonardo da Vinci. Raphael ahmte den Styl seines Meisters so ängstlich nach, daß seine Bilder aus dieser Periode von denen Peruginos nicht unterschieden werden können. Der junge Künstler, der bis jetzt nichts Besseres gesehen, ging ruhig in dem gegebenen Geleise fort, und erwarb sich großes Lob von den Bewohnern seiner Vaterstadt und Perugias, denen Perugino als der Meister der Vollendung galt. Bald sollte jedoch ein neuer Geist über Raphael kommen.

Er besaß einen Freund Namens Pinturicchio, den Cardinal Piccolomini berufen hatte, die Bibliothek des Papstes in Siena mit Malereien zu schmücken. Dieser junge Mann lud Raphael ein, ihm beizustehen, und der Letztere gab seine Zustimmung, da er Perugino verlassen hatte. Die Freundschaft mit dem alten Meister dauerte jedoch bis zum Tode desselben fort. Raphael war erst achtzehn Jahre alt, als er in Siena ankam; dort malte er in Verbindung mit seinem Freunde Pinturicchio zehn große Bilder, deren Gegenstände dem Leben Pius II. entnommen waren. In Siena hörte Raphael beständig von den wundervollen Werken Leonardo da Vinci's und Michael Angelos, welche damals in Florenz ausgestellt waren. Er beschloß dahin zu gehen, um selbst über sie urtheilen zu können. Groß war sein Entzücken und Staunen, als er mit eignen Augen diese Meisterwerke des Genius sah. Leonardos Bilder zogen ihn besonders an; denn Michel Angelo stand bereits auf dem Zenith seines Ruhmes angelangt: und Raphaels Sinn neigte sich immer mehr zu dem anmuthig Schönen, als zu dem Strengen und Großen, weßhalb er natürlich auch mehr Sympathie für Leonardo, als für den Riesen Michel, empfinden mußte. Er sah, bat er noch auf der Schwelle zur Kunst stand: er fühlte seine Schwäche und die Mängel seines Meisters; von Stunde an änderte er seinen Styl und folgte Perugino nicht mehr.

Seine Lust an diesen Bildern, die Florenz besaß, und sein Gefallen an der schönen Stadt selbst, veranlaßten Raphael, einige Zeit dort zu bleiben. Er schloß mit vielen jungen Künstlern Freundschaft und fand große Anerkennung seines Talents. Sein bester Freund war Lorenzo Nati, für den er ein schönes Bild, „die heilige Familie" malte. Die jungfräuliche Mutter hält den göttlichen Sohn auf ihrem Schooße, während der heilige Johannes dem Kleinen mit kindlicher Freude einen Vogel bietet. Das Bild wurde von Lorenzo mit der ängstlichsten Sorgfalt bewahrt. Nach seinem Tode kam es in die Hände seiner Erben: ein Erdsturz von dem nahen Berge San Giorgio begrub das Haus und Raphaels Bild unter dem Schutte. Battista, einem Sohn Lorenzos, gelang es jedoch, die Ueberreste des Bildes zu retten, das er wieder herstellen ließ. Diese sogenannte Madonna mit dem Stieglitz befindet sich noch in Florenz.

Raphaels Aufenthalt in Florenz hatte einen traurigen Schluß. Er bekam Nachricht von der Krankheit seiner bejahrten Eltern und eilte nach Urbino: bei seiner Ankunft waren Beide nicht mehr. Sie hatten nur die Morgenröthe des Ruhmes ihres Sohnes gesehen: ohne Zweifel aber war es Lohns genug für ihre uneigennützige und liebevolle Hingebung. Raphael sammelte alle irdischen Güter, die sie ihm hinterlassen, und verließ seinen Geburtsort für immer. Er blieb einige Zeit in Perugia, wo er ein Gemälde für eine Kapelle und ein andres für das Camaldolenserkloster malte. Eines derselben vollendete sein alter Meister Perugino, während er 1505 nach Florenz zurückkehrte. Dort studirte er mit großem Fleiße seine Kunst, und sein Ruhm wuchs mit jedem Jahre.

Um diese Zeit stand Bramante aus Urbino, ein Landsmann und entfernter Verwandter Raphaels, in hoher Gunst bei Papst Julius II. und baute in dessen Auftrag die Peterskirche. Er lud seinen jungen Verwandten nach Rom ein, wo ihn Papst Julius mit großer Freundlichkeit aufnahm und ihn den Künstlern einreihte, welche den Vatican schmückten. Raphael überstrahlte seine Kunstgenossen so weit, daß der Papst augenblicklich befahl, alle übrigen Bilder auszukratzen und die Arbeit Raphael allein übertrug: nun war dem edeln Geist des jungen Künstlers alle Gelegenheit geboten, sein Talent leuchten zu lassen. Unter den verurtheilten Bildern war eines von Pietro Perugino; aber Raphael wollte nicht, daß sein edler alter Meister so gekränkt werde, und bat inständig, daß man es schone: der Papst, durch diese uneigennützige Bitte gerührt, gewährte sie, und das Gemälde ist noch heute im Vatikan zu sehen.

Der Tod Julius II. trat ein, während Raphael in voller Arbeit war; aber sein Nachfolger Leo X. setzte den Künstler in den Stand, muthig fortzufahren, und die Gemälde waren nach Verlauf von neun Jahren vollendet. Sie bestehen hauptsächlich in Vorwürfen aus der heiligen Geschichte und rivalisiren namentlich mit den Werken Michel Angelos in der sixtinischen Capelle. Während dieser neun Jahre fand Raphael Zeit, auch andere Bilder zu malen, und unter Bramante Architektur zu studiren, so daß er nach dem Tode seines Verwandten Baumeister von St. Peter werden konnte.

Von Leo X. erhielt Raphael auch den Auftrag, für die sixtinische Kapelle einen neuen Schmuck zu entwerfen. Prachtvolle Teppiche mit Darstellungen aus dem neuen Testamente sollten den untern Theil der Wände zieren. Raphael führte 1515 — 16 die Cartons zu 10 derselben aus, die in Flandern mit bewundernswürdiger Kunst gewirkt wurden. In ihnen entfaltete Raphael seine ganze Kraft.

Raphaels Ruhm stand nun auf seiner größten Höhe und drang bis zu den Ohren Albrecht Dürers, des großen deu-

Digitized by Google

schen Malers und Kupferstechers. Albrecht sandte sein Porträt und einige seiner Stiche an Raphael, der so entzückt von ihnen war, daß er die Kunst selbst studirte und verschiedene von seinen Bildern stechen ließ. Er sandte als Erwiederung gleichfalls einige seiner Zeichnungen an Dürer, die dieser sehr hoch hielt.

Zu seinen geschätztesten und bekanntesten Bildern gehören die Madonna della Sedia und die sixtinische Madonna, welche den herrlichsten Schmuck der Dresdener Galerie bilden. Sein letztes Werk war die Himmelfahrt Christi, die er für den Cardinal von Medici malte. Während er mit diesem Meisterwerke beschäftigt war, ergriff ihn plötzlich ein Fieber, das er vernachlässigte. Es führte seinen Tod herbei, der ihn in der Kraft der Jugend und des Talentes überraschte. Raphael starb an seinem Geburtstag, im Jahre 1520, siebenunddreißig Jahre alt. Seine Leiche wurde in seinem eigenen Atelier aufgestellt, über ihm seine kaum vollendete Himmelfahrt, um den Blick seiner Freunde von den sterblichen Ueberresten des Künstlers zu seinem unsterblichen Werke emporzurichten.

Die Olive.

Von F. Münzer.

Der Oliven- oder Oelbaum (Olea europaea) gehört nur denjenigen Ländern an, deren mittlere Temperatur ungefähr 12° R. beträgt, also dem südlichen Europa. Für die Bewohner dieser Länder hat der Oelbaum so viel Werth, als für uns unsere Obstbäume. In Italien und Griechenland z. B. gibt es keinen Berg, an dessen Mittelgrunde nicht ein Olivenwald grünt, keine Hütte, zu der sich nicht die Olive als Hausgenosse gesellt, und kein Feld, auf dem nicht auch sie ein Plätzchen behauptet. Die Eigenschaft schön geht ihr ab, dagegen liefert die Olive in Frucht und Holz einen Ertrag, der die Schönheit weit überwiegt. Ihre kleinen Blätter, ihre ineinander verschlungenen Zweige und ihre Blüthen geben ihr das Aussehen eines Weidenbaumes. Die länglichrunde gelbgrüne Frucht, kleinen Pflaumen ähnlich, welche sich bei ihrer Reife schwarz färbt, gibt, wenn sie ausgepreßt wird, das gute Baumöl, welches in den Ländern, wo die Frucht wächst, statt Schmalz und Butter zur Bereitung vieler Speisen, bei uns Salat, gebraucht wird. Auch kann die Frucht, mit Salz und Pfeffer eingemacht, gegessen werden. Des Oelbaumes Holz liefert sehr treffliches Material zur Verfertigung von Möbeln, welche dann aussehen wie marmorirt, oder auch wie mit Landschaften bemalt. Von Palästina soll der Olivenbaum nach Europa gekommen sein, und wurde von den Griechen, die wie kein anderes Volk die Schönheiten der Natur zu schätzen wußten, viel besungen. Ueber die Bedeutung und Hochschätzung, die der Olive zu Theil wurde, von den ältesten Zeiten bis auf uns herab, sagt Gude Folgendes:

Die Taube, welche Noah zum zweiten Male ausfliegen ließ, trug, als sie zurückkam, ein frisches Oelblatt in ihrem Schnabel, und Noah erkannte daran, daß das Wasser gefallen sei. Dieses grüne Friedensblatt, im Schnabel der treuen Taube gehalten, ward später bei den ersten Christen ein sinniges und liebes Denkmal. Auf ihren Friedhöfen sah man nämlich häufig die Taube mit dem Oelblatte in Stein ausgehauen. Salomo ließ aus dem Holze der Olive zwei Cherubim, zehn Ellen hoch, anfertigen und dieselben in seinen herrlichen Tempel bringen. In der Stiftshütte brannte das allerreinste, lautere Olivenöl auf einer Lampe, und aus Olivenöl wurde das heilige Salböl zubereitet, mit welchem Samuel sein Horn füllte, als er den David mitten unter seinen Brüdern zum König salbte. Auch der Frankenkönig Chlodwig, der bis zur Schlacht bei Zülpich ein Heide gewesen, wurde am Weihnachtsfeste des Jahres 496 von einem Bischof mit solchem Oele gesalbt, und die Sage geht, daß eine Taube dasselbe in einem Fläschchen vom Himmel gebracht habe. Wie Samuel den David zum König weihete, indem er ihn mit Olivenöl besprengte, so weihete Jakob, als er gen Mesopotamien zu Laban zog, den Stein, auf dem sein Haupt geruhet, da er die Himmelsleiter sah, mit eben solchem Oel und that dabei ein Gelübde und sprach: „So Gott wird mit mir sein und mich behüten auf dem Wege, den ich reise, und Brod zu essen geben und Kleider anzuziehen, so soll dieser Stein ein Gotteshaus werden!“ Auch ohne feierliche Veranlassung gebrauchte jeder Morgenländer das Olivenöl. Tropfenweis goß er es auf den Kopf, um Haupt und Nerven zu stärken, und damit auch der Arme die köstliche Labe nicht entbehre, so sprach Moses zu den Besitzern der Oelgärten: „Wenn du deine Oelbäume geschüttelt hast, so sollst du nicht nachschütteln; es soll des Fremdlings, der Waisen und der Wittwen sein.“ Die arme Wittwe zu Zarpath theilte zur Zeit einer Hungersnoth das Oel in ihrem Kruge mit dem Propheten Elias, und in dem dunkeln Schatten des Oelbergs bei Jerusalem hat unser Herr Jesus Christus gewandelt. Auch in bildlicher Redeweise gedenkt die heilige Schrift oft der Olive. So sagt der Psalmist von den Gottlosen: „Ihre Worte sind gelinder denn Oel und haben doch bloße Schwerter“, und von den fröhlichen Herzen, die der Herr erquickt und stärkt, sagt er: „Du salbest ihr Haupt mit Oel und schenkest ihnen voll ein. Der Fromme wird bleiben wie ein grüner Oelbaum im Hause Gottes, und seine Kinder werden sein wie der Oelzweig um den Tisch her“; aber „der Gottlose“, heißt es im Hiob, „wird abgerissen werden wie eine unzeitige Traube vom Weinstock und wie ein Oelbaum seine Blüthe abwirft.“

Auch den Griechen war der Oelbaum von großer Bedeutung. Die Göttin Pallas Athene, so erzählten die Griechen, habe mit eigener Hand die erste Olive auf Athens Tempelberg gepflanzt, und von dieser stammten alle Oliven Griechenlands ab. Als einst Athen durch die Perser eingeäschert wurde, brannte auch der Olivenbaum, den die Athener gepflanzt, mit an, jedoch nicht ab. Schwarz, seines Blätterschmuckes beraubt, stand er da, als ob er mit den Griechen traure über das Unglück der Stadt. Im nächsten Jahre jedoch trieb er von Neuem Blätter, und ein Reis nach dem andern wurde wieder grün. Da war Freude und Jubel unter den Athenern, denn, sagten sie, uns ist ein Zeichen geworden, daß die Göttin uns noch gewogen ist. Wie ihre Olive wieder grünt und blühet, so wird auch unsere Stadt wieder grünen und blühen. In welchem Ansehen jener Baum auch über Athen hinaus stand, beweist die Geschichte des Fremdlings von Kreta. Dieser hatte den Athenern wichtige Dienste geleistet. Dankbar bot ihm die Stadt eine Belohnung; aber statt der Schätze, welche man ihm zugedacht hatte, erbat er sich nur einen Zweig von dem heiligen Oelbaume, und mit dieser schlichten Gabe schied er, hoch gefeiert und verehrt, von den Athenern. Ein Kranz von Olivenzweigen war es, mit dem die Sieger in den olympischen Spielen gekrönt wurden,

Digitized by Google

und dieser einfache, silberfarbene Kranz mit seinen gelbgrünen Blüthen war ihnen mehr werth, als einer aus wirklichem Silber, denn er verherrlichte nicht blos den, der ihn trug, sondern auch seine Familie und seine Vaterstadt. Als einst ein Bürger von Rhodus seine beiden Söhne zugleich mit einem solchen Olivenkranze geschmückt sah, starb er vor Freude, und das Volk rief ihm zu: „Stirb, glücklicher Vater, dir bleibt nichts mehr zu wünschen übrig!“ Einen solchen Siegeskranz sah auch einmal ein König der Perser, Xerres, auf seinem Haupte, aber im Traume. Ihm träumte nämlich, er wäre mit einem Oelsprößling bekränzt, dessen Zweige über die ganze Erde sich ausgebreitet hätten; darnach sei der Kranz von seinem Haupte verschwunden. Die Traumdeuter legten ihm den Traum so aus, daß er durch den Feldzug, den er gegen die Griechen vorhabe, die Herrschaft über die ganze Erde gewinnen werde, hatten aber den Traum falsch gedeutet. — Der Oelzweig wurde jedoch nicht allein von den siegesfreudigen Herzen getragen, auch Schutz- und Hilfeflehende griffen nach ihm. In den Perserkriegen sandten die Griechen wiederholt Boten mit Oelzweigen nach Delphi, um von dem Orakel einen günstigen Spruch für ihr Vaterland zu erflehen. Mit Oelzweigen in den Händen kamen auch die unglücklichen Karthager zu dem römischen Feldherrn, nachdem sie gegen denselben sechs Tage und sechs Nächte mit der größten Tapferkeit gekämpft hatten, und baten um ihr Leben. Sogar auf einer Münze hat der Oelzweig geprangt. Ein durch seine Weisheit berühmter König in Rom, der den Frieden dem Krieg vorzog, ließ nämlich einen Oelzweig auf die Münzen prägen, und im Mittelalter bauete man mitten im Heidenlande bei Danzig ein Kloster, welches heute noch steht, und nannte es Oliva, damit andeutend, daß es den wilden Heiden den Frieden des Himmels bringen sollte. Das Weihwasser sprengte der Priester am liebsten mit Olivenzweigen, und den Sterbenden salbt er noch jetzt bei der letzten Oelung mit Olivenöl.

Die Vanillenernte.

Zu dem Cyclus von Ernten der besten Würzen, die wir kennen, gehört auch die der Vanille, deren Charakteristik wir bereits S. 151 und 152 gegeben haben. Wir

Vanillenernte in Mexiko.

wollten nicht versäumen, das hübsche Bild, das der Künstler uns mitgetheilt, den geschätzten Lesern unserer Blätter vorzulegen.

Blätter aus dem Buche der Weisheit.

Wer mit fremder Hülfe sich emporhält, kann fallen.

— Unser Glück gehört einer unsichtbaren Macht, aber unser Friede erwächst mit unsern reinen Gesinnungen als eine unzerstörbare Blüthe unserer eigenen Brust.

— Nicht Genießen, sondern Heiterkeit ist unsre Pflicht, und sei unser Ziel. In einer Seele voll Unmuth und Verdruß erstickt die dumpfe schwere Luft alle geistigen Blüthen und den sittlichen Wuchs. Der süßen Wehmuth, dem Mitschmerze öffne sich das Herz, aber nicht dem kalten Mißmuth und dem Niedergeschlagensein, so wie die Blume zwar vor dem Thau offen bleibt, sich aber vor dem Regen schließt.

— Einst werden wir erkennen, wie so oft ein schreinbar Unglück unser bestes Glück war und wie so oft wir ohn' Ursache weinten.

— Die Freude der Entsagung ist die höchste des Lebens und diejenige, welche die Bürgschaft eines künftigen Daseins am entschiedensten in sich trägt.

— Die Ruhe des Gemüths ist die größte Stärke des Geistes.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawson & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Die heilige Schuld.

Eine Erzählung.

Vier Studenten einer kleinen deutschen Universität pflegten nach vollbrachter Arbeit bei einem von ihnen zusammenzukommen, um gemeinschaftlich Musik zu machen. Sie spielten Stücke, die für vier Instrumente componirt waren. Als sie eines Abends in einer Pause sich dem heiteren Geplauder überließen, wurden sie plötzlich durch einen alten Bettler gestört, der mit gebrochener Stimme unter ihrem Fenster zu singen begann. Er begleitete sich mit einer Harfe, die zu oft dem Regen und Sturme ausgesetzt gewesen, um die sonoren Klänge von ehedem bewahrt zu haben; das Accompagnement selbst war indeß leicht und gefällig und die zitternde Stimme immer noch wohllautend. Der Bettler schloß mit dem Verse:

Habt, ihr Leute, habt Erbarmen,
Schenkt, o schenket doch dem Armen
Ein Häuschen und ein Gärtchen dran:
Nicht mit Kön'gen, nicht mit Fürsten,
Die nach Ruhm und Ländern dürsten,
Tauscht der überreiche Peter dann.

Als er geendet hatte, erhob er seine Augen zu dem Fenster, an das unsre jungen Leute sich gedrängt hatten. Einer von ihnen warf ihm ein Stück Geld zu und sagte lächelnd:

„Nimm, armer Peter, das ist alles, was wir im Augenblicke für dich thun können: komm ein andermal wieder."

„Ja, in einem Jahre", sagte der Zweite.

„Wir werden dir dann Geld geben, um ein Häuschen zu kaufen", setzte der Dritte hinzu.

„Und ein kleines Gärtchen", schloß der Vierte.

Der Alte blieb ganz erstaunt stehen. Die Laterne an dem benachbarten Wirthshause beleuchtete mit düsterem Scheine seine langen weißen Haare. Er hob von Neuem die Augen zum Fenster auf und sagte, nachdem er einen Augenblick nachgedacht:

„Ist das wahr, was ihr mir da sagt? Ihr werdet euch hoffentlich nicht über einen armen alten Mann lustig machen."

Digitized by Google

„Nein gewiß nicht!“ versetzte Ernst feierlich.

Seine drei Kameraden riefen Gott zum Zeugen an.

„Gut, meine jungen Herren, ich verlasse mich auf euch. In einem Jahre werde ich um dieselbe Stunde vor das Fenster kommen. Der Allmächtige, dessen Namen ihr angerufen, segne euer Vorhaben.“

Der Alte entfernte sich, nachdem er diesen frommen Wunsch ausgesprochen. Die Studenten schlossen das Fenster und nahmen ihre Instrumente wieder zur Hand. Nach wenigen Augenblicken hatten drei von ihnen diese kleine Scene bereits vergessen, und scherzten wieder wie zuvor; als sie sich jedoch trennen wollten, sagte Ernst zu ihnen:

„Ihr scheint mir sehr ruhig: ich bin das keineswegs, wenn ich an das Versprechen denke, das ich gegeben.“

„Welches Versprechen?“ rief der Erstaunteste.

„Nun! die Hütte und das Gärtchen.“

Man antwortete mit einer lauten Lache und die Studenten schieden.

Die Concerte nahmen ihren regelmäßigen Fortgang, aber so oft die Freunde sich versammelten, erinnerte sie Ernst an das dem Alten gegebene Wort, das man nach seiner Meinung nicht brechen dürfe.

„Ich staune“, sagte er, „daß ihr mich zwingt, auf eine so klare Sache zu dringen. Entweder haben wir im Ernste gesprochen, dann müssen wir auch so handeln: oder wir haben einen gottlosen Scherz getrieben, dann müssen wir unsern Fehler wieder gut machen. Liebe Freunde, ich kann nicht mehr ruhig schlafen, so lange ich nicht ein Mittel gefunden, diese heilige Schuld abzutragen.“

„Und wie abtragen?“ fragte Christoph. „Unsre Aeltern bringen Opfer genug, um uns anständig zu erhalten: und selbst wenn wir unser kleines Einkommen mehre Monate lang zusammenlegen und von der Luft leben wollten, hätten wir nicht so viel, um dem armen Narren die kleinste Baracke und den elendesten Garten dazu zu kaufen. Wenn wir Unrecht hatten, zu versprechen: so war es auch nicht Recht, das Versprechen anzunehmen: deßhalb sind wir quitt. Adieu, Kameraden, ich wünsche euch einen so ruhigen Schlaf, als ich einen haben werde.“

Diese klugen Auseinandersetzungen überzeugten Ernst nicht und gaben ihm auch seine Ruhe nicht. Seine Mutter, die das träumerische Sinnen bemerkte, wurde gleichfalls unruhig. Die gute Frau, welche Wittwe war und nichts auf dieser Welt hatte, als ihren Sohn, war ihm auf die Universität gefolgt, weil sie entweder sich nicht von ihm trennen konnte, oder ihm haushalten wollte. Catharine, welche die Tochter eines Bauern und die Frau eines Dorflehrers gewesen, wußte das Leben auf's sparsamste einzurichten. Sie durfte sich der Hoffnung hingeben, daß die kleine Summe, die ihr vom väterlichen Erbe blieb, so lange reichen würde, bis ihr Sohn sich und seine Mutter erhalten könnte.

Sie bemerkte sein kummervolles Wesen und wollte die Ursache wissen.

Ernst machte ihr das peinliche Geständniß und sah bald an der ernsten Miene seiner Mutter, daß sie wie er der Ueberzeugung sei, ein solches Versprechen müsse pünktlich erfüllt werden.

„So mußt du also“, begann sie mit einem Seufzer, „ehe du noch einen Kreuzer erworben, dein Leben mit Schulden beginnen. Was auch deine Kameraden thun mögen, du erfüllst dein Versprechen, soweit es deinen Antheil trifft. Wenn du anders dächtest, wärest du nicht mein Sohn!“

Nach diesem Gespräch sann Ernst einzig und allein darauf, wie er sich gegen den Greis seiner Schuld entledigen könne. Eines Tages, als er am Rande eines Waldes durch ein Thal ging, dachte er wieder daran. Er sah inmitten eines kleinen Obstgartens, der in der Blüthe stand, ein Häuschen stehen. Als er an der Thüre vorüber kam, las er eine Schrift, welche besagte, daß das Grundstück zu kaufen sei.

„Das wäre ganz, was wir wollen“, sagte er, indem er mit den Augen darüber hinlief.

Und von Neugierde getrieben trat er ein.

Er näherte sich einem ältern Mann, der auf einem Baumstamm saß, welcher umgestürzt war und als Bank diente.

„Das Gut ist zu verkaufen?“ sagte er erröthend.

„Ja, mein Freund, wollen Sie es kaufen?“

„Ich bin beauftragt“, sagte Ernst mit unsicherer Stimme, „für einen meiner Freunde ein kleines Gut zu erwerben. Was wäre wohl der Preis?“

„Zweitausend Gulden.“

„Zweitausend Gulden!“ sagte der arme junge Mann mit erschrockener Miene.

„Der Preis erscheint Ihnen groß, mein Freund! Glauben Sie, man bekomme ein Haus und ein Gut um ein Stück Brod? Sehen Sie nur diese Bäume an; welcher Reichthum! Sie mögen daraus auf die Güte des Boden schließen. Das Haus ist allerdings kein Schloß, aber es lebt sich angenehm darin, und ich würde auch „Blumenwiese“ nicht verlassen, wenn ich nicht bei meinen Kindern sein möchte, die ferne von hier wohnen.“

„Allerdings muß es sich hier angenehm leben lassen“, dachte der Student bei sich, „und ich würde zufrieden damit sein.“

Während er sich diese Gedanken machte, fand der alte Mann auf und ging vor ihm her, um ihm das Häuschen zu zeigen. Es bestand aus drei kleinen Zimmern, Keller, Speicher und einem Stall nebst Scheuer. Dann besahen sie sich die Umgebung. Ernst fand nach Allem, was er gesehen, daß zweitausend Gulden für ein so wohl unterhaltenes Gut nicht zu viel waren.

Endlich entfernte er sich, zufrieden mit dem, was er gesehen, und sich des Gedankens tröstend, daß es schon etwas sei, das Häuschen und den Garten gefunden zu haben; ja er schmeichelte sich mit der Hoffnung, wohl auch die Mittel zum Erwerb derselben zu finden. Er dachte darüber nach, während er nach der Stadt zurückkehrte und erst als er in einem benachbarten Garten umherziehende Musikanten hörte, die im Sommer aus den Bergwerken kommen, erwachte er aus seiner Träumerei. Die Musik machte ihn zittern und erinnerte ihn, daß es der Tag sei, an welchem ihn seine Freunde zum Quartett erwarteten. Sie wollten sich nach vierzehntägigen Ferien, welche seine Freunde bei ihren Eltern zugebracht, zum ersten Male wieder versammeln.

Sie kamen zur bestimmten Stunde zusammen, und sobald sie sich umarmt hatten, sagte Christoph, er habe ihnen, ehe sie beginnen, noch etwas mitzutheilen.

„Auch ich“, rief August, „habe euch etwas zu sagen.“

„Das ist auch bei mir der Fall“, fügte Friederich hinzu.

„Und wenn ihr fertig seid“, sagte Ernst, „so bitte ich euch, mich anzuhören.“

Christoph nahm das Wort:

„Ich durchzog den Harz, um mich zu meinen Eltern zu begeben; ich war allein und zu Fuß; die Nacht brach herein und ein Gewitter war im Anzug. Als ich mitten im

Digitized by Google

Walde war, brach der Sturm los. Wenn ich versuchte, ihn euch zu beschreiben, so wäre es lauter Phantasie; denn ich verlor bald meine Kaltblütigkeit. Das Sausen des Windes, das Krachen der Bäume und das Prasseln des Regens brachten ein so wildes Getöse hervor, daß ich kaum den Donner hörte, der nicht aufhören wollte. Tausend Blitze, die jeden Augenblick die stockfinstere Nacht erhellten, blendeten mich so sehr, daß ich weder die Augen aufzumachen, noch einen Schritt vorwärts zu gehen wagte. Ihr wißt nicht, was es heißt, von einem Sturm im Walde überfallen zu werden. Früher glaubte ich, nichts könne mich schrecken; jetzt habe ich vom Gegentheile die Erfahrung gemacht und gestehe es offen. Ich hatte mich unter einen Baum gestellt, den ich mit den Armen umfaßte, um mich zu halten, denn meine Beine zitterten wie Laub. Plötzlich schlug der Blitz fünf Schritte vor mir in eine Eiche, die in hellen Flammen stand, als ich von einem heftigen Fall mich erholte. Neue Gefahr! Der Wald konnte in Brand gerathen. Ich hatte noch die Geistesgegenwart, mich sogleich dem Winde entgegen auf den Weg zu machen; aber es war mein letzter Versuch, denn ich fiel anfangs auf die Knie, dann aber der Länge nach auf das vom Regen durchnäßte Moos. Hier brachte ich die schrecklichste Nacht meines Lebens zu und dennoch gedachte ich eurer, meiner Freunde, unserer Konzerte, des alten Bettlers und sagte zu mir: „Dieser Schrecken ist eine Mahnung des Himmels. Entkomme ich glücklich der Gefahr, so will ich mein Unrecht wieder gut machen; soweit es in meinen Kräften steht, will ich mein Wort halten.“ Ich kam glücklich mit dem Schrecken davon; aber mein Wort werde ich lösen. Das ist's, was ich euch sagen wollte; und ich schließe mich jetzt Ernst an, der uns so oft ermahnt, an unser Versprechen zu denken.

„Es wird dir nicht schwer werden, mich dazu zu bestimmen“, sagte August. Während meines Aufenthalts bei meinen Eltern machte ich einen Spaziergang nach dem Schlosse Weißberg. Der Eigenthümer hat es mit mehr Bizarrerie als Geschmack eingerichtet; und vielleicht würde es seltener besucht sein, wenn ihm der Besitzer nicht durch seine eigenthümlichen Einfälle ein besonderes Interesse verliehen. So hat er unter Anderem einen herrlichen Triumphbogen in einer der Hauptalleen erbaut und schrieb darauf in goldenen Lettern: „Dies ist das Thor der Treue; trete nicht ein, wenn du dein Wort nicht erfüllen willst.“ Ich war in zahlreicher Gesellschaft; einer von den Anwesenden las diese Inschrift und machte uns darauf aufmerksam; scherzend aber ging die ganze Gesellschaft durch die Pforte. Wäre ich zurück geblieben, so hätte mich die ganze Welt für einen Schurken gehalten; ich ging deßhalb mit hoch getragenem Kopfe durch den Triumphbogen. Seit diesem Tage bin ich nicht mehr ruhig, denn ihr könnt euch denken, daß ich jetzt, da ich eine Ehrenschuld vor so vielen Leuten übernommen, nicht mehr zurück kann.“

„So sind wir also alle in der Verfassung, in der uns unser Kamerad sehen wollte; denn ein Grund, der nicht minder eigenthümlich ist, als die euren, bestimmt auch mich, mein Wort zu halten“, sagte der Dritte.

Man wollte wissen, was Friederich bestimmt haben könne, sein Wort zu halten; er antwortete, der gute Gedanke sei ihm im Schlaf gekommen.

„Ja, meine Freunde“, fügte er hinzu, „wenn meine Großmutter uns ihre Träume und deren Vorbedeutung erzählte, lachten wir und zuckten mit den Schultern; jetzt bin ich so leichtgläubig wie sie. Aber wenn ihr wüßtet, welchen Traum ich gehabt und zweimal hinter einander! Es ist zum Haarsträuben. Ich glaube nicht, daß Christoph im Walde unheimlicher zu Muthe war, als mit in meinem Bette, denn ich sah den alten Musikanten drunten in der Straße mit gräßlichen Grimassen seine Harfe spielen und immer größer werden, bis er an das Fenster herauf reichte; plötzlich streckte er ein haarloses Haupt, einen skelettartigen Arm herein, ergriff mein Violoncell, das zu einem ungeheuren Baß geworden, öffnete es, warf mich hinein und trug mich trotz alles Schreiens über die Dächer. Lacht so viel ihr wollt; ich versichere euch, der Bettler ist irgend ein großer Mann, der uns strafen kann, wenn er mit uns unzufrieden zu sein Ursache hat. Ich will mich der Gefahr nicht aussetzen; sinnt auf ein Mittel, ihn zufrieden zu stellen; leider hat mich mein Traum nicht darüber belehrt.“

Ernst gratulirte seinen Freunden mehr zu ihrem glücklichen Entschluß, als zu den Gründen, die sie dazu bestimmt.

„So wißt auch“, sagte er, „daß ich gefunden, was wir brauchen.“

„Ah, wirklich!“ riefen die drei Freunde mit allen Zeichen der Neugierde.

„Ja, ich habe es gefunden. Ganz nah an der Stadt, in einem reizenden Thale, entdeckte ich ein Häuschen mit einem Obstgarten, der ganz vorzüglich für uns paßt und mit dem unser Alter gewiß zufrieden sein wird. Das Gut ist für den Preis von zweitausend Gulden feil.“

„Zweitausend Gulden?“ riefen die Andern wie mit einer Stimme.

„Das ist ein bedeutender Schritt!“ fiel Christoph ein; „ich glaube, du könnest uns sagen, was wir thun müssen, um in den Besitz des Geldes zu gelangen. Das ist's, was wir zuerst wissen müssen. Statt dessen sprichst du schon davon, ein Gut zu kaufen, ehe wir noch das Geld haben, einen Bogen gestempelten Papier zu bezahlen.“

„Hört mich an“, antwortete Ernst, „ich habe euch vielleicht einen Vorschlag zu machen, aber ich möchte zuvor wissen, ob ihr mit euern Eltern darüber gesprochen und ob sie nicht geneigt sind, für die Sache ein Opfer zu bringen.“

(Schluß folgt.)

Reise in Südamerika.

Aus einem Tagebuche.

(Schluß.)

Kurz darauf kamen wir bei einer noch breiteren Cascade an, die aus drei Wasserfällen gebildet wurde. Herr von Castelnau und ich schlugen den Fußweg ein; aber wir sahen bald, daß wir schlecht gewählt. Als wir auf einer bestimmten Höhe angekommen waren, konnten wir nicht mehr vorwärts, da die Felsen zu steil waren, und doch auch ebensowenig zurück, da wir keine Fahrzeuge im Rücken hatten. Glücklicher Weise führte Florentino, trotz großer Schwierigkeiten, mit Hülfe einiger Indianer ein Canot an den Fuß des Felsen, auf dem wir uns befanden. Noch war nicht jede Schwierigkeit überwunden: wir mußten uns an die glatten Felsen klammern und rückwärts in das Fahrzeug springen, das unten festgehalten wurde.

Am Ende dieser leeren und gefährlichen Passage ist der Fluß zwischen ungeheuer hohe Felsen eingezwängt, die senkrecht aufsteigen und auf welchen eine üppige Vegetation herrscht. Man findet dort prachtvolles baumhohes Farrenkraut, Palmen und Lianen aller Art; von den Felsen fällt

Digitized by Google

ein feiner Regen, der mit den Sonnenſtrahlen vermiſcht, alle Farben des Regenbogens wiederſpiegelt.

Bei dieſem Punkt endigen die großen Cascaden von Urubamba; die letzte der wilden Strömungen, welche wir paſſirten, war die von Tonkin. Nun entrollten ſich vor unſrem Blicke die ungeheuren Ebenen der Pampa del Sacramento. Von hier bis Echarate ſind es ungefähr 60 Meilen.

In der Pampa del Sacramento wird der Fluß breiter und die Augen ruhen auf ſeinen ſanft hinfließenden Waſſern aus. Auch die Vegetation iſt thätiger und ſchöner. Bäume von verſchiedenen Größen umſäumen die Ufer des Fluſſes,

Indianiſcher Cicunas.

ihre Blätter ſind ſo mannigfaltig, als ihre Farben; Lianen hängen von ihren Aeſten herab. Eine ungeheure Menge von Thieren aller Art bewohnt dieſe reizenden Waldungen. Man kann ſich denken, daß ein Halt in dieſen einſamen Gegenden, am Ufer eines noch nicht zur Genüge gekannten Fluſſes, die Neugierde in hohem Grade rege macht. Zahlreiche Studien boten ſich unſrem Blick. Affen aller Arten ſchwingen ſich in Haufen von einem Baume zum andern, während die Weibchen ihre Jungen auf dem Rücken tragen und tauſend tolle Grimaſſen ſchneiden. Dort weiden an den ſchönen Küſten Reiher von allen Größen und Farben; einige zeichneten ſich durch ihr glän-

Digitized by Google

zendes Weiß aus; etwas entfernter sah man schöne Sonnenreiher, die, furchtsam wie der Hirsch, beim Nahen des Bootes aufflogen, um sich in der Entfernung wieder mit einem schrillen Pfeifen niederzulassen. Die Arras und Papageien zogen durch ein kreischendes Geschrei die Aufmerksamkeit auf sich.

Am ersten Tage kamen wir an dem kleinen Flusse Simatini vorüber, der zu unsrer Linken floß, und zwei Meilen weiter an dem kleinen Rio Sapiti. Unsre Cascadenabenteuer waren vorüber, aber unsre Gefahr und Langeweile war es nicht; unser Hunger war bei dem Mangel an Nahrung auf den höchsten Grad gestiegen.

Wir fingen kleine Fische, die wir auf glühende Asche warfen. Die Mahlzeit wäre auf diese Weise nicht gerade sehr fett gewesen, wenn nicht ein Indianer glücklicherweise eine große Masse grüner Bananen herbeigebracht hätte, die wir gleichfalls kochten und heißhungrig verschlangen.

Nach vielen Entbehrungen kamen wir endlich in Sarayacu an, welches sechs Tagereisen vom Amazonenstrom

Tänze der indianischen Yaguas.

entfernt liegt. Der Pater Plaza, Vorstand der Mission am Ucayale, erwartete uns nicht mehr; er hielt unsre Reise für vollständig unmöglich und hatte bereits eine Todtenmesse gelesen. Es war ein ehrwürdiger Greis, dessen silberweißes Haupt von einem großen rothwollenen Regenschirm beschattet wurde. Die meisten Indianer, die ihn begleiteten, waren mit musikalischen Instrumenten versehen, und sobald Hr. von Castelnau angekommen, ertönte ein musikalischer Lärm und Kanonendonner. Unter dem Jubel der Bevölkerung durchzogen wir die Stadt und begaben uns nach der Kirche, wo Pater Plaza ein kurzes Dankgebet für unsre Rettung aus so vielen Gefahren sprach. Dann führte er uns in das Kloster, wo ein Tisch für uns gedeckt war: die Speisen bestanden aus Schildkröten, Manatis, Fischen, Bananen, Manioc u. s. w. Wir setzten uns: aber die unglückliche Musik begann von neuem und ward durch indianische Pfeifen, Triangeln und eine blecherne Violine verstärkt; die Indianer überließen sich allerlei Spielen, bei welchen sie große Geschicklichkeit entwickelten.

Am Tage nach unserer Ankunft war das Fest des heiligen Franziscus. Kaum war der Morgen angebrochen,

als das Geläute der Glocken und Gewehrsalven uns den Beginn der Feierlichkeiten anzeigte. Wir standen um sechs Uhr auf, aber die Indianer waren bereits in feierlicher Tracht, in weißem Hemd, gleichen Hosen, die Beine mit Schellen geziert, einen Federbusch auf dem Kopfe und einen Federbusch in den Händen. Der Pater Plaza vertheilte drei Thronhimmel unter ihnen und führte uns in die Kirche. Nach dem Gottesdienst begaben wir uns ins Kloster, wo wir den Tisch mit den seltsamsten Gerichten besetzt fanden. Von Zeit zu Zeit nahm der Pater Plaza nach brasilianischer Sitte von der Platte oder dem Teller ein Stück Huhn oder etwas anderes und bot es Hrn. von Castelnau an. Die Indianer brachten Flaschen mit Branntwein, den er in einen kleinen hölzernen Kelch goß.

Die Mission Sarabacu ist groß und in gutem Zustande; eine Kirche steht bereits vollendet da und eine andere wird es demnächst sein. Das Dorf mag ungefähr 1000 bis 1200 Bewohner haben, meist Panis-, Conibos-, Chuntaquiros-, Antis- oder Canipo-Indianer. Seit fünfundvierzig Jahren lebt der Pater Plaza unter diesen Menschen und hat sie etwas civilisirt.

Während unserer Ruhemonate, die wir in Sarabacu zubrachten, wurden wir von dem edeln Pater und den Missionären sehr gut behandelt. Er hat kein Opfer in Betreff unserer Sammlungen gescheut und sandte Indianer nach allen Gegenden aus. Als wir ihm andeuteten, daß wir Fische für das naturhistorische Museum in Paris zu haben wünschten, veranstaltete er einen Fischfang auf einem benachbarten See, den er mit Barbasco (Wurzel von Piscidia erithyna) vergiften ließ.

Am 30. October begleiteten uns Pater Plaza und der Pater Antonio bis nach Belhem, wo wir die Fahrzeuge fanden, die wir hatten machen lassen.

Am selben Tage gingen wir nach Tierra-Blanca, am andern Tage nach dem Dorfe Ventura, das etwa dreißig Conibosindianer bewohnen, und fuhren Tag und Nacht, um den Amazonenstrom zu erreichen. Wir kamen an Sapote vorüber, wo vor Alters eine Mission für die indianischen Majorunas existirte; aber sie wurde vom Feuer zerstört. Sie widersetzen sich hartnäckig der Civilisation, tragen durchaus keine Kleidung und bedienen sich als Waffen der Sarbacanen, Lanzen und vergifteten Pfeile. Um drei Uhr Nachmittags fuhren wir endlich in den Amazonenstrom, der sich in einem rechten Winkel mit dem Ucayale verbindet. Auf diesem Puncte sind die beiden Flüsse ziemlich gleich und mögen ungefähr eine halbe Meile Breite haben. Kein Wort vermag uns eine Idee von der Pracht dieses schönen Flusses zu geben, der der größte und längste aller bekannten Flüsse ist, welcher so viele Völker nährt und dessen Wasser so viel Gold und Silber bergen. Das Land, das er durchströmt, ist ein wahres Paradies, und wenn die Einwohner die Natur ein wenig unterstützten, so wären seine Ufer große Blumen- und Fruchtgärten. Wolle, Indigo, Vanille, Caffee, Cacao, Holz aller Art ist im Ueberfluß vorhanden. Die Ueberschwemmungen befruchten die Erde, nicht allein für das folgende, sondern für mehrere Jahre. Fügen wir zu diesem Reichthum noch einen großen Ueberfluß an Fischen, tausenderlei Vögel, das herrlichste Wild und im Schooße der Erde die kostbarsten Steine, was brauchte man mehr, um das Bild der Hesperiden zu vollenden.

Wir machten unsern ersten Halt auf dem Amazonenstrome in Nauta. Ich stieg zuerst an's Land, um einen Brief an Hrn. X., einen portugiesischen Kaufmann, abzugeben. Kaum hatte ich ihn begrüßt, als er mich fragte, ob wir Leroppinen hätten; auf meine verneinende Antwort wurde er außerordentlich kalt und schickte mich zum Geistlichen, der mich besser, aber nicht ohne Besangenheit aufnahm. Seine Worte kamen nur schwach über seine Lippen; er suchte jedoch meinen Begleiter mit mir auf und sagte mir, daß er mich nur sehr bescheiden zu bewirthen vermöge. Er hatte einen absonderlichen, kleinen Menschen bei sich, dessen Kopf ganz nach Art der Indianer rasirt war; einige Haarbüschel fielen auf seine Augen herab. Er mochte ungefähr vier Fuß groß sein. Dieser Mann war der Gouverneur selbst, Don Juan Gassendis, dessen Autorität sich noch auf fünf andere Dörfer erstreckt, wie er uns zu versichern sich beeilte. Während der Geistliche beinahe nichts sprach, ließ uns der Gouverneur kaum die Zeit, selbst eine Frage zu thun.

Nauta ist von Cocamasindianern bewohnt und besteht aus ungefähr fünfzig mit Palmblättern gedeckten Häusern. Im Innern beinahe jedes dieser Häuser findet man eine kleine Zuckermühle. Die Kirche ist ein langes mit Kalk beworfenes Gebäude.

Niemals habe ich so viele Mosquitos gesehen, als an diesem Orte: sie schwärmen millionenweis in der Luft und sind durch ihr Gesumme wie durch ihre Stiche gleich unerträglich. In der Absicht, ihnen auszuweichen, ist man immer in Bewegung und erliegt dennoch ihrer Wuth, ohne sich vertheidigen zu können.

Der Hauptausfuhrartikel ist Salz. Unsre zoologischen Sammlungen erhielten werthvolle Bereicherung.

Am 15. setzten wir unsre Fahrt fort und hielten bei den Dörfern der Omaguas, Jauitos und Oregonen an. Die ungeheure Ausdehnung des Ohrläppchens, das dennoch nicht verdünnt erscheint, gibt den Oregonen ein eigenthümliches Aussehen. Man steckt solche Ohrläppchen von 4—5 Zoll, mit einem Loch, in welches man einen kleinen Holzcylinder steckt, den man mit der Zeit durch einen größern ersetzt, bis er endlich auf die Schulter herabhängt. Diese Indianer bedienen sich gleichfalls vergifteter Pfeile und Lanzen.

Am 20. hielten wir bei Pebas, das von Kaomaris, Oregonen und Yaguas bewohnt wird. Wir begaben uns durch prachtvolle Wälder nach der Mission Santa Maria de los Yaguas. Der Priester Rojas kam uns mit seiner ganzen indianischen Truppe entgegen.

Diese Indianer sind sehr schön. Sie malen sich den ganzen Körper roth und tragen am Halse ein weißes Band. Auch malen sie sich hübsche Zeichnungen in Roth und Schwarz auf das Gesicht. Ihr Kopf ist geschoren und nur vorne bewahren sie einen Haarbüschel. Als Schmuck tragen sie bisweilen einen Kranz von Palmblättern oder einen Bindfaden, an welchem Vogelfedern hängen. Wenn sie in die Messe gehen, trägt der größte Theil nur ein Hemd, keine Hosen.

Am Abend unserer Ankunft gaben uns die Indianer eine Tanzvorstellung: Gruppen von acht bis zehn Männern und Frauen, die sich an den Schultern halten, bilden einen Kreis und tanzen im besten Takte; dann kommt ein Kreis von jungen Mädchen und Kindern, die auf dieselbe Weise tanzen; den Schluß bildet die Maskerade unsres Bildes. Tänzer und Tänzerinnen tragen nach Art unserer Büßer einen Sack auf dem Kopfe, der bis zum Gürtel herabfällt; für Augen und Mund sind Löcher angebracht; im letztern haben sie ein Blatt, mit dem sie wie mit einem Instrumente blasen. Eine große Menge Palmblätter hängen

Digitized by Google

von der Taille herab und bedecken beinahe den ganzen Körper. Pfeifend und springend tanzen sie im Kreise herum.

Wir kamen an Coralla, Cochas, Peruate, Loretto und Tabatingua, einer portugiesischen Festung, vorüber, die auf einer Anhöhe unfern vom Rio Jarvari liegt. Die Festung besitzt zwei Kanonen in gutem Zustande. Die militärische Macht besteht aus einem Commandanten und fünfzig Soldaten. Das Dorf ist theilweise von Ticunasindianern bewohnt, von denen wir S. 388 ein Bild gegeben.

Am 20. kamen wir in Ubidos an, wo der Guarano, ein in Brasilien sehr beliebtes Getränke, bereitet wird.

In der hübschen Stadt Para glaubten wir nach Europa versetzt zu sein. Gerade Straßen, freundliche Häuser aus Stein, hübsche Kirchen — Alles macht den Aufenthalt angenehm.

Es ist sehr zu beklagen, daß ein so schöner und reicher Strom nicht genug für die Schifffahrt benutzt wird. Dampfschiffe könnten ohne Schwierigkeit bis zum Pongo von Manseriche hinauf fahren und auf dem Ucayale, Rio Tambo und Patchitea bis auf zwölf Tagereisen von Lima gelangen.

Die Legende von St. Jago oder der Ursprung der Pilgermuscheln.

Ein alter geistlicher Schriftsteller, Maura-Ferrer, erzählt diese Legende in seinem „Leben des Apostel Jacobus".

Die Schüler des Heiligen brachten seinen Leichnam an die Küste von Gallizien: als sie sich dem Ufer näherten, sahen sie, daß man ein prachtvolles Fest zu Ehren des Fürsten von Maya feierte, welcher sich verheirathete. Plötzlich warf sich das Pferd, auf welchem der Bräutigam ritt, in das Meer und schwamm bis zu der Barke, die die Leiche des Heiligen trug. Groß war das Erstaunen aller Zuschauer, noch größer die Verwunderung des Reiters. Dies Staunen verdoppelte sich aber, als der Fürst von Maya sah, daß er und sein Pferd ganz von Muscheln überzogen waren. Als er den Apostelschülern erzählte, was ihm geschehen, erklärten sie, die Macht des Herrn offenbare sich in diesem Wunder, das vor dem Leichnam des Apostels geschehen. Maya wurde von den Aposteln sofort getauft und eine Stimme aus dem Himmel erklärte, die Muscheln seien fortan ein Denkzeichen der Tugenden des Heiligen. Der Fürst ritt zum Ufer zurück: und der Mann, an dem dies Wunder geschehen, war nunmehr die Ursache allgemeiner Bekehrung.

Noch jetzt erinnert eine Hymne, welche am 25. Juli in der Kirche von Orviedo gesungen wird, an dies merkwürdige Ereigniß; der lateinische Gesang ist uns jedoch nicht ganz bekannt geworden. Einige Schriftsteller setzen die Ankunft Jacobus des Aeltern in das Jahr 41 und man gibt ihm sieben Schüler, die ihn später nach Joppe begleiteten, wo er des Märtyrertodes starb. Sein Leichnam wurde nach dem Hafen von Iria Flavia gebracht, der heutzutage El Padron heißt und nur drei Stunden von St. Jago entfernt ist. Der Fürst von Maya, der als Hauptperson in dieser Sage figurirt, konnte nur durch einen besondern Umstand sich an den Ufern von Iria Flavia befinden, denn seine Staaten lagen nicht in Gallizien, sondern in Navarra. Maya ist ein Dorf nördlich von Elizondo, an den Ufern des Bidassoa.

Der Caffee.

Die Staude, welche diese von beinahe allen civilisirten Völkern der beiden Hemisphären so hochgeschätzte Bohne producirt, stammt, wie der Name es andeutet, den ihm die Botaniker geben (Coffaea arabica, Jasminum arabicum), aus Arabien. Alle Welt kennt die wahre oder falsche Geschichte von dem Prior eines Klosters an der Grenze von Arabien, der seine Mönche während des nächtlichen Gottesdienstes wach halten wollte und da er bemerkt hatte, daß die Ziegen des Klosters ungemein lebendig wurden, wenn sie die Beeren einer gewissen Staude fraßen, auf die Idee kam, die frischen Caffeebohnen zu kochen. Andere Untersuchungen über den wahren Ursprung des Caffees haben nachgewiesen, daß die Aethiopier denselben schon seit frühester Zeit kennen und die Perser mit seinen Eigenschaften bekannt gemacht, die Araber ihn aber erst von diesen erhalten. Wie dem nun auch sei, der beste Caffee der bekannten Welt kommt aus der arabischen Provinz Dschemen.

Wenn noch Zweifel existiren über den wirklichen Ursprung des Gebrauchs des Caffees, so gibt es keinen in Bezug auf die Epochen, in welchen er nach und nach in den verschiedenen Colonieen der tropischen Gegenden angebaut wurde. Im Jahre 1690 hatte ein Gouverneur von Batavia, van Hoorn, den glücklichen Gedanken, von Mokka in Arabien einige Caffeebäume kommen zu lassen, die sich in dem Clima der Sundainseln rasch einbürgerten, für welche jetzt der Caffee eines der wichtigsten Producte ist, wenn man den dortigen auch nicht zu den ersten Qualitäten zählt. Die Insel Java allein exportirt jährlich mehrere Millionen Pfund.

Von Java wurde die Caffeestaude in den botanischen Garten von Amsterdam gesandt, und Nicolaus Witsen gebührt die Ehre der Einführung des ersten Caffees in Europa. Die erste Cultur im Jardin des Plantes scheint sich vom Jahre 1718 zu datiren; von hier kam er nach den Antillen. Es ist bekannt, wie alle diese Pflanzungen, die sich später auf Martinique, Cayenne, Bourbon ausdehnten, von einer einzigen Staude herrühren, die durch die Sorgfalt des Capitäns Desclieux erhalten wurde, der auf der Ueberfahrt nach Amerika sogar seine Wasserration mit ihr theilte.

Der Caffeeverbrauch, sagt von Baerst, belief sich in Europa 1849 beinahe auf vier Millionen Centner, von denen auf Deutschland, mit Ausnahme von Oestreich, das Meiste, fast 1½ Millionen Centner, kommt. Vor hundert Jahren verbrauchte Europa blos 600,000 Centner. Der Verbrauch ist aber fortwährend im Steigen und hat namentlich in den letzten zehn Jahren sehr bedeutend zugenommen.

Holland ist der Hauptmarkt des Javaneser Caffees. Hier unterscheidet man blassen, gelben, braunen, Verschiedenheiten, welche vom Alter der Waare, nicht von der Art des Anbaus abhängen. Der blasse Caffee ist der jüngste und wohlfeilste, der braune der älteste und geschätzteste.

Der gute Caffee fällt im Wasser zu Boden, auch muß er, wenn heißes Wasser darauf gegossen wird, eine Citronenfarbe annehmen; wird er aber grün oder braun, so hat er Schaden gelitten. Der gute Caffee muß ferner klein, rund und gewölbt sein, in's Gelbliche, sanft Grüne, am besten in's zart Blaue spielen und einen süßen angenehmen Geruch haben. Daß der westindische Caffee nie so gut wie der arabische ist, rührt daher, daß man ihn wegen

Digitized by Google

der Witterung nicht so lang an den Bäumen hängen lassen kann, bis er völlig reif ist. Auch nimmt er auf der langen Fahrt im Schiffsraum einen unangenehmen Geschmack an.

Die Türken rösten den Caffee in einem heißen Backofen. Je langsamer man ihn brennt, desto besser wird er; sobald er anfängt zu knistern, muß er vom Feuer genommen werden. Der Caffee wird in der Türkei in einem eisernen Mörser mit schwerer Keule zermalmt und zwar wenn er noch warm vom Rösten ist, dann trocken in den Topf gethan und über einem gelinden Feuer so lange erhitzt, bis er einen lieblichen Geruch von sich gibt; dann wird Wasser von zuletzt gekochtem Caffee kochend darüber gegossen und er so lange über dem Feuer gehalten, bis sich auf seiner Oberfläche ein weißer Schaum bildet; kochen aber darf er nicht, sondern blos leicht aufwallen. Sodann wird er hin und her aus einem Topfe in den andern gegossen, worauf er sehr bald klar wird.

Der Mokkacaffee zu Cairo ist nicht reiner, als jener, der in Europa verkauft wird; man mischt die Bohnen mit gemeinen arabischen, welche eine ähnliche Form haben, aber bei weitem nicht so schmackhaft sind.

Die Caffeestaude erreicht eine Höhe von 13—16 Fuß; doch schneidet man die Krone bei 5 Fuß ab, damit die Zweige mehr Kraft erlangen. Die Blätter sind denen des Lorbeerbaumes ähnlich, immer grün und stehen auf kurzen Stielen einander gegenüber; sie sind länglich eiförmig, endigen mit einer langen Spitze, haben eine glänzende Oberfläche und werden 2 Zoll breit und 4—5 Zoll lang. Die Blüthen, welche sich in den Blattachseln zu fünf und mehr zusammendrängen, sind weiß und der Form, Farbe und dem Geruche nach den Jasminblüthen sehr ähnlich. Die Früchte sind bei ihrer Entwicklung grün, werden alsdann hellroth und zuletzt dunkelviolett. Der Form nach sehen sie den Cornelkirschen ähnlich. Das schleimige, süßliche,

Die Caffee-Ernte auf Martinique.

fade Fleisch, welches getrocknet säuerlich schmeckt, schließt zwei halbellipsische Samen ein, die mit ihrer breiten Seite aneinander gelagert erscheinen, woselbst sie eine Furche bilden. Sie werden noch von einer eigenen Haut (Samendecke) umwickelt, welche sich auch in's Innere einschlägt und die man häufig noch an den getrockneten, in den Handel gebrachten Samen trifft. Obgleich in sehr vielen Gegenden und auf dem verschiedensten Boden Caffeepflanzungen existiren, so liefert doch keine so ausgezeichnete Früchte, als die in Arabien bestehenden. Auf einen Baum rechnet man gewöhnlich 3—4 Pfund Früchte als Ertrag. Das Alter der Caffeebäume reicht selten weiter, als 20—30 Jahre. Das Einernten der Früchte geschieht entweder durch Abpflücken oder durch Schütteln, wobei man Matten unterlegt. Hierauf trocknet man die rothen Beeren auf steinernen Trockenplätzen oder in eigenen Trockenstuben. Sind die Beeren ganz trocken, so kommen sie auf eine Mühle mit hölzernen Walzen, durch welche das beim Trocknen pergamentartig gewordene Fleisch entfernt wird. Zuletzt reinigt man die Bohnen noch durch Sieben und Schwingen und trocknet sie dann vollständig. In manchen Gegenden läßt man die Beeren, ehe man sie wäscht, entweder gähren oder 24 Stunden lang im Wasser liegen, damit sich die schleimigen Theile leichter entfernen. Sowohl das Klima, als die Behandlungsart nach der Ernte haben einen großen Einfluß auf die Güte des Caffees. In heißen Gegenden gelangen die Früchte besser zur Reife, als in kältern; die unreif abgenommenen behalten einen herben, krautartigen Geschmack. Wenn bei dem Trocknen die Beeren zu dicht aufeinander gelegen haben und sich erhitzten, dann werden die Bohnen scharf und nehmen auch einen unangenehmen Geruch an. Mancher Caffee wird durch längeres Liegen besser an Geschmack, und es scheint, als wenn sich dabei die nicht angenehmen Bestandtheile verflüchtigten. Bei der Aufbewahrung des Caffees hat man besonders die Nähe stark riechender Körper, wie Gewürze, Branntwein, Stockfische ꝛc. zu vermeiden, deren Geruch er leicht annimmt.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lowsen & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Die Alpenwälder.

Das harte Leben des Holzhauers iſt beſonders beſchwerlich in den hohen Thälern des Jura, der Schweiz und Savoyens. Die Strenge des Winters, die Härte des Bodens, die Schwierigkeiten der Wege machen das Schlagen des Holzes zu einer der anſtrengendſten Arbeiten, denen ſich der Menſch unterziehen kann. Die Sache iſt auch nicht ohne Gefahr, wenn die Bäume an hohen Abhängen oder in der Nähe von Untiefen ſtehen. Es gehört viel Muth und Kaltblütigkeit dazu, ſie in ihrer furchtbaren Stellung anzugreifen: es bedarf ungemeiner Geſchicklichkeit, ſie ſo

Digitized by Google

zu fällen, daß sie in die Abgründe hinabstürzen. Und endlich muß man sich bei dem Geschäft sehr eilen. In den Bergen bricht der Winter plötzlich herein; die Holzhacker müssen sich häufig vor ihm zurückziehen oder man hat nur noch Zeit, die Bäume zu fällen, ohne sie auch sägen und spalten zu können, was dann erst im Frühjahre geschieht.

Diese Arbeit ist die Sache der stärksten Glieder der Familie: die Frauen nehmen keinen Theil daran; sie bringen den Männern das Essen, wie das junge Mädchen, das die erfrorenen Hände unter die Schürze verborgen hat, während der kleine Bruder ein Feuer unter dem Kessel anbläst, in welchem die kalt gewordene Suppe gewärmt werden soll.

Das Mahl ist kurz und still: man hat keine Zeit zu verlieren, keinen Scherz zu vergeuden. Ist das Holz aber auf Wagen oder als Floß in das Thal hinabgebracht und schließt der Winter den starken Arbeiter in die trauliche Hütte ein, so erwacht das Gespräch bei dem lustig lodernden Feuer. Man schneidet Pfähle und Schindeln aus Tannenholz und macht Kübel, Fässer und Geschirre aller Art, die man im Frühjahr auf den Märkten verkauft. Der gute Alte, der mit der Pfeife im Munde am Boden kniet und den gewaltigen Stamm zu zerlegen bemüht ist, erzählt im Winter von den schönen Zeiten, da die Wälder noch in voller Kraft und Pracht dastanden, keine fremden Unternehmer den Reichthum der Berge plünderten und hinwegführten, daß nichts mehr übrig blieb, als elende Weide, auf der die Ziegen im Frühjahr kaum ihr Futter finden.

„Wer jemals", sagt er, „die Wälder des Engadin in Graubünden, der Berge im Canton Bern, der Gegend von Alpnach in Unterwalden und hundert anderer Orte der Schweiz gesehen und sieht sie jetzt, wird über die gegenwärtige Verwüstung staunen."

Der kluge Alte weiß jedoch auch den Vortheil zu schätzen, den die Industrie, die so viel Holz kostet, in alle Zweige des menschlichen Lebens bringt und ermahnt die Familie, nicht lässig die Hand in den Schooß zu legen, sondern die der Bäume beraubten Gegenden mit neuem Holzwerk anzupflanzen und dadurch den Bergen ihren Schmuck, den Kindern Nahrung und der Industrie Vorschub zu schaffen. Die Kleinen der Familie aber warnt er, die junge Pflanzung nicht in rohem Leichtsinn und Uebermuthe zu zerstören, sondern wie ein Heiligthum zu achten, da die Wohlhabenheit ganzer Geschlechter von den scheinbar so unbedeutenden Pflänzchen abhänge.

So begleitet ein belehrendes und unterhaltendes Gespräch den Winterfleiß der Alpenbewohner, die in ihren Häusern eingeschneit eines Winterschlafs zu pflegen scheinen, während die Hände der ganzen Familie emsig beschäftigt sind und die Werke dieses Fleißes sich in den Speichern anthürmen.

Die heilige Schuld.

Eine Erzählung.

(Schluß.)

Der Eine antwortete, er habe seinem Vater, aus Furcht, zur Thüre hinausgeworfen zu werden, kein Wort gesagt, der Andere, er habe bei seinem Pfleger die Sache berührt, der hätte ihn jedoch ausgelacht und ihm bewiesen, daß er nichts schuldig sei, weil man ihn nicht zu bezahlen zwingen könne; endlich versicherte der Dritte, daß sein Oheim, von dem er abhänge, ganz ergrimmt sei gegen den Bettler und sich vorgenommen habe, ihn bei der Polizei zu denunciren.

„So sind wir also", sagte Ernst, „ganz auf uns selbst angewiesen, deßhalb horcht auf meinen Vorschlag. Als ich von unserem Gute nach der Stadt zurückging, sah ich in einem öffentlichen Garten eine Truppe Bergleute. Ihre Musik war miserabel, und dennoch nahmen sie ein hübsches Geld ein. Wir sind, ohne uns zu schmeicheln, etwas geschickter und besitzen gute Instrumente: benützen wir die nächste Vacanz, verkleiden wir uns und ziehen wir mit unsern Violinen durch Deutschland, vielleicht gelingt uns das Unternehmen. Dies ist mein Rath, gefällt er euch nicht und wißt ihr etwas Besseres vorzuschlagen, so werde ich mich euch gerne anschließen."

Der Vorschlag wurde mit großem Beifall aufgenommen, Keiner besann sich mehr auf etwas Anderes. Auf diese Weise sahen sie Länder, konnten Abenteuer erleben, Beifall ernten und Geld erwerben, um ihr Versprechen zu erfüllen. Der Vorschlag war ganz excellent.

Von diesem Augenblick an beschäftigten sich unsere vier Virtuosen mit Reisevorbereitungen. Sie trafen eine Auswahl unter den schönsten Opernarien und Volksliedern, die sie mit großer Sorgfalt einübten, um mit ihrer Musik Ehre einzulegen. Ernst, der erste Violinist, besaß eine Kraft und Geschicklichkeit, die ihn in den Rang des Künstlers stellte, und auch seine Kameraden standen nicht weit hinter ihm zurück.

Ehe sie sich auf die Reise begaben, wollte Ernst ihnen das kleine Gut zeigen, auf das er sein Auge geworfen; sie folgten ihm nach Blumenwiese und fanden, daß ihr Freund klug und vernünftig gewählt hatte.

Endlich nahm Ernst von seiner Mutter Abschied, er wollte jedoch nicht so traurig von ihr scheiden und bat seine Freunde, das erste Conzert in freier Luft zu veranstalten. Sie gaben gerne ihre Zustimmung und am Abend vor ihrer Abreise brachten sie der guten Frau ein Ständchen. Catharine, welche nicht schlief, erkannte sogleich die Violine ihres Sohnes; sie öffnete ein Fenster und als die Musiker ihr Allegro beendigt, eilte sie an ihren Sekretär, nahm einen Thaler heraus, den sie in ein Papier wickelte, welches sie anzündete und brennend unter die jungen Symphonisten warf.

„Lebt wohl, meine Kinder", sagte sie, „das ist der Thaler der Wittwe, er wird euch Glück bringen."

Des andern Tages machten sie sich auf den Weg, durchzogen Sachsen, Böhmen, so wie einen Theil von Preußen und fanden überall freundliche Aufnahme. Ihre Musik, die nicht rauschend genug war, zog die große Masse nicht auf den ersten Blick an; der Kenner hatte jedoch bald das Verdienst erkannt und nun begann man sich um die jungen Künstler zu drängen. An mehr als einem Ort stieg der Beifall bis zum Enthusiasmus. Ihr Ruf verbreitete sich immer weiter; die Journale sprachen von ihnen; man wollte sie nicht blos auf den Straßen, im Salon und in Gesellschaften wollte man die jungen Virtuosen hören.

Von allen Seiten regnete es Geld, und obgleich sie für sich selbst gar manche Ausgabe hatten, wuchs das Capital doch täglich um ein Bedeutendes und sie konnten hoffen, bald die Summe von zweitausend Gulden beisammen zu haben. Am Schlusse eines Conzertes, das sie in einer kleinen preußischen Stadt gaben, betrug ihr Vermögen be-

Digitized by Google

reits dreiundvierzig Gulden mehr, als sie bedurften. Ernst sagte deßhalb zu seinen Kameraden:

„Der Augenblick der Heimkehr ist da. Legen wir die zweitausend Gulden, welche wir nicht berühren wollen, auf die Seite und suchen wir mit dem Uebrigen in die Heimath zurückzukommen; bleibt uns noch etwas übrig, so wollen wir's einem Unglücklichen schenken."

Die Andern waren sehr unzufrieden, ihn so sprechen zu hören. Sie hatten an diesem Nomadenleben Geschmack gefunden und wollten es so lange als möglich genießen. Sie hatten längst vergessen, was der Zweck ihrer Fahrt war und dachten bei dem Aufhäufen des Goldes nur an den Genuß des Beifalls, den sie von Stadt zu Stadt fanden. Sie meinten, die Ferien seien noch nicht zu Ende und wenn sie noch ein paar Dukaten erwürben, könnte man sich manches Vergnügen damit verschaffen.

Während sie darüber hin und her disputirten, bat man sie zu einem reichen Herrn, der sie bei einem Feste seinen Gästen vorführen wollte. Ernst, der nicht gesonnen war, aus seinem Talente eine Erwerbsquelle zu machen, antwortete, er werde gerne mitgehen, wenn man ihnen kein Honorar anböte. Das machte seine Kameraden murren, aber sie gaben seiner Caprice, wie sie es nannten, nach, in der Hoffnung, der Herr werde sie, trotz Ernst's Einwendungen, reichlich belohnen. Bei dieser Gelegenheit wollte Ernst bestimmt haben, daß die zweitausend Gulden ihm übergeben würden, um sie unberührt in die Hände des alten Peter auszuliefern.

Darüber gab es heftigen Streit, da sie es seltsam fanden, daß er sich des gemeinsamen Schatzes bemächtigen wolle.

„Wenn du uns für ehrlich hältst", sagte Christoph, „so solltest du ein solches Verlangen nicht stellen. Nimm dein Recht in Anspruch, aber nichts weiter. Mein Rath ist: das Beste wäre, wir theilten zu gleichen Theilen und Jeder ist für das Seine verantwortlich."

August und Friedrich unterstützten diesen Antrag; Ernst mußte nachgeben. Er erhielt den vierten Theil und konnte nur mit Schrecken an die Gefahr denken, die die übrigen Theile liefen.

Der reiche Herr war über die Bedingung der jungen Leute höchst erstaunt. Sie erschienen bei dem Feste und verschönerten es mit ihrer Kunst. Der Herr des Hauses wollte ihnen seine Dankbarkeit zeigen und überreichte Jedem am Ende der Soirée einen Ring mit Brillanten.

„Seid ihr unzufrieden?" sagte Ernst zu seinen Freunden; „wir können keine schönere Reiseerinnerung mit nach Hause bringen. Ich glaube, wir sollten unsere künstlerische Laufbahn damit schließen."

Diese Worte wurden in einem der entferntesten Säle gesprochen. Die Menge hatte sich zum Feuerwerk begeben. Ernst erwartete, an einen Balkon gelehnt, die Antwort seiner Freunde. Plötzlich klangen die Töne einer Harfe an sein Ohr; er blickte hinaus und sah Jemand unter den Fenstern des Hôtels vorübergehen.

„Er ist's", sagte er; „seht ihr seine weißen Haare flattern!"

Man hörte noch einige leise Töne und die Gestalt verschwand im Schatten.

Ernst nahm seinen Hut und eilte dem Greise nach, aber er fand ihn nicht mehr, auch wollte ihn Niemand gesehen haben. Nach vergeblichem Forschen und Fragen kehrte er in seine Wohnung zurück. Seine Freunde aber erschienen nicht am Abend, nicht am Morgen.

„Offenbar wollen sie sich von mir trennen. Sie fürchten meine Vorwürfe, meine Bitten sind ihnen zuwider. Es bleibt mir nichts übrig, als in meine Heimath zurückzukehren und mich, soweit es in meinen Kräften steht, meiner Schuld zu entledigen. Ich sehe voraus, er wird das Häuschen nie bekommen."

Ernst kehrte in die Heimath zurück. Er war niedergeschlagen und bekümmert; selbst das Schicksal seiner Freunde beunruhigte ihn. Schwäche und Ermüdung machten ihn krank, er sank erschöpft vor einem reichen Gasthofe nieder. Man trug ihn beinahe bewußtlos in ein kleines hochgelegenes Zimmer.

Er mußte einige Tage das Bett hüten. Obgleich er hartnäckig jede Pflege zurückwies, weil er eine zu große Zeche fürchtete, erholte er sich doch bald. Eines Tages fühlte er sich wieder so wohl, daß er seine Violine, die treue Gefährtin in Leid und Freud, ergriff. Tief bewegt von dem Gedanken an seine Mutter, die er nun bald wieder sehen sollte, spielte er seine schönsten Melodieen und entlockte dem Instrumente die schmelzendsten Töne. Nach einigen Augenblicken kam der Kammerdiener eines Herrn zu ihm, der unter ihm wohnte.

„Mein Herr läßt Sie bitten", sagte er, „Ihr Fenster zu öffnen, wenn es Ihnen nicht unangenehm sei. Wollten Sie jedoch so freundlich sein, ihm dies Vergnügen zu machen, so beauftragt er mich, Ihnen zum Voraus seinen Dank auszusprechen."

Ein junger Dilettant konnte eine so schmeichelhafte und so seltene Bitte nicht abschlagen. Ernst öffnete das Fenster, stellte sich daran und spielte eine halbe Stunde lang so schön er konnte. Der Diener erschien wieder und bat ihn, den Besuch des Reisenden zu empfangen oder zu ihm hinabkommen zu wollen.

„Ist er älter als ich?" fragte Ernst.

„Mein Herr ist ein Greis."

„Ich komme", sagte der Student.

Er fand einen Mann, aus dessen vornehmem Wesen man sogleich den großen Herrn erkannte, der ihn jedoch mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit empfing. Der Reisende machte ihm einige Complimente über sein Talent, richtete mehrere Fragen an ihn und bat ihn, mit ihm zu speisen.

„Ich weiß, daß Sie krank waren, aber Sie scheinen völlig hergestellt und ich schätze mich glücklich, der Erste zu sein, der Ihr Genesen feiert."

Während des Essens erzählte Ernst dem Alten sein ganzes Abenteuer.

„Mein junger Freund", sagte der Fremde, nachdem der Student geendet, „Ihre Geschichte freut und rührt mich. Auch ich fürchte, daß Ihre Kameraden leicht an Gold zurückkommen; empfangen Sie, was noch fehlt, um das Häuschen und den Garten kaufen zu können. Wenn Sie das Glück begünstigt und Sie einst im Stande sein sollten, es zurückzugeben, so ist hier mein Name und meine Adresse; jedenfalls wollen wir Freunde bleiben."

Der Reisende schrieb einige Worte auf ein Stück Papier, das er seinem Gaste mit einer Goldrolle von 1500 Gulden einhändigte.

„Hoheit . . ." sagte der junge Mann, indem er aufstand.

„Stille, mein Freund, ich reise incognito. Setzen Sie sich, wir wollen Caffee trinken."

Ernst fand sein früheres ungenirtes Wesen nicht wieder; er verbeugte sich tief, als er ging; das Herz pochte ihm vor Freude.

Digitized by Google

Er reiste am andern Tage ab, nachdem er von dem Fremden Abschied genommen. Als er eines Abends in eine kleine Stadt kam, hörte er die Töne der Harfe wieder, die schon zweimal an sein Ohr geklungen. Er nähert sich und erkennt den alten Bettler. Mit freundlicher Stimme sagt er zu ihm:

„Alter, zwei Instrumente würden vielleicht besser klingen, als eines. Wollt Ihr meine Unterstützung annehmen? Meine Violine steht zu Diensten.“

Er hatte sein Instrument gestimmt, ehe der arme Künstler antworten konnte.

Ernst begann sogleich einige Arien aus Don Juan zu spielen, die der Alte mit Feuer und Gewandtheit begleitete.

Die Fenster öffneten sich auf allen Seiten; die Kinder brachten die kleine Münze herbei, die den Künstlern zugeworfen wurde.

Endlich forderte Ernst den Alten auf, ein Wirthshaus mit ihm aufzusuchen, da er wohl ermüdet sein werde.

„Das bin ich auch“, sagte der Greis; „heute zähle ich siebenzig Jahre. Ihre Violine hat meinen Geburtstag geheiligt, Gott sei für diese Freude gedankt.“

Sie speisten mit einander zu Nacht.

„Wohin geht Ihr jetzt?“ fragte Ernst am andern Morgen.

Peter bezeichnete die Stadt, in der Ernst wohnte.

„Ich muß in drei Tagen dort sein“, fügte er hinzu, „denn ich glaube, man erwartet mich.“

„Das ist auch mein Weg“, sagte der junge Mann. „Wollt Ihr mit mir gehen? ich werde Euch mit meiner Violine unterstützen.“

„Ich nehme Ihr Anerbieten gerne an; bin ich 'mal dort, so habe ich wohl keine Unterstützung mehr nöthig.“

„Wie das?“

„Machen wir uns auf den Weg, dann will ich Ihnen erzählen.“

Nachdem sie ihre Rechnung geordnet und wieder auf dem Wege waren, erzählte der Alte die Geschichte, welche Ernst so gut als er kannte.

„Glaubt Ihr denn“, sagte er, „daß die jungen Brauseköpfe ihr Versprechen halten werden?“

„Das werden sie, wenn es in ihren Kräften steht. Sie haben es einem alten Manne gegeben.“

„Ich achte Euer Vertrauen, aber wenn Ihr Euer ganzes Leben den schönen Worten immer so großen Glauben geschenkt, so wundre ich mich nicht, daß Ihr in Eurem Alter Brod betteln müßt.“

„Ich wurde freilich bisweilen getäuscht, aber ich gesteh' es offen, ich habe mich weit häufiger selbst getäuscht. Ich war in meinen jungen Jahren nicht vorsichtig genug, ich habe nichts gespart; ich warf zum Fenster hinaus, was mir vom Himmel gefallen war. Freilich habe ich dabei manchen Unglücklichen unterstützt; aber auch das bedarf der Berechnung und Klugheit, sonst ist man zuletzt selbst der Gnade Anderer verfallen.“

Nach diesen Reflexionen begann der Alte seine Lebensgeschichte.

Digitized by Google

Peter war der Sohn eines Musikers und hatte an verschiedenen Orten den Posten eines Organisten und Kapellmeisters begleitet. Die Lust an Veränderung, einige Phantasie und die Freude, sich auf einem neuen Instrumente zu versuchen, hatten ihn von einem Orte zum andern getrieben; er hatte nicht aufgehört zu arbeiten, aber nirgends sich niedergelassen, und, selbst vergessen, auch seine ersten Freunde vergessen.

„Und doch", sagte Peter, „muß sich Einer, wenn er noch lebt, meiner erinnern."

„Ihr habt also auch eine angenehme Erinnerung?" fragte Ernst.

„Ja, mein Kind; es ist ein schöner Punkt in meinem Leben. Ich war ohne Stelle und begab mich zu einem Fürsten in der Nähe, der mir ein Amt bot; bei hereinbrechender Nacht kam ich durch ein Dorf in Sachsen und suchte ein Obdach. Ein kleines Mädchen führte mich zum Lehrer und ich sah, daß es ihr Vater war. Man billigte, was sie gethan; ich sah jedoch bald, daß ich in das Haus eines Unglücklichen gekommen. Während des Nachtessens erzählte

mir der Vater sein Schicksal. Er war der Lehrer des Dorfes und hatte seinen Dienst bisher zur Zufriedenheit versehen, aber man vollendete eben eine Kirche, in der man eine schöne Orgel aufstellte. Aus Gründen der Ersparniß war beschlossen worden, daß der Lehrer die Orgel spiele und daß diese Function einen Theil seines Amtes ausmache. Denken Sie sich das Unglück des armen Mannes, der zwei Kinder hatte und ein drittes erwartete. Er war kein Musiker und sollte deßhalb sein Amt verlieren; er sah sich dem bittersten Mangel preisgegeben, da es sehr schwierig war, eine so gute Stelle, als die bisher bekleidete, zu erhalten. Ich hatte Mitleid mit dem Manne und sagte: „Ihr werdet mich die Orgel sehen lassen." — „Seid Ihr Musiker?" fragte er. „Das bin ich." — „Wie glücklich seid Ihr!" — „Ich werde es sein, wenn ich Euch einen Dienst erweisen kann .... Wie wäre es, wenn ich Euch für die Gastfreundlichkeit dieses Abends Unterricht gäbe?"

„Dieses Abends, nein, meines ganzen Lebens." — „Habt Ihr gute Anlagen?" fragte ich und ließ ihn singen; er besaß eine gute Stimme und war noch jung. „In sechs Monaten werdet Ihr im Stande sein, den Dienst zu versehen." — „Aber indessen?" — „Indessen wird man hoffentlich den Dienst des Lehrers annehmen. Die Leute sollen nicht unzufrieden sein."

„Ich habe mein Versprechen getreulich erfüllt. Freilich verlor ich meine Stelle bei dem Fürsten, aber man kann ja nicht überall zugleich sein."

„Wie?" rief Ernst, indem er Peter am Arm ergriff, „so müßt Ihr Peter Schlich sein!"

„Ich bin es, mein Kind."

„Und was Ihr mir da erzählt, ist geschehen ...?"

„Zu Schloßheim."

„Ganz richtig! ... Im Jahre 1806 oder 1807?"

„Warten Sie .... ja, im Jahre 1806, auch 1807."

„Sie haben meinem Vater diesen Dienst gethan. Seine Familie haben Sie vor Elend und Armuth bewahrt."

„Wirklich, mein Sohn? und Sie wären der kleine Wilhelm Spach?"

„Mein Bruder ist todt."

„Und Ihre Schwester, das kleine hübsche Gretchen, die mir auf dem Wege begegnete?"

„Hat Gott gleichfalls zu sich genommen. Meine Mutter ist Wittwe und hat Niemand mehr als mich."

Der alte Bettler vergoß Thränen und sagte schluchzend:

„So sind Sie der kleine Ernst, der zwei Monate vor meiner Abreise auf die Welt kam ..... Umarme Deinen Pathen, mein Freund! Du trägst meinen Namen nicht, weil ich es nicht gewollt; ich fürchtete, er möchte dir Unglück bringen."

Sie umarmten sich voll inniger Zärtlichkeit mitten auf dem Wege. Ernst war nahe daran, sein Geheimniß zu verrathen, er versprach sich jedoch ein so großes Vergnügen von der Ueberraschung, daß er es nicht allein genießen wollte.

Der Alte fragte nun auch Ernst über seine Lage aus und erfuhr bei dieser Gelegenheit aus den Worten des Jünglings, daß er und seine Mutter keinen Ueberfluß hatten.

„Geduld", sagte der Alte bei sich, „wenn meine Freunde Wort halten, so will ich meines kleinen Häuschens mich nicht allein freuen und der Frau eine Stütze werden, wie ich es früher dem Manne war."

Als sie vor das Landhaus kamen, das Ernst kaufen wollte, führte er den Alten in den Garten und sagte, er habe mit dem Besitzer etwas zu verhandeln. Peter fragte seinen jungen Pathen, ob es lange dauern werde, in diesem Falle möchte er auf einem Bündel Stroh ausruhen, das in einer Ecke lag. Ernst erwiederte, er möge das ruhig thun, dazu sei vollkommen Zeit.

Beim Eintritt in den Garten hatte Ernst die Schrift bemerkt, die noch immer dahing. Der Besitzer saß, wie bei dem ersten Besuch, wieder auf der Eichenbank.

„Das Gut ist noch immer zu verkaufen?" sagte Ernst, nachdem er ihn begrüßt.

„Ja, mein Freund; ich habe Käufer, aber noch ist nichts abgeschlossen, und ich kann Ihnen den Vorzug geben."

„Und der Preis?"

„Hat sich so wenig verändert, als das Gut. Sie sehen, daß ich es nicht vernachlässige, obgleich ich mich desselben entäußern will."

„Bleiben die Möbel und die Geräthschaften?"

„Das lag nicht in meiner Absicht."

„Wenn Sie das thun wollen, so habe ich einen Käufer, der baar in Gold bezahlt."

Der Pächter legte die rechte Hand an das Kinn und die linke auf das Knie, während er den jungen Mann etwas mißtrauisch ansah.

„Einen Käufer!" sagte er.

„Ja; entscheiden Sie sich; und in einer Stunde ist die Sache abgemacht."

„Topp!" rief der Gutsbesitzer und schlug ein.

„Ich eile nach der Stadt, um einen Notar zu holen", sagte Ernst; „auch meine Mutter soll dem Acte beiwohnen. Wenn der alte Mann in meiner Abwesenheit erwachte, so sagen Sie ihm nichts davon, ich lasse ihn jedoch bitten, mich zu erwarten."

Ernst eilte, seine Mutter zu umarmen und erzählte ihr auf dem Wege zum Notar seine Abenteuer. Der Notar, der gerade zu Hause war, folgte beiden. Schlich schlich noch als sie kamen.

„Wir wollen ihn nicht wecken; das Instrument kann ohne ihn gemacht werden", sagte Ernst.

Der Notar, ein alter Practicus, hatte den Kaufcontract rasch aufgesetzt; und als es sich darum handelte, den Namen des Käufers einzuschreiben, sagte der junge Mann:

„Setzen Sie Peter Schlich!"

Peter erwachte in dem Augenblick, als man seiner bedurfte. Nachdem er sich die Augen gerieben, erhob er sich.

„Ernst!" rief er, „die Zeit vergeht und der Augenblick ist nahe, da ich erwartet werde."

Der Pathe kam aus dem Hause und ergriff Peter an der Hand.

„Treten Sie ein", sagte er; „man bedarf Ihrer!"

„Und mein Stelldichein?"

„Dazu ist noch Zeit. Wohnen Sie einem Acte an, bei dem Sie interessirt sind."

Ernst ließ ihn in einer dunkeln Ecke niedersitzen, ohne ihn seiner Mutter vorzustellen. Der Notar begann den Contract vorzulesen.

„Was soll das bedeuten?" rief Peter, als er seinen Namen hörte, „Ernst, spottet man meiner? womit soll ich das Alles kaufen?"

„Mein Pathe, haben Sie nicht Schuldner in der Stadt? Sie halten pünktlich ihr Versprechen und haben mich beauftragt, in ihrem Namen zu bezahlen."

Mit diesen Worten warf Ernst eine volle Börse auf den Tisch, öffnete sie und zählte die Goldstücke.

„Hier ist die Kaufsumme für das Häuschen und den Garten. Ist der arme Peter zufrieden?"

„Gewiß!" rief der Alte, „du bist's, mein Sohn, der mir das Versprechen gemacht."

„Und hier steht die, die mir befohlen, es zu erfüllen — meine Mutter."

„Ah! Herr Schlich", sagte Catharine, „mein Sohn brauchte nicht zu wissen, daß Sie unser Wohlthäter sind, um dem Greise sein Versprechen zu halten; ich habe ihn nur in seinem Entschlusse bestärkt; alles Uebrige ist sein Werk."

„Ich nehme die Nutznießung an", antwortete Schlich, indem er Catharinen die Hände drückte, und vorausgesetzt, daß man mich hier nicht allein läßt. Das Haus ist groß genug für drei Freunde; und nahe genug an der Stadt, um Ernst seinen Studien nachgehen zu lassen. Nach meinem Tode mag es euer sein. Unter dieser Bedingung schlage ich ein."

Nichts fehlte mehr zu dem Glücke des Alten, der Mutter und ihres Sohnes. — Die drei Freunde kamen mit leeren Händen aus den Ferien zurück. Leichtsinn, nicht böses Herz war an Allem Schuld.

Der gute Schlich nahm sie trotz des Vergehens freundlich bei sich auf. Der Fürst erfuhr mit lebhafter Freude, daß sein junger Gast in dem Musiker einen Freund seines Vaters gefunden und wollte nichts von Wiedererſatz hören.

Nach langen Fahrten hatte der alte Künstler endlich ein Asyl gefunden; die letzten Tage seines Lebens waren auch die schönsten und erst spät ging Blumenwiese in die Hände Ernsts und seiner Mutter über.

Digitized by Google

Geduld eines verwundeten Adlers.

Im Jahre 1809 sandte die Kaiserin einen durch seine Schönheit ausgezeichneten Adler in den Jardin des Plantes; ein goldner Ring war um seine Klaue genietet. Eine Zeitlang hatte man ihn mit einem Streithahn zusammengethan, den er jedoch zuletzt auffraß. Man weiß nicht, ob der Tod des Hahns durch die Wildheit des Streitvogels, eine zornige Laune des Königs der Lüfte oder einfach durch den Hunger des Adlers herbeigeführt wurde. Das schöne Thier, das in einer Fuchsfalle im Walde von Fontainebleau gefangen worden, hatte sich in jenem Eisen die Klaue gebrochen und seine Kur war mit einer schwierigen Operation verbunden. Der Adler hielt mit einer Geduld still, die wir an einem Menschen bewundern würden. Obgleich sein Kopf während der ganzen Zeit frei blieb, griff er den Chirurgen, der ihn operirte, nicht an und widersetzte sich auch dem Verbinden der Wunde nicht, aus der mehre Knochensplitter gezogen wurden; ebensowenig suchte er den Verband loszulösen.

In ein Tuch gewickelt und auf der Seite liegend, brachte er die ganze Nacht auf dem Stroh zu, ohne die mindeste Bewegung zu machen. Als am folgenden Tage die Bandagen abgenommen wurden, setzte er sich auf den Bettschirm, wo er zwölf Stunden blieb, ohne auch nur einmal auf dem kranken Fuße auszuruhen. Er machte während der ganzen Zeit nicht den geringsten Fluchtversuch, obgleich die Fenster offen waren. Bis zum dreizehnten Tage nahm er jedoch durchaus keine Nahrung zu sich; dann letzte er seinen Appetit an einem Hasen, der ihm vorgelegt wurde. Er tödtete ihn mit einem einzigen Hieb, den er ihm zwischen den Kopf und das erste Wirbelbein versetzte. Nachdem er diese Beute verschlungen, nahm er seinen Sitz auf dem Bettschirm wieder ein, welchen Platz er nicht mehr verließ. Erst am einundzwanzigsten Tage nach der Operation begann er zu gehen und das verwundete Glied zu versuchen, ohne eine der Binden dabei zu verrücken. Nach und nach gewann er durch eine mäßige und wahrhaft vernünftige Uebung den Gebrauch seines Gliedes wieder.

Der Vogel brachte drei Monate in dem Zimmer des Dieners zu, der ihn wartete. Sobald das Feuer angezündet wurde, kam er herbei und ließ sich liebkosen; zur Nacht flog er auf den Bettschirm und setzte sich auf das entgegengesetzte Ende, sobald die Lampe ausgelöscht wurde. Das Vertrauen auf seine Kraft schien ihm jede Furcht zu nehmen. Es ist unmöglich, mehr Muth und mehr Geduld zu entwickeln, als es dieser Vogel während der Zeit seiner Kur that. Der Zufall, durch den er seine Freiheit verloren, schien ihn nicht im geringsten geschwächt zu haben.

Der Lotus.

Zu den kostbarsten Gartengewächsen der neuen Zeit gehört unstreitig der Lotus, der sich durch seine schönen Blüten, wie durch die Tradition, welche sich an ihn knüpft, gleich sehr auszeichnet. Das Nelumbium speciosum stammt ursprünglich aus Indien: bis zum siebenzehnten Jahrhundert glaubte man, Nieder-Egypten sei das eigentliche Vaterland der Pflanze, obgleich sie Niemand dort gesehen. Im Alterthum trug sie den Namen „Egyptische Bohne, Nil-Lilie oder Lotus; man aß die Wurzel derselben und die Samen.

Clusius ist der Erste, dem wir genauere Untersuchungen über die von Theophrast und Herodot ausführlich beschriebene Nil-Lilie verdanken: was man für das Nelumbium ausschließlich beansprucht hatte, erkannte er den verschiedenen Nymphaceen des Nil zu. Seit Clusius haben die Untersuchungen der Reisenden, die historischen Zeugnisse, das vergleichende Studium der verschiedenen Religionen Indiens und der alten Egypter die geistvollen Behauptungen eines der größten Botaniker des vorigen Jahrhunderts bestätigt.

Den Namen Nelumbo trägt die Pflanze auf der Insel Ceylon. Jussieu hat daraus Nelumbium gemacht und so heißt die Pflanze nunmehr im Wörterbuch der Wissenschaft.

Die Lotuspflanze, welche in mehren Theilen von Indien, in China und Japan für heilig gehalten war, ist in den Augen der buddhistischen Priester ein Emblem der aus dem Wasser emporgestiegenen Erde; sie cultiviren sie in kostbaren Vasen, um ihre Tempel und Altäre damit zu schmücken. Wir finden sie noch heutzutage auf allen Bildern, die aus Indien und China zu uns kommen. Egypten schenkte ihr in alten Zeiten großes Interesse: jetzt aber sucht man sie vergeblich in den Seen und Canälen, wo sie zu Herodots Zeit in großer Masse wuchs. Man sieht sie auf den Medaillen der Ptolomäer abgebildet; ihre Stengel schmücken, in Büschel geflochten, die Granitwürfel, auf welchen die colossalen egyptischen Figuren ruhen; ihre Blätter dienten als Motive für die Tempelsäulen; ihre Blüten und jungen Früchte krönen das Haupt des alten Antinous und sind an dem Piedestal der Nilstatue ausgebauen.

Strabo erzählt, daß man im Schatten dieser Lilien auf den Seen spazieren fuhr. Die Blätter hatten die Größe der thessalischen Hüte und dienten gewöhnlich als Platten oder Kelche.

Die Samenkörner dieser Pflanze waren den Römern noch lange bekannt, nach und nach aber verschwand sie aus den Wassern des Nil, wo sie so viele griechische Schriftsteller gesehen zu haben behaupteten; nur auf Medaillen und in Hieroglyphen spielte sie noch eine Rolle.

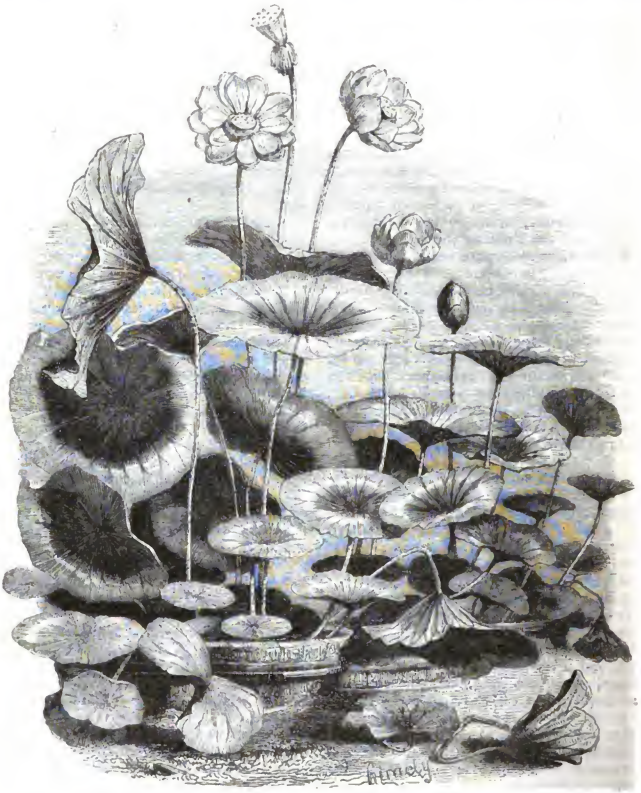
Das Nelumbium ist eine ausdauernde Wasserpflanze, die mit der Seerose unserer Sümpfe ungemein viel Aehnliches hat. Die Blumen sind den von Herodot beschriebenen nahe verwandt. Ich kann sie nicht besser, als mit einer außerordentlich großen Tulpe vergleichen, ein Vergleich, der namentlich auch bei der Knospe seine Berechtigung hat. Der Stiel der Blume ist 3 Fuß groß und so weich wie der aller andern Nymphaceen; die Blumenblätter sind dachziegelförmig, am Rande von lebhaftem Roth und ihrer zwölf bis fünfzehn an der Zahl; die Staubgefäße tragen weiße Staubfäden, und linienförmige Staubbeutel, die mit einer keulenförmigen Verlängerung des Trägers sich schließen. Die Blüten sind zwei Tage hinter einander offen und schließen sich bei Nacht; ihr Duft erinnert an den der Rose.

Die eigenthümliche Structur der Frucht hat die Botaniker viel beschäftigt; sie besteht in einem umgekehrt kegelförmigen fleischigen, graugrünen Fruchtboden, in welchem sich fünfzehn bis dreißig Stempel befinden. Diese Stempel verwandeln sich später in eine schwärzliche Nuß, der die Alten den Namen Bohne gaben. Herodot verglich die Blume des Nelumbium mit der der Lilie und gab der Pflanze daher den Namen Nil-Lilie. Plinius stellte sie mit dem Moose zusammen; Athenäus bezeichnete sie mit dem Namen Lo-

Digitized by Google

tus, welcher später auf eine Menge von Pflanzen angewandt wurde.

Herodot erzählt, daß die Egypter sich von den Lotus des Nil nährten: seine Samen, die denen des Mohn ähnlich sind, dienten zum Brodbacken; auch behauptet er, daß man die Wurzeln des Lotus gegessen, welche rund, von der Größe eines Apfels und von süßem Geschmack gewesen.



Der Lotus.

Wenn der Nil auch kein Nelumbium mehr hat, so erzeugt er doch noch zwei nahrhafte Nymphaceen. Diese beiden Pflanzen, welche die Araber Neunfar und Bachentus nennen, werden zur Nahrung verwendet.

Das Nelumbium hat dieselben Vegetationsperioden wie die übrigen Nymphaceen; die Blätter fallen im Herbste ab und keine Spur davon bleibt während des Winters. Die Wurzeln bleiben unter dem Wasser oder in dem feuchten Gefäß; um sie zu erhalten, braucht man sie nur vor dem Gefrieren zu schützen.

Das Nelumbium und seine verschiedenen Varietäten wachsen in den indischen Seen und an den Mündungen der Wolga wild. Jacquemont fand die Pflanze auch in den Seen von Caschemir, wo sich die Armen noch von den Wurzeln nähren, wie in Egypten zu den Zeiten des Herodot.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Finde von Lowien & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Moritz Retzsch.

Moritz Retzsch

Moritz Retzsch, der geniale Künstler, dessen Compositionen zu Schillers Pegasus im Joche wir unserer „Illustrirten Welt“ eingereiht, ist im Jahre 1779 geboren. In früher Kindheit verrieth seine Liebe zum Zeichnen, seine Geschicklichkeit im Modelliren und Holzschnitzen den Beruf zum Künstler. Er entsagte demselben jedoch und erwarb sich die Kenntnisse, die für einen Forstbeamten erforderlich sind. In seinem zwanzigsten Jahre, als er sich bestimmt für einen Beruf entscheiden sollte, trug die Kunst den Sieg davon. Um sich ihr widmen zu können, brauchte er seine Vaterstadt nicht zu verlassen; Dresden war und ist noch heute, Dank seinem herrlichen Museum, seinen vortrefflichen Anstalten und dem feinen Geschmack seiner Bewohner, eine ausgezeichnete Schule für den Künstler. Das erste Werk von Retzsch, das die Aufmerksamkeit des großen Publikums auf ihn zog, war eine Serie von Skizzen zu Göthes Faust. Cotta, durch den Erfolg derselben ermuthigt, beauftragte Retzsch mit Skizzen zu Schillers Dichtungen und es erschienen in Folge dessen in kurzen Zwischenräumen die interessanten Illustrationen zu Schillers Gang nach dem Eisenhammer, Kampf mit dem Drachen, Glocke, Pegasus im Joche u. s. w., welche die berühmte Firma in gelungenen Stichen zu ungemein billigen Preisen herausgab, wodurch sie wesentlich zur Verbreitung des Namens ihres Zeichners beitrug. Diese Bilder, so wie die Illustrationen zu Göthe und Shakspere sind weniger Uebertragungen in eine andere Kunst, als Erklärungen, sozusagen poetische Commentare. Retzsch war lange Zeit Professor der Malerei an der K. Akademie. Er bewohnt ein hübsches Landhaus inmitten von Weinbergen auf einem Hügel an der Elbe, Dresden gegenüber.

Südliche Reisebilder.

II.

Oporto.

Der Douro, bekanntlich einer der Hauptströme der pyrenäischen Halbinsel und nächst dem Tajo der größte Fluß von Portugal, entspringt bei Soria in Altcastilien, läuft eine kurze Strecke südlich durch diese Provinz, dann westlich durch das Königreich Leon, indem er mehrere Nebenflüsse aufnimmt, bis er Miranda und so Portugal erreicht. Hier

Digitized by Google

wendet der Douro sich wieder nach Süden und bildet die Ostgränze der Provinz Tras os Montes gegen Spanien, dann westlich, und ergießt sich etwa eine Stunde unterhalb Oporto in den atlantischen Ocean, indem seine Mündung den Hafen dieser Stadt bildet. Der Douro durchläuft einige der schönsten und fruchtbarsten Provinzen beider Königreiche, und seine Landschaften sind an Schönheit ebenso mannichfaltig als der Charakter des Flusses selbst, der bald ein wilder Bergstrom, bald ein ruhig dahinziehender Fluß ist. Man schätzt seine Länge auf mehr als 100 deutsche Meilen.

Die Stadt Oporto in der Provinz Entre Minho e Douro hat eine herrliche, majestätische Lage in unvergleichlich schöner Umgebung. In den Sommermonaten ist dort das Wetter mild und angenehm, aber im Winter feucht und sehr neblig; gewöhnlich weht der Wind am Morgen aus Osten, um Mittag aus Süden und gegen Abend aus Westen. Die Stadt selbst, aus dem Alterthum stammend, an Größe, Bevölkerung, Handel und Bedeutung die zweite von Portugal, ist auf zwei Hügeln an der Nordseite des Douro amphitheatralisch bis zum Wasserrande herab erbaut; die Häuser im obern Theile der Stadt sind hoch und mit Balcons verziert, die Straßen breit, gut gepflastert und lustig, während die Häuser im untern Theile schlecht gebaut, auch die Straßen eng, steil und dumpfig sind. Trotzdem wird allgemein anerkannt, daß Oporto die reinlichste und gesundeste Stadt von Portugal ist. Und dabei hat Oporto mit seinen vielen großen Gebäuden, Klöstern, Kirchen und hohen Thürmen vor andern Städten den Vorzug einer imposanten Lage. Am Eingange des Hafens befinden sich südlich viele seichte Stellen, nebst einer großen Sandbank, Cabadillo genannt, welche durch die von dem raschen Laufe des Flusses herabgespülten Sandmassen entstanden sind und nebst kleinen Felsen, die nördlich liegen, eine Barriere vor dem Hafen bilden, so daß das Einlaufen immer gefährlich und bei dem häufig herrschenden starken Westwinde oft wochenlang unmöglich ist. An der Nordseite der Hafenmündung steht das Dorf San Joao da Foz nebst Fort, hauptsächlich von Lootsen und Fischern bewohnt, dessen kleine Capelle, worauf ein Leuchtthurm befindlich, unter dem Namen La Nossa Senhora bekannt ist, während das Fort den Zugang zu der etwa eine Stunde entfernten Stadt vertheidigt. Der dorthin auf dem nördlichen Ufer gehende Weg ist wenig über dem Flußbette erhaben und zur Linken desselben ragt auf einem nahen Hügel der Torre de Marco empor, welcher wie ein Porticus mit drei thurmartigen Spitzen aussieht, und den Schiffen im Meere als Landmark dient. An der Allee des Weges liegen das Dorf oder vielmehr die Vorstadt Macarellos, Casernen, das Seearsenal, das brasilianische Zollhaus, ein Nonnenkloster, mehrere Landhäuser (Quintas), Magazine und Häuser. Bei der Sandbank Cabadillo, an der Südseite des Flusses, ist das Land nicht so offen, sondern theilweise von runden steilen Klippen begränzt, zwischen welchen Gärten mit Mandel-, Kirschen-, Aprikosen-, Feigen- und Pfirschbäumen, kleine Felder mit üppigem Mais, Weinberge voll röthlicher und purpurfarbiger Trauben liegen, während Haine von Olivenbäumen bis zum Fuße der entfernten Bergkette sich hinaufziehen und den Hintergrund der Landschaft bilden. Hier war früher der Begräbnißplatz für Protestanten und die Quarantäne, als in den Jahren 1832 und 1833 die Cholera in Oporto und der Umgegend wüthete. Die Dörfer Gai und Villa Nova sind dadurch merkwürdig, daß ersteres an der Stelle des alten Calle liegt, dessen Hafen das heutige Oporto ist (Oporto zu deutsch „der Hafen"), und daß letzteres die ungeheuren Weinmagazine der portugiesischen und fremden Kaufleute enthält. Höher hinauf und fast dem östlichen Ende der Stadt gegenüber steht das große und reiche Kloster Convento da Serra, welches in dem Bürgerkriege (1833) häufig, aber vergebens von den Miguelisten beschossen und gestürmt, endlich doch bis auf die Capelle gänzlich zerstört wurde. Die Verbindung zwischen der Stadt und dem gegenüberliegenden Ufer wird durch eine Schiffbrücke unterhalten, welche südlich bis zum Fuße des Berges oder Felsens reicht, worauf das ebengenannte Kloster liegt, während nördlich am andern Ende der Brücke das Seminar, ein großes steinernes Gebäude steht. Der Fluß ist für Seeschiffe schiffbar, da er bis an die Brücke 16 — 18 Fuß Tiefe hat. Unterhalb der Brücke ist das meiste Leben auf dem Flusse; Boote von verschiedener und sonderbarer Construction fliegen hin und her, vom Ruder oder weißen Lateinersegel getrieben, und viele sind mit Zelt überdacht, um die Passagiere vor der Sonne zu schützen; dort ist der Fluß voll Fischerboote verschiedener Größe und Gestalt, und die Fischer sind beschäftigt, ihre Netze auszuwerfen oder einzuziehen, oder Fische mit einer Art Speer oder Harpune zu erlegen. Die zum Fischfang auf dem Flusse dienenden Boote sind an beiden Enden spitz, aber die Spitze in die Höhe gebogen, wie der Schnabel eines Schlittschuhes, und bemannt mit 4 — 6 Leuten; die kleinern Fischerboote, mit vier Mann besetzt, deren Kleidung aus kurzen weiten Leinenpantalons, Weste mit einer Menge von silbernen Knöpfen, bunter Schärpe, rother oder gestreifter Mütze besteht, haben nur einen in die Höhe gebogenen Schnabel und am Vordertheil steht der Mann mit dem gabelförmigen Speer in der rechten Hand, woran eine Schnur befestigt ist, während er mit seiner linken den sehr tüchtigen Ruderern (Ramdors) die Richtung bezeichnet, wohin sie rudern sollen. Hat er einen Fisch erspäht, so entgeht dieser selten seinem Speerwurf, und selbst bei Nacht wird auf diese Weise an der Küste gefischt, indem man Fichtenholz in einem am Vordertheil des Boots befestigten eisernen Korbe anzündet, dessen Flamme die Fische so nahe lockt, daß sie eine leichte Beute werden. Diese nächtliche Fischerei gewährt von fern einen sehr malerischen Anblick, und das dunkelrothe Licht des Feuers läßt die Contour jeder einzelnen Figur am dunkeln Horizont deutlich gewahren. Die Fischerboote, welche im Meere gebraucht werden, sind viel größer als die erwähnten, und mit 14 — 16 Leuten bemannt, die Ruder, Segel, Netz und Bootshacken gleich geschickt zu handhaben wissen. Wenn ein solches Boot in den Flußeinlauf, so wird dessen Mast, welcher ein großes Lateinersegel trägt, niedergelegt und nun Anstalt gemacht, die Ladung an eine Schaar Weiber zu verkaufen, die in einer Sprache, welche dem Zuhörer weder sehr fein, noch sehr musikalisch klingt, fortwährend plappern oder schreien, während indeß trotz dieses Lärms und der Verwirrung gute Laune und Scherz die Oberhand behält, da jeder einen guten Handel machen will.

Am Ufer des Flusses, nicht fern von der Brücke, ist an der Stadt ein Quai oder Landungsplatz, wo die Boote anlegen, welche Wein aus den Provinzen Tras os Montes und Entre Douro e Minho bringen, denn dort wachsen die besten Trauben. Diese flachgehenden Fahrzeuge von verschiedener Größe transportiren 20 — 60 Fässer Wein, von denen ein Theil an Bord ist und ein anderer Theil, an die Seiten des Boots mit Tauen festgebunden, schwimmt. Die Boote haben ein unverhältnißmäßig großes Lateiner-

Digitized by Google

segel und sehen dadurch ganz eigenthümlich aus, wenn sie den Strom hinabgleiten; sie werden von 3 — 4 Leuten, die auf einer Erhöhung stehen, mit einem Ruder von ungeheurer Länge gesteuert, weil die Strömungen, Felsen und vielen Sandbänke im Flusse diese Weise, das Fahrzeug zu regieren, nothwendig machen, und stromaufwärts ist man gewöhnlich gezwungen, solches ziehen zu lassen. Der Wein, welcher unter dem Namen Port- (Oporto) wein in großer Menge ausgeführt wird, ist aus den Trauben der genannten Provinzen verfertigt, und was davon für den englischen Markt bestimmt ist, wird von den Agenten einer von der britischen Regierung im Jahre 1756 errichteten Gesellschaft ausgewählt.

Hier ist auch der Landungsplatz der Marktschiffe mit den Landleuten, welche ihre Producte zum Verkauf bringen und wie der Molo in Neapel, so dient der Quai von Oporto den hiesigen Lazzaronis, um den Tag zu verlungern und im „süßen Nichtsthun" zu verbringen, unbekümmert, ob die Strahlen der südlichen Sonne ihr Gesicht und die nackten Arme und Beine bräunen. Besonders an den Markttagen sieht man hier bunte Gruppen in charakteristischen Costümen, den Cidadao (Bürger) in seinen dunkelbraunen Mantel gehüllt und dessen Frau, welche ihr schwarzes Haar in die Höhe gekämmt und auf der Stirn gescheitelt trägt, das, auf dem Hinterkopfe in einen Wulst zusammengedreht, durch einen großen Kamm gehalten wird, während ein weißes, dreieckig gefaltetes Tuch, im Nacken spitz herabfallend, unter dem Kinn zusammengesteckt ist. Hier sieht man den Landmann (Paõsano) mit seiner Frau, beide im Festtagsputz, und den roh und wild aussehenden Bewohner der Gebirge (Montanero), der viel malerischer gekleidet ist, als jene, in seiner Weste von Ziegen- oder Schafsfell, die mit rother Schärpe oder Ledergürtel umschlossen ist, während die Jacke von dunkelfarbigem Tuch oder Sammet nachlässig auf der Schulter hängt; in der Hand trägt er einen 6 — 8 Fuß langen Knittel mit einem Knopfe von Blei versehen (Poa), der ihn selbst dem Angriff eines Reiters gegenüber furchtbar macht, und einen hohen spitzen Hut auf dem Kopfe, an welchem ein Rosmarinzweig steckt, um sich gegen Hexen und Zauber zu schützen. Von hier bis zu dem Marktplatze, Praça de Gordaria, hört man in den verschiedensten Tönen das verwirrte Geschrei der Verkäufer, welche eingesalzene Sardellen ausbieten oder Stockfisch in Oel geschmort haben, während ihre Kunden unter großen Regenschirmen stehend, oder in den Buden sitzend, die fette Speise mit vielem Appetit verzehren.

Bald wird diese ganze Gesellschaft munter und fröhlich, die Arbeit ist vergessen, die Sorge verbannt, wenn durch das Geräusch der zahlreichen Menge Gelächter und Gesang ertönt, begleitet von der Guitarre, dem schwirrenden Tamburin und dem Geklapper der Castagnetten oder dem Schnappen der Finger, denn nun eilen alle entweder zu ihren bunten Kähnen oder zu dem nahen Weinhause, wo sie im Schatten der Reben den Fandango oder Contredance mit der den spanischen und portugiesischen Landleuten eigenthümlichen Lebendigkeit tanzen. Dann hört man die von zwei Ochsen gezogenen Karren schwerfällig knarren, welche die gelandeten Weinfässer in die Magazine bringen; diese plumpen Maschinen, welche ganz widerwärtig kreischen, werden gewöhnlich von jungen Mädchen geführt, die mit dem Rufe A boi! (Vorwärts!) die Ochsen antreiben. Dann zeigt sich auf einem Maulthiere im Paßgange sitzend eine stattliche Figur in geistlicher Kleidung, um eine Kirche oder eins der nahen Klöster zu besuchen, denn das Ordensgelübde verbietet außerhalb des Klosters zu Fuß zu erscheinen; das lange, faltenreiche weiße Gewand, die Sandalen am Fuß und das gescheidte Gesicht unter dem niedrigen breitkrämpigen Hut verkünden deutlich, daß er einer der stolzen adeligen und gut genährten Mönche des Serraklosters ist, während nicht fern von ihm im groben, braunen Gewande, mit dem Knotenstrick umgürtet, ein magerer barfüßiger und kahlköpfiger Franciskaner um Almosen bittet. Hin und wieder sieht man aus der Messe nach Hause eilend ein hübsches Mädchen in einen seidenen Mantel gehüllt durch das Gewühl schlüpfen, aber außer einem feinen Fuß und Knöchel ist von ihr nicht viel sichtbar, man müßte denn gerade neben ihr sein, wenn zufällig oder vielleicht nicht ganz zufällig der Mantel so weit zurückschlüge, daß man das hübsche Gesichtchen, die zierlichen Hände und die bunten Farben des Unterkleides schauen kann. Aber plötzlich steht sie still, kniet andächtig nieder, faltet die Hände, neigt das Köpfchen und heftet ihre Augen zur Erde, indem sie Ave Maria! flüstert und sich bekreuzend den Rosenkranz betet; Gesang und Gelächter der Menge umher verstummen und der Tanz steht still, denn das Geläute einer Glocke, von feierlichem Gesang begleitet, verkündet das Herannahen des Priesters mit der Hostie, welche als letzter Trost der Religion dem Sterbenden gebracht wird.

Wenn man den östlichen Eingang der Stadt verlassen hat, so zieht sich der Weg in unregelmäßigen Krümmungen längs des nördlichen Ufers des Douro hin, welcher, hier tief und schmal, mit rasender Heftigkeit um die Felsen braust, auf deren Höhe das Serraklester liegt. Dann strömt der Fluß bald wieder in einem mehr offnen Lande dahin, dessen viele Vorsprünge, besonders an der Südseite niedrig, wellenförmig und vortrefflich angebaut, und häufig von Landhäusern und Hütten belebt werden, die aus dem Schatten üppiger Gebüsche oder Weinberge und Olivenhaine hervorschauen. Andere dieser Vorsprünge bestehen aus Felsen und schroffen Klippen von wilden phantastischen Formen, deren Spitzen mit Gruppen dunkler Tannen und Fichten, oder grüner und purpurrother Haide bedeckt, an ihren Seiten die mannichfachste Beleuchtung und Färbung zeigen, während aus einer mit üppigen blühenden Gesträuchen und Flechtmoosen behängten Felsenritze ein krystallheller Bach in kleinen Cascaden von Stein zu Stein herabstürzt, und dann über Moos und Rasen vom saftigsten Grün seinen Weg zum Flusse in Schlangenwindungen findet. Bald hat man den Palast von Freiras, der mit seiner Unzahl von Fenstern curios genug aussieht, und die herrlichen schattigen Gärten des Schlosses Oliveira an der Südseite des Flusses verlassen, und an dem Wege, dessen Baumreihen mit Epheu und Schlingpflanzen umrankt sind, zeigen sich nun ungeheure Steinbrüche oder terrassenförmige Weinberge mit reifen Trauben in zierlichen Festons behängt und viele Landhäuser (Quintas) in Gärten stehend, die mit Bäumen, Blumen und Gesträuchen gefüllt sind, und Granatbäume, Orangen, Citronen und Feigen, Laburnum, Rosen aller Arten, Lorbeer, Akazien, Dattelpalmen, Aloe, Magnolien, Oleander, spanischen Jasmin, blühenden Myrthen, Cassia und Cactus mit Purpurblühen, so daß die ganze Atmosphäre von dem Geruche dieser und noch vieler anderer wohlriechender Gewächse duftet.

Digitized by Google

Der Zucker.

Während Europa unter Schnee und Eis schläft, während ein dicker Nebel auf den vor Kälte schauernden Völkern ruht, bereiten sich die tropischen Gegenden, unter einem klaren Himmel und von der herrlichsten Sonne bestrahlt, zu einer der reichsten Ernten vor, — denn die Zuckerernte ist im Monat Januar in vollem Gang.

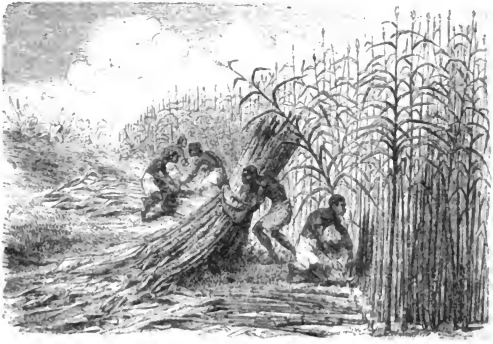
Lange Zeit war der Zucker in Europa nur durch die sehr kleine Quantität Candis bekannt, welche die Carawanen aus Indien brachten; man verkaufte ihn nach dem Goldgewicht wie ein kostbares Arzneimittel. So war es bis zu der Zeit, da die Eroberung von Indien durch verschiedene europäische Mächte, die sich um seinen Besitz stritten, so wie die Gründung europäischer Colonieen in mehreren tropischen Regionen der Cultur des Zuckerrohrs einen großen Aufschwung gab und den Zucker endlich auf dem europäischen Markt wohlfeil machte.

In den Pflanzungen beider Hemisphären werden zahlreiche Varietäten von Zucker cultivirt: es wäre unmöglich zu sagen, welche unbedingt die beste. Ihr Werth bestimmt sich wesentlich nach den örtlichen Zuständen der Länder, in denen sie gepflanzt werden.

Im Allgemeinen setzt man das Zuckerrohr von Bourbon, Otaheiti, Salangore und das rothe Zuckerrohr von Assam obenan.

Das Zuckerrohr von Bourbon und von Otaheiti scheint ein und derselben Art anzugehören; es hat wenigstens so große Aehnlichkeit, daß selbst das geübteste Auge es verwechseln kann; dasselbe ist groß, kräftig, unbiegsam: die dicke Rinde hat eine halb durchsichtige, gelbliche Farbe.

Das Zuckerrohr von Salangore, das in den englischen Colonieen der Halbinsel Malacca gebaut wird, übertrifft alle Zuckerrohrarten sowohl der Qualität als der Quantität des Erzeugnisses nach. Es ist deßhalb aber doch nicht immer das Vortheilhafteste für den Pflanzer, weil es in



Zuckerrohrernte auf Guadelup.

den Lagen, wo es den heftigen Stürmen ausgesetzt ist, auch mehr, als jedes andere zerbrechen und dadurch verderben kann, und das in den vom Winde stark bestrichenen Gegenden wachsende Zuckerrohr steht dem von Bourbon und Otaheiti nach. Alle drei Arten gedeihen nur in äußerst fruchtbarem Lande.

Das rothe Zuckerrohr von Assam, das seinen Namen der rothen Rinde verdankt, ist in den ostindischen Pflanzungen sehr geschätzt und kommt bisweilen den ersten Qualitäten gleich.

Die Malaien der Halbinsel Malacca, welche die besten Zuckerrohre der alten Welt besitzen und pflanzen, nennen sie Tibboo, mit den beiden Beinamen Merah und Batavia (rother und Bataviazucker). Eine besondere Sorte rothen Zuckerrohrs pflanzen sie in ihren Gärten; dieser schreiben sie heilende Kräfte zu und verwenden sie bei der Behandlung aller Krankheiten. Ein englischer Arzt meinte, sie sei wenigstens nicht schädlich, daher möge sich ihr Ruf schreiben.

Das Zuckerrohr kann nur durch Steckreißer fortgepflanzt werden; diese fassen rasch Wurzel und erreichen in einem Zeitraum von zehn Monaten die volle Höhe; das Zuckerrohr gilt für reif, wenn es abgeblüht und seine Blätter verliert, welche welken und abfallen.

Die englischen Pflanzer der beiden Indien haben neuerdings große Verbesserungen bei der Cultur dieses Gewächses und bei der Zuckergewinnung aus dem herrlichen Rohr in Anwendung gebracht.

Die Jahreszeiten.

In der zehnten und eilften Nummer dieser Blätter brachten wir die Einleitung zu einem Aufsatz über die Jahreszeiten und versprachen seine Fortsetzung. Diese aber, welche die einzelnen Jahreszeiten enthält, ist uns jetzt erst zugegangen; wir müssen sie deßhalb für den nächsten Jahrgang aufbewahren.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawson & Comp. in Paris

Digitized by Google

Die blaue Elster.

Die blaue oder gebuschte Elster hat einen kurzen, geraden, zusammengedrückten, harten Schnabel; an den Nasenlöchern stehen starre Haare hervor. Der Kopf ist groß, der Hals kurz, der Körper kräftig. Die Füße sind fein, netzförmig und zurückstehend, die Klauen spitzig, zusammengebogen und schneidend. Ihr reiches, seidenartiges

Digitized by Google

Gefieder glänzt prächtig, die langen Kopffedern stehen wie ein Busch in die Höhe. Sie hat kleine Flügel; die erste Feder derselben ist kürzer, dagegen die vierte und fünfte länger als die übrigen. Der lange, eckig zugespitzte Schwanz hat zwölf abgerundete Federn. Der Schnabel und die Füße sind schwarzbraun; die obere Parthie glänzt lebhaft im schönsten purpurartigen Dunkelblau. Der Schwanz und die Spitzen der Untersedern sind weiß und schwarz gestreift, wie die größern Flügeldecken. Ein großes Band von demselben Schwarz geht vom Hinterkopf hinter dem Auge vorbei an der Kehle herum und rundet sich zu einem Halsband ab. Die Wangen sind blaßblau: die untern, weißlichen Parthieen färben sich an der Kehle und unter den Flügeln röthlich braun. Die Länge des Vogels beträgt 12 Zoll, die Breite mit dem Flügel 14. Das Weibchen, das kleiner als das Männchen ist, hat eine braune Brust und eine weniger glänzende Farbe auf dem Rücken. Die Schlingpflanze, die sich um den Stamm windet, ist eine Bignonia radicans.

„Dieser schöne Vogel", sagt Audubon, „frönt überall denselben verderblichen Neigungen. Er plündert jedes Nest, das er findet, läßt sich die Eier munden und verschlingt wie der Rabe die Jungen; er greift den Schwächeren an, fürchtet sich vor dem Stärkern und flieht selbst seines Gleichen; der Spottvogel, die rothe Drossel, und andere Vögel lassen ihn nicht ungestraft sich ihrem Neste nähern, um das sich die blaue Elster in ihrer Abwesenheit schleicht, um alles zu verschlingen. Ich beobachtete ein solches Thier, das seine Runde bei den verschiedenen Nestern machte, wie ein Arzt, der seine Kranken besucht. Aber ich war auch Zeuge seiner Angst und seines Schreckens, als es bei der Rückkehr sein Weibchen im Rachen der Schlange, sein Nest zerstört und seine Eier zerbrochen sah.

Die blaue Elster frißt außer Eiern auch Nüsse, Kastanien, Buchegger, Eicheln, trockene Früchte — alles ist ihr recht. Besonders Werth legt sie auf frisches Ochsenfleisch, und das Fleisch der Vögel ist für sie eine wahre Leckerei.

Auch während der Wanderzeit fliegt die blaue Elster nicht weit auf einmal; während des Haltes durchsucht sie Wälder, Felder, Obstgärten, wo man den geschwätzigen Räuber leicht verfolgen kann, es sei denn, daß ein Falke die Luft durchschneidet; denn dann schweigt plötzlich der ganze Schwarm und verbirgt sich im dichtesten Gehölz, wo sie stumm und zusammengekauert bei einander sitzen."

Die Lawinen.

II. Eislawinen.

Die Eislawinen stehen in nahem Bezugnisse zu den Schneelawinen. Alle Gletscher der Schweiz lassen sich in gewissem Sinn mit einem langsam fließenden Strom vergleichen, da eine ähnliche Bewegung auch bei ihnen stattfindet. Kommt einer dieser Gletscher an eine Abdachung des Felsen, so schiebt er sich über die senkrechte Wand hervor und die über den Abgrund hängende Masse löst sich in Stücken ab, die in tausend Eisklumpen zerbröckelnd in die Untiefe rollt. Dieser Art von Lawinen gehören die an, welche von der Jungfrau herabstürzen und der Wanderer von der Spitze der Scheideck auf dem Wege von Grindelwald bewundert; sehr häufig stürzen auch von den Felswänden des Wetterhorn solche Eismassen herab, deren donnerndes Getöse man auf der Spitze des Faulhorn hört.

An dem Combin im Bagnerthal jedoch zeigt sich dies Phänomen in seiner ganzen Größe. Die Eislawinen stürzen sozusagen ununterbrochen in das Thal und hemmen den Lauf der Drance, die sie zu einem See machen; der Durchbruch eines Dammes, der von dem Wasser des Sees zerrissen wurde, hat das große Unglück von 1545 und 1818 herbeigeführt. Das erste Mal kamen hundert und vierzig Personen dabei um, da man keine Ahnung von dem bevorstehenden Unglück hatte; beim zweiten Durchbruch hatte der geschickte Ingenieur Speltz jedoch Vorkehrungen getroffen und das ganze Thal davon in Kenntniß gesetzt, wodurch der Verlust von Menschenleben abgewendet wurde. Wenn man eine dieser Lawinen in der Nähe sieht, so staunt man über die Größe der Stücke, die aus der Ferne wie Schneestaub erschienen, aber man begreift dann auch das donnerähnliche Getöse, das sie begleitet, wenn sie, an jedem Felsen sich brechend, in die Tiefe des Thales hinabstürzen.

Man macht sich im Allgemeinen selten eine genaue Vorstellung von der Entstehung und Bildung einer Lawine; man glaubt, eine kleine Masse Schnee, welche über Abhänge herabrolle, die damit bedeckt sind, vergrößere sich, wie die Schneeballen, welche die Kinder im Winter machen.

Dies ist jedoch nicht der Fall. Im Frühjahr, wenn der Schnee schmilzt, sickert das Wasser zwischen der Erde und dem darüber liegenden Schnee fort; auf diese Weise bildet sich ein Zwischenraum, das Schneefeld löst sich ab und gleitet an den Rasenabhängen hinunter, an denen es bis jetzt festgehalten. Bei diesem Hinabgleiten zieht die Masse alles mit sich, was ihr im Wege ist: Steine, Bäume und Häuser. Dadurch erklärt sich auch die Erscheinung, daß jedes Jahr an denselben Orten und beinahe zur selben Zeit die Lawinen sich von den Gletschern loslösen und in die Thäler stürzen. Man denke sich einen mit Rasen bedeckten, steilen, nicht von Wald unterbrochenen Abhang, an dem das durch das Schmelzen des Schnees flüssig gewordene Wasser herabfließen kann, so hat man das, was die Bergbewohner Savoyens einen Lawinenseiher nennen.

Die Wissenschaft muß es deßhalb unter die zahlreiche Categorie von Vorurtheilen und Uebertreibungen verweisen, wenn man glaubt, die menschliche Stimme oder selbst ein Kanonenschuß könne einen Lawinensturz veranlassen.

Reisebilder aus dem Norden.

II.

In Lappland.

Ein hübsches Lappenmädchen kam an einem Novembertage auf ihrem Wege vom Gebirge in unsere Küche. Sie war sehr geputzt; eine Mütze von blauem und rothem Tuche, mit einer Goldschnur eingefaßt, ein rothes wollenes Tuch um den Hals, ein Rennthierpelz, der bis auf die Kniee reichte, und eine wollene Schärpe als Gürtel. Ihre Beinkleider waren von Rennthierhaut, ihre Schuhe hatten Sohlen, die rings über den Fuß hervorstanden und oben zierlich ausgenäht waren, und über einer Schulter trug sie, wie eine Hochländerin, einen grünen Ueberwurf. Sie war sehr munter und lebhaft in ihren Bewegungen. Sie gehörte nicht zu den wandernden Berglappen, sondern zu

Digitized by Google

denjenigen, die nur im Sommer ihre Rennthiere im Gebirge weiden lassen, im Winter aber feste Wohnsitze in den Thalgegenden haben und ihre Thiere gemietheten Wärtern übergeben. Dies ist schon ein Schritt näher zu einem gesitteten Leben. Das hübsche Lappenmädchen wollte mir Schuhe und Fausthandschuhe verkaufen oder vielmehr Bestellungen für den Winter haben. Ich fand, daß sie mit der Nadel umzugehen und alle weiblichen Arbeiten so gut zu machen wußte, als die norwegischen Mägde auf dem Lande. Wie man mir sagte, hatte sie wohlhabende Verwandte, und doch bemerkte ich, daß man sie nicht einlud, sich zu setzen. Der Lappe wird in Norwegen gering geschätzt, und selbst die untersten Volksclassen mögen nicht mit ihm essen, sich zu ihm setzen oder mit ihm umgehen. Als ich Caffee für das Mädchen bestellte und sie neben mir Platz nehmen ließ, sahen mich die Mägde mit Verwunderung an und lachten. Die Norweger sind zwar nie barsch oder unfreundlich gegen die Lappen, wobei wohl etwas Aberglauben im Spiele sein mag, sie halten es jedoch für unglückbringend, sie unter ihr Dach aufzunehmen. Der Gedanke an Zaubergewalt ist noch nicht verschwunden, und die Bauern erzählen allerlei Geschichten von den übernatürlichen Kräften der alten Berglappinnen. Man hielt es daher für klug von mir, daß ich so freundlich gegen das Lappenmädchen war, da ihre Verwandten mir Glück für den Winter verschaffen könnten.

Ich brauchte frisches Wildpret zum Wintervorrath und suchte ein festes Rennthier. Es wurden mir zwei Kühe angeboten, die übrigen waren verschnittene Böcke und sehr feist. Nach einer langen Besprechung mit den Weibern, die sich besser als die Männer auf den Handel zu verstehen schienen, wurde unser Kauf abgeschlossen um sechs und einen halben Thaler für das festeste Rennthier, ein Paar Winterhandschuhe von Rennthierhaut für ein Ort (= $^1/_3$ Thaler), zwei oder drei Paar Lappenschuhe, jedes für einen halben Thaler, und außer diesen Kaufsummen mußte ich einen Krug Branntwein geben. Eine junge Frau, die schon oft auf unserem Hofe gewesen war, schenkte mir einen jungen Hund von der feinhäutigen Art, den sie auf der Brust in ihrem Pelze über dem Gürtel getragen hatte, wo die Lappen Alles verwahren. Als der Handel abgeschlossen und das Geld bezahlt war, kam die junge Frau, nach einer Besprechung mit ihren Freunden, betrübt zurück und legte das Geld wieder auf den Tisch. Sie hätte vergessen, sagte sie, die Bedingung zu machen, daß ihre Angehörigen das Rennthier tödten sollten. Dies sollte sogleich und unentgeltlich geschehen; denn es würde Unglück bringen, wenn sonst Jemand gestattet würde, das Rennthier zu tödten. Das Thier war alt und feist genug und hätte, da es an Heu nicht gewöhnt war, nicht lange fortkommen können, und so gewährte ich das Verlangen. Der Lappe führte das Thier auf eine reinliche beschneite Stelle und stieß sein kleines Messer zwischen Kopf und Hals. Das Thier fiel und war augenblicklich todt. Dann stieß er das Messer hinter dem Vorderbug nach dem Herzen, ohne es sogleich zurückzuziehen, und bewegte die Glieder des Thieres, damit sich das Blut nach den innern Theilen ergießen sollte. Einige Tropfen, die nach dem Herausziehen des Messers aus der Wunde flossen, wurden mit einer abergläubischen Sorgfalt, wie es mir vorkam, in Schnee aufgesammelt, den man zu einem Ballen knetete, so daß das Blut nicht sichtbar war, und dann bei Seite legte. Der Lappe zog dann die Haut ab, öffnete das Thier auf dem Schnee mit großer Geschicklichkeit und Reinlichkeit, indem er immer Schnee in die Hand nahm, wenn er das Fleisch anrühren mußte. Er nahm alle Eingeweide heraus und schöpfte endlich das Blut aus, das die Weiber in ein Gefäß gossen und mit Salz umrührten, um Blutwürste daraus zu machen. Mit ihren Messern, die sie in hölzernen Scheiden bei sich trugen, zertheilten der Mann und sein ältester Knabe das Rückgrat und die übrigen festen Theile mit der größten Leichtigkeit, wie ein guter Vorschneider ein Huhn zerlegt, und so reinlich, daß kaum eine Blutspur auf dem Schnee zu sehen war, wo sie gearbeitet hatten.

Ich war so zufrieden mit ihnen, daß ich sie mit Suppe, Kartoffeln, Häringen, Caffee und Branntwein im Ueberfluß bewirthete. Sie waren sehr erfreut, als sie sich wie andere Leute behandelt sahen und sich niedersetzen durften, während sie gewöhnlich, in einem Winkel stehend, aus der Hand essen müssen. Beim Abschiede schenkten sie mir einen Rennthierkäse, und zu Weihnacht erhielt ich von ihnen einen sehr hübschen und ungemein nützlichen Rennthierpelz, nach ihrer Landessitte gemacht, und für meinen Schlitten einen Zugriemen, der sehr nett aus Rennthiersehnen geflochten war. Sie würden nichts für diese Sachen genommen haben, wenn ich nicht darauf bestanden hätte. Dieses unschuldige Völkchen hat gute Anlagen, wenn sie nur ausgebildet würden, was aber nicht geschieht. Vom Nordcap bis Rdraas sagt man allgemein von diesem verachteten Volk, daß ein Finne nie etwas sage, das nicht wahr ist, und nie etwas anderes nehme, als was ihm gehöre. Dies ist ein gutes Zeugniß für eine ausgestoßene Nation.

Malergeschichten.

VI.

Albrecht Dürer.

Dieser große Mann war der erste deutsche Künstler des Mittelalters. Seine Familie stammt ursprünglich aus Ungarn; sie ließ sich in Nürnberg nieder, wo Albrechts Vater das Geschäft eines Goldschmieds trieb. Der Knabe wurde im Jahre 1471 im heitern Monat Mai geboren und erhielt die einfache Erziehung eines Bürgersohnes. Albrecht lernte alles mit Leichtigkeit, was ihm gelehrt wurde und galt von frühester Jugend als ein sehr geschickter Knabe. In jenen Zeiten brauchte man freilich weit weniger zu lernen, um sich in den Ruf der Geschicklichkeit zu setzen. Martin Haps war der Name von Dürers erstem Meister, unter dessen Leitung er etwas zeichnen und stechen lernte, um sich für den Beruf des Vaters zu befähigen.

Als seine Erziehung beendigt war, begann Albrecht unter seines Vaters Aufsicht in Gold zu arbeiten. Aber diese Beschäftigung hatte wenig Anziehendes für einen Jüngling, dessen ganzer Sinn auf die Kunst gerichtet war. Albrecht war auch bald des Handwerks überdrüssig und sehnte sich darnach, Maler zu werden. Nach einigen kleinen Kämpfen zwischen dem Goldschmied von Nürnberg und seinem widerstrebenden Sohne, für den das Gold keinen Reiz hatte, wurde endlich eingewilligt, daß Albrecht als Schüler bei Michael Wohlgemuth, einem Maler und Kupferstecher, eintrete. Es war zwar für den jungen Mann nicht möglich, bei diesem Künstler viel zu lernen; sein Talent jedoch er-

Digitized by Google

hielt die rechte Richtung, während er in andern Branchen seines Studiums, wie Arithmetik, Geometrie und Perspective sich tüchtige Kenntnisse erwarb.

Damals war es Sitte, daß die jungen Leute jeder Profession ihre Studien durch Reisen vollendeten und sich durch Anschauung Erfahrung sammelten, ehe sie sich irgendwo niederließen. Dem zufolge begab sich Albrecht Dürer, nachdem er drei Jahre bei Michael Wohlgemuth gewesen, auf Reisen. Er ging von Stadt zu Stadt und malte für seinen Lebensunterhalt, wenn er Leute fand, die ihm zu Portraits saßen, und Käufer traf, die ihm seine Bilder abkauften. Diese Zeiten waren die glücklichsten des Künstlers, denn solche Art zu reisen war keine Schande, der wandernde Künstler fand vielmehr überall ein freundliches Willkommen.

Albrecht kehrte heim, als er ungefähr sechsundzwanzig Jahre alt war. Zu dieser Zeit stellte er seine Bilder zum ersten Male öffentlich aus. Das Bild, das als sein erstes Werk von Bedeutung genannt wird, trägt das Datum 1497 und stellt „die drei Grazien" vor. Albrecht Dürers Talent war nicht durch überhuschte Bildung, sondern durch langes Studium und durch Beobachtung in das Stadium der Reife getreten. Es war damals Sitte, daß man in jedem Berufe ein Meisterstück machte, für welches man eine öffentliche Belobung und ein Diplom erhielt, wenn es gelungen war. Albrecht Dürer malte ein Bild zu diesem Zwecke mit dem größten Fleiße und erhielt ein Diplom, das ihm mehr als gewöhnliche Auszeichnung zu Theil werden ließ.

Nach diesem Triumph begab sich Dürer wieder auf Reisen. Er besuchte Holland, blieb einige Zeit dort und ging dann nach Italien. In Bologna kam er mit Raphael zusammen, für den er stets die größte Achtung an den Tag gelegt. Sie hatten, wie unsre Leser wissen, bereits mit einander Briefe gewechselt und Bilder getauscht. Diese Begegnung zwischen zwei Männern, die durch die Verschiedenheit des Charakters einen so großen Contrast bildeten, muß im höchsten Grade interessant gewesen sein. Dürer hatte zu jener Zeit großen Ruf als Kupferstecher und Holzschneider. Er soll bei der Vervielfältigung seiner zahlreichen Bilder das Kupferstechen zu ermüdend gefunden haben und deßhalb auf den Gedanken gekommen sein, Holz an die Stelle des Kupfers treten zu lassen. Wir besitzen sechsunddreißig von ihm in Holz geschnittene Illustrationen zum Leben Christi, die so schön und geschätzt waren, daß sie häufig copirt wurden, namentlich geschah dieß von einem Venetianer Marco Antonio Franci, der seine Producte als die Originalien von Dürer verkaufte. Als der deutsche Künstler dies hörte, machte er sich augenblicklich nach Venedig auf den Weg und forderte von der Regierung Genugthuung für diesen Schaden, den ihm Franci gethan. Man leitete einen Prozeß ein, der den ehrlosen Franci an den Bettelstab brachte. Er kam zu Dürer und bat ihn, das Geschehene zu vergessen und ihm die Bezahlung der Summe zu erlassen, die er aufzutreiben außer Stand sei; der edelmüthige Künstler vergab ihm nicht nur, sondern unterstützte ihn sogar mit Geld.

Broncestatue von Albrecht Dürer zu Nürnberg.
Nach Rauchs Entwurf.

Das Leben Dürer's in der Heimath war traurig und elend. Seinem Vater zu Gefallen hatte er die Tochter eines Nachbarn geheirathet, deren heftiges Temperament den häuslichen Frieden zerstörte. Sie war eine schöne Frau und Dürer malte sie öfters, namentlich in seinen Madonnenbildern. Ihre Heftigkeit trieb ihn vom häuslichen Herde fort, um anderwärts das Glück zu suchen, das ihm dort versagt war. Sein Leben wurde ein Wanderleben; die Zeit in der Heimath war ihm durch Streitigkeiten im Kreis der Familie und unter seinen Bekannten verkümmert. — Er lebte gewöhnlich sehr einfach, so daß er häufig sogar für arm gehalten wurde. Dürer war nicht blos ausübender Künstler, er machte auch große Studien, wovon die zahlreichen Werke zeugen, die er in lateinischer Sprache schrieb und die nach seinem Tod in Nürnberg erschienen. Meist behandeln diese Arbeiten Gegenstände der Kunst.

Dürer stand bei den Großen seiner Zeit in hoher Gunst. Er fand Freunde und Beschützer in Kaiser Maximilian, Carl V. von Spanien und Ferdinand von Ungarn. Maximilian ertheilte ihm das Adelsdiplom, aber man weiß nichts davon, daß er diesen Rang je beansprucht. Der einfache Albrecht Dürer, der Sohn des Nürnberger Goldschmieds, gilt der Nachwelt als ein großer Künstler, Niemand denkt daran, ob er einen Titel besaß oder nicht. Der Kaiser gab ihm auch eine Pension und überhäufte ihn mit Ehren. So war Dürer in Allem, was nicht sein häusliches Leben betraf, ein glücklicher Mann. Seine Bilder sind nicht sehr zahlreich; sein größtes Talent entwickelte er als Zeichner, und in dieser Richtung haben wir zahlreichere Proben. Die edle Einfachheit und Größe der Apostel Albrecht Dürers ist sprüchwörtlich geworden.

Dürer war in seinem Privatleben ein vorzüglicher Mann, ein strenger Protestant, ehrenhaft und steinrein, wie selten Einer. Er starb zu Nürnberg am 6. April 1538.

Im Jahre 1840 wurde ihm ein ehernes Denkmal in seiner Vaterstadt errichtet, von welchem wir hier ein Bild mittheilen.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Zorde von Lowsen & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Alphabetisches Register.

Seite

Abenteuer, ein, in Californien . . 130
Abenteuer, das, mit einem Panther . 110
Abenteuer, das, des Ranger 118
Abtheibrücke, die (mit Bild.) 108
Academie, die, der Wissenschaften in Petersburg (m. B.) 340
Ackerbau, der, in Egypten (m. B.) . . 316
Adler, Geduld eines verwundeten . . 399
Aguateros in Quito (m. B.) 104
Ajaccio (m. B.) 44
Algier, das Negerfest in (m. B.) . . 120
Alles hat seinen Ort 72
Alpenwälder, die (m. B.) 393
Amerikanische Farm (m. B.) . . . 243
Amerikanische Messe, die erste (m. B.) . 17
Amerikanisches Strombild, ein (m. B.) 186
Arabisches Grab (m. B.) 228
Arsenik 174
Assyrische Alterthümer (m. B.) . . . 209
Athen, Thurm der Winde in (m. B.) 245. 253
Audubon, J. J. (m. B.) 353
Aus den Lüften, Erzählung . . . 30

Bachstelze (m. B.) 59
Bäder bei Gesunden 226
Bäume, merkwürdige (m. B.) . . . 287
Bär, der, im hohen Norden . . . 131
Balankeps rec (m. B.) 178
Bastei, die 197
Baumwolle, die (m. B.) 327
Belagerung, die, von Rochelle (m. B.) 355. 361
Bern und die Berner (m. B.) . . . 65
Berzelius (m. B) 306
Bilder aus Norwegen I. II. . . 58. 66
Blätter aus dem Buche der Weisheit 15. 24. 111. 227 327. 360. 384
Blätter aus Natur und Leben 40. 72. 291 303. 347
Blaue Elster (m. B.) 405
Boucanier, ein (m. B.) 323
Bourbon, das Museum (m. B.) . . . 111
Brienz, der Markt in (m. B.) . . . 89
Brüssel, der Park in (m. B.) . . . 129
Büchereinbände in Indien 304
Burgos, Cathedrale von (m. B.) . . 273

Cab, das (m. B.) 48
Cacao, der (m. B.) 279
Caffee der (m. B.) 391
Californien I. II. (m. B.) . . 291. 299
Californisches Gold (m B) 39
Californische Salzwüsten 258
Carlsbad (m. B.) 257
Carneval in Circassien 347
Centralamerika, Reise in (m. B.) . . 52
Centralpolynesien, Reisebild aus (m. B.) 319
Casuar, der, von Neuholland (m. B.) . 7
Cathedrale, die, von Chartres (m. B.) . 113
Chalons, Notre Dame von (m. B.) . 225
Champagner, der (m. B.) 19
Champs élysées, die (m. B.) 177
Chica, die 239
Chili, Trachten in (m. B.) 228
Chimborazo, der (m. B.) 5
Chinesische Marionetten. 268
Cholera, die (m. B.) 260
Christobal, Don Tadeo (m. B.) . . 139
Cimabue 22
Cochenille, die (m. B.) 264
Cogoletto (m. B.) 16
Columbus (m. B.) 15
Conibos (m. B.) 128. 372
Corsica (m. B.) 41
Corte (m. B.) 41
Corunna (m. B.) 156

Diätetik, zur 279
Diebstapelle, die (m. B.) 82
Doggerbank (m. B.) 379
Donaufahrt I. II. III (m. B.) 57. 76. 100
Dracke, Francis (m. B.) 185
Dresden (m. B.) 193
Drossel, die rothe (m. B.) 241
Dünen, die 98
Dürer (m. B.) 497
Dürrenstein (m B.) 57

Eberjagd, eine 126
Eger, Schloß (m. B.) 220
Egyptisches Museum in Paris (m. B.) . 281
Ehrenpunkt, der, Erzählung. . . . 68
Eichhörnchen (m. B.) 265
Eier (m. B.) 305
Einbände, ... 304
Einer gegen Vier 67
Eisenkopf, der, Erzählung 198
Eislawinen, die 406
Eistaucher, der (m. B.) 135
Elfenbeinschnabel (m. B.) 297
Elster, die blaue (m. B.) 405
Elysische Felder (m. B.) 177
Ende der Welt 308
Englische Inseln des Canals (m. B.) . 251
Engpässe, die, von Corunna (m. B.) . 156
Ente, eine 79

Farben, die, der Trauer 327
Farbstoffe 297
Farm, eine amerikanische (m. B.) . . 243
Färber, Jagd auf Seevögel auf den (m. B.) 271
Felder, die elysischen (m. B.) . . . 177
Fellahs, die egyptischen (m. B.) . . 315
Fest der Madonna del Arco (m. B.) . 73
Fischerfamilie in der Normandie (m. B.) 121
Flagellanten, die (m. B.) 228
Flotte von Tonga-tabu (m. B.) . . 320
Flucht aus Corsarengefangenschaft . . 37
Frau eine, in Cairo (m. B.) 64
Frau, die, des indischen Jägers. Erz. . 10
Frauen, für die I. II. III. IV. V. VI. 31. 62. 98 134. 162. 206
Frauenkirche, in Nürnberg (m. B.) . . 9
Freiburg, Canton (m. B.) 201
Frucht, die gestohlene Erz. 349
Frühling (m. B.) 105

Gallerie des Palazzo Sciarra (m. B.) 321
Gebet, das, einer arabischen Frau (m. B.) 228
Geduld eines verwundeten Adlers . . 399
Geruch des Menschen 304
Gestohlene Frucht, Erz. 349
Gießbach, der (m. B.) 25
Giotto 22
Gral, die Geschichte vom 234
Grönland, an der Küste von . . . 326
Guadalajara (m. B.) 91
Guadelup, Landschaft auf (m. B.) 213. 304
Guernesey, Insel (m. B.) 245
Gummi, das (m. B.) 247

Häusliche Kunst der Araber (m. B.) . 88
Hasen, der, von Ilsapa (m. B.) . . 309
Ham, Schloß (m. B.) 143
Hampton-Court, Weinlaube von (m. B.) 18
Handbrecherin, die, von Bern (m. B.) . 65
Haselnuß, die spanische (m. B.) . . . 232
Hebel, Joh Peter (m. B.) 285
Heilige Schuld, die (m. B.). Erz. . . 385
Heimkehr von der Hochzeit (m. B.) . 201
Helier, St. (m. B.) 252
Helleborus, der, des Orients (m. B.) . 188
Herbst, der (m. B.) 313
Hering, der erste 116
Holländische Geschichte, eine (m. B.) . 171
Hunde, die beiden (m. B.) 84

Jagdabenteuer 54
Jagd auf Seevögel (m B.) 271
Jago, St., die Legende von (m. B.) . 391
Jahreszeiten, die 79
Ibis, der heilige (m. B.) 351

Digitized by Google

Seite

Jangadas (m. B.) 80
Indianer in Quito (m. B.) 239
Inca (m. B.) 369
Indianische Conibos (m. B.) . 128. 372
Indianische Hütte (m. B.) 239
Innere, das, einer muselm. Wohnung (m. B.) 64
Insel Tortuga, die (m. B.) 324
Ischl (m. B.) 164
Iskapa (m. B.) 309
Junquera (m. B.) 87

Käfer am Brienzer See (m. B.) . . 149
Kamtschatka, Winterwohnung in (m. B.) 372
Kastanienbaum von Neuve Celle (m. B.) 288
Kastanienbaum des Robinson (m. B.) . 237
Kaserne, die, von Monaco (m. B.) . 81
Katholische Kirche, die, in Dresden (m. B.) 193
Kensington, Palast und Park von . 145
Kirche, die, des h. Pantaleon in Troyes (m. B.) 345
Kloster, das, La Trappe (m. B.) . . 233
König Hirich, Erz. 74
Königskuchen, der (m. B.) 249
Kriegszufuhr, die, Erz. (m. B.) . . 116

La Plataſtrom (m. B.) 217
Lappland, in 406
La Rochelle, Belagerung von (m. B.) 355. 361
Lawinen I. II. (m. B.) . . . 187. 406
Lebensdauer gefangener Thiere . . 379
Lebenskraft, die, der Thiere . . . 122
Legende, die von St. Jago 391
Leuchten, das, des Meeres 373
Licht, das 290
Löwen, zwischen den Zähnen des . . 89
Lotos, der (m. B.) 399
Ludwig II. von Ungarn 291
Luſt, die 279

Madonna del Arco, Fest der (m. B.) . 73
Madrid, Toledobrücke in (m. B.) . . 221
Malorka, Insel 388
Mal'aria, die (m. B.) 24
Malergeschichten I. II., III., IV., V., VI. 29. 49. 283. 293 381. 404
Markt, der, in Brienz (m. B.) . . . 89
Markt, der, in Valparaiſo (m. B.) . . 228
Maulwurfsgrille (m. B.) 357
Meer, das, I. II. 373. 375
Messe, die erste amerikanische (m. B.) . 17
Meyringen, das Thal von (m. B.) . 148
Monaco, die Kaserne von (m. B.) . . 81
Monate bei den Indianern 40
Monate, Temperatur der 368
Monterey (m. B.) 292
Moschusmaurer 347
Murillo, Esteban (m. B.) 293
Muscheln (m. B.) 276. 347
Muselmännische Wohnung (m. B.) . . 64
Museum der Academie in Petersburg (m. B.) 340
Museum Bourbon in Neapel (m. B.) . 111
Muskat (m. B.) 375

Nationales im Trinken 347
Nationaltrachten in Ungarn (m. B.) . 101
Neapel, Museum Bourbon in (m. B.) . 111
Negerdorf, ein (m. B.) 219
Negerfest, das, in Algier (m. B.) . . 119
Nelke (m. B.) 360
Neugranada, Reise in (m. B.) . . . 329
Neuorleans, Sklavenmarkt in . . . 14
Niam-Niam 355
Nilufer bei Philoe (m. B.) 212
Norden, Winter im (m. B.) 1
Normandie, Fischerfamilie in der (m. B.) 121
Norwegen, Bilder aus, I. II. . . 58. 66
Notre Dame von Chalons (m. B.) . 225
Notre Dame von Paris (m. B.) . . 168
Nürnberg, Frauenkirche in (m. B.) . 9

Obſterne, die, in der Schweiz (m. B.) 337
Ofen (m. B.) 77
Ohmacht (m. B.) 95
Olive, die 383
Onkel, der, aus Amerika (m. B.), Erz. . 45
Oporto 401

Pächterin, die kleine (m. B.) . . . 175
Palazzo Sciarra, der (m. B.) . . . 321
Pandanus (m. B.) 161
Pantaleon, die Kirche des h. (m. B.) . 345
Panther, Abenteuer mit dem . . . 110
Papagei, der 291
Paradiesvogel, der (m. B.), Erz. . . 33
Paris, der Straßburger Bahnhof in (m. B) 56
Park, der, in Brüssel (m. B.) . . . 129
Pegasus im Joche (m. B.) 179
Pest, aus den Zeiten der 211
Pestis (m. B.) 77
Peterwardein (m. B.) 100
Pfeffer, der 311
Philoe, Umgegend von (m. B.) . . 212
Pierre St. (m. B.) 245
Pilgermuscheln, Ursprung der . . . 391
Piroguen (m. B.) 268
Platane von Smyrna (m. B.) . . . 49
Plataſtrom, der (m. B.) 217
Pſalm, Ruinen von (m. B.) . . . 67
Prebischthor, das (m. B.) 205
Pressburg (m. B.) 76
Prospektus 2
Puritanerhochzeit, die (m. B.), Erz. . 153
Pyrenäen, aus den (m. B.) 71

Quiteinbianer (m. B.) 239

Raphael (m. B.) 381
Raubmöre (m. B.) 272
Reiseabenteuer, ein, in Texas . . . 141
Reiseſchilder aus dem Norden I. II. 326. 406
Reise im Centralamerika (m. B.) . . 51
Reise in Südamerika (m. B.) . 369. 387
Rehsich (m. B.) 401

Rhinozeros, das (m. B.) 97
Rio de La Plata (m. B.) 217
Robinsonbaum (m. B.) 237
Rosenkränze, die, der Orientalen . . 359
Rückkehr zur Schule (m. B.) . . . 207
Ruinen von Pästum (m. B.) . . . 67

Sächsische Schweiz I. II. (m. B.) 195. 204
San Lee (m. B.) 140
Salz, das, des Meeres 375
Salzwüsten, californische 258
Sarkat, Todtenleuchte in (m. B.) . . 157
Schaafschur, die (m. B.) 55
Scampagnata, die 127
Scenar, Umgebungen von (m. B.) . 237
Scene am Ufer des Nil (m. B.) . . 212
Schakaljagd, die 314
Scharfsinn eines Wilden 368
Schreveningen 110
Schiffbau, der, I. II. (m. B.) . . 27. 123
Schiffbruch, ein, an der Küste der Bretagne 106
Schiffbruch, ein, im mittelt. Meer . . 182
Schlafen, das 291
Schloß und Schlüssel, arabische (m. B.) 88
Schneetanz, der (m. B.) 216
Schneemann, der (m. B.) 377
Schongauer, Martin (m. B.) 131
Schuld, die heilige (m. B.), Erz. . . 385
Schwanzmenschen, die 355
Schwarz und weiß 315
Siamesen 305
Sierra Nevada (m. B.) 12
Sklavenmarkt in Neu-Orleans . . . 14
Smyrna, die Platane von (m. B.) . . 49
Sommer, der (m. B.) 209
Sphinx, die, im pariser Museum (m. B.) 281
Straßburger Bahnhof (m. B.) . . . 56
Strohhut, der (m. B.) 3
Südliche Reisebilder I. II. . . 3. 8. 401

Tegnér (m. B.) 301
Temperatur der Monate 368
Teros, Reiseabenteuer in 141
Thal von Meyringen, das (m. B.) . . 148
Thee, der (m. B.) 342
Thunser, auf dem (m. B.) 199
Thurm, der, der Winde, in Athen (m. B.) 245
Ticuna (m. B.) 388
Tigris, kaltes Wasser des 40
Tizian Vecelli (m. B.) 283
Todtenleuchte, die, von Sarkat (m. B.) 157
Toledobrücke in Madrid (m. B.) . . 221
Tortuga, Insel (m. B.) 324
Tracht in Chili (m. B.) 228
Trappe, La, Kloster (m. B.) 233
Trauer, Farben der 327
Trinken, Nationelles im 347
Tscha-hu-Tsack 114

Ufer des Nil, Scene am (m. B.) . . 212
Ungarische Nationaltrachten (m. B.) . 101
Usumiasinta, Rio (m. B.) 52

Digitized by Google

	Seite
le (m. B.)	151. 384
uez (m. B.)	228
g (m. B.)	259
eines Dampfboots (m. B.)	260
auf dem	34
ala (m. B.)	167
Leonarde da (m. B.)	42
lena, Schloß (m. B.)	192
Wasserspinne (m. B.)	255
Wasserwerg (m. B.)	40
Weinlaube von Hampton Court (m. B.)	13
Wilhelmsthor in Charlottenburg (m. B.)	36
Windthurm in Athen (m. B.)	245. 253
Winterwohnung in Kamtschatka (m. B.)	373
Winter im Norden (m. B.)	1
Wohlthat, die erste, Erz.	311
Wolle, die (m. B.)	327
Yaguas, die indischen (m. B.)	389
Zähne, die	304
Zeiten der Pest, aus den	211
Zimmt, der (m. B.)	295
Zucker, der (m. B.)	404
Zweizahn, der (m. B.)	160
Zwischen den Zähnen des Löwen	39

Sachregister.

Unterhaltung.

Erzählungen und Abenteuer.

uer in Californien 120; Abenteuer mit einem Panther 110; Abenteuer des Ranger 118. Aus den Lasten 30; Aus den Zeiten der Pest 211; Christoval. Don Tadeo 139; Ehrjagd 126; Ehrenpunkt 68; Einer gegen vier 67; Eisenkopf, der 198; Flucht aus Gorarengefangenschaft 37; Frau des indischen Jägers 10; Frucht, die gestohlene 149. Holländische Geschichte 171; König Hirsch 24; Jagdabenteuer 54; Kriegsfuhr, die 116; Onkel, der, aus Amerika 45; Paradiesvogel, der 33; Purpuranerhechzeit 153; Reiseabenteuer in Texas 141; Schiffbruch an der Küste der Bretagne 166; Schiffbruch im mittel. Meere 182, Schuld, die heilige 385; Strohhut, der 3; Tscha-hu-Tlak 114; Wohlthat, die erste 311; Zwischen den Zähnen des Löwen 39.

Belehrung.

Lebensweisheit.

r aus dem Buche der Weisheit 15. 24. 111. 227. 327. 360. 384.

Natur und Leben.

Blätter aus Natur und Leben 40. 72. 291. 303. 347. Gemeebilder: Die Jahreszeiten. Winter 3; Frühling 105; Sommer 209; Herbst 313. Eichhörnchen 265. Kleine Plächerin 175; Rückehr zur Schule 207.

Naturwissenschaft.

Bäder bei Gesunden 226; Zur Diätetik 279; Die Jahreszeiten 79; Die Lawinen: I. Schneelawinen 137; II. Eislawinen 406; Das Meer: I. Das Leuchten des Meeres 373; II. Das Salz des Meeres 375; Temperatur der Monate 368.

Naturkunde.

Zoologie.

Allgemeines. Die Eier 305; Lebensdauer gefangener Thiere 379; Lebenskraft der Thiere 122.

Säugethiere. Der Bär im hohen Norden 131; Die beiden Hunde 84; Das Rhinozeros 97; Die Schakaljagd 314. Zwischen den Zähnen des Löwen 39.

Vögel. Adler, Geduld eines verwundeten 399; Die Bachstelze 59; Der Baltaniere ter 173; Der Gasuar 7; Rothe Dreffel 241; Der Eistaucher 125; Der Eisenbeinschnabel 297; Blaue Elster 405; Der heilige Ibis 351; Die Nashörner 272; Der Schneekauz 216; Jagd auf Seevögel auf den Farder 271.

Fische. Der erste Hering 115; Der Zweizahn 160.

Insekten u. Spinnen. Die Maulwurfsgrille 357; Die Wasserspinne 255; Cochenille 264.

Schleimthiere. Muscheln 276. 347.

Botanik.

Bäume, merkwürdige 287; Cacao 279; Caffee 391; Cochenille 264; Gummi arabicum 247; Die spanische Haselnuß 232; Der Helleborus 183; Der Kastanienbaum des Robinson 280; Der Kastanienbaum von Neuve-Celle 288; Der Lotus 399; Der Muskatbaum 375; Die Nelke 360; Die Oliven 383; Pandanus 161. Der Pfeffer 311; Die Platane von Smyrna 49; Die wohlriechenden Rosenkränze der Orientalen 359; Der Thee 342; Die Vanille 151. 384; Die Weinlaube von Hampton Court 13; Die Wolle 327; Der Zimmt 295; Der Zucker 404.

Mineralogie.

Der Arsenik 174; Californisches Gold 39; Farbstoffe 297.

Geschichte.

Weltgeschichte.

Die Belagerung von La Rochelle 355; 361; Christoph Columbus 15; Die Flagellanten 223; Geschichte vom h. Gral 234. Die Legende von St. Jago 391; Die erste Messe in Amerika 17.

Biographie.

Audubon 353; Berzelius 306; Ginlabne 22. Francis Drake 185; Albrecht Dürer 407; Giotto 22; P. Hebel 285; Leonardo da Vinci 49; Esteban Murillo 293; Ohmacht 95; Raphael 381. Retzsch 401; M. Schongauer 181; E. Tegnér 301; Tizian 283. Tschahu-Tlack 114; Velasquez 293.

Geographie.

Länder- und Völkerkunde.

Europa. Portugal: Oporto 405; Spanien: Burgos, Cathedrale von 273; Gernika, Engräfe von 156; Guadalajara 91; Haselnuß, spanische 232; Zunquera 37. Die Kriegszufuhr 116; Majorca 338; Lerenden, aus den 71; Sierra Nevada 12. Die Teledobrücke in Madrid 221; St. Jago, Legende von 391.

Frankreich. Champagner 19; Chartres, Cathedrale 113. Wilhelmsthor 36; Cholera 260; Egyptisches Museum in Paris 281; Elsaßischen Felder, die 177; Fischerfamilie aus der Normandie 121; Ham 142; Kastanienbaum des Robinson 286; La Rochelle, Belagerung von 355. 361; La Trappe 233; Notre Dame von Chalons 225, Notre Dame von Paris 169; Ohmacht 95, Onkel aus Amerika 45; St. Pantaleonskirche in Troyes 345; Salzat, Todtenleuchte 157; Schiffbruch an der Küste von Bretagne 106; Straßburger Bahnhof in Paris 56; Umgebungen von Sceaux 237.

Digitized by Google

Italien. Die Abteibrücke 108. Corsica 41; Fest der Madonna del Arco in Neapel 73; Flagellanten 223. Frucht, die gestohlene 349, Mal'aria 24; Monaco, Kaserne 81; Museum Bourbon in Neapel 111; Pest, aus den Zeiten der 211; Pestum, Ruinen von 67; San Leo 140; Scampagnata, die 127; Schiffbruch im mittelländischen Meer 182; Sciarra, Palazzo 321; Venedig 259; Vesuv 34.

Schweiz. Alpenwälder 393; Bern 65; Brienz, Markt in 89; Freiburg 201; Genfer See, Merkwürdige Bäume am 287; Gießbach 25; Lawinen 137. 406; Lüften, aus den 30; Meyringen, Thal von 148; Neuve-Celle, Kastanienbaum 288; Obsternte in der Schweiz 337; Schneemann 377; Strohhut 3; Auf dem Thunsee 199; Via Mala 167.

Deutschland. Dresden 193; Nürnberg, Frauenkirche in 9; Die sächsische Schweiz 195. 204.

Oesterreich. Carlsbad 257; Donaufahrt 57. 76. 100; Dürrenstein 54; Eger 220; Ischl 164.

Niederlande. Die Dünen 93; Hering, der erste 115; Holländische Geschichte 171; Scheveningen 110.

Belgien. Park von Brüssel 129.

Großbritannien. Doggerbank 379; Eberjagd 126; Englische Inseln des Canals 251; Hampton-Court, die Weinlaube von 13; Kensington, Palast und Garten 145; Königskuchen 249; Puritanerhochzeit 153.

Dänemark. Jagd auf Seevögel auf den Farder 271; König Hirsch, dänisches Waidabenteuer 74; Schneekauz 216.

Schweden und Norwegen. Der Bär im hohen Norden 131; Berzelius 306; Bilder aus Norwegen 58. 66; Lappland, in 406; Der Paradiesvogel 33; Tegnér 301; Wadstena, Schloß 192.

Rußland. Der Eistaucher 135; Museum der Academie der Wissenschaften in Petersburg 340; Winter im Norden 1. 3.

Europäische Türkei. Das Innere einer muselmännischen Wohnung 64.

Griechenland. Thurm der Winde in Athen 245.

Asien. Rußland. Circassien 347.

Asiatische Türkei. Asiatische Alterthümer 289; Geschichte des heil. Grai 234; Häusliche Kunst der Türken 88; Moschusmauern 347; Wohlriechende Rosenkränze der Orientalen 359; Smyrna, Platane von 49.

Arabien. Häusliche Kunst der Araber 88; Gebet einer arabischen Frau am Grabe ihres Mannes 228.

Hinterindien. Siamesen 303.

Ostindien. Pfefferernte in Amboina 312; Zimmternte auf Ceylon 296; Muskaternte 376

China. Chinesische Marionetten 268; Theernte 344.

Afrika. Egypten. Egyptische Feliahs 315; Ibis 351; Lotus 399; Scene am Ufer des Nil 212.

Algier. Flucht aus Corsarengefangenschaft 37; Negerfest in Algier 119.

Adel. Niam-Niam 355.

Westinseln. Gochenilleernte auf Madeira 264.

Amerika. 1. Nordamerika. Amerikanische Farm 248.

Grönland. An der Küste von Grönland 326.

Vereinigte Staaten. Baumwollenernte 328; Christoph Columbus 15; Ranger, Abenteuer des 118; Sclavenmarkt in New-Orleans 14; Amerikanisches Strombild 186; Tscha-ha-Thal 114.

Mexico. Abenteuer in Californien 130; Californien 291. 299; Californisches Gold 39; Californische Salzmüsten 258; Christobal, Don Taddeo 139; Pantherabenteuer 110; Reisebenteuer in Texas 141; Vanilleernte 384.

Mittelamerika. Hafen von Istapa 309; Reise in Centralamerika 51; Usumasinta 52.

2. Südamerika. Reise in Südamerika 369. 387.

Columbien. Drossel, rothe, 241; Eisenbrinschnabel 297.

Venezuela. Cacaoernte in Carracas 280.

Neugranada. Reise in Neugranada 329.

Ecuador. Aguatetros 104; Chimborazo 5; Diebscapelle 82; Indianer in der Umgegend von Quito 289.

Peru Reise in Südamerika 369. 387.

Bolivia. Indische Conibos 128.

Chili. Trachten in Chili 228.

Laplatastaaten. Laplatastrom 217.

Brasilien. Jangadas 80; Gummiernte in Para 248.

Freie Indianer. Frau des indischen Jägers 10.

3. Westindien. Erste Messe in Amerika 17; Caffeeernte auf Martinique 392; Ehrenpunkt 68; Einer gegen Vier 67; Guadelup, Landschaft auf 213. 304; Tortuga, Insel 324; Zwischen den Zähnen des Löwen 39.

Australien. Neuholland. Casuarinen 7; Centralpolynesien, Reisebild aus 313 Inselgruppen. Piroguen von Neuseeland 268.

Kunst.

Baukunst.

Abteibrücke in den röm. Staaten 108; Bauhof, Straßburger, zu Paris 56; Carthäuser von Burgos 273; Chorschluß der Cathedrale von Chartres 113; Eger 22 Frauenkirche in Nürnberg 9; Guadalajara 91; Kensington-Palast 145; Kirche des h. Pantaleon in Troyes 345; Museum der Academie der Wissenschaften Petersburg 340; Museum Bourbon Neapel 111; Notre-Dame von Chalons 225; Notre-Dame von Paris 169; Pestum, Ruinen von 67, Schloß Hatzfeld 143, Schloß Wadstena 192; Thurm der Winde in Athen 245. Todtenleuchte von Sariat 157; Toledobrücke in Madrid 221; Wilhelmsthor in Chartres 36.

Bildhauerkunst.

Assyrische Alterthümer 289; Cholera 260. Dürer's Standbild von Rauch 408; Egyptisches Museum 281; 2. Ohmacht 95 M. Schongauer 131.

Malerei.

Cimabue 22; Dürer 407; Galerie Sciarra in Rom 321; Giotto 22; Murillo 293 Raphael 381; Rethel 401; Schongauer 131; Tizian 283; Velasquez 293, Vinci, Leonardo da 49.

Poesie.

Hebel 285; Pegasus im Joche 179; Tegnér 301.

Handel und Wandel.

Agricultur, Technik, Weltverkehr.

Cab 48; Champagner 19; Häusliche Kunst der Araber und Türken 88; Jangadas 88; Piroguen 268; Schiffbau 27. 123.

Producten- und Haushaltungskunde.

Cacao 279; Caffee 391; Cochenille 264; Farbstoffe 297; Für die Frauen I–VI. 31. 62. 98. 134. 162. 206; Gummi 247; Haselnuß 232; Holzschlag in der Via Mala 167; Muskat 375; Reife 360; Pfeffer 311; Schaafschur 58; Thee 342; Vanille 151. 384; Wolle 327. Zimmt 295; Zucker 404.

Digitized by Google

Digitized by Google

JAN 1 3 1943

Digitized by Google

Digitized by Google